


HARVARDIANAE
VE
RI
TAS

Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben

von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1900.



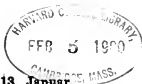
Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1900.

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1900.

A. Originalartikel:

B. Recensionen:



Gotha, 13. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **Aristophanis Ranae.** Cum prolegomenis et commentariis edidit **I. v. Leeuwen.** Lugduni Batavorum, apud A. W. Sijthoff. XX u. 227 S. gr. 8. Fl. 3.60.

Die Einleitung orientiert in drei Abschnitten 1) über die Veranlassung und den Stoff der Frösche, wobei zugleich über die angebliche doppelte Rezension der Komödie gesprochen wird, 2) über andere Stücke, welche ebenfalls die Unterwelt zum Schauplatz, oder den Dionysos und andere Götter zum Gegenstand hatten. Der dritte Abschnitt soll uns den Dichter als „Weltschmerzler" und Pessimisten vorführen, welcher das Publikum mit seinem Humor nur über das Elend der Gegenwart hinwegtäuschen will. — Wodurch diese, an verschiedenen Stellen wiederkehrende Meinung in unserem Stück gerechtfertigt werden könnte, vermag ich nicht einzusehen. Dabei klingt es aus den Worten des Herrn Verfassers immer heraus, als wäre Aristophanes zur Zeit der Abfassung der Frösche schon alt gewesen. Zwar spricht er vorsichtigerweise nur von einer „maturior

aetas", aber die Eigenschaft, die er dem Aristophanes als Folge davon zuschreibt (z. B. S. XVII), paſst doch gewiſs nicht auf einen Mann in der Vollkraft seiner Jahre, der nach der gewöhnlichen Annahme noch nicht das vierzigste Jahr erreicht hatte. Da wird man doch nicht vom „Schwanengesang" reden, noch dazu da unser Dichter fast noch zwei Jahrzehnte gedichtet hat. Und wenn er einen guten Tragiker aus der Unterwelt holt, um den Staat zu retten, ist das doch nichts anderes, als Eupolis gethan hat, welcher die alten Staatsmänner aus der Unterwelt citierte, damit sie gute Ratschläge erteilten! Der Dichter sucht Hilfsmittel auf, wo er sie findet, in den Wolken, wie im Äther, wie im Hades: nihil humani a se alienum putat — und darüber hinaus! Wie hier der Verfasser nach meiner Ansicht mehr hineingelegt hat, als vom Dichter beabsichtigt ist, so findet er auch S. XIII – XIV Nr. 6 in einigen Noten, die man etwa so deuten kann, Grund genug die Zeit der Aufführung der Demen des Eupolis in das Jahr 414 zu verlegen. Die Handlung des Stückes soll in Sicilien begonnen haben, aber dann in Attika weitergegangen sein. Diese Nephelokokkygia erstreckt sich bei dem Verfasser so weit, daſs er gern die vv. 1416—1466 der Frösche als aus den Demen interpoliert hinstellen möchte (S. XII), er weiſs sogar, wem er die einzelnen in den Mund legen soll, aber er verzweifelt doch daran, dies auch andern als etwas Reales glaublich zu machen. In den Anmerkungen zu den Versen der Unterweltscene taucht diese Vermutung auch immer wieder einmal auf. Ich frage mich, wenn ich dergleichen lese: was ist der Gewinn, den die Wissenschaft daraus zieht? Auf solchen vagen Möglichkeiten weiterzubauen, geht doch nicht an. Es ist also bei günstigster Beurteilung nur als ein Wechsel auf die Zukunft anzusehen, von dem es äuſserst zweifelhaft ist, ob er je eingelöst wird. Vielleicht findet sich einmal durch einen glücklichen Fund Bestätigung dieser Ansicht, und dann will der Herr Verfasser, wenn er es erlebt, mit Stolz erklären: „das habe ich zuerst ausgesprochen", das ist alles!

Es ist in den Prolegomena noch mehreres, was zum Widerspruche reizt, zumal es mit groſser, durch die Begründung nicht berechtigter Zuversicht vorgetragen wird, aber wir wollen dies der Begeisterung des Herrn Verfassers für seinen geliebten Aristophanes zu Gute halten, und uns den übrigen Teilen der Ausgabe zuwenden.

Da ist zuerst im Personenverzeichnis eine Willkür zu verzeichnen. Aiakos ist verschwunden und an seine Stelle ein θυρωρὸς Πλούτωνος ge-

treten. Nun mag ja der Name nicht vom Dichter herstammen (worüber E. Hiller im Hermes Bd. VIII, 479 ff. zu citieren gewesen wäre), aber in den Hss. steht doch auch *θεράπων* oder *οἰκέτης Πλ.*, warum gerade *θυρωρός*? Glaubt der Verfasser damit die Hand des Dichters hergestellt zu haben? Es ist offenbar auch hier nur die Sucht, etwas Neues zu geben, was bei dieser an und für sich ziemlich gleichgültigen Sache die Änderung hervorgerufen hat.

Eine Neuerung im Texte sind die mancherlei scenischen Bemerkungen, die nicht in den Anmerkungen, sondern bei den Namen der handelnden Personen gegeben sind. Die meisten mögen richtig, andere wahrscheinlich sein, aber manche sind auch bedenklich. Immerhin sind sie dankenswert für den Leser, dem so die Scene immer anschaulicher ist, als wenn er jedesmal in den Noten nachsehen mufs. — Vom Text und Kommentar will ich nur einiges bemerken: letzterer läfst oft nicht recht erkennen, für welche Stufe der Aristophanesleser er bestimmt ist, z. B. v. 146 zu *ἀείνων* oder 936 zu *θεοῖσιν ἐχθρός* u. s. w. Auch 179 klingt die Anmerkung zu *χρηστὸς καὶ γεννάδας* bedenklich, wo versichert wird „pro meritis suis laudatur (der Sklave) Xanthias, non pro natalibus aut condicione". — Ob das wohl schon jemand im Ernst geglaubt hat oder glauben wird? Und wozu die Anmerkung überhaupt, da *χρηστός* doch zunächst von braven Leuten und erst übertragen auch von „Edlen" gesagt wird? Er führt ja selbst für *γεννάδας* v. 640 und 739 und ferner 1011 an, wo *χρηστὸς καὶ γενναῖος* im gleichen Sinne vorkommen! Sollte Blaydes die Ursache sein? — Ferner ist die sehr buntscheckige Note (v. 202) über *ἔχων* = „fortwährend" nicht einmal für Aristophanes vollständig in der Aufzählung der Beispiele (vgl. meine Bemerkung zu Aristophanes Wolken 131).

Über die Elision am Schlusse des Trimeters wäre (zu v. 298) vor allem G. Hermann, Zschr. f. A. 1838, Nr. 27, S. 838 und C. Fr. Müller (Besprechung von I. Rumpel, De trimetri Gr. exitu. Progr. Insterburg 1872), Phil. Anz. IV S. 590 f. zu nennen. Müller führt ausdrücklich an, dafs Aeschylus und Euripides sie vermeiden, und dafs es auch von den Alten als eine äufserst seltene und nur auf wenige Fälle beschränkte, kühne, ja fast regelwidrige Neuerung des Sophokles angesehen worden ist, *ὥστε καλεῖσθαι τὸ εἶδος Σοφόκλειον*. Dafs sie aber, wie Müller behauptet, bei Aristophanes wohl nur parodierend vorkommt, ist mir sehr unwahrscheinlich.

Doch ich will die Besprechung nicht weiter ausdehnen, sondern nur noch ausdrücklich hervorheben, dafs die Ausgabe durch die Frische und Anteilnahme erfreut, mit der sie abgefafst ist, und dafs aus diesem Grunde auch wohl die kleinen Anstöfse herstammen, welche oben erwähnt sind. Druck und Papier sind gut, ersterer auch wohl beaufsichtigt, so dafs nur leichte Versehen noch zu verbessern sind.

Weimar. **O. Kaehler.**

---

2) **P. Jahn, Die Art der Abhängigkeit Vergils von Theokrit.** Jahresbericht des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin, 1897—1899. 29, 25 und 36 S. 4.

Jahn hat in drei Programmen (deren letztes im Titel noch den Zusatz: „und anderen Dichtern" hat) unter Benutzung von Vorarbeiten (auch von Cartaults nach dem ersten der Programme veröffentlichter Étude sur les Bucoliques de Vergile) die für die I.—III., V. und VII.—X. vergilische Ekloge in Betracht kommenden Stellen Theokrits und lateinischer Dichter (namentlich Catulls und der Dirae) fleifsig und übersichtlich (teils durch Paralleldruck, teils in Tabellen) zusammengestellt. Die Arbeitsweise Vergils charakterisiert J. (vgl. z. B. 1897, S. 24) in einer meines Erachtens überzeugenden Weise dahin, dafs V. zunächst einem theokriteischen Idyll das Thema und — durch freie Übertragung — gewissermafsen das Gerüst einer Ekloge entnahm und dann Parallelstellen aus anderen theokriteischen und auch lateinischen Gedichten heranzog.

Vielfach (vgl. 1897, S. 19 und 1898, S. 10) erscheinen die nachgeahmten Verse in derselben Reihenfolge bei Theokrit und V.; dies führt J. unter den Beweisen dafür an, dafs V. nicht in freier Erinnerung an sein Vorbild aus einem Gusse dichtete, sondern mit Hilfe eines Theokrit-Exemplars arbeitete. Die Heranziehung von theokriteischen Parallelstellen läfst J. an die Benutzung eines Kommentars denken (vgl. 1898, S. 12 und 24 f.). Nimmt man dazu noch die Absonderlichkeiten und Unklarheiten, die sich bei dieser Kontamination ergeben (vgl. 1897, S. 13 über III, 97: Damötas als Ziegenhirt, S. 13 und 18 über die vitula als Kampfpreis, 1898, S. 17 über II, 56 - 62 und III, 60—63, S. 21 über VIII, 58), bedenkt man ferner die geringe Zahl und den geringen Wert (1897, S. 21) eigener Zuthaten Vergils, so dürfte es zweifelhaft sein, ob betreffs der Eklogen dem Satze Jahns beizustimmen sei (1898, S. 11): „Es konnte

aber nur ein grofsartig veranlagter Dichter auf diese Weise etwas wirklich Wertvolles schaffen."

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

3) **S. Aureli Augustini Epistulae.** Recensuit et commentario critico instruxit **Al. Goldbacher.** Pragae, Vindobonae, F. Tempsky. Lipsiae, G. Freytag, P. I. MDCCCLXXXXV. P. II. MDCCCLXXXXVIII. 125 und 746 S. 8. fl. 1.80 u. fl. 10.80.

Schon ein flüchtiger Blick in den neuen kritischen Apparat zeigt, wie wenig man Anlafs hat, sich bei dem Texte der älteren Ausgaben der Briefsammlung Augustins zu beruhigen, auch wenn sie sonst gut angeschrieben sind, wie das hier thatsächlich der Fall ist. Zwar begegnen auch in dieser neuen Sammlung einige Briefe, die nur aus einem älteren Codex oder nur aus wenigen ganz jungen Handschriften oder gar nach den gedruckten Ausgaben herausgegeben werden mufsten, allein das sind doch unter den 123 Nummern dieser beiden Teile der Wiener Ausgabe nur ganz vereinzelte Erscheinungen, während für die Hauptmasse ein stattlicher Apparat beschafft wurde, der es fast überall ermöglicht, den Text in enger Anlehnung an die handschriftliche Überlieferung ohne schwierige Gewaltkuren herzustellen. Die Codices gehören meist dem 9. bis 13. Jahrhundert an, enthalten aber, wie schon aus den erwähnten Einzelheiten zu schliefsen, nicht alle die gleiche Summe der Epistulae, sondern variieren in ihrem Bestande auf mannigfache Weise. Es ist z. B. Nr. 39 aus 17, Nr. 40 aus 18, Nr. 41 aus 9, Nr. 42 aus 2, Nr. 43 aus 5 Mss. gegeben. Gelegentlich treten auch wohl die Textesquellen aus andern Werken Augustins (Retractationes) und den Auszügen (Eucherius) sowie aus den Schriften seines Korrespondentenkreises (Hieronymus, Paulinus von Nola) hinzu, denen bei den Citaten aus der heiligen Schrift noch die Überlieferung der Septuaginta und der lateinischen Vulgata hinzuzufügen ist. — Der Kommentar enthält die wichtigsten Varianten in peinlich genauen Angaben, auch an minder gefährdeten Stellen. Bei der Festsetzung des Textes bewährt Goldbacher eine glückliche Hand in der Entscheidung über die richtige Lesart und weifs meist mit kleinen Mitteln etwaige Schäden zu begleichen. Ergänzungen wie p. II, S. 124, 21 durch *usus* sind äufserst selten und dann doch mit einiger äufserer Wahrscheinlichkeit vorgeschlagen. An einigen Stellen desselben Teiles glauben wir von der Redaktion des Herausgebers abweichen zu sollen, z. B. S. 1, 14, wo wir *laetissimi*

(st. *laetissime*) nach bekanntem Sprachgebranch lesen; ferner S. 176, 5, wo uns *anathemizandas* (*anathemandas* Goldh.) genügend beglaubigt erscheint. S. 201, 16 möchten wir *deliniatis* his *elementis* als Interpolation einklammern, ferner S. 208, 12 *contra* vor *bonos* mit einigen Codd. wiederholen. S. 233, 9 versuche man es einmal mit nnserem Vorschlage *in inquinata etiam domo*, der sicher die Elemente der äufseren Überlieferung besser ausnutzt als Goldbachers *in eadem domo*. S. 372, 20 stimmen wir für *prolixius* und auf der folgenden Kolumne Z. 22 für des Herausgebers Vorschlag im Kommentar *etiam haec*. S. 396, 9 hat des Herausgebers *participaret* keine äufsere Wahrscheinlicbkeit; wir nehmen nach den edd. *partirer* (*excellentiae tuae*) wieder auf. S. 427, 23 verdient das *statueres* der Ausgaben den Vorzug vor *statueris*. S. 444, 10 ist *oportere* zu gewaltsam aus *oportet* geändert; es genügt das leicbtere *oportet et*. S. 627, 4 bat der Herausgeber mit der Konjektur *in hoc titulo gloriae* (*gloria* die Codd.) . . . *vincunt* sich unnötige Arbeit gemacht, da *gloria* als Instrumentalis zu *vincunt* gefafst einen recht guten Sinn giebt.

Hoffentlich versetzt uns der Herausgeber bald in die angenebme Lage, über die folgenden Teile der Korrespondenz Augustins berichten zu können. † †

---

4) **Henr. Herkenne, De Veteris Latinae Ecclesiastici capitibus** I—XLIII. Una cum notis ex einsdem libri translationibns aethiopica, armeniaca, copticis, latina altera, syro-hexaplari depromptis. Scripsit H. H. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1899. VII nnd 268 S. ℳ 7.

Ein Teil dieses Bnches diente als Dissertation zur Erlangung der Würde eines tbeologischen Doktors. Die Fakultät ist zn beneiden, welcbe solche Arbeiten empfängt und — zn benrteilen vermag. Gehört doch dazu aufser der Beherrschung der auf dem Titel genannten Sprachen noch vieles andere. Referent kann nur über einige Seiten der Arbeit Bericht erstatten. Ihr Hanptzweck ist, das Verhältnis der altlateinischen Übersetzung des Ben-Sira zu den übrigen Zeugen desselben, namentlicb dem griechischen und syrischen Text aufznklären. Mit welcher Umsicht diese Untersuchung geführt ist, mag zunäcbst die Tbatsache zeigen, dafs der Verfasser aus einem 1581 gedruckten Werke für eine ganze Reibe von Stellen, die bisher nur lateinisch bekannt und deshalb verdächtig waren,

eine griechische Fassung nachzuweisen vermochte. Es ist dies das nur von Bretschneider für einzelne Lesarten angeführte, von Gesner mit lateinischer Übersetzung herausgegebene Florilegium: „Loci communes ... septentiarum ... ex authoribus Graecis plus quam trecentis congestarum per Ioannem Stobaeum et veteres in Graecia monachos Antonium et Maximum (Francfurti 1581).“ Durch seine Untersuchung kommt er zu dem Ergebnis, dafs die lateinische Übersetzung zwar auf unserem gewöhnlichen griechischen Texte ruhe, genauer aber auf einer nach dem hebräischen Original verbesserten Bearbeitung desselben (S. 11 „Nititur ergo V. L. textu vulgari Graeco ad textum Hebraicum alius recensionis Graece castigato“). Soeben ist in Cambridge für einen grofsen Teil der hier behandelten Kapitel das neuaufgefundene hebräische Original herausgegeben worden und bestätigt das Ergebnis an nicht wenig Stelleu, z. B. gleich au der ersten, wo man es kontrollieren kann 3, 25 (27). Der im gewöhnlichen griech. Text fehlende Zweizeiler: „Wer keine Augäpfel hat, sieht nichts, und wer keinen Verstand hat, begreift nichts“, findet sich auch in diesem hebräischen Texte, allerdings nicht wie im Lateiner hinter V. 24, sondern wie im Syrer hinter V. 27. Welche Umsicht im einzelnen bei dieser Untersuchung nötig war, möge an zwei Beispielen erhärtet werden. In 24, 21 (15) rühmt die Weisheit von sich, sie sei

ὡς χαλβάνη καὶ ὄνυξ καὶ στακτή,
καὶ ὡς λιβάνου ἀτμὶς ἐν σκηνῇ.

An dieser Stelle hat noch keiu Mensch Anstofs genommen. Statt der gesperrt gedruckten zwei Worte bietet der Lateiner Libanus non incisus, und derjenige Gelehrte, der bisher dieser Übersetzung die sorgfältigste Untersuchung zu teil werden liefs, Thielmann in Landau, schlug vor statt *non incisus* zu lesen *incensus*, und der neueste protestantische Bearbeiter Ryssel (in dem Kautzsch schen Apokryphen-Werk) hat das angenommen. Umgekehrt fordert unser Verfasser auf Grund des Lateiners im Griechischen zu lesen *λίβανος ἄτομος* und belegt aus Discorides, dafs der beste Weihrauch eben der *ἄτομος* sei. Ebenso sorgfältig ist das Verhältnis zur syrischen Übersetzung untersucht. Der eben genannte Gelehrte (Ryssel) hebt als besonders instruktiv die Stelle 34, 10 hervor, wo der Syrer die Lesart *δριςμοῦ* vertrete, während das ursprüngliche und richtige Textwort *δρκισμοῦ* sei; der Syrer sei also hier von einem verderbten Griechen abhängig. Wiederum zeigt Herkenne, dafs nicht blofs der Altlateiner, sondern auch der Armenier und die syrische Hexapla *δρισμοῦ* habe, und

dafs das richtig ist, wird durch das jetzt aufgefundene hebräische Original bestätigt. Dafs nicht alle Einzelheiten gleich gelungen sind, ist selbstverständlich. Unbegreiflich ist z. B., dafs der Verfasser 34, 20, wo der Grieche φυλακή, der Lateiner *deprecatio* oder *et precatio* hat, ein hebräisches Wort sucht, das beiden entsprechen solle, während doch schon Thielmann, was unserem Verf. entgangen zu sein scheint, in *precatio* einfach eine Verderbnis aus *praecautio* sehen lehrte. Diese Beipiele werden genügen, zu zeigen, dafs wer methodische Textkritik lernen will, an dieser Arbeit eine vortreffliche Anleitung hat. Mit Recht sind diese Erstlingsstudien dem Dr. Seb. Euringer gewidmet, der selbst einst den Massoratext des Koheleth in ähnlicher Weise kritisch untersuchte „fautori suo benevolentissimo ac liberalissimo.“ Dafs ein so kostspieliger Druck (lateinisch, griechisch, hebräisch, syrisch, armenisch, koptisch, äthiopisch), der nur auf einen verhältnismäfsig kleinen Käuferkreis rechnen kann, nicht geringe Mittel erfordert, begreift sich. Aber sehr geschickt trifft es sich, dafs eben jetzt, wie schon bemerkt, zu einem grofsen Teil der hier behandelten Kapitel der hebräische Text gefunden wurde. Zum Studium des letzteren ist diese Untersuchung ein vorzügliches Hilfsmittel. — Wir hoffen, dem Verf. auf diesem Gebiet noch mehr zu begegnen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

5) **Giuseppe Civitelli, I nuovi frammenti d'epigrafi greche relative ai ludi Augustali di Napoli.** Memoria letta all' Accademia di Archeologia, Lettere e Belle Arti nelle tornate dei 19 et 28 dicembre 1893. Napoli, Tipografia della regia università, 1894. 82 S. gr. 4.

In Neapel kam bei den Arbeiten für den seit der grofsen Choleraepidemie durchgeführten „risanamento“ in der Via della Selleria an einer Stelle, wo man die Stätte des antiken Gymnasiums vermutet, eine beträchtliche Menge von griechischen Inschriftfragmenten zum Vorschein, die Siegerverzeichnisse von Agonen verschiedener Art enthalten. Nachdem dieselben schon in den „Notizie degli scavi“ 1889 und 1890 publiziert worden waren, machte sie Civitelli zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung, die uns erst in diesem Jahre zur Besprechung zuging.

Dafs diese Fragmente sich auf die Augustalia von Neapel beziehen, ergiebt sich durch die Vergleichung mit der Ehreninschrift für T. Flavius

Euanthes, der einen Sieg errang in den Ἰταλικὰ Ῥωμαῖα Σεβαστὰ Ἰσολύμπια (I. G. Sic. et It. 748). Zu erklären ist in den neugefundenen Bruchstücken (Z. 4) zunächst der auch sonst vorkommende Terminus ΔΙΑΠΑΝΤΩΝ. Die Erklärung von Boeckh wird vom Verf. S. 9 als „tanto falsa quanto superficiale“ bezeichnet. Boeckh (und später Minervini) verstanden darunter, „hunc inter omnes victores esse praestantissimum iudicatum, victorem inter victores“ (C. I. G. n. 1585; jetzt C. I. G. Sept. I, 1773), und wenn Kaibel, I. G. Sic. et It. n. 1111 sagt: „in his vero titulis significat (διαπαντων) necessario vicisse illum omnia poëseos genera“, so nimmt er offenbar für die anderen Fälle, wie Nr. 737, Boeckhs Erklärung an. Nach Civitelli (S. 13) bezeichnet der διὰ πάντων ἀγών den letzten ἀγών, wie nach der gleichen Inschrift (C. I. G. 1585) der προσοδίου ἀγών der erste ist, und zwar schliefst er aus der Höhe der Preise in einer Inschrift aus Aphrodisias in Karien (C. I. G. 2758), dafs der ἀγὼν διὰ πάντων den andern Agonen nicht übergeordnet, sondern, wenn nicht untergeordnet, so doch im besten Falle gleichgestellt gewesen sei. Dies ist aber auch das einzige positive Zeugnis, das gegen Boeckhs Deutung spricht.

Nach Civitelli bezeichnet, so eigentümlich uns auch der Ausdruck anmuten möge, ΔΙΑΠΑΝΤΩΝ einen Künstler, gerade wie ποιητής, ἐγκωμιογράφος, χοροκιθαρεύς, πυῤῥίχης u. s. w. Er möchte besonders wegen Lukian. π. ὀρχήσ. 32 an pantomimische Tänze denken, also διαπάντων fassen im Sinne von ὀρχηστής oder ὄρχησις und nimmt § 67 der gleichen Schrift: οὐκ ἀπεικότως δὲ καὶ οἱ Ἰταλιῶται τὸν ὀρχηστὴν παντόμιμον καλοῦσιν zuhilfe. Was hierbei Verf. S. 18 f. über Bildung und Anwendung des Wortes *pantomimus* sagt, ist kaum zutreffend. Äufserst kühn ist die Vermutung, Pylades, der nach Athen. 630 d die Ἰταλικὴ ὄρχησις durch Kontamination des komischen, tragischen und satirischen Tanzes schuf, werde in seinem σύγγραμμα περὶ ὀρχήσεως etwa geschrieben haben διὰ πάντων μιμεῖται ὁ ἰταλικὸς ὀρχηστής, daraus sei ὀρχηστὴς διὰ πάντων μιμούμενος und schliefslich nach Weglassung des Überflüssigen διὰ πάντων entstanden. Für die Ellipse verweist Verf. auf *secundarum* (sc. *partium histrio*) in einer pompejanischen Inschrift CIL X, 814. Schliefslich führt er die Entstehung dieses Ausdruckes direkt auf Pylades und Bathyllus, die beiden wohlbekannten Höflinge des Augustus, zurück. Eine feste Handhabe fehlt diesen Vermutungen. Für den Verf. freilich ist die Identifikation von διὰ πάντων mit *panto-*

mimus „sicurissima“; ihm scheint auch die Etymologie von *pantomimus* nun klarer, da die Herleitung von πάντα μιμεῖσθαι zu allgemein sei (S. 22), ferner sei jetzt erklärt, warum in den Siegerlisten der so beliebte Pantomimus nicht erwähnt sei, und schliefslich ergebe sich, dafs der Neapolitaner seine lebhafte Gestikulation vom Pantomimus geerbt habe. Doch das sind trotz des aufgewandten Scharfsinnes alles unsichere, zum Teil unhaltbare Vermutungen, denen gegenüber ich einfach daran erinnere, dafs der von Civitelli auf den spezifisch römischen Pantomimus gedeutete Ausdruck διὰ πάντων sich schon in einem Fragmente des Kratinos (frg. 151 Kock) findet, und dafs nach Ausweis der Inschrift von Thespiai (C. I. G. Sept. I, 1773) ein und derselbe Konkurrent als Dichter von προσόδια und im Agon διὰ πάντων siegt. — Richtiger scheinen mir des Verf. Auseinandersetzungen über den εἰσελαστικὸς ἀγών (S. 28—32) und ansprechend die Vermutung, der Münztypus, in welchem die Siegesgöttin einen Athleten bekränzt, dürfte als *„iselasticus“* zu betrachten sein (S. 30 Anm. 3). — Als Anfängerarbeit verrät sich die Abhandlung durch den entschuldbaren Fehler, dafs der Verf. keiner Frage glaubt aus dem Wege gehen zu dürfen, auch wenn sie abseits von seinem Thema liegt. Dadurch entstehen, da er alles gründlich behandeln will, ohne irgend eine Schwierigkeit unerörtert zu lassen, mitunter Ausführungen von lästiger Breite, z. B. S. 23 Anm. 2 über neapolitanische Gestikulation und den trunkenen Faun aus Pompeji und S. 34 Anm. 2 über Verg. Aen. 5, 288 f.

Der II. Teil, betitelt „L'Agone equestre a Napoli — L' ἆθλος κρίσεως“ ist im wesentlichen epikritischer Natur und befriedigt eher als der I. Teil. Verf. behandelt hier die von den Lokalforschern oft erörterte Frage, ob Neapel als römische Kolonie einen ἵππιος ἀγών gehabt habe oder nicht. Civitelli geht aus von I. G. Sic. et It. 754 Z. 2. *ΣΕΒ. ΚΡΙΣ. ΙΙΛΝΚΡ.*, um eingehend die von Ignarra versuchte und von Franz C. I. G. 5807 angenommene Erklärung als unhaltbar zu erweisen. Aber auch Kaibels Vorschlag, die Worte aufzulösen Σεβαστοῦ oder Σεβαστῆς κρίσεως und an einen vom Kaiser gestifteten oder verteilten Preis zu denken, wird S. 40 angefochten, und in der That ist diese Erklärung nicht zu halten ohne die Vornahme gewaltsamer Ergänzungen in anderen Inschriften; jedoch wäre es nicht nötig gewesen, Kaibel in so schulmeisterlichem Tone zurechtzuweisen, wie das Verf. thut. Um selber zu einer Erklärung zu kommen, geht er aus von den ταγματική-

σαντες, wie wir sie C. I. G. 245 und I. G. Sic. et It. 748 im Gegensatz zum νικήσας, dem eigentlichen Hieroniken, finden. Er untersucht die Fälle, wo ἑλλανοδίκαι in die Lage kamen, eine κρίσις zu fällen und findet, dafs, wenn es zu einem Entscheidungskampfe kam, dieser ἆθλος κρίσεως hiefs. Die Worte Σεβ. κρίσ. παγκρ. können also nichts anderes heifsen als „nelle Augustali (vinsero) nol pancrazio decisivo (Serapione ecc.)" (S. 50). — Civitelli glaubt, dafs dieser hippische Agon in Neapel seit den Zeiten des Augustus existierte und stützt sich hierbei nicht auf Urkunden, sondern auf Schriftstellerzeugnisse. Sodann zeigt er, dafs in Neapel alle Arten dieses certamen equestre vorkamen, und dafs diese Spiele im Hippodrom stattfanden, das zum Gymnasion in Beziehung stand.

Dem Gymnasion und den ludi augustales in Neapel ist der III. Teil (S. 55—82) gewidmet. Hier bietet uns Civitelli u. a. eine sorgfältige, wohlüberlegte Rekonstruktion der Inschrift Notizie degli Scavi 1890, p. 90, welche offenbar ein Verzeichnis von Siegern in den Ἰταλικὰ Ῥωμαῖα Σεβαστὰ Ἰσολύμπια enthält. Bestritten wird die Erklärung, die Kaibel, I. G. Sic. et It. 741 und 742 von ἄρξαντα τὸν πενταετηρικόν, bez. ἄρχοντα τὸν διὰ πέντε ἐτῶν τιμητικόν gab und der Ausdruck auf die Censoren bezogen (S. 60 f.). Das Resultat der Untersuchung über das Gymnasion ist unanfechtbar: als griechische Stadt mufste Neapel seit ältester Zeit ein Gymnasion haben; die penteterische Feier datiert aber erst seit der Schlacht von Actium (S. 65). Neue Fragmente (Kaibel 755 a ff.) zeigen, dafs Neapel gymnische Agone hatte mit der bekannten Scheidung der Wettkämpfer in παῖδες, ἀγένειοι und ἄνδρες, sowie dafs diese Spiele von Athleten aus aller Welt besucht zu werden pflegten. In der Beantwortung der Frage, wie lange diese Spiele erhalten geblieben seien, kommt Civitelli nach weitschweifiger Polemik gegen Ignarra zu dem Ergebnis, dafs sie mit der Verleihung des Jus coloniae Romanae an Neapel nicht aufgehört haben, sondern dafs Neapel immer an den Gewohnheiten einer griechischen Stadt festhielt (S. 75). Nach dem Zeugnisse des Augustinus c. Acad. III, 16 existierte wenigstens ein Gymnasium in Neapel noch im fünften Jahrhundert. Leider ist die Freude, die man an diesen überzeugenden Ausführungen haben könnte, getrübt durch die fortwährende Polemik gegen die eigensinnigen Behauptungen Ignarras. — Noch unsicherer ist unsere Kenntnis der Konstruktion und der Lage des Gymnasiums, worüber Civitelli zum Schlufs (S. 78 ff.) kurz handelt. Es wird nicht weit von der Gegend zu suchen sein, wo in neuerer Zeit die zahl-

reichen Fragmente von Siegerinschriften zum Vorscheine kamen. Weitere Ausgrabungen dürften genaueren Aufschlufs bieten.

Zum Schlusse soll an ein paar Beispielen gezeigt werden, dafs die Arbeit trotz des vom Verfasser aufgewendeten Fleifses und Scharfsinnes und trotz seiner guten Kenntnis der älteren Spezial- und der epigraphischen Litteratur doch den Charakter eines Erstlingswerkes deutlich verrät. So weifs z. B. Civitelli nicht, dafs Lex. Seg. (bei ihm steht sogar Lex. Leg.) identisch ist mit dem Lexikon in Bekk. Anecd. I (s. S. 13). — S. 16 Anm. 2 hat er die Worte *ac ne modica quidem studia plebis exarsere* (Tac. Annal. 14, 21) gründlich mifsverstanden, indem er übersetzt ',la gioia della plebe fu senza limiti" und infolgedessen von einer „pazza gioia" der Plebs spricht. — Voreilig ergänzt er S. 24 *αφους* in I. G. Sic. et It. 775 e, 3, wozu Kaibel bemerkte „non intellego" zu *ἐγκωμιογράφους*, ohne zu beachten, dafs der Pluralis zu dem offenbar zugehörigen *Βερενεικεύς* von Z. 2 ebenso schlecht pafst wie der Accusativ. — Verf. erachtet es für nötig, uns Beispiele für die Bedeutung von *κρίσις* als Entscheidung eines Kampfes zu bieten (S. 49 Anm. 2) und wegen des Vorkommens von *γυμνασιάρχης* in einer Neapeler Inschrift, ausführlich über das Wort *γυμνάσιον* zu handeln. Der Druck ist im allgemeinen korrekt, die in den Anmerkungen verwendeten griechischen Lettern sind aber geradezu abscheulich. — Schliefslich wäre zu wünschen, dafs die Verfasser von Abhandlungen mit so zahlreichen Einzelheiten am Schlusse die Hauptergebnisse kurz zusammenfafsten.

Frauenfeld. **Otto Schulthess.**

---

6) **Otto Waser, Charon, Charun, Charos.** Mythologisch-archäologische Monographie. Berlin, Weidmann, 1899. 158 S. 8. ℳ 5.

Wie schon der Titel erraten läfst, beschränkt sich der Verfasser nicht auf den alten griechisch-römischen Charon, sondern zieht auch die Vermischung dieser Gestalt mit einem etruskischen Todesdaimon Charun und das Fortleben derselben im neugriechischen Volksglauben in den Bereich seiner Betrachtung. Es werden dabei die Vorstellungen der verschiedensten Völker von den Arten des Übergangs ins Totenreich, von den Unterweltsgewässern, vom Totenschiff durchgesprochen, dann die Gestalt des griechischen Charon in ihren verschiedenen Wandlungen sowie die Etymologie des Namens behandelt. Ein besonderes Kapitel ist der Vor-

stellung vom Fährgeld gewidmet. Dann folgt ein interessantes Kapitel über Charon in der bildenden Kunst, die ja bis in die Neuzeit herein diesen Gegenstand viel behandelt hat. Wieder auf das engere Gebiet des klassischen Altertums greift das Kapitel Charoneia zurück, d. h. Charonsörter aller Art, wo man sich eine Verbindung mit der Unterwelt dachte oder eine solche suchte. Der etruskische Charun wird als Entlehnung des griechischen Namens für einen etruskischen Todesdaimon gefafst, der im übrigen durch abschreckende Häfslichkeit und das Attribut des Hammers seine Eigenart einigermafsen gewahrt hat, aber auch mit dem Ruder vorkommt. Die Umgestaltung, die der neugriechische Charos unter christlichen, west- und nordeuropäischen und gelehrten Einflüssen erfahren hat, ist der Gegenstand des siebenten Kapitels, das uns wiederum eigentlich ein Weltbild von Volksvorstellungen vom Todesgott in Mittelalter und Neuzeit, in Poesie und Kunst vorführt. Die umfassende Litteraturkenntnis des Verfassers ist staunenswert, und die Behandlung durchweg fesselnd und anregend. Das Buch bietet eigentlich weit mehr, als der Titel erwarten läfst, es kann beinahe eine Darstellung der Vorstellungen der bedeutendsten Kulturvölker vom Tode als Allbezwinger, als Entführer und als Freund, gelten. Nur in dem kunstarchäologischen Anhang beschränkt sich der Verfasser auf eine möglichst vollständige Aufzählung der Darstellungen des Charon in der griechisch-römischen und etruskischen Kunst. Wir wünschen dem Buch zahlreiche Leser, die gewifs daraus reiche Belehrung und so viel Genufs schöpfen werden, als bei einem so unheimlichen Thema möglich ist.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

7) **J. Koch, Römische Geschichte.** Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1898. 205 S. 12. geb. ℳ 0.80.

Dieses Bändchen der „Sammlung Göschen“ können wir als Hilfsmittel für die Gebildeten überhaupt wie für den Schüler recht empfehlen. Das Büchlein verleugnet nicht den wissenschaftlichen Charakter (wie z. B. nicht selten auf eine kurze Kritik der Quellen eingegangen wird) und ist dabei im guten Sinne des Wortes populär; die Form der Darstellung ist ansprechend. Verfasser giebt nicht blofs eine fortlaufende Erzählung der Ereignisse, sondern diese werden nach ihrer Bedeutung für die Weiterentwickelung der Geschichte

Roms gewürdigt; man lernt nicht nur das Nacheinander, sondern das Ineinandergreifen der Ereignisse und Thaten, und die oft hervorgehobenen allgemeinen Gesichtspunkte regen zum Nachdenken an. In dieser Beziehung möchten wir den Darstellungen der inneren Geschichte noch den Vorzug einräumen vor denen der äufsern; namentlich ansprechend sind die zusammenfassenden Übersichten. Zur Ergänzung wird öfters Nr. 45 der „Sammlung Göschen" (Leo Bloch, Römische Altertumskunde) herangezogen.

Hanau. **O. Wackermann.**

8/9) **Friedrich Stein, Die Völkerstämme der Germanen nach römischer Darstellung.** Schweinfurt, Ernst Stoer, 1896. 103 S. 8. ℳ 1.80.

Derselbe, Die Stammsage der Germanen und die älteste Geschichte der deutschen Stämme. Erlangen, Fr. Junge, 1899. VIII u. 80 S. 8.

Die Angelpunkte von Steins ausführlichen Erörterungen bilden zwei von der germanischen Ethnogonie handelnde sehr kontroverse Stellen alter Schriftsteller: Tacitus, Germ. K. 2, und Plinius, Nat. hist. IV, 28. Was in dieser Frage dem plinianischen Bericht eine aufserordentliche Beachtung verschafft hat, ist weniger in der Autorität des gelehrten Encyklopädisten oder in besonderer Vortrefflichkeit des von ihm Überlieferten, als vielmehr darin begründet, dafs der Wortlaut der entsprechenden Tacitusstelle zu Mifsverständnissen und Zweifeln berechtigten Anlafs giebt. — Dafs die oben angeführten Abhandlungen zur Klärung der Streitfrage viel beigetragen hätten, kann ich leider nicht behaupten: Eine, oder richtiger einige und zwar teilweise recht ausschweifende Hypothesen mehr!

Germ. 2 wird bekanntlich der aus gewissen (litterarischen) Quellen stammenden Überlieferung von einer ethnologischen Dreiteilung der Germanen eine Mehrteilung gegenübergestellt, von der andere Gewährsmänner zu melden wufsten. Nun ist, wie u. a. F. Marcks (Kl. Studien zur tacit. Germania) richtig geltend macht, nicht wohl denkbar, dafs wer die Namen der vier Stämme oder Gruppen: Marser, Gambrivier, Sueben und Vandalen miteinander verband, geglaubt habe, hiermit das ganze germanische Volk zu umspannen. Die Hinzufügung eines *aliosque* würde freilich jedem Mifsverständnis vorgebeugt haben. — Von den Gambriviern als grofser

Stammesgemeinschaft kann überhaupt nicht ernstlich die Rede sein, wenn man sich nicht zu den sonderbarsten etymologischen und ethnologischen Extravaganzen herbeilassen will. Aber auch hinsichtlich der Marser sprechen, abgesehen von Strabo VII, 1, 3, die Schilderungen des Tacitus in den Annalen B. I und II, gegen die Vermutung Steins und anderer, dafs der Name einen politischen Völkerbund bezeichnet habe. Man beachte nur, wie deutlich in der auf ausführlichem Quellenbericht beruhenden Darstellung Ann. I, 51 die Marser von ihren Nachbarn, den Brukterern, Tubanten, Usipetern, die auf engem Raume nach drei Seiten hin um sie her safsen, unterschieden werden! Zur Zeit, als Tacitus die Germania schrieb, hatte er höchst wahrscheinlich auch jene Urberichte schon zur Hand und wird von der ungefähren Bedeutung der dem Rheine nahewohnenden Marser Kenntnis gehabt haben. Müfste man annehmen, Tacitus habe die Angabe der *quidam* (Germ. 2) dahin verstanden oder gar geglaubt, dafs die Marser etwa den vierten Teil der germanischen Nation ausmachten, so wäre das Fehlen irgend welcher Bemerkung über jene Divergenz, sei es in den Ann., sei es in der Germania, höchst befremdend.

Der gemeinsame Stammvater, von dem die alten Lieder der Germanen gemeldet haben sollen, ist selbstverständlich nicht etwa von Gelehrten willkürlich erfunden (Müllenhoff, D. A. IV, 1, 122); die ganze Tradition, in der die unter den einzelnen Stämmen herrschende Eifersucht um die Eponymie eine grofse Rolle gespielt haben wird, beruhte jedenfalls auf altem Volksglauben. Dafs aber zwei ursprünglich getrennte Mythen in den von Tacitus erwähnten Liedern kontaminiert worden seien, wie Kögel (D. Litt.-G. I, 16) annehmen möchte, ist ganz unwahrscheinlich. Vielmehr haben litterarische Vorgänger des Tacitus, vor allen aber offenbar Plinius selbst in seinem gelehrten Eifer, aus mangelhafter Kenntnis der germanischen Zustände heterogene Namen und Begriffe zusammengeworfen. Die Unvollkommenheit und falsche Einschränkung der an erster Stelle (in der Germ.) erwähnten Genealogie hat Tacitus wohl (Müllenh. IV, 1, 121) erkannt oder doch gefühlt; indessen, die Unsicherheit und Unfruchtbarkeit solcher Probleme erwägend, begnügte er sich damit, noch einige der von anderer Seite als angeblich echt und alt genannten Namen beispielsweise beizufügen; weiterhin geht er an den Resultaten der archäologischen Sammelthätigkeit kühl vorüber. — Woher Plinius, der doch selbst die grenzenlose Uneinigkeit in den Berichten über germanische Angelegen-

heiten bezeugt, seine eigentümliche Namenreihe entnommen, ist nicht festzustellen; man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dafs er recht vollständig zu sein trachtete, wenigstens in der Nomenklatur. Seine Fünfteilung darf aber keinenfalls zur Grundlage der ältesten germanischen Völkerkunde genommen werden; sonst stellen wir uns auf den kritischen Standpunkt von Chr. Gottlieb Reichard (Germanien unter den Römern, 1824), der meinte: „Etwas besser (als Tacitus) unterrichtete sich der spätere (so!) Plinius davon, welcher noch zwei Kasten (so!) zusetzet, die Vindili und Pencini mit den Bastarni und unter diese 5 Klassen einige Völker einreihet."

Stein selbst hat ja an des Plinius geographischen und ethnologischen Angaben genug auszustellen: die geringe Sorgfalt, die Ungleichmäfsigkeit in der Aufstellung der „Nomenklatur" (nichts anderes seien die betr. Teile des 3. und 4. Buches); trotzdem glaubt er solcher Tradition gegenüber einen „konservativen und apologetischen Standpunkt" einnehmen zu sollen, während er Tacitus ungebührlich zu Gunsten des Plinius herabsetzt. Sein Versuch aber, die so stark abweichenden Überlieferungen beider Autoren gewissermafsen zu vereinigen, ihren wesentlich gleichen Kern nachzuweisen, wird trotz allen fein ausgeklügelten Deutungen niemals gelingen.

In seiner früheren Schrift hatte Stein die Sache etwa so zurechtgelegt: die unter den Namen Marsi, Suebi, Gambrivii, Vandili verstandenen (vom Verf. teilweise kühn konstruierten!) Kultgenossenschaften reichten in vorgeschichtliche Zeit zurück. Der Verband der Marser umfafste die Rheingermanen, der der Gambrivier (mit Cimbri im Zusammenhange stehend) die Nordseeanwohner. Mit dem Zurücktreten der geschwächten Kernvölker, die der Genossenschaft den Namen gegeben, waren die Benennungen für jene westlichen Verbände ziemlich obsolet geworden, und so kam Plinius dazu, in seiner Völkertabelle statt Gambrivii und Marsi andere Namen anzuwenden, nämlich die ihm bei seinem Aufenthalt in Belgien zu Ohren gekommenen, bei den Galliern noch im Gebrauch stehenden, wenn auch geographischen Namen Ingaevones und Istaevones (bezw. Ingyaeones und Istriaones). Seine Hermiones, die bei Mela etwas umfassender „ultimi Germaniae" genannt sind, fielen in der Namenreihe mit dem binnenländischen oder Suevenstamm der Germanen zusammen, was dem Schriftsteller zugleich die Möglichkeit gab, unter den Hermionenvölkern das Versammlungsvolk der Sueben, die Semnonen, mit seinem angestammten (nun gleichsam wieder freigewordenen) Namen Sueben anzuführen. Während

in der Dreiteilung bei Tacitus die ostelbischen Vandalen unter dem Namen der Hermionen mitbegriffen sind, bleiben sie bei Plinius mit ihrem angestammten Namen bezeichnet. Stein ist geneigt, die Vandalen mit der Kultgenossenschaft der Nerthusvölker zu identifizieren.

Diese nicht ohne einige Mühe aus der mitunter recht umständlichen Argumentation Steins herausgehobenen Sätze werden hinreichen, den Ref. zu entschuldigen, wenn er sich aufser stande erklärt, dem Verf. in die Einzelheiten seiner Ausführungen zu folgen, die häufig in starkem Widerspruch zu den ersten Voraussetzungen besonnener Quellenkritik stehen. Auch die Verachtung der „linguistischen Konstruktionen“, welche Stein im Hinblick auf andere Forscher deutscher Altertumskunde wiederholt kundgiebt, erhält eine seltsame Illustration durch Stellen (S. 77 u. ö. der erstgenannten, S. 40 f. der zweiten Schrift), an welchen der Name Gambrivier als eine „etymologische Nebenform“ des Kimbernnamens betrachtet wird, oder wie es mit einiger Verklausulierung heifst: „Ich betrachte die Gambrivier als einen eigenen sehr alten Volksteil der Nordseegermanen, der den Kimbern auch etymologisch sehr nahestehen mag.“

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

10) **Adolf Tobler, Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik.** Dritte Reihe. Leipzig, S. Hirzel, 1899. 203 S. 8. ℳ 5.

Den Fachmännern das Buch zu empfehlen ist nicht nötig, sie kennen des Verfassers Gelehrsamkeit, seine bedächtige und scharfsinnige Untersuchungsmethode und sein unbefangenes Urteil. Eine kurze Inhaltsangabe genügt. — Zur Erklärung von quoique, malgré que, bien que wird der Übergang des Objektsaccusativ que „was“ zum adverbialen Accusativ mit dem Sinne „wie sehr“ besprochen, sodann die Vertauschung dieser drei Konjunktionen, endlich der Gebrauch des Indikativs bei quoique. — In dem modernen Nous chantions avec lui findet eine Vermischung zweier verschiedener Gestaltungen des Gedankens statt: je chantais avec lui und nous chantions, moi et lui. Wir fügen ein daraus zu erklärendes Beispiel an: Est-il rien de plus naturel et de plus juste que de se couper la gorge avec quelqu'un qui vous marche sur le pied par inadvertance, ou qui laisse échapper quelques termes piquants dans un moment de dépit dont notre imprudence est la cause? — Welche Bedeutung hat assez in einem in Frageform gegebenen Ausruf? — En greift ein folgendes Objekt

im Teilungssinne vor. — De vermittelt den Anschlufs eines Prädikats oder Attributs zunächst an ein selbständiges Pronomen, sodann auch an Substantive. — Tout hat beim Prädikat oder bei der Apposition den Sinn von antant de „lauter". — Kann pourquoi ne pas für que ne eintreten? — Die pronominale Funktion von dont und en wird erörtert. — Das Futurum praeteriti findet sich bei si, wenn der Bedingung die Folge nicht entgegengesetzt ist, sondern die Bedingung selbst die Folge einer ausgelassenen Bedingung ist. — Der partitive Genitiv kommt auch nach Quantitätsbestimmungen mit pour zur Verwendung. — Wie neben avant que, après que u. s. w. eine Verbindung der entsprechenden Präposition mit Substantiv oder Substantiv und Partizip einhergeht, so gebraucht man neben aussitôt que, sitôt que, une fois que analogisch aussitôt, sitôt, une fois als Präposition. — Ein prädikativer Relativsatz, der sich auf das Subjekt und das einer Bestimmung bedürftige Verb bezieht, kann nicht wörtlich wiedergegeben werden, z. B. Ils sont là, les serins au vert plumage, ils sont là qui sifflent et qui chantent et qui piaillent tous à la fois. — Es folgen Erläuterungen zu ne que, ne faire que sortir, ne faire que de sortir, rien que und zu dem modernen ne pas que. — Zu à moins que tritt ne, wie ne auch zu sans que treten kann. Wie ist Dieu possible zu erklären? — Die Präposition wird von dem Substantiv, zu dem sie gehört, durch eine präpositionale Bestimmung getrennt. — Si und très finden sich nicht blofs vor Adjektiven und Adverbien, sondern auch vor Substantiven in Objektsfunktion, doch nur in sogenannten phrases faites. — Soi bildet den betonten Nominativ oder casus obliquus zu dem unbetonten on, wie lui zu il u. s. w. — Der bestimmte Artikel bewahrt die Natur eines demonstrativen Adjektivs besonders auch, wo er im An- und Ausruf gebraucht und wo ein ursprünglicher Ausruf in den gewöhnlichen behauptenden oder fragenden Satz einverleibt wird. — Wie sind die absolut gebrauchten Infinitve dire „da sage man", penser, songer „man bedenke", savoir „es fragt sich", autant dire „da könnte man ebenso gut sagen", révérence parler „mit Respekt zu melden", autrement dire „mit anderen Worten" zu erklären? Endlich folgen einige interessante Beiträge zum Wörterbuch. Den Schlufs bildet die vom Verfasser 1890 gehaltene Rektoratsrede über Wesenheit, Arbeitsfeld und Ziele der romanischen Philologie an deutschen Universitäten.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

11) **Stopford A. Brooke, English Literature from the Beginning to the Norman Conquest.** London, Macmillan and Co., 1898. IX u. 340 S. 8. 7 s. 6 d.

Stopford Brooke, ein berühmter Kanzelredner und geschätzter Theologe, hat als Litterarhistoriker vor allem den Vorzug, dafs er mit feinem dichterischem Verständnis sich in die Autoren und Werke vertieft und wirksam ihre Eigenheiten darzustellen weifs. Sein in zahllosen Auflagen verbreitetes Büchelchen „English Literature“ (Macmillan. 1 s.) ist durch Geschmack, Geist und Übersichtlichkeit vor den meisten kurzen Litteraturgeschichten ausgezeichnet. Die zweibändige „History of Early English Literature“ (ebend. 1892. 20 s.), die nur die altenglische Dichtung und auch diese nur bis zur Zeit Alfreds behandelt, bewies sein grofses Talent, eine untergegangene Epoche und ihre Litteratur der Gegenwart nahezubringen. Überall tritt uns der liebenswürdige Dichter entgegen, der in Brooke steckt und der uns früher mit einem Band Gedichte beschenkt hatte.

Die uns vorliegende neue Arbeit erscheint in einer Sammlung von Einzeldarstellungen, deren jede in einem Band einen Abschnitt der englischen Litteraturgeschichte behandeln soll: Saintsburys „Elizabethan Literature“ und Gosses „Eighteenth Century Literature“ führen die Betrachtung der modernen Litteratur bis zum Jahre 1770, wo sie dann Dowdens „Modern English Literature“ aufnehmen soll. Nach rückwärts ergänzt sie Brooke, dessen Darstellung zunächst bis zur normannischen Eroberung reicht. Die Ausführungen über die voralfredische Zeit fufsen auf dem umfassenderen Werk, aus dem er das Wesentliche uns in sehr gedrängter Form hier bietet. Man findet in der Besprechung der einzelnen Dichtungen und überhaupt in der übersichtlichen und lebensvollen Darstellung die Vorzüge, die man an dem Verfasser kennt. Er ist mit der gelehrten Forschung wohl vertraut, berücksichtigt sie aber nur so weit, als es durchaus nötig ist. Für die beiden Kapitel V und VI: „The Coming of Christianity“ und „Latin Literature“ werden die meisten Leser sehr dankbar sein. Unter den neu hinzugekommenen Abschnitten verdient die mit warmer Sympathie geschriebene Würdigung Alfreds und das Kapitel über die spätere Prosa rühmend hervorgehoben zu werden. Brooke hat sehr oft über religiöse und kirchliche Dinge, über keltisches und römisches Mönchtum zu sprechen, wobei ihm seine theologischen Neigungen und Interessen sehr zu statten kommen.

Neu ist auch das einleitende Kapitel über die „Beziehungen des alten Britanniens zur englischen Litteratur". Brooke, der, soweit uns bekannt, von Abstammung ein Ire ist, schlägt den keltischen Einflufs sehr hoch, unseres Erachtens zu hoch an. Eine seiner indirekten Wirkungen ist nach ihm z. B. „the infiltration into the northern English character of a more emotional atmosphere of feeling, of a more imaginative way of looking at man and nature, of a more intense sense of life in all things, than the German tribes possessed". Mehrere Probleme der englischen Litteraturgeschichte können nach unserem Autor ohne Berücksichtigung der Rassenverhältnisse nicht erklärt werden, wie z. B. warum die englische Dichtung in Nordhumbrien, nicht aber in Wessex oder Mercien erblühte; warum, mit wenigen Ausnahmen, die englische Lyrik in der Nähe der wallisischen Grenze begann, oder wie es kam, dafs die spätere naturbeschreibende Dichtung origineller und früher in Schottland als in England auftrat und doch zu ihrer schönsten Form in England gelangte. Brooke läfst die moderne Naturdichtung aus einer Vermischung der keltischen Liebe zur wilden Natur und der germanischen Furcht vor ihr hervorgehen. Damit scheint es uns nicht zu stimmen, dafs die der englischen doch mindestens ebenbürtige Naturdichtung Deutschlands ohne eine solche keltische Mischung und Beeinflussung möglich gewesen ist. Brooke vertritt seine Ansicht in geistvoller Weise, und seine Ausführungen hier und seine Schlufsbetrachtungen am Ende des 18. Kapitels verdienen von denen, die sich für solche Fragen interessieren, nachgelesen zu werden.

Die Darstellung wird durch zahlreiche eingeflochtene Übersetzungen belebt, die zum grofsen Teil dem früheren Werke entnommen sind. Für die dichterischen Texte bedient Brooke sich meist einer eigentümlichen, der altenglischen nachgebildeten reimlosen Langzeile, die er mit grofsem Geschicke handhabt.

Eine knappe Bibliographie und ein Index, beide von Mifs Kate Warren, die auch eine Prosaübersetzung der „Schlacht von Maldon" beigesteuert hat, vervollständigen das Werk.

Neben ten Brinks Darstellung der altenglischen Litteratur, die doch manches voraussetzt, was die meisten in einem solchen Buche erst finden wollen, wird zweifellos die Brookes ihre Freunde finden. Möchte der Verfasser bald die mittelenglische Litteratur nachfolgen lassen.

Noch sei bemerkt, dafs das frühere ausführliche Werk durch das

knappere jüngere nicht entwertet wurde. Manche der originalsten Partieen, wie die geistvolle Verwertung der Rätsel zu einem reizvollen Kulturbilde, konnten in dem jüngeren Werke keine Aufnahme finden.

Giefsen. **W. Wetz.**

---

12) **W. Splettstöfser, Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur.** Litterar-historische Abhandlung. Berlin, Mayer & Müller, 1899. 96. S. 8. ℳ 2.40.

Es gewährt einen eigenen Reiz, zu beobachten, wie irgend eine kleine Erzählung, eine Fabel oder ein Sagenmotiv viele Jahrhunderte hindurch bei den verschiedensten Völkern lebendig geblieben ist. Noch gröfser aber ist der Reiz, den die Betrachtung der zahlreichen Umgestaltungen, Erweiterungen, Kürzungen bietet, die eine solche kleine Erzählung im Laufe der Zeit, im Munde der verschiedenen Völker und Erzähler, unter dem Einflusse ganz verschiedener Sitten und Lebensgewohnheiten erlitten hat. Gar manche wertvolle und interessante Abhandlung besitzen wir daher bereits über derartige Stoffe.

Auch Splettstöfser wollte uns eine solche Arbeit liefern. Er geht von mehreren Volksliedern aus, die Costantino Nigra in seinen „Canti popolari del Piemonte“ unter dem Titel „Il Ritorno del Soldato“ mitgeteilt hat, und die alle in verschiedener Form erzählen, wie ein verheirateter Soldat nach mehrjähriger Abwesenheit aus dem Kriege zurückkehrt und nun findet, dafs seine Gattin, die lange vergebens auf seine Rückkehr gewartet hat, durch irgendwelche Umstände gezwungen wurde, sich wieder zu verheiraten, oder wenigstens im Begriff ist, eine neue Ehe einzugehen. Splettstöfser führt verschiedene dieser Fassungen an und weist auf ihre Unterschiede hin, vergleicht damit ein von Simrock wiedergegebenes deutsches und zwei französische Volkslieder ähnlichen Inhalts und geht dann auf Tennysons „Enoch Arden“ und Maupassants Novelle „Le Retour“ ein, die alle dasselbe Motiv behandeln.

Im Kern der Handlung wesentlich davon abweichend ist ein schweizerisches Lied, das Simrock unter dem Titel „Die Aargauer Lieben“ mitteilt. Es erzählt, wie ein junger Schweizer, der in den Krieg mufs, seiner Braut verspricht, in Jahresfrist zurückzukehren; er hält auch sein Versprechen, aber inzwischen — hat sie ihm die Treue gebrochen. Mit der Anführung dieses Volksliedes ist der Verfasser auf einen Abweg geraten, von dem er nun nicht wieder auf den Hauptweg zurückgelangt.

Denn indem er hiermit eine Reihe anderer Gedichte zusammenstellt, in denen das Weib oder die Braut dem aus irgend einem Grunde abwesenden Manne die Treue bricht, handelt es sich nicht mehr um eine einzige Erzählung, die in verschiedenen Fassungen auftritt, sondern es sind voneinander völlig unabhängige Darstellungen eines Vorganges, der sich, wenn auch unter ganz verschiedenen Umständen, alle Tage aufs neue ereignet, und der in Hunderten von Gedichten, Novellen und Dramen behandelt worden ist. Einige beliebige aus dieser grofsen Menge herauszugreifen und zu untersuchen, aus welchen verschiedenen Gründen der Treubruch in den einzelnen Liedern erfolgt, wie lange der Mann dort, der Geliebte hier ausgeblieben ist, was in dem einen oder anderen Falle nach der Entdeckung des Treubruchs geschieht, ist ziemlich zwecklos, wenn dabei nicht zugleich wenigstens ein Versuch zu litterar- oder kulturgeschichtlichen Untersuchungen gemacht wird — und das hat der Verf. völlig unberücksichtigt gelassen.

Aber er hat sich noch weiter verirrt: er zieht auch solche Fälle in den Kreis seiner Betrachtungen, in denen das Weib dem Gatten oder Geliebten die Treue in Wirklichkeit bewahrt hat, dieser aber durch eine dritte Person oder durch irgend einen Umstand veranlafst wird, jene für untreu zu halten, und nun heimkehrt, um das vermeintlich treulose Weib zu bestrafen, wobei es dann oft zu schweren Katastrophen kommt. In einer dritten Hauptbehandlung des Themas kehrt der Gatte oder Verlobte nach längerer Abwesenheit zurück, wird von der Frau nicht erkannt, forscht sie aus und giebt sich erst zu erkennen, nachdem er sich ihrer Treue versichert hat — oder umgekehrt: der Mann kehrt zurück, und die Braut will seine Treue prüfen, indem sie sich als Neuverlobte ausgiebt; oder sie erkennt ihn nicht wieder und verlangt Beweise dafür, dafs er wirklich ihr einstiger Verlobter sei. Auf weitere Abwege gerät der Verf., indem er damit solche Dichtungen in Zusammenhang bringt, in denen erzählt wird, wie der Mann, von der Untreue seines Weibes überzeugt, scheinbar eine Reise unternimmt, um sie auf die Probe zu stellen, gleich darauf aber wiederkehrt und die Falsche gerade bei dem Treubruch ertappt — oder wie der Mann nach langer Abwesenheit heimkehrt und seine Gattin von Sarazenen geraubt findet — oder endlich der Mann vor Antritt einer gröfseren Reise seine Gattin der Mutter oder anderen Verwandten empfiehlt, von denen sie dann entweder schlecht behandelt wird oder durch deren Schuld sie in irgend ein Unglück gerät. Diesen

Vorgängen ähnlich erscheinen dem Verfasser nun gar solche Fälle, wo ein Jüngling ein Mädchen liebt, dieses aber, durch sein langes Ausbleiben beunruhigt, in ein Kloster geht oder auch, von den Eltern, die das Verhältnis nicht dulden wollen, gezwungen wird, in ein Kloster zu gehen; oder: ein vornehmer Mann und ein armes Mädchen lieben sich; letztere aber geht in ein Kloster, weil an eine Heirat nicht zu denken ist; oder die Eltern zwingen gar das Mädchen, in Abwesenheit des Verlobten eine neue Ehe einzugehen, und treiben es so in den Tod — und so sind wir schliefslich beim „Ritter Toggenburg" und bei „Romeo und Julia" angelangt!

Das wären so die „Hauptbehandlungen" unseres Stoffes — ungefähr in der Reihenfolge, wie sie in der vorliegenden Abhandlung besprochen und mit Beispielen belegt werden! Wie es Splettstöfser möglich gewesen ist, alle diese voneinander so verschiedenen Fälle in einen Rahmen zu bringen, ist mir ein Rätsel. Was haben sie denn anders gemeinsam, als — die Liebe, die sich bei einer kürzeren oder längeren Trennung der Gatten oder Verlobten bewährt oder nicht bewährt? Und nun versichert er gar, er habe „zwar keine Vollständigkeit erzielt, aber nach Möglichkeit angestrebt!" Er selbst sieht ein, dafs die von ihm behandelten Vorgänge sich im Leben „Tag für Tag wiederholen und neue Lieder, neue Romane, Novellen u. a. hervorrufen"; wie kann da in einer Schrift von 90 Seiten von Vollständigkeit die Rede sein, wo mehrere Bände nötig wären, um alle Dichtungen, die die oben erwähnten Themata zum Gegenstande haben, zu behandeln!

Sehen wir aber auch davon ab, dafs sich der Verf. in seinem Thema vergriffen hat, so fällt uns auch in Einzelheiten oft eine merkwürdige Ungeschicklichkeit auf. So hält er es — um nur einiges zu erwähnen — bei der Anführung von Houwalds Trauerspiel „Die Heimkehr" für nötig, in Parenthese zu bemerken: „Reclam, Universal-Bibl. 758" (S. 37); Uhlands Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" ist ihm nicht zugänglich gewesen (S. 41); er führt S. 95 an, dafs er „selbst und mit Staunen erfahren" habe, wieviel Liedersammlungen der nächsten und entferntesten Völker es giebt. Dazu kommen stilistische Schwerfälligkeiten, nicht geringe Fehler in der Anordnung und Verteilung des ganzen Stoffes und mancherlei andere Ungeschicklichkeiten.

Der Fleifs, mit welchem der Verf. eine Anzahl von zum Teil wenig bekannten Gedicht- und Novellensammlungen durchgesehen und benutzt

hat, ist anzuerkennen. Sonst aber wüſste ich an der ganzen Abhandlung (die anscheinend eine erweiterte Doktordissertation ist) nichts zu loben. Irgend einen Nutzen für die Wissenschaft hat sie wohl kaum.

Hannover. **Max Ewert.**

Vakanzen.

Altena i. Westf., Prg. Obl. Math. Nat. N.E. Dir. Dr. Rebling.
Bochum, O.R.S. Obl. N. Spr. Curatorium.
Bückeburg, G., Obl. Math. Nat. Direktor.
Dortmund, G., Hilfsl. (ev. Obl.); alte oder neue Spr. Bis 15./2. Dir. Dr. Weidner.
Düsseldorf, Luisensch. (H.T.S.), Obl. Rel. u. Engl. oder Franz. N E. Oberbürgermeister.
Elberfeld, R.G., Obl. N. Spr. Curatorium.
Frankfurt a. M., Handelslehranstalt. Direktor. 7200—9000 M. Bis 15./2.
M.-Gladbach, H.T.S., Obl. Deutsch u. Gesch. oder Deutsch u. N. Spr., N.E. Bis 15./1. Oberbürgermeister.
Hannover, H.T.S. III., Obl. Rel. u. Deutsch oder Gesch. u. Deutsch. Magistrat.
Harburg, H.T.S., Obl. N. Spr. Magistrat.
Ruhrort, R G., Hilfsl. N. Spr., Deutsch u. Lat. Direktor.
Schoeneberg b. Berlin, H.T.S., Direktor resp. Oberl. Deutsch u. Gesch. oder Rel. oder N. Spr. N.E. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Hierzu Titel und Register zu Jahrgang 1899 der „Neuen Philologischen Rundschau."

Gotha, 27. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

13) **Anast. Sakellarios, Untersuchung des Textes der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles.** Jena, H. Haerdle, 1898. IV u. 37 S. 8.

Der Verfasser, ein griechischer Gymnasialdirektor, dem man übrigens den Ausländer manchmal auch an der Handhabung der deutschen Sprache anmerkt, hat eine gröſsere Anzahl zweifelhafter und streitiger Stellen der aristotelischen Schrift an der Hand des Faksimiles (1. Auflage) nachgeprüft. Die Frucht dieser Prüfung ist das vorliegende Schriftchen, in dem zweierlei zu unterscheiden ist: die von den bisherigen abweichenden neuen Lesungen und die auf Konjektur beruhenden Besserungsvorschläge des Verfassers. Von den ersteren seien die bemerkenswertesten hier an-

geführt. 8, 2 [ἐ]π' ἐνιαυτὸν (-ον abgekürzt) ἐφιστᾶσα. 12, 4 λ[έ]γει. 15, 1 am Zeilenende Τ'Α[Ρ] d. h. τὴν ἀρχήν. 16, 7 πολλάκις (das ς über der Zeile) ἐλέχθη τ[ο]ῦτο ὡς. Über Ἁρπακίδου ist nach Sak. nicht Τ überschrieben, sondern ΓΙ über ΚΙ, so dafs nach dem Korrektor also Ἁρπαγίδου zu lesen wäre. — 45, 2 sieht Sak. vor μάλιστα Spuren von καί. Im folgenden liest er die Dittographie ἐφεφέσιμος, wodurch ἐτ' ἐφέσιμος (H.-L.) endgültig beseitigt wäre. — 47, 2 καὶ κατακυροῦσιν, was schon andere vermutet hatten. — 48, 4 findet Sak. in der Lücke nur Raum für zwei Buchstaben und liest ταῖς ἀρ[χ]αῖς; vgl. Blafs[2]. — 48, 5 προςα(να)γράφει. — 56, 1 über ΟΝΧ als Zusatz des Korrektors Δ. Ο = δύο. — 57, 4 ἔξεστιν ἐμβαλεῖν.

S. 31 Z. 1 ff. liest und ergänzt Sak.:

31 τ]ὰ δὲ ϱ' [κιβώτια ἐν τοῖς] κληρ[ωτηρίοις κεῖται
πρόσθεν τ[ῶν εἰσόδων], ῑ καθ' ἑκάστην τὴ[ν] φ[υ-
λήν. ἐπιγέ[γραπται] δ' ἐπ' αὐτῶν κτλ.

Die Buchstaben ΚΛ der ersten Zeile, ῙΚ der zweiten Zeile und Δ̄ der dritten Zeile findet er auf dem schmalen Streifen, der im Faksimile (1. Auflage) zu Anfang von S. 20 steht. — S. 32 Z. 26 am Schlusse hält er ἀπόδ[ι (Blafs) gegen Wilcken aufrecht.

Zeile 32 ff. liest er:

32 οἱ δὲ λαχόντες β' τῶν θεσ[μ]ο-
θετῶν χωρὶς ἑκάτερος τοὺς κύβ[ους ἐμ-
βάλλουσιν, ὁ μὲν το[ὺς] τὰ χρώματα [ἔχ]ον[τας] ε[ἰ]ς τ[ὸ ἓ]ν κλ[ηρ]ω-
35 τήριον, ὁ δὲ τῶν ἀρχῶν τοὺς κύβους εἰς τὸ [ἕτερ]ον καὶ κληροῦσι.
ο]ἷα δ' ἂν π[ρ]ώτη λάχῃ τῶν ἀρχῶν, αὕτ[η] ἀναγορεύ-
εται ὑπὸ τοῦ κήρυκος [ὅ]τι χρήσασ[θαι δ]εῖ τῷ π[ρ]ώτῳ

In Zeile 34 steht [ἔχ]ον[τας] über der Zeile, ebenso ist in Z. 35 die Silbe βους in κύβους und κληροῦσι am Schlusse übergeschrieben.

S. 33 kommt Sak. durch Einschiebung des hierher gehörigen schmalen Streifens, der auf S. 20 des Faksimiles (1. Auflage) als vorletzter steht, über Wilcken hinaus. Die bei W.-K.[3] noch ganz unsicheren und fragmentarischen fünf ersten Zeilen lauten nach Sak.:

λαχ]όντι [τ]ῶν δικ[α]στη[ρίων, ἣ δ' ἂν δευτέ]ρ[α τῷ
δευτέρῳ, καὶ] αἱ ἄλλ[αι ἅπασαι ὡσαύτως ἵ]να [μη-
δεμία προειδ[ῇ] ὅτῳ [χρήσεται δικαστηρίῳ], ἀλλ' [οἷ-
ον ἂν λά[χ]ῃ ἑκάσ[τ]ῃ το[ύτῳ χρήσηται. ἐπε]ιδὰν [δὲ κλη-

ρω]θῶσιν καὶ εἰς τὰ [δικαστήρια ἔλθω]σιν, [ἐπιμε-λ]ητὰς ἡ ἀρχὴ κτλ.

Die von den Herausgebern durch Ergänzung gefundenen Zeilenanfänge von S. 35 liest S. auf dem letzten Streifen auf S. 20 des Faksimiles (1. Auflage).

Soviel von dem, was S. neu oder abweichend von den Herausgebern der aristotelischen Schrift im Faksimile gelesen hat. Es scheint mir zum gröfsten Teile der Beachtung und sicher der Nachprüfung wert. Die auf Konjekturen beruhenden Vorschläge des Verf. sind mir dagegen fast durchweg wenig wahrscheinlich und oft allzu künstlich erschienen, weshalb ich von einer Aufzählung derselben absehen möchte.

Köln. **Arnold Behr.**

---

14) **Engelb. Drerup, Antike Demosthenesausgaben** (S.-A. aus d. VII. Suppl. d. Philologus). Leipzig, Dieterich, 1899. 58 S. 8. ℳ 1,40.

Herr Drerup hat unlängst in München, Venedig und Mailand eindringende Studien über eine Anzahl demosthenischer Handschriften gemacht und sich dadurch instand gesetzt, in der Weise des Altmeisters J. H. Lipsius, den Fachgenossen eine ganze Fülle höchst erwünschter Aufschlüsse über Wert und Bedeutung verschiedener Codices, über deren Alter und Verwandtschaftsverhältnisse sowie über die ganze Überlieferungsgeschichte des Demosthenestextes darzubieten, nebenbei aber auch mancherlei Aufgaben zu bestimmen, welche noch als Vorbedingungen einer allen Anforderungen der Zeit entsprechenden Demosthenesausgabe zu erledigen sind.

Einzelne Reden hat Dem. selber veröffentlicht. Seinen Nachlafs hat ein rhetorisch geschulter Freund zur Publikation verarbeitet. Aber nicht schon in Athen um 300—280 v. Chr., wie Bethe meint, sondern erst in Alexandrien wurde die erste Gesamtausgabe der demosthenischen und für demosthenisch gehaltenen Schriften, das Corpus Demosthenicum veranstaltet. Daneben liefen wohl noch Einzelausgaben her, von denen sich Spuren in den Papyri und den Citaten der Rhetoren und Grammatiker, insbesondere des Harpokration vorfinden. Unsere Demostheneshss. aber gehen alle auf ein und dasselbe Sammelwerk zurück. Das beweist nicht nur der in allen verstümmelte Schlufs der Zenothemisrede, sondern auch der Umfang der überlieferten Redensammlung und ihre Anordnung nach Gruppen, so sehr auch die Reihenfolge dieser Gruppen und der in ihnen enthaltenen einzelnen

Reden infolge von Zufall oder Schreibwillkür in den verschiedenen Handschriftenklassen divergiert.

Schon der Stammcodex wird mancherlei Schäden gehabt haben. In der spätern alexandrinischen Zeit vollends zeigt sich grofse Verwahrlosung und Verwilderung des Textes, während derselbe nach dem ersten christlichen Jahrhundert wenig mehr verändert und verschlechtert worden ist. Mit den attikianischen Abschriften stehen unsere Hss. in keiner Verbindung. Gegen Ausgang der Römerzeit aber wurde auf Grund eines alten, guten Exemplars eine gereinigte Ausgabe (ἀρχαία ἔκδοσις?) hergestellt. Ein Exemplar dieser Ausgabe ist der Stamm des besten Überlieferungszweiges geworden, der Archetypus von S (Σ) und F (M), während der verwilderte Vulgatatext des Altertums hauptsächlich im cod. A (A[1]) vertreten ist. Von diesen Haupthss. schliefsen sich S und F enger zusammen als F und A, wie die Anordnung der Reden, die Einfügung der Prozefsurkunden, die stichometrischen Angaben und die kritischen Zeichen zur Midiana in S und F beweisen. Nur in den Staatsreden nähert sich F dem cod. A, weil jene in einem Vorfahr von F mit dem Texte der Familie A verglichen und danach abgeändert worden sind.

S, die älteste und wertvollste der erhaltenen Demostheneshss., mufs in den Anfang des 10. Jahrhunderts, vielleicht noch ins 9. Jahrh. gesetzt werden. Neben S ist der von ihm abhängige cod. L (Λ) für die Kritik so ziemlich bedeutungslos, wie B neben F. Diese letztere Handschr. gehört etwa in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts. Sie ist nicht ganz unselbständig und kommt — wenn auch erst in zweiter Linie — für die Textkritik in Betracht. Ebenso zwei andere zu dem gleichen Stamme gehörige Hss. Q (Φ), der gleichaltrige „Zwillingsbruder“ von F, und cod. Ambros. D aus dem Anf. des 11. oder aus dem 10. Jahrhundert[1]). A gehört nicht dem 11. oder gar dem 12., sondern vielmehr dem Anfang des 10. Jahrh. an. Bei der Konstituierung des Textes darf A wegen der vielen guten Lesarten, die er trotz aller Verderbnisse bewahrt hat, nicht vernachlässigt werden. Dagegen ist der von A abhängige Parisinus r für die Kritik wertlos.

Im Vorstehenden sind, vielfach mit den Worten des Verf., die Hauptpunkte angedeutet, welche er mit scharfsinniger Begründung seiner Auf-

[1]) Sehr gelegen ist unterdessen die neue Kollation der Mailänder Handschrift von J. May (in Nr. 23 d. Rundsch. 1899) hinzugekommen.

stellungen — freilich in anderer Reihenfolge — in 2 Abschnitten erörtert. An die genaue Beschreibung der bereits erwähnten Haupthss. schliefsen sich dann noch in einem III. Abschn. sehr interessante Notizen über eine Reihe von wenig oder gar nicht bekannten jüngeren Hss. der Marciana und Ambrosiana an, welche der Verf., wie er berichtet, wenigstens einer flüchtigen Durchsicht an Ort und Stelle unterzogen hat.

Wenn H. Drerup am Schlusse die Hoffnung ausspricht, es werde „das beginnende 20. Jahrh. die Ehrenschuld abtragen, die das 19. Jahrh. dem gröfsten Redner des Altertums gegenüber auf sich geladen hat", so erlauben wir uns den Wunsch hinzuzufügen, er selbst möge sich dran machen, jene von vielen gehegte Hoffnung bestmöglich zu erfüllen!

Feldkirch. **W. Fox.**

15/16) **M. Faulhaber, Die Propheten-Catenen nach römischen Handschriften.** Freiburg i. Br., Herder, 1899. XV u. 219 S. 8. *ℳ* 6.

Biblische Studien. Unter Mitwirkung von ..... herausgegeben von **O. Bardenhewer** in München. 4. Band, 2. u. 3. Heft.

Ein sehr willkommener Beitrag zur Litteratur über die Catenen, auf die im Jahrgang 1898 22 (Nr. 275) aus Anlafs der Arbeit von Lietzmann hingewiesen wurde. Am Schlufs jener Anzeige war gesagt, dafs namentlich für die alten griechischen Bibelübersetzungen den Catenen noch mehr zu entnehmen sein werde, als Montfaucon, Field, Pitra uns bisher geboten hätten. Dies bestätigt sofort die vorliegende Arbeit (s. S. 140). Namentlich aber für die Werke der Kirchenväter bieten sie noch eine reiche Nachlese. Auf der letzten, ungezählten Seite sind vierzehn Väter genannt, dazu ein Anonymus, von denen noch nicht edierte Kommentare und Kommentarfragmente zu den Propheten aus den römischen Handschriften gewonnen werden können; sogar für Origenes läfst sich ihnen noch einiges entnehmen. Die Beschreibung der benützten Handschriften, die Untersuchung ihrer Verwandtschaftsverhältnisse und ihres Inhalts ist sehr sorgfältig. Im ersten Abschnitt wäre es erwünscht gewesen, wenn bei jeder Handschrift gleich beigefügt worden wäre, welche Nummern bei Holmes-Parsons ihnen entsprechen; also S. 1 Ho. 91, S. 5 Ho. 89, S. 7 auch H. 33, S. 13, Ho. 228. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, dafs die Catenen zu den drei Propheten Jesaias, Jeremias und Ezechiel von einem Johannes von Drungarien aus Urcatenen überarbeitet, die zu

Daniel von ihm erstmals verfafst wurde (S. 56. 202). Wenn über den Mann „nichts Näheres bekannt" ist, wäre wenigstens über sein Nationale Aufschlufs erwünscht gewesen; denn dies „Johannes von Drungarien" erinnert gar zu bedenklich an den „Gregor von Thaumaturgien", von dem, nach Lagarde, ein Ordinarius der Kirchengeschichte seinen Zuhörern zu reden pflegte. Über drungarius s. Ducange. — Weitere Erörterungen müssen theologischen Zeitschriften überlassen werden; nur die Bemerkung noch, dafs S. 27 die zwei Schlufsverse nicht richtig verstanden sind: *θεοῦ δόσις* gehört mit dem Vorhergehenden zusammen und geht auf Theodoret.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

17) **H. Ritter et L. Preller, Historia philosophiae Graecae.** Editio octava, quam curavit **Eduardus Wellmann.** Gothae, Friedrich Andreas Perthes, 1898. VI u. 598 S. 8. ℳ 10.

Zehn Jahre nach dem fünfzigjährigen Jubiläum, welches der hochverdiente „Ritter-Preller" mit dem zweiten Teile der siebenten Auflage feiern konnte, erschien die achte Auflage, diesmal von Eduard Wellmanns kundiger Hand allein geleitet. Hatte der alte „Ritter-Preller" einem Bedürfnisse entsprochen, so kommt der neue gerade jetzt zur rechten Zeit, nicht nur weil die Exemplare der siebenten verkauft sind, sondern auch, weil das letzte Jahrzehnt nicht wenig an wichtigen Darstellungen und Funden gezeitigt hat und mit dem wieder gesteigerten Interesse für Philosophie das Interesse für ihre Geschichte gewachsen ist.

Überall merkt man denn auch die nachbessernde Sorgfalt des Herausgebers, in der Verwertung textkritischer Studien sowohl als auch in der Berücksichtigung der neuesten Litteratur, die trotz der einem derartigen Buche gesteckten Grenzen in ausgiebigem Mafse herangezogen ist; einzelne Aufsätze aufzuführen darf ja „Überweg-Heinze" überlassen werden. Indessen hätte Körtes Fragmentsammlung zu dem Epikureer Metrodoros 455a so gut eine Erwähnung verdient als manche andere Schrift. Die Worte *γνώσεως βάθη* bei Herakleitos 30a verdächtigte schon Schleiermacher, Werke III, Abt. 2, S. 17 als christlich. Zu 16 hätte wegen der Erklärung des anaximandrischen Fragments der Aufsatz Theobald Zieglers, Archiv f. Gesch. d. Philos. I, 16—27, 1888 angeführt werden sollen, der, obgleich er die zutreffende Deutung der Stelle schwerlich giebt, doch sehr gut orientiert und lehrreich ist, und für den Homomensura-Satz des Protagoras 227h vielleicht der Aufsatz von W. Jeru-

salem, Eranos Vindobonensis p. 153—162, 1893. Dafür könnten die allgemeinen Hinweise auf Zeller und Gomperz in Wegfall kommen, da man deren Darstellungen doch wohl ohnehin neben R. P. zurate ziehen wird.

Dies nur einzelne Sonderwünsche, die der Absicht des Buches wohl entsprechen werden. Mehr betonen möchten wir anderes. Das Buch hat einerseits seinen Platz in der Hand des akademischen Lehrers, der in manchen Augenblicken nicht die Zeit hat, die Fragmentsammlungen oder die Urschriften selbst einzusehen. Oft nützt ihm aber der Wortlaut des Fragments nicht viel ohne Kenntnis des Zusammenhangs. Es dürfte nützlich sein, hie und da den Zusammenhang, dem das Fragment entnommen ist, kurz anzudeuten. Anderseits wird das Buch gerne zu Übungen aus dem Gebiete der alten Philosophiegeschichte verwendet. Es ist, sollen derartige Übungen gedeihlich sein, wünschenswert, dafs sämtliche Teilnehmer den Text zur Hand haben. Dem ist aber der für die Verhältnisse eines Durchschnittsstudenten hohe Preis des Buches wohl vielfach hinderlich. Zwei Wege liegen hier zur Abhilfe offen: Entweder werden die Abschnitte über Platon, Aristoteles, Cicero, Epiktetos u. ä. von den Partieen entlastet, welche die wichtigsten noch im Original vorhandenen Lehren dieser Denker enthalten, und beschränkt man sich auf Nachweis der bedeutendsten Stellen mit kürzester Inhaltsangabe (Aristoteles und Platon wird doch selten ein Lehrer nach „Ritter-Preller" lesen lassen) oder man stellt neben dem für den Lehrer bestimmten ausführlicheren Werke Exemplare mit blofsem Texte, also ohne biographisches und erklärendes Beiwerk, her, die, leicht käuflich, und bequem eingerichtet, unter Umständen auch als Illustration zu Vorlesungen über die Geschichte der alten Philosophie zu gebrauchen sind. Am dienlichsten wäre wohl bei solchen „Schüler-Exemplaren" eine Vereinigung beider Verfahrungsweisen.

Bis aber dieser Wunsch greifbare Gestalt annimmt, möge das Buch in der neuen trefflichen Bearbeitung wie bisher reichen Segen stiften.

München. **Adolf Dyroff.**

---

18) **Jakob Krall, Grundrifs der altorientalischen Geschichte.** Erster Teil: Bis auf Kyros. Wien, Alfred Hölder, 1899. IV. u. 200 S. 8.

Das wachsende Interesse, das in den Kreisen der Philologen und Historiker der Kulturgeschichte entgegengebracht wird, ist auch bei den

Ägyptologen eingetreten. Noch vor etwa 15 Jahren gingen deren Studien im wesentlichen darauf aus, die Folge der Regenten, die Zeitstellung der politischen Ereignisse ausfindig zu machen. Jetzt, nachdem dies wenigstens im grofsen und ganzen gelungen ist, ist man dazu übergegangen, das Volk in seinem Leben und Treiben in das Auge zu fassen. Freilich geschah dies gelegentlich auch früher, doch galten dann die Ägypter meist als ein einheitliches, unverändertes Ganzes. Ob eine Kunstform oder Sitte im alten Reiche oder erst in griechischer Zeit auftrat, galt als gleichgültig. Jetzt hat man, vor allen durch die Ergebnisse der Ausgrabungen Flinders Petrie's gelernt, dafs auch im Niltbale die Kultur eine Entwickelung durchlebte, dafs hier wie überall jede Zeit ihr eigenes Gepräge trug. Wenn für Babylonien und Assyrien diese Betonung der Kulturentwickelung auch nicht mit ganz der gleichen Entschiedenheit aufgetreten ist wie für das Nilthal, so gewinnt sie doch auch auf diesem Gebiete der Erforschung des alten Orients immer mehr an Umfang und Vertiefung.

So berechtigt aber auch an sich diese Bewegung ist, die statt trockene Jahreszahlen und Herrscherlisten aufzustellen, Menschen von Fleisch und Blut zu schildern sich bestreht, sie birgt eine grofse Gefahr in sich. Nur zu häufig vergifst man über der Belebung der Geschichte durch die Feststellung und Schilderung von Sitten und Gebräuchen das feste Gerippe, in das diese Dinge einzuordnen sind, oder überschätzt deren Bedeutung und sucht aus konstruierten Entwickelungsreihen in der Kunst oder Technik historische Datierungen für Herrscher und Zeiten zu gewinnen. Derartiger Übertreibung gegenüber ist es mit Freude zu begrüfsen, wenn von berufener Seite die Thatsachen in fester und präciser Form vorgeführt werden, welche die Forschung auf dem Gebiete der politischen Geschichte gewonnen hat, und die jeder gesunden Arbeit im Bereiche der Kulturgeschichte als Grundlage dienen müssen. Solche Arbeit liegt in dem oben genannten vortrefflichen Werke des Wiener Ägyptologen Krall vor.

Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung behandelt das Werk nacheinander die Kultur und älteste Geschichte der vorderasiatischen Völker bis zum Beginne des zweiten Jahrtausends v. Chr.; die Vorherrschaft Ägyptens in der Periode von Amôsis I bis zum Ende der Ramessiden; die Vorherrschaft der Assyrer und Babylonier von Tiglathpilesar I bis Nabonit. Anhangsweise wird dann versucht, die Regierungen Thutmosis III und Ramses II zeitlich festzusetzen (auf 1515—1462, bezw. 1312—1246

v. Chr.) und die manethonischen Dynastieen zu rekonstruieren (der Verf. nimmt keine Paralleldynastieen an und setzt Dyn. I—XXVI auf Grund der ἔκδοσις des Afrikanus 4770—526 v. Chr.) Dann folgt eine Tabelle der Könige von Israel und Juda unter Beifügung der üblichen zeitlichen Ansätze. Eine Übersicht der wichtigsten Litteratur bildet den Schlufs, während im Verlaufe des Werkes nur bei Punkten, die noch nicht Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, Einzelbelege angeführt sind. Im allgemeinen wird für ausführliche Litteraturnachweise auf das die Summe unseres augenblicklichen Wissens über die Geschichte des alten Orients ziehende grofse illustrierte Werk Masperos „Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique" verwiesen, welches in der Anführung älterer Schriften so gut wie vollständig ist.

Die Anordnung des Stoffes in den einzelnen Kapiteln ist eine streng chronologische, die Herrscher werden in Dynastieen und Gruppen geordnet aufgeführt, jedem die wichtigsten Ereignisse und Denkmäler seiner Periode beigefügt. Gröfseren Abschnitten gehen knappe Übersichten über Chronologie, Mythologie, Quellen, gelegentlich auch Topographie voran. Gedacht ist bei der Auswahl des Stoffes wesentlich an Studenten, und mufste gerade darum öfters weiter ausgeholt werden, da die Vorkenntnisse, die diese für die orientalische Geschichte von den Gymnasien mitbringen, mehr als dürftig zu sein pflegen. Ihnen sollten die sicheren Ergebnisse der Wissenschaft durch diesen Leitfaden an die Hand gegeben werden. Naturgemäfs finden sich in dem Buche Punkte, an denen man anderer Ansicht wie der Verf. wird sein können. Bei dem stetig wachsenden Materiale für die Geschichte des alten Orients, der andererseits nur langsam fortschreitenden Durcharbeitung und Verwertung desselben, mufs auf diesem Gebiete vieles streitig und Vermutung bleiben, und sind wir noch weit von dem Augenblicke entfernt, in dem sich durchweg abschliefsende Resultate für alle Zeiten aufstellen lassen. Bei derartig kritisch anfechtbaren Punkten hat sich der Verf. bestrebt, regelmäfsig darauf aufmerksam zu machen, dafs von anderer Seite Bedenken gegen die vorgetragene Ansicht geltend gemacht werden könnten. Überall giebt er den augenblicklichen Stand der Wissenschaft, und der Benutzer kann sich durch Zu-Rate-Ziehung der aufgeführten Spezialschriften leicht ein Urteil über die jeweilige Sicherheit der Angaben bilden und seine Kenntnisse über die einzelnen Perioden erweitern. Die Schrift kann daher dem Historiker und Philologen, besonders auch dem Schulmanne, der die Geschichte des Orients mit zu be-

handeln hat, als Grundlage für seine diesbezüglichen Studien warm empfohlen werden.

Auf Einzelheiten einzugehen ist bei der Besprechung eines derartigen Handbuches und seiner knappen Aufstellungen im allgemeinen nicht angebracht. Nur auf einen Punkt mufs noch kurz hingewiesen werden, auf die Schreibungen, die der Verf. bei der Wiedergabe der orientalischen Eigennamen gewählt hat. Für die jüdische Geschichte lagen hier allgemein angenommene Formen vor; für Babylonien und Assyrien geben die Transcriptionen der „Keilschriftlichen Bibliothek" auch in den Fällen eine Norm, in denen die Lesung des einen oder anderen Ideogrammes fraglich ist; für Ägypten jedoch fehlte jede derartige Richtschnur. Vor etwa 20 Jahren schien sich eine solche zu bilden, als man sich gewöhnt hatte, die gar nicht oder nur unvollkommen vokalisierten ägyptischen Worte rein mechanisch zu umschreiben. Seit man aber begonnen hat zu versuchen, ihre Vokalisation auf Grund von Andeutungen der ägyptischen Formenlehre, griechischer Umschriften, koptischer Tochterformen zu ergänzen, hat eigentlich jeder Ägyptologe seine eigene Nomenclatur, falls er nicht gar, wie z. B. Erman (Ägypt. Zeitschrift 34 S. 51 ff.) deren zwei, eine für den philologischen und eine für den historischen Gebrauch vorschlägt. Krall hat versucht, auf Grund der griechischen Transcriptionen eine dem Urbilde annähernde Form zu geben. Völlig konsequent hat er dabei freilich nicht sein können. So läfst er z. B. Menes das Schlufs-s der griechischen Endung, während er es Ammenemes, den er Amenemhê nennt, nimmt, und bei zahlreichen Innenvokalen hat er bei den verschiedenen für den gleichen Namen vorliegenden Lesarten in der griechischen Überlieferung bald der einen bald der anderen Variante den Vorzug geben müssen. Einheitlichkeit wird sich hier nicht erzielen lassen, solange unsere Kenntnis der altägyptischen Vokalisation nicht eine ganz andere geworden ist. Manche der in dem Werke gewählten Formen werden wohl richtiger sein als die von Maspero, mir selbst und andern vorgeschlagenen, eine Kritik im Einzelnen mufs, da nur zu oft die wahre Gestaltung doch im Dunkeln bleiben würde, unterbleiben. Nur eines würde sich für eine zweite Auflage ebenso wie für andere umfassendere Werke über ägyptische Geschichte vielleicht empfehlen: den jeweiligen Herrschern in Klammern auch die Namensformen beizufügen, unter denen sie in anderen Werken auftreten. Es würde dadurch dem nichtfachmännischen Leser eine häufig zeitraubende und mühselige Identifizierungsarbeit erspart werden.

Bonn. **A. Wiedemann.**

19) **P. Masqueray, Traité de métrique grecque.** Paris, C. Klincksieck, 1899. XII und 394 S. 12. 3 Fr. 50.

In den letzten Jahren war man mit Erfolg bemüht, sich bei der Auffassung und Darstellung der griechischen Metrik von den modernen Begriffen, unter denen man sie nur zu lange betrachtet hatte, wieder frei zu machen und soweit als möglich zur Erklärung der Alten zurückzukehren. Diesem Bestreben verdankt auch das vorliegende Buch seine Entstehung, das auf gründlichen Studien beruht, eine geschickte Auswahl aus der Fülle des Stoffes trifft und seinen Gegenstand klar darzustellen und durch gut gewählte Beispiele zu veranschaulichen weifs. Wer sich desselben zur Einführung in das Studium der Metrik bedient, wird eine gute Grundlage erhalten, auf der er sicher weiter bauen kann.

Nachdem im ersten Kapitel die Grundbegriffe kurz, aber deutlich erklärt sind, werden im zweiten die daktylischen, im dritten die anapästischen, im vierten die trochäischen, im fünften die iambischen, im sechsten die päonischen, im siebenten die ionischen und choriambischen, im achten die zusammengesetzten, im neunten die logaödischen, im zehnten die dochmischen Metren besprochen. Dabei verfährt der Verfasser in der Regel so, dafs er zuerst die Kola, dann die Verse, hierauf die Systeme und endlich die Strophen, die mit dem betreffenden Versmafs gebildet werden, betrachtet. Wie es natürlich ist, werden der daktylische Hexameter, der iambische Trimeter und die lyrischen Strophen besonders ausführlich behandelt. Was die letzteren betrifft, so wendet er sich entschieden gegen den Mifsbrauch, der in den letzten Jahren mit der Bezeichnung Logaöden getrieben wurde. Er bringt den Choriamb und Antispast als Vertreter der iambischen Dipodie wieder zu Ehren. Glykoneen und Pherekrateen sind nach ihm iambische Tetrapodieen mit Synkopen, die ersteren akatalektisch, die letzteren katalektisch; ebenso sind die sapphische und alkäische Strophe ihrem Wesen nach iambisch; der Phaläceus ist eine katalektische iambische Hexapodie, am Anfang mit Kontra-Tempo; der Asklepiadeus ist nur dadurch von ihm unterschieden, dafs er akatalektisch ist — lauter Bestimmungen, die im wesentlichen auf Aristides und Hephästion zurückgehen. Den Schlufs bildet das elfte Kapitel, das in Kürze die äufsere Form der Gedichte behandelt.

Besonders hervorheben möchte ich noch, dafs sich der Verfasser überall sein eigenes und selbständiges Urteil zu wahren versteht, und dafs seine Entscheidungen durchweg Umsicht und Besonnenheit zeigen; auch

hütet er sich wohl, die Überlieferung irgend einer Regel zuliebe gewaltthätig zu behandeln, wie man besonders aus seiner Besprechung der lex Porsoni ersehen kann; er steht ihr immer vorurteilsfrei und unparteiisch gegenüber, so dafs er auch seltenen und eigenartigen Erscheinungen ihr Recht widerfahren läfst. Die Behandlung zeigt eine anerkennenswerte Vollständigkeit; nur selten wird man etwas Wesentliches vermissen, wie z. B. in der Darstellung des Hinkiambus die Erörterung der in letzter Zeit so lebhaft behandelten Frage nach der Tonstelle des letzten Fufses. Dafs Bakchylides so gut wie unberücksichtigt geblieben ist, wird man dem Verfasser nicht übel nehmen; die Metrik dieses Dichters bedarf noch eingehender Untersuchung und Klärung.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

20) **Karl Klement, Arion.** Mythologische Untersuchungen. Wien, Alfred Hölder, 1898. 63 S. 8.

In klarer und methodischer Weise geht der Verfasser darauf aus, zu erweisen, dafs dem sagenhaften Delphinritt des historischen Sängers Arion oder vielmehr der Sage von seiner wunderbaren Rettung durch einen Delphin ein echter, alter Mythus zu Grunde liegt, d. h. dafs der Delphinreiter, dessen Standbild in Tänaron gezeigt wurde, und der nach späterer Auffassung den Arion darstellen sollte, ein alter durch den Poseidonkultus in den Hintergrund gedrängter Meergott eines den Poseidondienern unterlegenen Stammes ist, ein Meergott, in dessen Wesen nicht sowohl die wilde, stürmische Seite im Wesen des Meeres, wie im Poseidon, als dessen den Menschen freundliche und nützliche Seite zum Ausdruck kam. Es wird dann weiter zu zeigen versucht, wie das Märchen von der Rettung des Arion durch einen Delphin entstehen und mit dem Bilde des alten nicht mehr verstandenen Meergottes in Verbindung gebracht werden konnte. Dabei werden zweckmäfsig die an verschiedenen Orten Griechenlands existierenden Sagen von Delphinreitern zum Vergleiche herbeigezogen und kritisch beleuchtet.

Das klare, auf gründlicher Sachkenntnis beruhende Schriftchen verdient daher sowohl wegen seiner gründlichen Behandlung des Gegenstands als wegen des allgemeinen Interesses, das die Arionsage zu allen Zeiten gefunden hat, die Aufmerksamkeit aller Fachgenossen, da es nicht nur ins Gebiet der Mythologie, sondern auch der Litteratur und Kunstgeschichte einschlägt. Dafs aber der alte Meergott selbst Arion geheifsen habe und

also auch mit Ares in Beziehung gesetzt gewesen sei, ist eine Annahme, die zu bedenklichen weiteren Kombinationen führt, und die daher um so eher abgelehnt werden darf, als sie für die Erklärung des Mythus nicht nötig erscheint.

C. **P. W.**

---

21) **Christian Hülsen, Bilder aus der Geschichte des Kapitols.** Ein Vortrag. (Mit Skizzen.) Rom, Loescher & Co., 1899. 31 S. 4. ℳ 1.20.

Der zu Aufschlüssen über die Vergangenheit des berühmten Hügels in erster Linie berufene Verfasser wählt für seine Bilder geschichtlich und topographisch bedeutsame Momente aus der Zeit vor der Umgestaltung durch Michelangelo und giebt sie in rückläufiger Form. — Wir sehen das Kapitol zuerst im Gepräge des Mittelalters mit Aracoeli und seiner Treppe, mit dem Senatoren- und Konservatorenpalast, etwa um 1536, als Karl V. Rom besuchte. — Es folgt die Zeit Karls von Anjou, der nach dem Sieg über Konradin Senator von Rom war; aufser dem Senatorenpalast, seinem Gerichtssitz, der sich seit der Mitte des 12. Jahrhunderts auf den Ruinen des antiken Tabulariums erhebt, schmücken den Hügel nur Kloster und Basilika von Aracoeli, noch ohne Treppe, im Besitze des neugestifteten Franciskanerordens; südlich ragen die Grundmauern des Jupitertempels. — In die Zeit der Ottonen, kurz vor 1000, führt das dritte Bild. Die Kirche besitzt das Kapitol: Jünger des heiligen Benedikt wohnen im Kloster von Aracoeli neben einer kleinen Marienkirche; der übrige Hügel liegt wüst; Jupitertempel und Tabularium bilden „unter Trümmern eine Trümmerwelt“. — Das vierte Bild zeigt die Periode tiefster Erniedrigung Roms, als 570 nach der Vernichtung der Goten durch Byzanz die Longobarden in Italien eindringen. Die heidnischen Götter haben die verfallenen Stätten ihrer tausendjährigen Herrschaft verlassen, aber der Christengott hat vom Hügel noch nicht Besitz ergriffen. — Und doch war es erst 304. — dieses Jahr wählt Hülsen für das letzte Bild — als Marcellinus, der Christenbischof Roms, von Diocletian zur Verleugnung seines Glaubens und zum Weihrauchopfer im Tempel des kapitolinischen Jupiter gezwungen wurde; es war die letzte Zeit antiker Gröfse und Herrlichkeit.

Der Verfasser schmückt seine Darstellung durch historische und topographische Details, die er, soweit sie sich aus den die Geschichte des

Kapitols behandelnden Werken nicht ergehen, in Anmerkungen mit Belegstellen versieht. Zum ersten Bilde gieht er reichere Notizen über die Caffarelli, deren Mitglied Ascanio von Karl V. die südliche Hälfte des Hügels zum Geschenk erhielt nnd auf den Grundmauern des Jupitertempels den Palazzo Caffarelli, die heutige deutsche Botschaft, baute. — Zum dritten Bilde werden alle Mitteilungen über den Ursprung der Kirche Aracoeli znsammengestellt und irrige Ansichten herichtigt. Die den ersten Bildern heigegehenen Skizzen tragen wesentlich zum Verständnis bei. Druckfehler S. 8, Z. 5 von unten, S. 14, letzte Zeile, S. 15, Z. 2 von ohen mögen bei einer zweiten Auflage beseitigt werden; S. 23, Z. 21 ist irrtümlich „zweimal" geschrieben statt „dreimal". — Der berühmteste unter den Hügeln Roms, der zu einem Drittel Eigentum des Dentschen Reiches ist und nnter dem Schirme seines Adlers deutsche Gelehrte heherbergt, ist allen Gebildeten ein Gegenstand gröfsten Interesses. Hülsens Bilder, die auf reichem Wissen heruhen und mit grofser Wärme nnd Anschaulichkeit geschrieben sind, seien hiermit zur ersten Orientierung sowohl wie zur Belehung schon gewonnener Kenntnisse dringend empfohlen.

Halberstadt. **Heinrich Rüter.**

---

22) **Richard Eickhoff, Aus der Praxis des lateinischen Unterrichts.** Beilage zum Jahresherichte des Realprogymnasiums mit Realschule zu Remscheid. Ostern 1898. 28 S. 4.

Die vorliegende Arbeit bietet eine reichhaltige Auswahl von Vorlagen für lateinische Extemporalien anf der mittleren Stufe der Realgymnasien hezw. Realprogymnasien mit methodischen Erläuterungen. Sie ist ein anregender Beitrag zur Methodik des lateinischen Unterrichts, wenn auch der Grundgedauke, welcher den Verfasser hinsichtlich der Form dieser Aufgahen leitet, nicht ohne entschiedenen Widerspruch bleiben dürfte.

Mit Rücksicht auf die geringe Stundenzahl, welche nach den neuen Lehrplänen dem Unterrichte in der lateinischen Grammatik anf dieser Stufe zugewiesen ist, sowie in Hinhlick auf das Ziel dieses Unterrichtes und aus allgemein methodischen Gründen verlangt nämlich der Verfasser, dafs jene Arheiten sich eng an Gelesenes anschliefsen nnd nicht in erster Linie die Einübung bestimmter, in der Klasse vorher durchgenommener Regeln sich znm Ziele setzen, sondern lediglich znr Einprägnng des Wortschatzes und

Sprachgebrauchs des Schriftstellers dienen. Daher giebt er ihnen eine Form, welche für den Anfang ganz, für die Fortgeschrittenen im wesentlichen Rückübersetznng aus Caesar, Bell. Gall. ist. Den Schülern soll behufs gründlicher Vorbereitung das Thema des Extemporales vorher kurz angegeben und der Text auf allen Stufen erst in der Muttersprache niedergeschrieben werden. Die beiden letzteren Forderungen unbedingt zugegeben, scheint mir die obige Form doch grofse Bedenken zu haben. Denn 1) geht hierbei zu sehr die Selbständigkeit des Schülers verloren; es liegt die Gefahr eines blofs gedächtnismäfsigen, mechanischen Nachschreibens der in der Erinnerung haftenden Ausdrücke vor; 2) mufs dann der Lehrer ein wichtiges Mittel entbehren, um die Schüler zu fleifsigem Mitarbeiten in der Grammatik anzuhalten. Gewisse sichere, wenn auch beschränkte Kenntnisse in der Grammatik bleiben aber immer eine notwendige Grundlage zum Verständnis des Schriftstellers; 3) auch bei der anderen, vom Verfasser angegriffenen Methode können trotz der beschränkten Stundenzahl befriedigende Ergebnisse erzielt werden, falls der Satzbau ganz einfach gehalten ist, nur wenige syntaktische Regeln zur Anwendung kommen und die nötigen Übersetzungshilfen gegeben werden. Zum mindesten mufs die Forderung gestellt werden, dafs von Zeit zu Zeit Extemporalien dieser letzteren Art, vielleicht in Abwechselung mit freieren Rückübersetzungen gegeben werden.

Im übrigen ist anzuerkennen, dafs die Auswahl und Zusammenstellung der lateinischen Vorlagen fleifsig und geschickt gemacht ist. Die am Schlusse gegebenen deutschen Vorlagen zu Prüfungsarbeiten, in denen erfreulicherweise gut deutscher Ausdruck gegeben ist, dürfen auf allgemeinen Beifall rechnen.

Rheinbach. **J. Rosenboom.**

---

23) **M. Evers, Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte;** die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. Eine Pädagogik des Kampfes. Berlin, Weidmann, 1898. XII und 240 S. 8. geb. *M* 5.60.

Die Schrift ist aus einem Gesamtreferat für die rheinische Direktoren-Versammlung hervorgegangen, und schon dieser Ursprung, da ja doch die Einzelreferate aller höheren Lehranstalten der Provinz zu Grunde liegen, bietet eine gewisse Gewähr, dafs die Aufgabe mit Umsicht erfafst ist; es ist auch kein wesentlicher Punkt unberücksichtigt geblieben. Aber die Schrift

hat doch wesentliche Erweiterungen erfahren und die Zufälligkeiten ihres Ursprungs abgestreift. Vor allem spricht sich aber in ihr die kräftige Individualität des auch sonst vorteilhaft bekannten Verfassers aus. Angenehm berührt der lebenskräftige Optimismus, der das Auge nicht vor den unleugbar grofsen Gefahren verschliefst, die gerade die Gegenwart und am meisten im grofsstädtischen Leben bietet, der jedoch auch die grofsen Vorzüge unseres Zeitalters würdigt und hoffnungsvoll für die Jugend unseres Volkes in die Zukunft blickt. In diesem Sinne will er ein Kämpfer sein für alle idealen Güter unseres Volkslebens. So wird jeder praktische Schulmann, der von seiner Aufgabe gleich hoch denkt, aus diesen Ausführungen Anregung und, wenn's nötig ist, neuen Mut und neue Freudigkeit gewinnen.

Buxtehude. **B. Pansch.**

---

24) **G. Wendt, Reden aus der Schule und für die Schule.** Karlsruhe, F. Gutsch, 1899. 152 S. gr. 8.

br. ℳ 2.50. geb. ℳ 3.50.

Vorliegende Auswahl früherer Reden zerfällt ihrem Inhalte nach in Reden bei besonderen Veranlassungen, wie beim Amtsantritt, bei der Eröffnung des neuen Gymnasialgebäudes, am 80. Geburtstage Kaiser Wilhelms I. u. ä., und in Abiturientenreden. Wenn auch das Büchlein in erster Linie ehemaligen Schülern des Karlsruher Gymnasiums gewidmet ist, so verdient es doch auch in weiteren Kreisen der Gebildeten Beachtung, da in ihm eine nicht geringe Anzahl wichtiger Tagesfragen in sachgemäfser und formvollendeter Darstellung erörtert wird. Insbesondere werden die Freunde des humanistischen Gymnasiums dem Herrn Verfasser dafür dankbar sein, dafs er, ein Schulmann von altem Schrot und Korn, für den gründlichen Betrieb grammatischer Studien aufs mannhafteste eintritt und an der altbewährten Grundlage des Gymnasiums durchaus nicht gerüttelt wissen will.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

25) **Émile Deschanel, Les Déformations de la Langue Française.** 295 S. 8. Paris, Calmann-Lévy, 1898. 3 Fr. 50 C.

Deschanel hält in seinem Werk nicht, was er in der Überschrift verspricht. Man erwartet doch eine Zusammenstellung von Mifsbräuchen, die sich im neuesten Französisch herausgebildet haben, also ein Werk wie Wustmanns „Sprachdummheiten.“ Dafür giebt der Verfasser aber eher

eine Blütenlese von Beispielen für Laut- und Bedeutungswandel, für Geschlechts- und Zahlwechsel, für Formänderung in Wortverbindungen und Ähnliches. Zweimal setzt er freilich an, wirkliche Sprachverstöfse vorzuführen (auf Seite 17 und 189), aber nur, um nach 15—20 auch noch weitgedruckten Seiten in die alte Weise zurückzufallen. Vom lose angefügten Schlufs, der einige Etymologieen erörtert und Satzdoppelformen verzeichnet, braucht man nicht zu reden. Denn den hat der Verfasser eingestandenermafsen im Grunde nur zugegeben, weil sich gerade eine Druckgelegenheit fand.

Schlecht geschrieben ist das Buch allerdings nicht; im Gegenteil: man mufs anerkennen, dafs der Verfasser über sprachliche Fragen recht flüssig plaudert. Aber wissenschaftlichen Wert hat das Erzeugnis nicht. Deschanel kennt wohl seine Muttersprache, sicherlich wenigstens von Rabelais' Zeit an, und soweit sie in Schriftwerken niedergelegt ist. Aber dafs er sprachwissenschaftlich geschult sei, geht aus seinem Werk nicht notwendig hervor. Denn der Stoff, den er übrigens wohl ausschliefslich aus Littrés etymologischem Wörterbuch und aus Brachets Werk über die Satzdoppelformen schöpft, beweist das ebenso wenig wie die paar Belegstellen aus Voltaire, Lamennais und aus Bréals neuester Arbeit über die Bedeutungslehre (essai de sémantique), mit denen er seine Darstellung hie und da würzt. Verschiedene Stellen, wo der Verfasser allgemein über sprachliche Vorgänge redet, lassen eher das Gegenteil vermuten; so, wenn er das Französische jetzt aus dem reifen Mannesalter in das Greisenalter eintreten läfst (S. 6), oder wenn er eine Aussprache tadelnd als weich und kraftlos hinstellt (S. 123).

Eine strenge Ordnung hält der Verfasser leider auch nicht immer ein. In dem ersten Abschnitt läfst er einer Aufzählung von Fällen, wo ein Wort heute in einer falschen Bedeutung gebraucht wird, nicht nur eine Reihe von Beispielen für Bedeutungswandel vorangehen, sondern eine andere Reihe auch nachfolgen; dafür tauchen Beispiele falschen Wortgebrauchs versehentlich wieder im dritten Abschnitt auf, in dem nur von syntaktischen Gruppen die Rede sein sollte (159 ff). Auch die Behandlung der einzelnen Fälle ist ungleich. Während eine Erscheinung gründlicher besprochen und manchmal noch durch eine längere Belegstelle im Anhang verdeutlicht oder gar durch ein überflüssiges, aber gefälliges, heiteres Geschichtchen ausgeschmückt wird (100), wird eine andere so kurz mitgeteilt, dafs sie selbst der Fachmann nur mit Mühe begreift (so *papetiers* 119),

Mit den Lautgesetzen nimmt es der Verfasser nicht immer so genau, wie er sollte, so wenn er z. B. *médaille* aus *metalla, seilleau* aus *sitella, bercer* aus *versare, suite* aus *sequentia* herleitet (132f., 119, 176 Anm., 233).

So könnte man noch weiter machen!

Und doch hätte sich schon aus dem Stoff, den Deschanel giebt, etwas Brauchbares machen lassen. Hätte er nur die Fälle, die er für die „Änderung der Aussprache oder der Form“ anführt, nach ihrem Wesen etwas besser geordnet! Wie hätte er das verschiedenartige Walten der Analogie beleuchten können! Wie schön wäre eine Sammlung von Fällen geworden, wo lautlicher Zusammenfall aus zwei Wörtern scheinbar eines gemacht hat, wie bei *chère* und *chair, taon* und *tan, louer* „loben“ und *louer* „vermieten“; wie lehrreich eine zusammenfassende Behandlung des Wirkens der Volksetymologie! Und wie dankbar wären dem Verfasser die Ausländer erst gewesen, wenn er ihnen warnend neuaufkommende Mifsbräuche ausführlich beschrieben hätte, so die Ersetzung kurzer älterer Ausdrücke durch längere neue (in Formenpaaren wie *lieu: localité, arrêt: arrestation, personne: personnalité, règle: réglementation, clore: clôturer, confondre: confusionner, se démettre: démissionner, émouvoir: émotionner, confidemment: confidentiellement, irrévérent: irrévérencieux)* oder die Verdrängung alter volkstümlicher Wörter durch neue gelehrte (wie bei *troubler: perturber, crier: clamer* u. dgl.). Auch eine Sammlung der Wörter mit jetzt abweichender Aussprache (wie *cabinet, ineffable, forêt* mit geschlossenem, *sonnez, cahier* mit offenem *e, horreur* mit geschlossenem *o*) hätte sich reichlich gelohnt.

So aber bedauert man, dafs ein Professor am Collège de France sich in einem Buche wie ein Zeitungsschreiber giebt, nicht wie ein Gelehrter.

Heidelberg. **Ludwig Sütterlin.**

---

26) **Jaep, Anmerkungen zu H. Saures englischer Gedichtsammlung** unter Mitwirkung des Herausgebers. Berlin, F. A. Herbig, 1899. 64 S. 8. ℳ 0.80.

Anmerkungen und Erläuterungen zu einer Gedichtsammlung wie der Saures sind an und für sich gewifs sehr nützlich, besonders wenn es der Zusammensteller der Sammlung unterlassen hat, derselben ein Glossar beizufügen. Jedoch müssen an solche Anmerkungen höhere Ansprüche gestellt werden, als Jaep anzunehmen scheint. Jedenfalls sind die seinigen unzureichend und lassen den im Stiche, der für das Verständnis der ent-

sprechenden Gedichte nur auf sie angewiesen ist. So sucht man z. B. vergebens Aufschlufs über die Bedeutung der Verse aus dem Gedichte „Auld Lang Syne“ von Burns:

„And surely ye'll be your pint-stowp
And surely I'll be mine.“

Was bedeutet in ihnen das „be“?[1]). Zu dem Ausdruck Cameron's gathering in dem Gedichte: „The Eve of Waterloo“ bemerkt Jaep S. 35: „C.'s Sammeln“. Erstens mufs gathering mit „Sammelruf“ übersetzt werden, und zweitens hat Jaep anzugeben unterlassen, warum Byron gerade diesen Namen nennt. In demselben Abschnitte ist pibroch nicht erklärt, während unnötigerweise mountain-pipe mit „Bergpfeife“ übersetzt wird. Auf S. 13 wird to ply mit „bewegen“ wiedergegeben. Wie soll diese Bedeutung zu den entsprechenden Versen:

1) Ich wandte mich kürzlich wegen der Erklärung dieser Stelle nach England und erhielt von Herrn W. H. Moralee in North Shields bei Newcastle on Tyne folgende Auskunft: "In reply to your enquiry regarding the word be in the last verse of A. L. S. I can only say that it is equivalent to the expression generally used, when taking refreshments, as for instance 'I will stand the drinks', and in returning the compliment 'now we will have another', or 'it is my turn this time'." Weiter unten übersetzt der betreffende Herr die beiden Verse so:

And surely you will stand your pint-stoup,
And surely I will stand mine, etc.

oder:

And surely you will pay for your pint-stoup,
And surely I will pay for mine etc.

Der Sinn würde also dann sein: „Und sicherlich wirst du eine Auflage zum besten geben, und sicherlich auch ich.“ Denkt man sich als Getränk Whisky, so ist wohl nur diese Auffassung möglich: your pint-stoup ist dann „das von dir bezahlte [in diesem Sinne also als das deinige zu bezeichnende] Mafs Branntwein, das dann auf uns beide verteilt wird“; soll das Getränk aber Bier sein, dann läge es näher, unter your pint-stoup „deinen Humpen, d. h. dein für dich selbst gefülltes Glas“ zu verstehen und be = be equal to zu setzen. Bei dieser Auffassung würden die beiden Verse bedeuten: „Und sicher wirst du [zum Beweis dafür, dafs du es ehrlich meinst] deinen Humpen [beim Zutrinken] bis auf die Neige leeren [also nicht 'knacken'] und sicherlich werde auch ich dir mit dem meinigen getreulich Bescheid thun.“ H. K. — Wir bemerken hierzu, dafs die letztere Auffassung, wie uns Mrs. Kenny in Bremen mitteilt, auch von einer ihrer Tanten, Isabella Palmer geb. Jardine, vertreten wurde, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts viel in den litterarischen Kreisen von Edinburgh, Aberdeen und Glasgow verkehrte und den damaligen schottischen Sprachgebrauch wohl genauer gekannt hat. Jedenfalls ist dieses örtlich und zeitlich so direkte Zeugnis sehr beachtenswert. (Obwohl es eigentlich nicht hierher gehört, mag bei dieser Gelegenheit zugleich erwähnt werden, dafs die genannte Isabella Jardine wahrscheinlich das Urbild zu J. Wilsons Margaret Lindsay gewesen ist. Sie war mit der Familie Wilsons enger befreundet.) Anm. der Redaktion. (F. P.)

„For them no more the blazing hearth shall burn
Or busy housewife ply her evening care."

passen! Hier hätten zur Erklärung ähnliche Ausdrücke wie to ply one's books, oars und der in Hoods „Song of the Shirt" (Saures Sammlung S. 137 ff.) vorkommende Vers: „Plying her needle and thread" herangezogen werden sollen. Übersetzungen wie „Hängebuche" für nodding beech (S. 14), „als feurige Männer" für a wall of fire (S. 20), „Pulverrauchhimmel" für sulphurous canopy (S. 26) u. ä. sind zum mindesten ungeschickt. Gänzlich mifsverstanden hat Jaep die Verse:

„There at the foot of yonder nodding beech,
That wreathes its old fantastic roots so high",

da er dazu die Anmerkung macht: „Bei Eschen, Birken und Buchen läfst man die Zweige als Wurzeln Blätter treiben." Er interpretiert offenbar die Worte that wreathes . . . falsch. Es ist einfach zu übersetzen: „Dort am Fufse jener nickenden Buche, die ihre alten seltsam gestalteten Wurzeln so hoch (sc. über die Erde) emporwindet." Sonderbar klingt die Bemerkung zu dem Verse: „Perhaps thou gavest me, though unfelt, a kiss", auf S. 16: „Bei einem Bilde unausführbar." Der Dichter stellt sich vor, dafs der Geist der Mutter ihn umschwebte und küfste.

S. 15 bemerkte Jaep zu der Form loveliest „für most lovely", als ob diese die richtigere wäre, während lovely ganz regelmäfsig lovelier, loveliest kompariert wird. S. 52 wird fixt (statt fixed) eine starke Form genannt, was zu der falschen Vorstellung führen könnte, dafs fixt zur starken Konjugation zu rechnen wäre. Fixt ist nur eine orthographische Variante von fixed. In dem Ausdrucke to cease repining hält Jaep (S. 59) fälschlich repining für ein Participium Praesentis, es ist vielmehr das Gerundium.

Jaeps Anmerkungen verdienen also keine Empfehlung.

Breslau. **Heinrich Knobloch.**

---

27) **Edmund Wilke, Anschauungsunterricht im Englischen.** 2. Auflage. Leipzig und Wien, Raimund Gerhard, 1898. Acht Hefte nebst Nr. 9. List of Words.

Preis jedes Heftes mit Bild 45 Pfg., ohne Bild 30 Pfg., List of Words 60 Pfg.

Meine empfehlenden Worte zur ersten Auflage (s. Neue Philologische Rundschau 1898, Nr. 3) kann ich nach erneuter Durchsicht nur wiederholen. Die Zahl der Hefte ist durch ein Wörterbuch (List of Words) vermehrt worden. Eine sehr wesentliche Bereicherung hat der Inhalt durch

Hinzufügung kleiner, denen der französischen Parallel-Ausgabe entsprechenden Märchen erfahren. Mein Wunsch, das Märchen vom Gänseblümchen durch ein anderes ersetzt zu sehen, hat sich, wenigstens für die englische Ausgabe, erfüllt, die nunmehr der vorzüglichen französischen Ausgabe nichts mehr nachgiebt. Da der Stoff nicht in Frage- und Antwortform gebracht ist, kann man den Gebrauch der Heftchen selbst Gegnern des Anschauungsunterrichts empfehlen.

Schleswig. **H. Rose.**

28) **A. v. Roden, Die Verwendung von Bildern zu französischen und englischen Sprachübungen.** Methodische Ansichten und Vorschläge. Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung, 1889. ℳ 1.20.

Der Verfasser liefert in seiner Abhandlung einen dankenswerten Beitrag zur Klärung der Bilderfrage.

Wer ein allzu unsicheres Herumtasten in der Verwendung von Anschauungsbildern vermeiden will, wird gut thun, diese Arbeit (75 Seiten) durchzulesen, in der der Verfasser jedermann, ob Freund ob Feind des Anschauungsunterrichts, zu Worte kommen läfst, ohne dabei den eigenen Standpunkt, den er als Führer durch die bereits zahlreich angewachsene Litteratur dieses Gegenstandes einnehmen will, aus dem Auge zu verlieren.

Schleswig. **H. Rose.**

29) **Festschrift zum VIII. allgemeinen Deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898.** Herausgegeben von **J. Schipper.** Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1898. VIII u. 251 S. gr. 8. ℳ 5.—

The contents of this "Festschrift" consist of the following papers: German Philology: Die Lesarten zu Goethes Bearbeitung von "Romeo und Julia". Von Prof. Dr. J. Minor. Unbekanntes aus Friedrich Hebels Frühzeit. Von Prof. Dr. R. M. Werner. — Zur Aussprache des Mhd. *s*. Von Priv.-Doz. Dr. E. W. Kraus. — Zu Konrad Flecks Flore und Blancheflur. Von Prof. Dr. H. Lambel — Ein Lied Bürgers im Volksmunde. Von Prof. Dr. J. E. Wackernell. — Zu den Türkenliedern des XVI. Jahrh. Von Priv.-Doz. Dr. R. Wolkan. — English Philology: Über die Verwertung der Lautgeschichte im englischen Sprach-

unterricht. Von Prof. Dr. A. Luick. — Altenglisch ƀr aus mr. Von Prof. Dr. A. Pogatscher. — Thomas Middleton. Eine litterarhistorische Skizze von Prof. Dr. R. Fischer. — Greene über Shakespeare. Von Prof. Dr. W. Creizenach. — "Philotus." Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas in Schottland. Von Dr. Rud. Brotanek. — Das englische Heer und sein Dichter. Von Prof. Dr. A. Brandeis. — Romanic Philology: Aphorismen zur französischen Grammatik. Von Prof. Dr. W. Meyer-Lübke. — Zweihundert altspanische Sprichwörter. Von Prof. Dr. Jul. Cornu. — Beitrag zur Phraseologie von da im Rumänischen. Von Prof. Dr. Joh. Urban Jarnik. — Die Ashburnham-Handschrift des "Songe d'Enfer" von Raoul de Houdenc. Von Prof. Dr. M. Friedwagner. — Über das Verhältnis des Lustspiels "Les Contents" von Odet de Turnèbe zu "Les Ebahis" von Jacques Grévin und beider zu den Italienern. Von Prof. Dr. M. Kawczyński. — A great variety of interesting articles is thus offered within a comparatively small compass. To each of these it would be impossible to draw particular attention within the limits allowed by this paper. For this reason we shall confine ourselves to the English department and enter into a few details concerning the articles offered under that heading. Fischer's Paper on Thomas Middleton is a valuable contribution to our knowledge of the work of a dramatist who ranks high among the minor playwrights. Fischer divides Middleton's life into the following periods: Erste Periode: Middleton als Nachahmer und Experimentator. (The Mayor of Queenborough; Blurt, the Constable; The Phoenix. — Zweite Periode: Middleton als Komödiendichter. Michaelmas-Term, A Trick to catch the Old-one; The Family of Love; A Mad World, my Masters; Your Five Gallants; The Roaring Girl; The Chaste Maid of Cheapside; Anything for a Quiet Life.) Dritte Periode: Middleton als Sittenschilderer der Schauspieldichter (No Wit, no Help like a Woman's; A Fair Quarrel). Vierte Periode: Middleton als Experimentator und Nachahmer (The Old Law; The Witch; Women beware Women; More Dissemblers besides Women; The Widow; The Changeling; A Spanish Gipsy). „Der Platz, den Middleton ehrenvoll in der Geschichte des jakobitischen Dramas einzunehmen berechtigt ist, gebührt ihm auf Grund der absoluten, litterarischen Leistungen in der modern-realistischen Komödie, denn nur hier ist er originell, weil individuell. — Der Dramatiker Middleton ist aber einer der sonderlichsten Probleme für die historisch-genetische Ästhetik." Fischer in only interested in the construction of the

plays: he pays no attention whatever to the style and language which have been so warmly praised by Swinburne in his brilliant essay, which should be read by the side of F.'s paper. It is hard to believe that the Witch is a parody. Is this really Fischer's conviction, or does he only use the expression loosely? It is almost inconceivable that a man of Middleton's talent should parody his own work.

A. Pogatscher shows that the change of mr to br has taken place in some Old English words that have hitherto baffled all attempts to explain their development.

OE. culufre. Lat. *columbulus*, **columbula* 〈**columbla* 〈**columbra*. Among the Celts this became *columra in accordance with a well-known change in the Celtic language. Among the Anglo-Saxons this became culnfre.

OE. cafor-tûn (atrium) from lat. *camera*. The general sense of the word must have been = Gemächer-hof.

OE. ǽfre 〉 ǽ-mre (like OHG. io-mêr). ǽ with i-mutation from *aiwin.

OE. cláfre, clǽfre. *clā., *clǣ + * a form of *(s)mǣran. Cp. Icel. smári, σμηρία, μηρίς. The continental forms taken from the English.

OE. hæfern (*concha*). Germ. *hamarar (κάμαρος).

Creizenach discusses the well-known passage from Greene's "Groatsworth of Wit" about the "upstart crow", and sides with those who think it must refer to the actors.

Brotanek's paper is a very interesting study of Philotus, one of the few Scotch plays that have come down to us. He adduces various grounds for considering Montgomerie as its author.

Arthur Brandeis treats at some length of Rudyard Kipling and his description of life among the English soldiers. He gives his own translation of some of Kiplings's ballads. They seem to me to be really excellent, faithful, and yet not slavish.

Luick's paper should be read by all who are engaged in teaching English, for it shows how phonology may be successfully employed to alleviate the difficulties that beginners have in mastering, the seeming vagaries of English orthography and pronunciation. English masters should all try Luick's plan, which, I am sure, will have excellent results.

Nijmegen. **A. E. H. Swaen.**

Vakanzen.

Aachen, RG. Obl. Deutsch, Engl., Franz. f. alle, Latein. f. m. Kl. Staatl. N.E. Bis 31./1. Curatorium.
— Hülfsl. Deutsch, Gesch. u. Geogr. Bis 31./1. Curatorium.
Bochum, H.T.S. Obl. Deutsch u. Gesch od. N. Spr. Dir. Schienenberg.
— O.R.S. Obl. N. Spr. Curatorium.
Brandenburg, H T.S. Obl. N. Spr. Bis 1./2. Magistrat.
Cassel, R.S. Hülfsl. N. Spr. od. Deutsch u. Gesch. Magistrat.
Duisburg, H.T.S. Obl. Gesch. u. N. Spr. Staatl. N.E. Curatorium.
Flensburg, O.R.S. Hülfsl. N. Spr., Turnen. Direktor.
Gera, Zabelsche H.T.S. Direktor. N. Sp. Bis 31./1. Oberbürgermeister.
Halle, O.R.S. 2 Obl.: I. Math. u. Phys., II. N. Spr. Bis 1./2. Staatl. N.E. Magistrat.
— Stadt-G., Obl. Math. u. Nat. Staatl. N.E. Bis 1./2. Magistrat.
Kalk, Prg. Hülfsl. Alte Spr. Bürgermeister.
Köln, Handelssch. Obl. Nat. Dir. Dr. Vogels.
Lüdenscheid, R.S. Direktor (Math. Nat.). Curatorium.
Patschkau, G. (kathol.) Obl. N. Spr. u. Gesch. ev. Deutsch u. Gesch. Bis 15./2. Magistrat.
Potsdam, H.T.S. Obl. N. Spr. Bis 5./2. Dir. Dr. Werth.
Ruhrort, Rg., Hülfsl. N. Spr., Deutsch u. Lat. Direktor.
Schwerte, Prg. Drei Obl.: I. Math., II. u. III. N. Spr. Curatorium.
— Hülfsl. Latein. Curatorium.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 10. Februar. Nr. 3, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

30) **Sophocle, Oedipe à Colone,** traduit en vers par **Phil. Martinon.** Paris, Fontemoing, 1899. 75 S. 8.

Das geschmackvoll ausgestattete, gefällig gedruckte Bändchen bietet eine Übersetzung oder vielmehr eine Bearbeitung in fünf Akten unter starker Verkürzung der Exposition und Entwickelung. Ebenso sind einige, den modernen Zuschauer wenig interessierende Stellen unterdrückt. Überhaupt ist das Stück für die Aufführung zugeschnitten, doch ohne dafs etwas hinzugesetzt wäre, was nicht sophokleisch ist. Die Dialogverse sind gereimte Alexandriner in glatter, fliefsender Sprache. Die Chorgesänge sind in kürzeren Versen geschrieben. Das Büchlein liest sich angenehm und beweist von neuem, wie die Franzosen es verstehen, Dichtertexte der Alten modern wiederzugeben und zu gestalten. Ähnlich bearbeitet werden demnächst erscheinen: König Oedipus und Antigone.

Saargemünd. **G. H. Müller.**

31) **Xenophons Hellenika.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Rich. Grosser.** 2. Bändchen: Buch III und IV. Zweite Auflage, besorgt von **Ernst Ziegeler.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. VI und 94 S. 8. ℳ 1.20.

Die von der Kritik bei ihrem Erscheinen günstig aufgenommene Hellenika-Ausgabe von R. Grosser liegt, was den zweiten Band betrifft, von E. Ziegeler neu bearbeitet, zur Besprechung vor. Am Texte sind im Anschlufs an Kellers kritische Ausgabe mehrere Änderungen vorgenommen, über die im Vorworte das Nötige mitgeteilt wird. Die Einleitung bietet in Form einer kurzen Rekapitulation der vorausgehenden Ereignisse nur das, was zum Verständnis des dritten und vierten Buches unmittelbar erforderlich ist. Dem Plane der „Bibliotheca Gothana" gemäfs sind den einzelnen Kapiteln unter dem Texte knapp gefafste Inhaltsangaben vorausgeschickt; die Rede der thebanischen Gesandten III, 5, 8—15 ist in Gestalt einer Musterdisposition analysiert. In den Anmerkungen ist dem Bedürfnis der Schüler nach der formalen wie nach der sachlichen Seite hin in angemessener Weise Rechnung getragen; bei einigen schwierigeren Stellen wird durch Angabe der grammatischen Konstruktion, bisweilen auch durch Hinweisung auf die lateinische Ausdrucksweise, das Verständnis der Stelle angebahnt; nicht selten wird auch — bei auffälliger Abweichung des Sprachgebrauchs — die deutsche Übersetzung unmittelbar gegeben. Da auch der Druck durchweg korrekt ist, verdient die Ausgabe von Grosser-Ziegeler für den Schulgebrauch bestens empfohlen zu werden.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

32) **T. Livi ab urbe condita libri.** Wilhelm Weissenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von **H. J. Müller.** Sechster Band, zweites Heft, Buch XXVIIII—XXX. 4. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1899. VII u. 199 S. 8. ℳ 2. 40.

Für diese Partie des Livius liegen uns zwei stark von einander abweichende Rezensionen vor, die des Codex Puteaneus, der Weifsenborn in der dritten Auflage 1878 gefolgt war, und die des verlorenen Codex Spirensis, welche Luchs in seiner grofsen Ausgabe 1879 klargestellt und auch in der kleineren Ausgabe 1889 in weitem Mafse angenommen hat. Ich bin ihm in der Ausgabe bei Teubner 1892 bis auf 62 Abweichungen gefolgt. Müller hat sich nun wieder mehr an den Puteaneus gehalten;

mit Einrechnung einiger neuerer Emendationen geht er immerhin an 195 Stellen vom Text der dritten Auflage ab.

29, 10, 1 blieb *garvior* (st. *gravior*), 29, 36, 1 *confectum* (st. *convectum*) stehen, 30, 2, 12 ist vor *ingentem* ein *in* ausgefallen. Man setze 29, 7, 6 *icto*, 11, 4 *decernunt*, 30, 16, 4 *procubuerunt*, 37, 2 *quibusque* st. *quibuscum*, 39, 5 *prohibuerunt*.

Der Kommentar wurde mit Sorgfalt revidiert, der Anhang umgestaltet und erweitert.

29, 1, 21 ist im Nebensatz der indirekten Rede sowohl *habebant P* nach vielen Stellen bei Livius richtig, wie *haberent Σ* (vgl. z. B. 13, 3 u. 4; 30, 41, 1 u. 6). Weissenborns Änderung *habeant* ist nicht begründet. — 6, 13. Durch Gronovs Konjektur *incertus* ist die Stelle nicht verbessert, da sich für die Worte *omnia vana fecisset* keine Erklärung findet. — 12, 11 *Darda* in *P* ist Schreibfehler; der Name *Δέρδας* ist auch aus Thucydides und Xenophon bekannt. — 15, 14 *domos Σ* ist ebenso richtig wie 27, 3. — 28, 4 *Carthagini prope ut captae tumultus fuit*] *Carthagini* wird als Lokativ erklärt, *captae* (sc. *eius*) als Genetiv; ich halte beides für den Dativ. — 32, 3 *ut prope iam* scheint zwar in Ordnung; doch mufs bei dieser Lesung das folgende *nec* in *non* verwandelt werden.

Nach eigener Vermutung schreibt Ml. **29**, 17, 7 *singula*, 19, 7 *in thensauris*, **30**, 3, 3 *Hasdrubalis in conspectu*, 18, 7 *procul paventibus* 21, 6 *invasisse omnis* (*P esse meminisse*), 30, 4 *potius* (*Σ prius*).

30, 1, 10. Dafs Lucretius einen Teil der 29, 13, 4 genannten Truppen erhielt, ist nicht anzunehmen; sie blieben nach § 7 und 9 in Gallien. Ligurien gehörte nach § 2 und 8 zur Provinz des Konsuls C. Servilius Geminus; dieser also sandte von seinem Heer die nötigen Truppen nach Genua. Bei 2, 7 wird Genua eine Legion zugeteilt, Servilius aber bat keine Truppen. Es sollte beifsen: 2 Legionen in Etrurien und Genua, 3 (nicht 4) in Spanien; dies ist auch in meiner Ausgabe zu berichtigen.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

33) **Karl Krumbacher, Umarbeitungen bei Romanos.** Mit einem Anhang über das Zeitalter des Romanos. München, Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften, in Kommission des G. Franzschen Verlags (J. Roth), 1899. 156 S. 8.

Wenn Krumbacher mit seiner „Geschichte der byzantinischen Litteratur" allseitig für eine neue und gerechte Würdigung dieses nur allzu

lange als Stiefkind behandelten Zweiges der Gesamtlitteratur bahnbrechend gewirkt hat, so ist's nicht sein mindestes Verdienst hierbei, dafs er auch die griechische Kirchenpoesie und mit ihr den gröfsten Dichter des ganzen byzantinischen Zeitalters, Romanos, zu Ehren gebracht hat. Einer vollständigen Ausgabe dieses Dichters auf grund des reichen Handschriftenmaterials durch K. sehen wir mit gespannter Erwartung entgegen; warum diese Ausgabe sich länger hinauszieht, wird in obigen „Umarbeitungen bei Romanos“ dargelegt. Diese Schrift wirft in der Einleitung überraschende Streiflichter über die Thatsache einer der byzantinischen Überlieferung gegenüberstehenden italienischen Redaktion der griechischen Kirchendichtungen und über die verkürzende Umdichtung ganzer Lieder sowie über die fast beispiellos schwankenden Texte der einzelnen Handschriften. Es folgt sodann das zweite Lied des Romanos „Die zehn“ (klugen und thörichten) „Jungfrauen“; dem Text geht eine Abhandlung über die doppelte Redaktion des Liedes voraus und folgt der Kommentar nach; daran schliefst sich das erste und dritte Lied „Die zehn J.“ mit vorausgehenden Bemerkungen über das Verhältnis beider Lieder und nachfolgendem Kommentar.

Der Anhang bietet eine Abhandlung über das Zeitalter des Dichters: K. war früher mit Kardinal Pitra u. a. geneigt, denselben um die Regierungszeit des Kaisers Anastasios I (491—518) anzusetzen, entscheidet sich jetzt aber aus gewichtigen Gründen für die Zeit des Kaisers Anastasios II (713—715).

Den Schlufs bildet ein ausreichendes Doppelregister.

Karlsruhe. **Hermann Emil Oster.**

34/35) **K. Brugmann, Griechische Grammatik** (Lautlehre, Stammbildungs- und Flexionslehre und Syntax). 3. Auflage. Mit einem Anhang über Griechische Lexikographie von **L. Cohn.** [Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Dr. Iwan von Müller. 2. Band, 1. Abteilung.] München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (A. Beck), 1900. XIX u. 632 S 8. geh. ℳ 12, geb. ℳ 14.

Nachdem in den Jahren 1890 und 1892 die dritte Auflage des ersten Bandes der Kühnerschen Grammatik in neuer Bearbeitung von Fr. Blass erschienen war, welcher im Jahre 1898 der erste Band der Syntax von B. Gerth folgte, und G. Meyer im Jahre 1896 die dritte Auf-

lage seiner griechischen Grammatik hatte erscheinen lassen (vgl. Jahrgang 1897, S. 233—236), liegt jetzt auch die dritte Auflage von Brugmanns griechischer Grammatik vor, die dem veränderten Plane des Unternehmens gemäfs jetzt in selbständiger Gestalt erschienen ist. Wenn es nun auch des Referenten Absicht nicht sein kann, einen eingehenden Vergleich des wissenschaftlichen Wertes dieser drei umfangreichen Bearbeitungen der griechischen Grammatik anzustellen, so sei doch vor allem, da dies durchaus nicht überflüssig ist, scharf betont, dafs die Blafssche Neubearbeitung der Kühnerschen Grammatik nur als unentbehrliche Sammlung des überlieferten Materials in Betracht kommen kann (vgl. des Referenten Ausführungen in der Berliner philol. Wochenschrift 1893, 955 ff). In G. Meyers Grammatik ist nur die Laut- und Formenlehre behandelt, während Brugmann, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, das gesamte Gebiet der griechischen Grammatik einer eingehenden Behandlung unterzogen hat. Aber nicht nur hinsichtlich des äufseren Umfanges des Stoffes unterscheiden sich die beiden zuletzt genannten Bearbeitungen, sondern auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Intensität, des Eindringens in die treibenden und bewegenden Faktoren der grammatischen Erscheinungen. Meyers Methode ist im ganzen und grofsen mehr statistisch, was sich insbesondere in der Behandlung der Lautlehre zeigt, wenn auch zugestanden werden mufs, dafs auch die Erklärung der sprachlichen Erscheinungen innerhalb dieses mehr statistischen Rahmens angestrebt wird. Dagegen ist Brugmanns Behandlungsweise des Stoffes die rein historisch-genetische, die überall die kausalen Zusammenhänge der sprachlichen Thatsachen scharf erfafst und einerseits die geschichtlichen Beziehungen der einzelsprachlichen griechischen Erscheinungen zu denen der indogermanischen Grundsprache aufzudecken, anderseits die ungemein mannigfaltigen dialektischen Verschiedenheiten zu erklären und mit einander in Einklang zu bringen bemüht ist. Allerdings mufs zugestanden werden, dafs diese historisch-genetische Methode an die Verstandesthätigkeit des Benutzers von Brugmanns Grammatik erheblich grofse Anforderungen stellt, jedoch wird jedermann, der einige Geistesarbeit nicht scheut, dadurch reichlich belohnt, dafs er nur auf diesem Wege zu wirklich wissenschaftlichem Verständnis der Thatsachen der Sprachgeschichte vordringen kann. Voraussetzung ist allerdings trotz der gewifs sehr dankenswerten methodischen Winke, die der Verfasser auch in dieser dritten Auflage in der Einleitung giebt, einige grammatische Schulung durch Vorlesungen und Übungen.

Wenn wir das Verhältnis dieser dritten Auflage zur zweiten ins Auge fassen, so sei zuvörderst ein statistischer Vergleich des Umfanges des Ganzen und der einzelnen Teile gestattet. Die zweite Auflage hatte XX und 236 (davon entfallen vier auf die Vorrede, zwei auf Nachträge und Verbesserungen) umfafst, die dritte Auflage umfafst XIX und 574 Seiten (davon sechs Seiten Nachträge und Verbesserungen). Im einzelnen ist das Verhältnis der Seitenzahl folgendes, wobei ich aus praktischen Gründen für die Angaben über den ersten Hauptteil die Ziffern der zweiten Auflage voranstelle: Einleitung 5—21 gegen 1—22. Aussprache der Buchstaben, Vokale, Liquidä, Nasales und alles Einschlägige 22—50 gegen 23—95. Artikulationsart der Verschlufslaute 50—53 gegen 95—109. Artikulationsstelle 53—56 gegen 109—117. Die in der zweiten Auflage folgenden Paragraphen über die Verbindungen von Verschlufslauten mit Verschlufslauten einerseits und mit Vokalen, Nasalen und Liquiden anderseits (S. 56—60) sind in der dritten anders untergebracht. Spiranten 60—64 gegen 117—129. Die in der zweiten Auflage unter „Sonstiger kombinatorischer Lautwandel" zusammengefafsten Erscheinungen (Prothese vor Verschlufslauten und vor σ, Epenthese, „Ersatzdehnung" und Verwandtes, Erleichterung dreifacher Konsonanz, Dissimilation, Lautversetzung) S. 64—75 sind in der dritten zum Teil anders untergebracht. In den entsprechenden Seiten der dritten Auflage (129—137) sind behandelt „Vereinfachung geminierter Konsonanten", „Gemination einfacher Konsonanten", „Erleichterung dreifacher Konsonanz", „Fernassimilation von Konsonanten", „Ferndissimilation von Konsonanten", „Haplologie" (früher bezeichnet mit „Silbenverlust durch Dissimilation"), „Lautversetzung (Metathesis)". Sandhi (Satzphonetik) 75—81 gegen 138—150. Betonung 81—88 gegen 150—159. Der zweite Hauptteil (Stammbildungs- und Flexionslehre) hat insoweit eine Änderung erfahren, als jetzt zuerst die Komposita (einschliefslich eines neu hinzugekommenen sehr dankenswerten Anhanges „Die Personennamen"), dann „Reduplizierte Nominalbildungen", „Wurzelnomina" behandelt werden. Einige andere Veränderungen sind aus der folgenden Übersicht zu erkennen, doch bemerke ich, dafs ich, abweichend von dem früheren Verfahren, in der ganzen folgenden Aufzählung die Einteilung des Stoffes nach der dritten Auflage vorangestellt habe. Vorbemerkungen 160—163 gegen 89—91. Komposita 163—176 gegen 138—144. Reduplicierte Nominalbildungen 176. Wurzelnomina 176—178 gegen 114—116. Bildung der Nomina mit Suffixen

178—211 gegen 91—114. Zahlwörter 211—217 gegen 135—137. Entfallen ist der eigene Abschnitt „Komparationsformen" (S. 134—135 der zweiten Auflage). Es folgen „Die einzelnen Nominalkasus" 217—240 gegen 116—129, Pronomina 240—250 gegen 129—134 und ein neues Kapitel „Bildung der Adverbia" 250—257. Der Abschnitt über das Verbum weist folgende Unterabteilungen auf: Vorbemerkungen 257—259. Reduplizierte Verbalbildungen 259—262. Das Augment 262—267 gegen 149—150. Bildung der Tempusstämme und zwar zunächst Präsens und starker Aorist 267—313 gegen 150—163. Sigmatischer Aorist 313 bis 319 gegen 167—170. Sigmatisches Futurum 319—323 gegen 170—171. Das Perfekt und sein Augmentpräteritum 323—331 gegen 163—167 (dazu das Plusquamperfektum 170). Bildung der Modusstämme 331 bis 345 gegen 171—174. Personalendungen 345—357 gegen 144—149. Infinitive, Partizipien und Verbaladjektive 359—362 gegen 174—176. Die Syntax, welche in der zweiten Auflage auf 58 Seiten eingeengt war, hat jetzt einen Umfang von 205 Seiten. Im einzelnen ergeben sich wiederum folgende Zahlen: Vorbemerkungen 363—365. Es folgt das Nomen 365—417 gegen 197—213. Geschlecht der Substantive 365—369 gegen 197—199. Die Numeri des Substantivs und ihre Verbindung mit denen des Verbums 369—373 gegen 199. Die Kasus 373—413 gegen 199—212. Das Adjektiv 413—417 gegen 212—213. Das Pronomen 417—429 gegen 213—214. Die Präpositionen 429—458 gegen 214—226. Es folgt das Verbum 458—525 gegen 178—199, und zwar im einzelnen: Genera (Diathesis), einschliefslich der Infinitive und Partizipien 458—467 gegen 177—179. Transitiva und Intransitiva 467—468. Iterativa, Intensiva, Inchoativa, Desiderativa 468—469. Die Tempusstämme 469—498 gegen 179—189. Die Modi 498—514 gegen 189—195. Die Infinitive 515 bis 521 gegen 195—196. Die Partizipien und Verbaladjektiva 521—525 gegen 196—197. Die Partikeln 525—550 gegen 220—226. Der letzte Abschnitt der Syntax „Satzgefüge" (früher „Satzverbindung", was namentlich mit Rücksicht auf die Bedeutung dieses Terminus in der deutschen Schulgrammatik leicht mifsverstanden werden konnte) umfafst auf S. 551 bis 568 gegen 226—235 die jetzt gesonderten und überhaupt auch sehr vervollständigten und verbesserten Unterabteilungen „Allgemeines", „Relativsätze und indirekte Fragesätze", „Nebensätze mit Konjunktionen", „Korrelative Satzverbindung".

Diese eben gegebene statistische Übersicht bietet zugleich den Vorteil, dafs der Leser nicht nur die Abweichungen in der Anordnung des

Stoffes gegenüber der zweiten Auflage, sondern überhaupt die Gruppierung des gesamten grammatischen Materials in der neuen Auflage überschauen kann. Im Wesentlichen ist in dieser Hinsicht für den Verfasser natürlich sein Grundrifs mafsgebend gewesen, dessen verschiedene Teile ich in früheren Jahrgängen angezeigt habe. Ebenso ist er mit einigen Abweichungen von der früheren Auflage in der Syntax der Hauptsache nach dem Vorgange Delbrücks im dritten und vierten Bande des Grundrisses gefolgt, jedoch nicht ohne in den „Vorbemerkungen“ sich kurz mit der interessanten Schrift von J. **Ries**, Was ist Syntax? (Marburg 1894) auseinanderzusetzen. Mit Recht lehnt er es unter Anerkennung der theoretischen Richtigkeit der Aufstellungen von Ries (vgl. meine Anzeige dieser Schrift im Jahrgang 1894, S. 377 und in der Berliner philol. Wochenschrift 1894, S. 1207 ff.) aus praktischen Gründen ab, die Riessche Einteilung zu befolgen. Von besonderem Werte für die Pflege des wissenschaftlichen Studiums der griechischen Sprache erscheint mir gerade diese Neugestaltung der Darstellung der griechischen Syntax, die zwar keineswegs von anderen Gesichtspunkten ausgeht als in der früheren Auflage, aber, wenn ich das Bild gebrauchen darf, jetzt aus einem Embryo ein flügges Junges geworden ist. Es ist nicht hoch genug anzuschlagen, dafs die vortrefflichen Ausführungen Delbrücks in seiner vergleichenden Syntax, die sonst kaum die verdiente allseitige Berücksichtigung der klassischen Philologen gefunden haben würden, jetzt in einer speziellen griechischen Grammatik verwertet und durch eigene Beobachtungen des unermüdlich thätigen Herausgebers derselben ergänzt und vermehrt sind.

Am Schlusse dieser Anzeige dürfen wir wohl der Hoffnung Ausdruck geben, dafs Brugmanns neueste glänzende Leistung nicht nur die verdiente allseitige Anerkennung finden werde, sondern auch, um mich des Ausspruches eines anderen Indogermanisten zu bedienen, zum ständigen Rüstzeng aller klassischen Philologen werden möge.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

36) **Anders Uppgren, De verborum peculiaribus et propriis numeris ad antiquas linguas et sermones et poesin facta disquisitio et disputatio. I.** Lundae, Hjalmar Möller, 1899. VIII u. 88 S. 8. Inauguraldissertation.

Von der Ansicht ausgehend, dafs jede Sprache wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem metrischen ihre besonderen Eigentümlichkeiten

aufweist, beabsichtigt der Verfasser, den Einflufs dieses der Sprache angebornen und von Haus aus charakteristischen Rhythmus auf ihre litterarische Behandlung zu ergründen, und hat sich zu diesem Versuche die beiden klassischen Idiome, das Griechische und das Latein, ausersehen. Dabei gedenkt er gleichermafsen der Kunstprosa (Redner, Geschichtschreiber, Philosophen) und der Poesie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Erfreulicherweise ist er wohlausgerüstet ans Werk gegangen und hat sich nicht nur in den einschlägigen alten Schriftstellern, sondern auch in der Fachlitteratur genügend umgesehen. Überall werden die Auseinandersetzungen der griechischen und römischen Grammatiker sowie der neueren Gelehrten (Boeckh, Hermann, Westphal, Weil und Benlöw) berücksichtigt und neben den grundlegenden Werken auch Spezialschriften herangezogen. Vermifst habe ich nur die Erwähnung der in meiner Charakteristik der lateinischen Sprache, 2. Aufl. S. 161 Anm. 45 angeführten Abhandlungen von W. Meyer, Zur Geschichte des griechischen und lateinischen Hexameters, München 1884, C. F. Hultgren, Die Technik der römischen Dichter im epischen und elegischen Versmafse, Jahrbücher f. Philol. 1873, S. 745ff., Lorey, Die Schwierigkeiten der Anwendung des griechischen Metrums auf die lateinische Sprache, Hameln 1874. Vgl. auch meine genannte Schrift S. 80.

Uppgrens Dissertation zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster vom Rhythmus und von der Rhythmierung (S. 21—54), und deren zweiter von den Versfüfsen (S. 55—88) handelt. Die vorgetragenen Ansichten, die in dieser einleitenden, daher als I. Teil bezeichneten Schrift naturgemäfs mehr allgemein gehalten sind, werden ab und zu durch Beispiele erläutert, so S. 48, wo der Verfasser darauf hinweist, dafs der Molossus im heroischen Epos der Griechen aufserordentlich selten (z. B. Il. B 393) mit dem Tone auf der mittelsten Länge gebraucht wird, im lateinischen Hexameter aber viel häufiger (z. B. Cat. LXIV, 1, 7) und S. 87 Anm., wo die Stelle aus Mar. Vict. 71, 24 K. citiert wird: *Non amat autem, ut dictum est, per singulos pedes verba finire, sed immiscere syllabas. Nam qui per singulos pedes verba terminaverit, erit indecens, sicut: Pythie, Delie, te colo, prospice votaque firma.* Die Hauptsache wird selbst verständlich der noch ausstehende zweite Teil von U.s Schrift bringen, der hoffentlich dem ersten bald nachfolgt. Daher werden wir es uns auch bis nach dessen Erscheinen aufsparen, genauer auf die vom Verfasser vorgetragenen Ansichten einzugehen.

Eisenberg, S. A. **O. Weise.**

37) **Benedictus Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten seit der Schlacht bei Chaeronea.** Zweiter Teil: Vom Jahre 281 v. Chr. bis zur Begründung der römischen Hegemonie im griechischen Osten 188 v. Chr. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. XII u. 779 S. ℳ 16.

Ich hatte seiner Zeit Gelegenheit, in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1895, S. 136 ff.) den ersten, 1893 erschienenen Band von N.s Werk zu besprechen und dessen Eigenart und Stellung in der historischen Litteratur zu umschreiben. Von einigen Bedenken abgesehen, konnte mein Urteil über das Buch vorwiegend günstig sein, und ich halte daran noch heute fest, obwohl von anderer Seite, nämlich von Beloch (Griech. Gesch. II 685) über dasselbe eine sehr herbe Kritik ausgesprochen ward. Ich bin der Überzeugung, dafs Belochs Urteil viel zu weit geht und N.s Arbeit nicht gerecht wird. Doch kann ich nicht verhehlen, dafs die Bedenken, welche ich bereits früher äufserte und die sich auf die allgemeine Anlage des Werkes beziehen, durch den zweiten Band verstärkt worden sind. Zunächst ist die Art der Behandlung derjenigen eines Handbuchs wenig angemessen, der Zweck, den ein solches verfolgt, eine Orientierung nicht blofs über die Quellen, sondern auch die neuere Litteratur zu ermöglichen, wird dadurch vereitelt, dafs N. im Citieren von neueren Arbeiten, besonders von Spezialschriften, viel zu sparsam ist. Als Handbuch kann somit das Werk nicht gelten, sondern als Darstellung des genannten Zeitraums, wie N. ihn auffafst. Aber auch wenn man diesen Umstand hinnimmt, obwohl er meines Erachtens mit dem Plan der Perthes'schen Sammlung nicht voll übereinstimmt und andere in derselben erschienenen Werke, wie diejenigen von Wiedemann und Busolt, ihre Aufgabe richtiger fafsten, so bleibt noch immer der Einwand, dafs N.s Darstellung sich nur auf die politischen Ereignisse beschränkt und das geistige Leben — die Litteratur, insoweit sie nicht zu den „Quellen" der Geschichte gehört, die bildende Kunst ganz — ausschliefst. Dafs damit eine für das Verständnis des hellenistischen Zeitalters wichtige und charakteristische Seite entfällt, die bedeutender ist als viele der politischen Vorgänge, ist klar. So kommt es, dafs die Lektüre einzelner Abschnitte oft ermüdend wirkt, da sie — und dies hängt wieder mit dem oft unbefriedigenden Stand unseres Quellenmaterials zusammen — kaum mehr bieten als eine kritische Chronik der Ereignisse.

Mit diesen Bedenken will ich das Verdienst von N.s Buch nicht

herabsetzen, das zunächst darin besteht, die erschöpfende Darstellung eines Zeitraums zu geben, welcher zum guten Teil einer neueren zusammenfassenden Bearbeitung entbehrte (Droysens „Geschichte des Hellenismus“ bricht bekanntlich mit der Schlacht von Sellasia ab) und für den man, was Griechenland anlangt, auf Schorns fast seit 70 Jahren erschienenes Werk angewiesen war. Für die Geschichte der vorderasiatischen Reiche gab es eine solche überhaupt nicht, denn der vierte Band von Holms Griechischer Geschichte, welcher gewiſs Wert hat, ist von zu knapper Anlage, um eine eingehende Einführung zu bieten. Bei N. ist die Aufgabe in weitestem Umfang gelöst, da wie im ersten Bande auch hier die Geschichte der Westgriechen in die Behandlung einbezogen ist. Der Band ist in sieben Bücher gegliedert: Makedonien, Griechenland und der Westen 281—273 v. Chr., die Mächte des Ostens von 281—220 v. Chr., Sicilien von 275—220 v. Chr., Griechenland und Makedonien von 273—221 v. Chr., der Orient und Griechenland von 221—204 v. Chr., die Westgriechen im hannibalischen Kriege, Begründung der römischen Hegemonie in Griechenland und im Orient.

Der Hauptwert des Werkes beruht auf der kritischen Feststellung der Einzelheiten, für welche neben der schriftstellerischen Überlieferung das urkundliche Material, auch die in den letzten Jahren durch die Ausgrabungen der Franzosen in Delphi gefundenen Inschriften, in umfassender Weise herangezogen ist. So gelangt der Verfasser für eine Reihe von Punkten zu Ergebnissen, welche von den bisherigen Anschauungen abweichen und gewiſs einen Fortschritt der Forschung bezeichnen. Teilweise gilt dies für Fragen, über die N. schon früher spezielle Untersuchungen veröffentlichte, so über den Krieg des Pyrrhos in Italien (Hermes 1896), und über die Wiederherstellung des arkadischen Bundes um 255 v. Chr. (in derselben Zeitschrift 1899). Ferner weise ich hin auf die glückliche Behandlung des Keltenzugs nach Hellas, die sowohl für die Chronologie als die Kritik von Pausanias' Nachrichten fruchtbar ist. Besonders zu Livius' Angaben finden sich viele kritische Beiträge, so zur Chronologie des hannibalischen Krieges in Sicilien, zu dem Datum der Schlacht von Paneion und die wichtige Erörterung über die Antiochos 196 v. Chr. auferlegten Friedensbedingungen (S. 648, 2). Auch einige Ausführungen allgemeiner Natur sind hervorzuheben: die ansprechende Zeichnung Ägyptens, seiner Steuerverfassung und Verwaltung (Buch 5, § 9ff.), die gute Schilderung des achäischen Bundes und der Zustände

Spartas vor Agis und Pleomenes III., die scharf umrissene Charakteristik des Polybios u. a. m. Einiges erscheint allerdings als minder gelungen, wie die Wiederaufnahme der Idee Grotes, dafs die Ansicht von der ursprünglichen Gleichheit der spartanischen Hufen erst durch die Pläne Agis' IV. hervorgerufen worden sei; und noch weniger die auf S. 322ff. versuchte Rechtfertigung Arats für den auf sein Betreiben zurückgehenden Anschlufs des achäischen Bundes an Antigonos Gonatas. So bestechend die Gründe N.s auf den ersten Augenblick sein mögen, sie können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, dafs Aratos damit einen Verrat an seiner Vergangenheit beging.

Zum Schlusse sind reichliche Nachträge angebracht, welche sich auch auf den ersten Band beziehen und dessen Brauchbarkeit erhöhen.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

38) **Samuel Dill, Roman Society in the last century of the Western Empire.** London, Macmillan and Co., 1898. XX und 382 S. gr. 8.

Dieses Werk gliedert sich in fünf Bücher. 1. Über das hartnäckige Festhalten am Heidentum, namentlich seitens der römischen Aristokratie, und die Gegenbestrebungen gegen die christliche Gesetzgebung. Die Gründe der Lebenszähigkeit des Heidentums werden auseinandergesetzt. 2. Skizzen über die gesellschaftlichen Verhältnisse im weströmischen Reich von Symmachus bis auf Sidonius Apollinaris, mit besonderer Berücksichtigung dieser Autoren sowie des Ausonius. 3. Die administrative Desorganisation des Reiches, der Verfall des Mittelstandes, das zunehmende Übergewicht der Aristokratie. 4. Die „Barbaren" und das Reich, die Beziehungen zwischen den Eindringlingen und der sefshaften Bevölkerung. 5. Römische Erziehung und Kultur im 5. Jahrhundert. Die christlichen Autoren und die heidnische Litteratur.

Der Inhalt ist im allgemeinen damit angegeben, da der Verf., um seinem Thema gerecht zu werden, keine Seitenpfade einschlägt, infolgedessen aber auch manches nicht behandelt, was man erwarten würde; z. B. die Zustände bei Hof unter Galla Placidia (die der Verf. allerdings unter den temperamentvollen Frauen der höheren Gesellschaft neben Laeta, der Witwe des Gratian, und neben Serena, der Gemahlin des Stilicho aufführt), Bonifatius, Aëtius, Valentinian III., Petronius Maximus, die doch für die Charakterisierung der Verhältnisse im weströmischen Reiche während des

5. Jahrhunderts von wesentlichem Belang sind. Hingegen findet man die Werke der genannten Dichter, dazu den Symmachus mit fleifsiger Benützung von Seecks „Prolegomena“, zu einem lesbaren Gesamtbilde verarbeitet, auch die Kirchenväter und die häretischen Schriftsteller dieser Zeit systematisch herangezogen; der Eroberung Roms durch Alarich und deren Nachhall in der Litteratur ist durch ein eigenes Kapitel Rechnung getragen, die provinzialen Verhältnisse, namentlich in Gallien, speziell Aquitanien zur Zeit des Ausonius, in Hispanien, Afrika werden mehr oder weniger eingehend, soweit dies ohne Heranziehung der archäologischen Forschungsresultate möglich, berücksichtigt. Das Buch ist nach englischer Art instruktiv zusammengestellt, und selbst wer im allgemeinen mit den Quellen des Verf. vertraut ist, mag mitunter etwas darin finden, was seiner Aufmerksamkeit bisher sich entzogen hat.

Prag. **J. Jung.**

---

39) **Joseph Bach, Homerische Syntax.** Für den Schulgebrauch zusammengestellt. Strafsburg i. E. 1899. 55 S. 8. (Programm.)

Wenn Verf. verlangt, dafs dem Schüler zur Erzielung einer gründlichen, verständnisvollen Lektüre die homerische Grammatik möglichst eingehend vorgeführt werde, so bedeutet das, eine besonnene Beschränkung vorausgesetzt, eine gesunde Reaktion gegen die moderne Mifsachtung der Grammatik. Neben der grofsen Zahl von Darstellungen der homerischen Formenlehre — es gibt eine solche auch vom Verf. selbst — hat er eine brauchbare Bearbeitung der Syntax vermifst und diese Lücke auszufüllen versucht. Wir halten eine derartige Bearbeitung in der Hand des Schülers keineswegs für notwendig, geben aber gern zu, dafs die vorliegende von Bach recht geschickt und zweckdienlich ist. Einzelnes: Zu § 8. Wendungen wie *δακρυόεν ἐγέλασε* braucht man nicht durch Auslassung eines stammverwandten Subst. zu erklären. § 38 Anm. *π* 530 wird der Genetiv *εὐξαμένοιο* besser nicht absolut gefafst, wie *ι* 256, *Ξ* 25 u. ö. § 40 „das Partic. Futuri drückt die Absicht aus“. Hier fehlt: „bei Verben der Bewegung“. Vgl. Classen, Beobachtungen, S. 79. § 43. „Ein Adjektiv ist ebenso viel wie das Adj. mit dem Partic. *ὤν*“ ist mindestens unglücklich ausgedrückt. § 59a. „nicht hätte ein andrer streiten können“ ist sprachwidrige Stellung; besser: „schwerlich hätte“ u. s. w.

Büdingen. **O. Dingeldein.**

---

40) **Karl Reinhardt und Emil Römer, Griechische Formen- und Satzlehre.** Berlin, Weidmann, 1899. VIII u. 235 S. 8. ℳ 3.

Dies vorzügliche Buch bildet den Abschlufs der für die Frankfurter Reformschule bearbeiteten Parallelgrammatiken für die Unterweisung in den im Gymnasium obligatorisch gelehrten Sprachen. Es setzt sich zusammen aus der bereits früher (2. Aufl. 1890) bei Teubner erschienenen „Kurzgefafsten griech. Formenlehre“ von E. Römer und der Satzlehre von Karl Reinhardt. Von einer speziellen Bedeutungslehre haben die Verf. auch diesmal (s. lat. Grammatik) m. E. mit triftigen Gründen abgesehen. Dem ersten Teil des Buches sind verschiedene Rezensionen zu Gute gekommen, auch mufste bei der Neubearbeitung Rücksicht auf die nachfolgende Satzlehre genommen werden, in die einiges überging, was hier ohne Berechtigung war. Unter den mannigfachen Vorzügen des übersichtlichen und in seiner gedrängten Kürze dennoch vollständigen Buches erscheint besonders der bemerkenswert, dafs es die Berührungspunkte zwischen den beiden alten Sprachen (Verweise auf die lat. Satzlehre) und, wo es anging, auch zwischen diesen und dem Deutschen und Französischen in den Vordergrund stellt und so einer lebendigen Anschauung der Sprachentwickelung treffliches Material bietet. Die Auswahl der Beispiele zur Satzlehre, die sich eng an die lateinische anschliefst, ist mit grofser Sorgfalt getroffen und wohl geeignet, das Verständnis des Sprachbaues zu fördern. Die Regeln sind präzis und klar gefafst, wenn auch hier und da etwas subjektiv. Ausführliche und zuverlässige Register erleichtern den Gebrauch des Buches.

Laubach. **Karl Schmidt.**

---

41) **Oswald Eichler, Griechisches Übungsbuch.** I. Teil (Unter-Tertia). Leipzig, Dürr, 1898. IV u. 180 S.; II. Teil (Ober-Tertia), Leipzig, Dürr, 1899. IV u. 176 S. 8. à ℳ 2.

Die Gefahr, unpassende oder nicht im Gedankenkreis des Tertianers liegende Sätze zu bieten, hat der Verf. glücklich vermieden, denn nur ganz wenige Sätze liefsen sich finden, über deren Fassung man streiten könnte. Die Übungssätze sind meist der Geschichte und Sage entnommen und schliefsen im allgemeinen Xenophon aus, um das Interesse für die Lektüre dieses Schriftstellers nicht abzuschwächen. Trotzdem wird der Schüler durch wiederholte Anwendung der bei Xenophon gebräuchlichen Worte

und Formen indirekt auf diesen Schriftsteller vorbereitet. Über kleine Verbesserungen, die sich der Verf. an dem hergebrachten Schema erlaubt, läfst sich streiten. So beispielsweise, ob es sich wirklich empfiehlt, mit der o-Deklination zu beginnen, wie es der Verf. thut, oder ob die Pronomina wegen der angeblichen Schwierigkeit ihrer Erlernung hinter die verba contr. zu stellen seien u. a. Dafs die Duale erst im zweiten Teile erscheinen, ist zu billigen. — Druck und Ausstattung machen das Buch auch in dieser Beziehung empfehlenswert.

Laubach. **Karl Schmidt.**

---

42) **Richard Waddington, La Guerre de Sept ans.** Histoire diplomatique et militaire. Les Débuts. Paris, Librairie de Paris Firmin-Didot et Cie., 1899. 752 S. gr. 8.

Eine Darstellung des Siebenjährigen Krieges von einem Franzosen ist bei uns von vornherein der aufmerksamsten Beachtung sicher. Denn wir haben wohl zahlreiche Werke, welche diese denkwürdige Zeit vom preufsischen Standpunkte aus behandeln, auch eine anerkannt tüchtige Darstellung derselben von österreichischer Seite in der Geschichte Maria Theresias von Ritter von Arneth, aber noch keine eingehendere Arbeit über den Gegenstand aus einer berufenen französischen Feder. Diese Lücke in der Geschichtschreibung will Richard Waddington durch seine „Diplomatische und militärische Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ ausfüllen. Wir bekommen damit eine Betrachtung des grofsen europäischen Kampfes in der Mitte des 18. Jahrhunderts unter einem speziell französischen Gesichtspunkt. Der Verfasser ist vortrefflich vorbereitet für diese Aufgabe durch seine im Jahre 1896 veröffentlichten Studien über „Louis XV. et le Renversement des alliances“, welche in den darin klargelegten Verhandlungen gleichsam die Vorrede zu der Geschichte des Siebenjährigen Krieges enthalten. Der vorliegende Band umfafst „les débuts“, d. i. die politischen und militärischen Ereignisse der ersten Phase des Krieges, „peut-être la plus attachante de toutes“, wie der Verfasser sagt; „cette alternative de victoires et de défaites se succédant à quelques jours d'intervalle, qui marqua l'année 1757, a été rarement reproduite dans l'histoire; elle donne au récit un cachet dramatique qui en rehausse singulièrement l'intérêt“. In zwölf Kapiteln — davon eins über die englisch-französischen Kämpfe in den amerikanischen Kolonieen — führt uns Waddington die Ereignisse vom Einmarsch Friedrichs in Sachsen, 29. August 1756, bis zum Ausgang

des Jahres 1757 vor. Die Darstellung ist, wie nach dem Umfang zu erwarten, eingehend und umfassend, dabei klar übersichtlich und anschaulich; für die Schlachtberichte wird die Anschaulichkeit noch erhöht durch sechs Pläne der wichtigsten Schauplätze. Mit unendlichem Fleifs und sorgfältiger Kritik sind die französischen, englischen und österreichischen Archive durchforscht, Berichte, Privatbriefe und Depeschen von Offizieren aus dem Feldlager und von mithandelnden Staatsmännern — uns vielfach noch wenig bekanntes Material — herbeigezogen und an vielen Stellen wörtlich mitgeteilt, so dafs wir die Hauptpersonen selber reden, ihre Meinungen auseinandersetzen, ihre Handlungsweise verteidigen hören.

Mehr durch diese zahlreich eingestreuten Äufserungen von Augenzeugen jener Ereignisse und Zustände als durch seine eigene Erzählungsweise gewinnt Waddingtons Werk die Frische und Lebendigkeit, welche die Lektüre so überaus fesselnd macht. Denn Waddington hat etwas Germanisches in seiner Art; er erzählt wie ein vorsichtig abwägender, nüchterner Gelehrter, mit unparteiischer Gerechtigkeit, ohne selbstverständlich seine nationalfranzösische Auffassung zu verleugnen, ruhig und gleichmäfsig ohne leidenschaftliche Teilnahme, die nur wärmer wird vor der überwältigenden Persönlichkeit des Heldenkönigs selbst, dessen Gröfse er nach dem siegreichen Ausgange des Feldzuges von 1757 am Ende seines Buches so würdigt: „Pour obtenir ce résultat, il déploya la fermeté inébranlable, le sang-froid à toute épreuve, l'appréciation saine des événements et de leurs causes, la connaissance des hommes et la décision prompte et sûre qui furent les caractéristiques de son génie. Ces qualités lui ont valu l'admiration des contemporains; elles justifient le culte voué par ses compatriotes à celui qu'ils considèrent à juste titre comme le créateur, le sauveur de la grandeur de leur patrie."

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, uns nach diesem erfolgreichen „Début" bald die Fortsetzung zu geben!

Halberstadt. **Otto Arndt.**

---

43) **Max Johannesson, Französisches Übungsbuch für die Unterstufe im Anschlufs an das Lesebuch.** Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1899. XI u. 127 S. 8. ℳ 1. 80.

Eine „Vorstufe" enthält den propädeutischen Kursus der Lehrpläne, in dem der Schüler in „die französische Schrift und den französischen Laut eingeführt" und auch schon mit einigen grammatischen Erscheinungen

bekannt gemacht wird. Dies geschieht an der Haud kleiner Lesestücke, die Schulzimmer, Garten, Körper, Lehrer und Unterricht behandeln. In der dann folgenden „Unterstufe" sind französische Texte nicht mehr abgedruckt, sondern es wird auf Stücke des Lesebnchs desselben Verfassers verwiesen. Vom Leichten und Naheliegenden anfsteigend zum Schwereren behandeln diese in ganz vortrefflicher Weise — wie man aus den Wörterverzeichnissen dazu schliefsen kann — La salle d'école, Ma chambre, Les livres et les cahiers, Les parties du corps humain, L'élève à l'école, L'enseignement, La famille, La France, Le jour, L'année civile, Le printemps, L'été, L'antomne, L'hiver, Les vêtements, Vêtements d'homme, Petites choses qn'on porte sur soi, Lettre d'invitation, Invention de l'imprimerie etc. Natürlich bleiht es dem Lehrer unbenommen, auch andere Lesestücke zu behandeln. Zur Verarbeitung derselhen dienen: Questionnaire, Thèmes d'imitation, auf die der Verfasser mit Recht grofses Gewicht legt, und Übersetzungsaufgaben. Stete Wiederholnng, mannigfaltige Umbildungen, z. B. Übertragnng des allgemein gehaltenen Lesestücks auf besondere Fälle, sorgen dafür, dafs der Wortschatz dem Schüler immer wieder und in immer neuen Verbindungen vorgeführt wird. Nur scheint mir der Verfasser zu sehr ins einzelne zu gehen, zn viel Vokabeln zu bringen. Auch glaube ich, dafs kein Quartaner, geschweige denn ein Sextaner — für den das Buch auch bestimmt ist — die deutschen Stücke wird glatt ins Französische übertragen können, es wird mehr oder weniger ein Znsammensetzen von Wörtern werden. Die Sprechübungen dagegen könnten schon in der ersten Vorübnng einsetzen und in den ersten Übungen der Unterstufe etwas abwechselungsreicher sein. Übung I und II enthalten nur die Fragen Qn'est-ce que cela?

Das grammatische Pensnm entspricht den Forderungen der Lehrpläne, wie die hübsche Übersicht auf S. XI zeigt, und ist klar und ansprechend dargestellt. — § I, 1; II, 1; IV, 3 enthalten dasselbe. § IV, 5: Die Silbentrennung nach Sprechsilben in sal-le etc. ist unklar. Dem § V, 2 widerspricht avec. § IX: Die Schreibung qué etc. konnte schon in § VII erwähnt werden. In § 7 konnte auch der Plural von genou etc. angegeben werden. § 25: Il y a mnfste schon im § 13 kommen. § 31f. Es fehlen Fragen mit einfacher Inversion hei Subst.-Subjekt. Im Questionnaire sind sie gebraucht. § 44. Die Bezeichnung Determinativ-Pronomen und der Artikel als solches fehlen. § 47 fehlt ça. In § 82 hätten alle schon vorgekommenen unregelmäfsigen Formen zusammengetragen werden können.

§ 101 ff. Die Konjugation hätte mehr verteilt werden können. § 108 gehört zu Übung XX. § 113. Warum wird die Konjugation von être erst in der drittletzten Übnng gebracht? Zur Aneignung der Grammatik dienen aufser den schon genannten Übungen noch besondere „Grammatische Übungen“ in französischer Sprache und Einzelsätze. Diese könnten etwas mehr unter einander zusammenhängen. Verfasser entschuldigt sich, dafs er „die verrufenen Schwestern und Cousinen nicht habe ganz verbannen können“. Sie mifsfallen mir weniger als etwa Sätze wie: „Die blauen Decken der kleinen runden Tische sind hübsch“, der mir doch zu sehr an lateinische Übungsbücher erinnert. Auch der Satz auf S. 16 könnte ohne Schaden fallen: „Notre maître de gymnastique est Anglais.“

Was nun des Verfassers „Stellung zu den jetzt geltenden Ansichten und den bestehenden behördlichen Verordnungen“ betrifft, die er in einem Vorworte bespricht, so mufs ich zunächst sein Urteil, dafs die imitative Methode in den deutschen höheren Schulen nicht beliebt sei, als unzutreffend bezeichnen. Sodann sagt er: „Die Abschnitte in kleinerem Druck . . . geben vielleicht denjenigen Lehrern nützliche Winke, deren Wissen und Können nicht voll und ganz im Dienste des französischen Anfangsunterrichts steht.“ Sind damit auch solche „Winke“ gemeint wie § 1, 4 u. 5: „Das c in cette wird wie sz gesprochen. Das st am Ende von est ist stumm??“

Der Verfasser ist Gegner der Lautschrift. „Die Hauptsache, sagt er, ist, dafs die französischen Laute den Anfängern richtig . . . vorgesprochen werden.“ Und: „Selbst die vorzüglichste Aussprachebezeichnung könnte die Klangfarbe der Laute nicht derart darstellen, dafs die Zuhilfenahme persönlicher Mitteilung zu entbehren wäre.“ Gewifs nicht; aber noch viel weniger kann das eine mangelhafte Bezeichnung — so nennt Verfasser selbst seine Umschrift durch lateinische Buchstaben —; sie zerstört immer wieder das durch Vorsprechen übermittelte richtige Lautbild. Verfasser bezeichnet die offenen Vokale mit ä ö o, die geschlossenen mit eh öh oh (gegen i ü u). Darin liegt die Gefahr, dafs das h als Dehnungszeichen aufgefafst wird. Als solches verwendet es Verfasser nämlich auch, obgleich er S. VI sagt, dafs „auf Länge und Kürze der Vokale nirgends eingegangen“ worden ist; wie z. B. gleich in Vorübung I, wo die Aussprache von belle, cette, est — übrigens falsch — als bähl, szäht, äh angegeben ist.

Schlimmer als das ist die Bezeichnung der Nasalvokale durch ang' etc.

Statt des in der französischen Orthographie geschriebenen einen Konsonanten setzt also der Verfasser gar zwei, von denen in dem französischen Laute keine Spur enthalten ist. Die Schüler werden gewifs auch in den Fehler verfallen, gar noch das g im Auslaut oder bei folgendem stimmlosen Konsonant — z. B. S. 111 prompte = prongt — stimmlos zu sprechen. Das soll wohl der Apostroph verhüten, der jedoch durchaus nicht konsequent gesetzt ist und die Gefahr birgt, dafs ein e nachklingt.

Den kleinen Finger aber reicht der Verfasser doch der verpönten Lautschrift, indem er geschlossene Vokale häufig durch einen untergesetzten Punkt bezeichnet. Viel nötiger wäre es, die offenen Vokale, besonders o ŏ, durch ein Zeichen kenntlich zu machen. Warum aber dann die Scheu, die Nasalvokale durch eins der üblichen Zeichen, wie die Tilde, auszudrücken?

Solche Inkonsequenzen zeigt das Buch noch mehrere. „Hören! — Sprechen! — — Lesen! — Schreiben!“ Diesen Gang des Unterrichts betont der Verfasser als einzig richtigen. Warum geht er also nicht in der Vorstufe vom Laut aus und lehrt die Rechtschreibung? Er giebt aber fast durchgehends die Aussprache der Buchstaben. Übrigens fehlt die des x als gz und z und der Endung -et in den zahlreich vorkommenden Substantiven. Nur in § X, 1 und Anm. wird die Schreibung des „Schleiflautes“ angegeben; in der Ausnahme und § X, 2 aber wieder der umgekehrte Weg eingeschlagen. Auch die Angabe der Bindung ist nicht gleichmäfsig. S. 1 und in der ersten Zeile von S. 2 schreibt Verfasser: salle‿est = szall-äh, von Zeile 2 auf S. 2, also mitten in einer Übung aber z. B. tahle‿a = ta-hla, salle‿est = szal-läh. Das soll den Vorzug gröfserer Deutlichkeit haben. Mit der letzten Umschreibung kann ich mich nicht befreunden. Die Vokalbindung ist meist ebenfalls angegeben; hinter et ist aber das Zeichen | gedruckt, das „keine Bindung“ bedeutet. Dies „nicht binden“ kann sich aber blofs auf das t beziehen. S. 2 ist gedruckt voici une = $w_u$aszi-ühn, S. 4 = $w_u$asziühn. Zur Vermeidung der „Lautphysiologie“ greift der Verfasser zu ganz unbestimmten Ausdrücken, z. B. wenn er § II sagt: „Man spricht qu ungefähr wie k; v ungefähr wie w. Das stimmhafte s ist ihm das „norddeutsche“. Nur S. 13 ist einmal „stimmhaft“ gebraucht; nie aber die Bezeichnung „stimmlos. S. 8 wird gesagt: „j wird wie j in Journal gesprochen“. Wie aber, wenn die Schüler im Deutschen dieses Wort mit stimmlosem Anlaut sprechen?

Dabei betont Verfasser die Notwendigkeit einer guten Aussprache wiederholt. Freilich zieht er seine Grenzen. „Was thut es, sagt er S. VI, wenn in nation das a nicht mit der wünschenswerten Länge gesprochen wird?“ Er wendet sich gegen das Hineintragen von dialektischen oder individuellen Sonderheiten in den Unterricht. Wenn man ihm darin vollständig recht geben mufs, so darf man sich doch gegen allgemein gültiges wie die Länge des a in der Endung -ation nicht derart auflehnen. Dafs Verfasser diese Länge nicht besonders bezeichnen will, ist ja sein Recht, er hat aber, wie schon gezeigt, trotz seiner Behauptung die Vokallänge oft durch h angedeutet. Auch die zwei Arten des a-Lautes werden vom Verfasser nicht unterschieden. In hôtel und trop giebt er stets geschlossenes o. In ersterem ist es jetzt meist offen, in letzterem stets, wenn das Wort gebunden wird. Die überwiegende Aussprache von péril (S. 19) ist mit l, nicht mit dem Schleiflaut. Neuf hat stets offenes ö, auch wenn das f verstummt. Unverständlich ist mir die Angabe auf S. 57: „Den Bindestrich zwischen den Zahlen giebt man beim Lesen nur durch eine Pause wieder.“

Von Druckfehlern habe ich nur entdeckt eçon statt leçon S. 17, Zeile 8 v. u. Der accent grave könnte vielfach deutlicher gedruckt sein. Man sehe z. B. S. 63 § 82 diffère.

Breslau. **Curt Reichel.**

---

44) **E. Towers-Clark, Die vier Jahreszeiten für die französische und englische Konversationsstunde.** Giefsen, Emil Roth. Heft *M* 0.40.

Die Mehrzahl der Hefte liegt bereits in dritter Auflage vor, bei der Menge der jüngst produzierten Anschauungsunterrichtsmittel sicher schon ein Beweis ihrer Güte. Dafs der Inhalt des englischen Werkes vermehrt ist und schwierigere Wendungen durch leichtere ersetzt worden sind, wird von allen Freunden des Anschauungsunterrichts willkommen geheifsen werden, weil dem Auswendiglernen dadurch einigermafsen vorgebeugt und die durch schnelleres Fortschreiten verursachte Freude des Lernenden erhöht wird. Die Ausstattung ist gut geblieben: grofser, klarer Druck und festes Papier.

Schleswig. **H. Rose.**

---

45) **Studier i Modern Språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm.** I. Upsala, Almqvist & Wiksells Boktryckeri-Aktiebolag, 1898. XII und 235 S. 8.

Preis: 5 Kronen.

Die neuphilologische Gesellschaft in Stockholm wurde im März 1896 von Professor Carl Wahlund begründet. Die Zahl der Mitglieder, welche anfangs nur zehn betrug, ist seitdem bedeutend gewachsen. Wie die Liste zeigt, sind die Teilnehmer hauptsächlich Lehrer an Stockholmer Schulen und Dozenten an der Universität Upsala. Das vorliegende, von Professor Geijer, Professor Wahlund und Dozent Staaff redigierte Sammelheft legt ein schönes Zeugnis für die rege Thätigkeit der jungen Vereinigung ab und liefert zugleich einen anerkennenswerten Beweis für das Interesse der Staatsregierung, die das Unternehmen in liberaler Weise unterstützt hat.

Bei der Fülle des gebotenen Stoffes ist es hier nicht möglich, die einzelnen Arbeiten eingehender zu besprechen. Wir müssen uns deshalb mit einer kurzen Übersicht begnügen.

Die erste Abhandlung, welche Carl Wahlund zum Verfasser hat, bringt unter dem Titel „Cent mots nouveaux ne figurant pas dans les Dictionnaires de Langue ou d'Argot français" eine interessante Zusammenstellung von genau belegten und datierten Neubildungen auf -isme und -iste nebst einem geschichtlichen Rückblick auf die zunehmende Verbreitung der genannten Suffixe im Französischen. Wie die grosse Zahl der Neubildungen zeigt, sind die beiden Suffixe jetzt geradezu als lebendige Ableitungsendungen anzusehen, welche sich fast mit deutschem -er, -tum, -heit u. a. auf eine Stufe stellen lassen. Die verzeichneten Ausdrücke sehen zum Teil höchst abenteuerlich aus und erinnern an deutsche Wortungetüme wie Hornist, Blumist, Lampist (österr. = Lampen-, Laternenwärter), Kleedagen oder Hühnerologie. Interessant war es uns, daſs Wahlund neben angliciste (Romania 15, 637) nicht auch *angliste belegt hat, welche letztere Bildung ihrer Kürze wegen in Deutschland bekanntlich jetzt immer mehr bevorzugt wird. — Der nächste, schwedisch geschriebene, Aufsatz von A. W. Munthe beschäftigt sich mit der Frage nach der Anwendungssphäre der Präposition á heim direkten Objekt im Spanischen. Munthe kommt zu dem Ergebnis, daſs á hauptsächlich dann gesetzt werde, wenn das Objekt konkret bezw. individuell bestimmt sei, während vor einem Objekt mit mehr allgemeinem

oder abstraktem Sinne das á meist fehle. Die beigebrachten Beispiele dürften der Hauptsache nach diese Ansicht unterstützen; im einzelnen bleibt natürlich noch dieser oder jener Punkt diskutierbar. — In französischer Sprache hat sodann O. Örtenblad zwei grammatische Aufsätze beigesteuert: I. Sur le mode avec les conjonctions concessives (quoique, bien que, encore que, malgré que), und II. Sur la préposition „en“ suivie de l'article défini. Örtenblad erklärt die jetzt häufiger werdende Verwendung des Artikels nach „en“ vornehmlich aus der Dichtersprache und nimmt aufserdem auch noch den Einflufs einer syntaktischen Analogie an, wie sie z. B. in dem Satze „Il vaut mieux se confier en Dieu qu' en les richesses“ vorliegt. Das Ergebnis seiner ersten Untersuchung fafst er in folgenden Worten zusammen: „. . . la langue française comporte, dès l'origine, deux espèces de propositions concessives, dont l'une veut le subjonctif, l'autre l'indicatif; . . . dans une époque où la forme a été plus cultivée que la pensée, et où l'on a cherché à tout régulariser, les deux formes différentes de ces propositions ont été pour quelque temps ramenées à l'unité dans la littérature; mais . . ., le génie d'une langue ne se métamorphosant pas du jour au lendemain, le français a déjà commencé à s'affranchir un peu de cette contrainte grammaticale.“ — Nach dieser Arbeit folgen „Strödda [vermischte] Anmärkningar till den Engelska Grammatiken“ von A. Malmstedt. In der ersten Untersuchung: Farther, further; farthest, furthest kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dafs in der örtlichen Bedeutung die Formen mit a und u jetzt ziemlich unterschiedslos gebraucht werden, während in der Bedeutung „additional“ further wohl das Gewöhnlichere sei. Interessant ist die darauf folgende Sammlung von Belegstellen für interrogatives whoever, whatever, however und why ever, wo das ever seine zeitliche Bedeutung ganz eingebüfst hat. Die Verwendung dieser Formen ist, wie M. zeigt, hauptsächlich dialektisch, findet sich aber auch in der gebildeten Umgangssprache. Wir selbst haben sie auch gelegentlich von Gebildeten gehört. Auf Seite 80 folgt sodann eine kurze Zusammenstellung von Belegen für die Imperfektformen dare, need und use. Die beiden nächsten Artikel S. 81 ff. und S. 87 ff. beschäftigen sich mit der Setzung und Auslassung der beiden Artikel, nämlich des bestimmten bei Flufsnamen, town und Superlativen, und des unbestimmten bei part, nach this (that) sort (kind, manner) of, a sort of, some sort of, what sort of und in Ausdrücken wie „an idiot of a father“,

sowie mit der Verwendnng von a oder one im Sinne von „ein gewisser“. Der letzte Abschnitt handelt über shall nnd will in der 1. Person Futuri, über would nnd should in der 2. Person bei einer objektiven affektlosen Frage, und eudlich über shall (should) und will (wonld) bei der 2. und 3. Person in der indirekten Rede. — Weiterhin folgt eiu Aufsatz von Erik Staaff über das Suffix -ime, -ième im Französischen mit folgenden Ergebnissen: 1) Le suffixe -ime des uoms ordinaux en ancien français est le reflet phonétique du lat. -ęcimus dans la série undęcimns-sedęcimns. Cette snpposition est appnyée par les formes des dialectes dans lesquels l'influence du français central n'a pas écarté la forme originaire. Dans ces dialectes la voyelle de -ime correspond au reflet de ę+palatale. 2) Ime est devenu par un développement phonétique régulier -ième. Nous admettons cette hypothèse, car 1) elle nous parait être la senle qui pnisse expliquer notre problème; 2) elle ne rencontre pas de difficnltés de la part d'autres lois déjà établies; 3) tous les mots qui paraissent faire exception sont ou bien savants ou bien influencés par l'aualogie. — Die nächste Arbeit betrifft die im Neuschwedischen ziemlich verbreitete Endung -is in Wörtern wie Gästis (gästgifvaregård), tjenis (tjenare), laudtis (landtbo oder landtlig), svagis (svagdricka), i kompis (i kompani), på tumis (på tu man hand) u. dergl. Der Verfasser, A. Nordfelt, sieht in diesem -is eine lateinische Endung, die zuerst iu Gymnasiasten- und Studentenkreisen auf einzelne schwedische Wörter übertragen worden sei und darauf immer mehr Boden gewonnen habe. Übrigens ist, wie er glaubt, ihre Blütezeit jetzt schon vorüber. — Hermann Andersson behandelt sodann die Veränderung und den Schwund des r im Französischen, eine Frage, der er schon 1889 in dem Stockholmer „Recueil de Mémoires Philologiques présentés à M. Gaston Paris par ses élèves suédois“ eine Studie gewidmet hatte; der nächste Aufsatz von P. A. Lange beschäftigt sich mit der Entstehung von Koustruktioneu nach Art von „Ich habe schreiben können“ u. s. w., und zuletzt folgt eine schwedisch geschriebene Abhandlung von P. A. Geijer über den Artikel, seinen Ursprung und Zweck, namentlich im Französischen und in anderen romanischeu Spracheu, eine ausführliche und gediegene Arbeit, auf die wir hier einfach verweisen müssen.

Angehängt ist dem Sammelhefte eiu von Geijer zusammengestellter „Aperçu bibliographique des ouvrages de philologie romane et germaniqne

publiés par des Suédois depuis 1893 jusqu'au mois d'octobre 1898". Die Reichhaltigkeit dieser Liste beweist, wie eifrig und erfolgreich jetzt die neuphilologischen Studien in Schweden betrieben werden.

Möge auch die junge Stockholmer Gesellschaft sich immer lebenskräftiger entwickeln und die Fachgenossen noch mit mancher willkommenen Gabe beschenken!

Bremen. **Felix Pabst.**

Vakanzen.

Barmen, O.R.S. Hülfsl. N. Spr. Dir. Dr. Kaiser.
Bochum, O.R.S. Obl. Gesch. u. Deutsch. Curatorium.
Dortmund, R.G. Obl. N. Spr. Bis 20./2. Städt. Schulcuratorium.
Erfurt, R.S. Obl. Rel., Deutsch und Gesch. Bis 15./2. Magistrat.
Essen, O.R.S. Hülfsl. Math. und Nat. Direktor.
Frankfurt a. M., Städt. Lehranstalten. 2 Obl. 3900—7200 M. Curatorium d. höh. Schulen.
— Städt. Lehranstalten. 2 Hülfsl. 2700 M. Curatorium d. h. Schulen.
Gladbach, G. Obl. Klass. Spr. u. Deutsch. Bis 14./2. Dir. Dr. Schweickert.
Kattowitz, H.T.S. 2 Obl.: 1) N. Spr.; 2) Physik u. Nat. Bis 22./2. Magistrat.
Lüdenscheid, R.S. u. Prg. Direktor (Math. u. Nat.). Curatorium.
Magdeburg, K.W. Gymn. Hülfsl. Math. u. Nat. Bis 15./2. Magistrat.
— R.G. Obl. N. Spr. Bis 15./2. Magistrat.
Mühlhausen i. Th., R.S. Obl. Deutsch, Frz., Gesch. Magistrat.
Pilsen, Deutsche Handelssch. L. f. Engl. u. Deutsch (z. September). Meld. bis 1./3. Curatorium.
Rostock, G. u. R.G. Obl. Lat., Gr. u. Deutsch. 2700—6000 M.
Ruhrort, R.G. Hülfsl. N. Spr. u. Deutsch. Curatorium.
Schleiz, G. Obl. N. Spr. u. Turnen. Dir. Meier.
Solingen, G. Hülfsl. Deutsch u. Franz. Dir. Prof. Schwertzell.
Stettin, St. Gymn. 2 Hülfsl.: 1) Math. u. Nat.; 2) N. Spr. Bis 15./2. N. Spr. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 24. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

I. Zu Horat. Carm. I 20.

Von **C. Wagener.**

Zu denjenigen Oden des Horaz, die von Hofmann Peerlkamp, Lehrs, Gruppe u. a. ganz oder teilweise für nichthorazisch erklärt worden sind, gehört auch I 20. Doch sind die Beweisgründe, die man für die Unechtheit dieses Gedichtes angeführt hat, nicht so schwerwiegend, daſs man gleich zu einem solchen Mittel zu greifen brauchte. Denn die äuſseren Zeugnisse sprechen in jeder Weise für die Echtheit, und wenn Unebenheiten vorhanden sind, so sollte man sie lieber zu erklären suchen, als gleich die ganze Ode verwerfen, auch sollte man immer bedenken, daſs es, wie W. Gebhardi in seinem ästhetischen Kommentar zu den lyrischen Dichtungen des Horaz S. 102 mit vollem Rechte sagt, unter den lyrischen Schöpfungen des Horaz Gedichte ersten, zweiten und dritten Ranges giebt. „Und unser kleines Liedchen gehört sicher nicht zu der ersten Klasse. Sind die Gelegenheitsscherze Jupiter-Goethes alle Leistungen ersten Ranges?“

Gewöhnlich nimmt man heute an, daſs carm. I 20 eine Einladung sei, die Horaz an seinen Freund Maecenas ergehen läſst, ihn auf seinem

sabinischen Landgute zu besuchen; so bemerkt schon Porphyrion zu dieser Ode: *Maecenatem ad cenam invitat promittens se ei vinum Sabinum exhibiturum,* und fast dasselbe sagt auch Acron. Vergleicht man aber unser Liedchen mit den anderen Gedichten des Horaz, in denen er Freunde oder Freundinnen zu sich einladet, wie z. B. carm. I 17, in dem er Tyndaris, carm. IV 11, in dem er Phyllis und IV 12, in dem er den Kaufmann Virgil zu einem Besuche auffordert, so wird man auf den ersten Blick wahrnehmen, was für ein großer Unterschied zwischen diesen Gedichten und dem unsrigen besteht, ja man wird sich geradezu wundern müssen, wie Horaz es nur wagen konnte, seinen Freund Maecenas mit einem Gedichte von so dürftigem Inhalte einzuladen. Recht deutlich tritt dieser Abstand aber hervor, wenn man carm. III 29, das auch an Maecenas gerichtet ist und auch eine Einladung enthält, mit unserem Liedchen zusammenstellt. Während er in jenem Gedichte mit den verschiedensten Gründen den Freund zu überreden sucht, zur Zeit der glühenden Hundstagshitze dem Rauch und Lärm der Großstadt zu entfliehen und sich bei ihm der Kühle des Waldes zu erfreuen, die schweren politischen Sorgen zu vergessen und die Gegenwart so recht zu genießen, sagt er in carm. I 20 in Wahrheit doch nichts weiter als: bei mir sollst du billigen Sabinerwein trinken, andere Weine habe ich nicht. Ich kann mich daher nicht dazu verstehen, daß carm. I 20 ein Einladungsgedicht an Maecenas sein soll. Abweichend von dieser Ansicht bemerkt Küster in seiner Horazausgabe in der Einleitung zu diesem Gedichte: „Als einmal Maecenas seinen Besuch auf dem Sabinum ankündigte, aber scherzend beifügte, der Freund möge für einen guten Tropfen sorgen, antwortet dieser in einer Weise, die so recht deutlich zeigt, auf wie traulichem Neckfuße die beiden Männer zu einander standen“, und O. Altenburg (Winke zur Schulauslegung der Lieder des Horaz, Progr., Wohlau 1894, S. 9) sagt bei der Besprechung unseres Liedchens: „Wie wäre es, wenn Maecenas sich zu einem Besuche bei Horaz in seinen Sabinerbergen angemeldet, wenn er aber gleich gebeten hätte, ja keine Umstände zu machen? Dann wäre unser Lied die Antwort: Komme nur, Umstände werden nicht gemacht, aber die Erinnerung an den wichtigen Gedenktag wird dir selbst den sauren Landwein versüßen.“ Zu demselben Resultate ist auch G. Friedrich (Q. Horatius Flaccus, Philologische Untersuchungen, Leipzig 1894, S. 19) gekommen: „Maecenas habe sich bei Horaz zu Gaste angemeldet und dies Billet sei ihm entgegengesandt worden. Diese Erklärung wird einigermaßen gestützt

durch eine Notiz, die sich im cod. Divaei am Rande befindet: *Maecenas iturus in Apuliam mandavit Horatio, ut eum susciperet hospitio.*" Ich bin der festen Überzeugung, dafs Küster, Altenburg und Friedrich das Richtige getroffen haben; doch mufs ich bemerken, dafs diese Auffassung nicht neu ist — aber was giebt es überhaupt wohl Neues in der Erklärung des Horaz? — dafs bereits Cruquius dies angenommen hat: „*Maecenas iturus in Apuliam significavit Horatio, ei se ante profectionem convivam esse velle, cui respondet Horatius, se quidem non habere vinum generosum, sed benigno tamen animo ei exhibiturum vinum quod habebat Sabinum*" und dafs auch L. Desprez (1722) diesem zustimmt: „*Profecturus erat Maecenas seu in Apuliam (ut vult Cruquius ex Divaei codice, quod idem notat Lubinus) seu quovis alio: antea vero se Horatio pro summa inter eos familiaritate convivam fore significat. Hac ode rescribit Horatius Maecenati, gratum id sibi fore.*" Ja aus dem Schweigen Bentleys möchte ich sogar schliefsen, dafs er auch der Ansicht seiner Zeitgenossen gewesen ist, dafs nämlich carm. I 20 ein Einladungsgedicht nicht gewesen sein kann. Auf Grund des bisher Gesagten stelle ich mir die Veranlassung zu unserem Liedchen folgendermafsen vor: Maecenas meldet sich, ob er eine Reise unternehmen will oder nicht, ist für uns in diesem Falle gleich, bei Horaz zu Gaste. Dieser antwortet in einem Briefe, der in Prosa geschrieben ist — denn eine poetische Epistel wäre gewifs erhalten — dafs ihm der Besuch angenehm sei, und bespricht hier das Nähere inbetreff der Zeit sowie auch noch sonstige Angelegenheiten und fügt am Schlusse dieses Briefes vielleicht als Lückenbüfser unser Liedchen an, das also nur als ein leicht hingeworfener Gelegenheitsscherz betrachtet werden mufs, als eine harmlose Neckerei und Fopperei, wie sie gerade unter Freunden, die sich nichts übel nehmen, so recht am Platze ist: Krätzer (vile Sabinum) sollst du bei mir zu trinken bekommen, einen Wein, den ich selbst auf einen griechischen Krug abgezogen habe und zwar an einem für dich bedeutungsvollen Tage, an dem du nach deiner Krankheit zuerst wieder im Theater erschienst und hier mit Jubel begrüfst wurdest. Bei dieser ungezwungenen Auffassung wird das Liedchen erst klar und ist auf diese Weise auch leicht zu verstehen. Vielleicht hat Horaz das Gedicht in seine Sammlung nur deswegen aufgenommen, um seinen vielen Neidern (*quem rodunt omnes libertino patre natum*) zu zeigen, wie intim er mit Maecenas, dem mächtigsten Manne Roms, stehe.

Von den Schwierigkeiten, deren es in diesem kleinen Gedichte mehrere

giebt, ist die topographische in überzeugender Weise von Elter, Vaticanum, Rhein. Mus. 1891, 46, S. 112 ff. gelöst, und zugleich gegen Kiefsling (Verhandlungen der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wiesbaden 1878, S. 142)[1]) die Echtheit dieser Ode endgiltig bewiesen. Ich brauche hier nicht näher auf diese scharfsinnige Abhandlung einzugehen, sondern will nur kurz anführen, dafs das in carm. I 20 erwähnte Theater ohne Zweifel das des Pompejus ist und dafs es nie einen mons Vaticanus gegeben hat, sondern „es ist wie bei Cic. ad Attic. 13, 33, 4 der Berg im Vatikanischen, d. h. der gerade in Betracht kommende Teil des Gebirgszuges des jenseitigen Ufers überhaupt.“ Noch möchte ich hier kurz die Frage aufwerfen, ob nicht auch in der Übertreibung, dafs nämlich das Beifallsklatschen aus dem Theater bis zum mons Vaticanus gedrungen sei, ein Scherz liegt? vergl. auch Oesterlen, Komik und Humor bei Horaz II 19.

Ferner ist zu bemerken, dafs bei dem 2. Verse *Graeca quod ego ipse testa conditum levi* die Erklärer noch recht uneinig unter einander sind. So heifst es bei Nauck-Weifsenfels: „Weshalb aber in einem griechischen Geschirr? Wahrscheinlich soll damit ein Werk der griechischen Thonbildnerei, ein Krug von edler und geschmackvoller Form bezeichnet werden“ und bei Küster: „Für den Ästhetiker ist die Form beim Genusse nicht gleichgültig; Reinlichkeit, Zierlichkeit, künstlerische Gestalt der Gefäfse tragen wesentlich zur Erhöhung des Genusses bei. Vgl. die Trinkscene in Hermann und Dorothea und Goethes Wort:

„Jedes Gefäfs genügt dem Zecher;
Doch soll mit Wonne getrunken sein,
So wünsch ich mir künstlichen, griechischen Becher!“

Während diese Horazherausgeber also unter *Graeca testa* ein edles, künstlerisch schönes Gefäfs verstehen, glauben Schütz, L. Müller und G. H. Müller, dafs damit wie Sat. 1, 6, 118 *Campana supellex* ein einfaches Geschirr gemeint sei. Ganz anderer Ansicht aber sind Orelli, Dillenburger, Kiefsling, Röhl u. a.; diese behaupten nämlich, dafs man es hier mit einem Kruge, einer *amphora* zu thun habe, in der vorher griechischer Wein gewesen sei, damit der saure Sabiner den am Gefäfse haftenden Geruch und Geschmack annehme und so verbessert werde. Letztere Ansicht scheint mir die allein richtige zu sein; so fafst auch bereits Porphyrion diese Worte auf, wenn er sagt: *vinum Sabinum, quod in amphoram Graecam miserit, ut inde scilicet aliquid adduceret suavitatis.*

1) Vergl. auch dessen Philologische Untersuchungen S. 74

Horaz neckt seinen Freund Maecenas: wenn du kommst, sollst du mit *vile Sabinum* traktiert werden, mit einem gewöhnlichen Krätzer [1]), wie er hier auf meinem sabinischen Landgute [2]) wächst. Doch, fährt er fort, gewissermafsen um den Freund zu beruhigen, der bei dem Gedanken, solchen Wein trinken zu sollen, zusammenschaudert, habe nur keine Angst, ich selbst habe den Wein, um ihn trinkbarer zu machen, auf eine *Graeca testa*, d. h. auf eine *testa*, in der früher milder, griechischer Wein ge-

1) Um uns einen Begriff zu machen, wie dieser vile Sabinum gewesen sein mufs, verweise ich auf Sellin, Das sabinische Landgut des Horaz, Progr., Schwerin i. M. 1896, S. 17: „Es wird derselbe Wein gewesen sein, der noch heute in diesem Teile des Licenzathales gebaut und gekeltert wird. Auch Verf. kann nicht leugnen, dafs, als ihm von diesem Wein in dem elenden Wirtshause zu Vicovaro eine Flasche vorgesetzt wurde, das erste Gefühl beim Kosten das des Erschreckens war, er glaubte Essig und nicht Wein bekommen zu haben."

2) Ich nehme an, dafs wir unter vile Sabinum in unserer Ode nicht einen sabinischen Landwein, den Horaz erst zusammenkaufen mufste, wie Kiefsling meint, zu verstehen haben, sondern ganz gewifs ist es „eigenes Wachstum, da er nur in diesem Falle den Wert hatte, dafs Horaz ihn seinem hohen Gönner, dem Spender des Gutes, vorsetzen konnte", N. Fritsch, Das horazische Landgut, seine Lage und Beschaffenheit in Fleckeis. Jahrb. 1895, S. 68. Ob Wein auf dem sabinischen Landgute des Horaz wuchs oder nicht, behandelt am eingehendsten Sellin a. a. O. S. 16: „Auf den vigne di San Pietro wachsen Oliven, Feigen, Äpfel und, wie schon der jetzige Name sagt, Wein in reichem Mafse. Aber gerade diese Thatsache nehmen die Anhänger von Capo le Volte für sich in Anspruch. Sie sagen: „unten auf dem saftigen Hügelterrain der vigne di San Pietro mit seinem milden Klima wächst und reift der Wein; nun aber erklärt Horaz ja selbst, dafs er keinen Wein auf seinem Gute gewinne; das spricht für Capo le Volte." Sie berufen sich dabei auf die Stelle Epist. I 14, 23, wo der Dichter seinen dem Landleben abgeneigten Verwalter spöttisch sagen läfst, es wachse in jenem traurigen Winkel noch eher indischer Pfeffer und Weihrauch als Wein; daher gäbe es dort auch keine Weinkneipen, nach denen er sich sehne. Wenn die Herausgeber der Episteln, wie jüngst noch Lucian Müller, aus dieser Stelle den Schlufs ziehen, dafs das Gut des Horaz keinen Wein hervorgebracht habe, einen Schlufs, dem auch Kiefsling in seiner Anmerkung zu der Ode I 20 beistimmt, so glaube ich, irren sie. Nicht der Dichter sagt, dafs er keinen Wein keltere, sondern legt in scherzhafter Weise dem etwas liederlichen Verwalter die Worte in den Mund, er möge nicht in einem Erdenwinkel leben, wo es nicht einmal einen guten Tropfen zu trinken gäbe. Der Wein, der dort sicher gebaut wurde, das vile Sabinum, das Horaz ganz bestimmt gekeltert hat und das er seinem mächtigen Gönner nach carm. I 20 vorsetzen will, hatte freilich keine Ähnlichkeit mit dem Cäcuber, dem Calener, dem Falerner und dem Formianer, jenen edlen Sorten, welche in Rom von den verwöhnten Stadtherren und Schwelgern, zu denen auch des Dichters Verwalter gehörte, ausschliesslich getrunken wurde; er war höchst wahrscheinlich so herbe und sauer, dafs jener ihn nicht als trinkbaren Wein anerkennen will. Dafs er herbe und sauer gewesen sei, giebt nach meiner Meinung der Dichter selbst zu, wenn er Epist. I 15, V. 17—18 schreibt: *Rure meo possum quidvis perferre patique. Ad mare cum veni generosum et lene requiro.*"

wesen war, abgezogen. Für die römischen Leser war das gleich verständlich, da es bei den Alten ein gewöhnliches Verfahren war, geringere Weine auf diese Weise besser zu machen. So sagt Th. Keppel (Die Weinbereitung im Altertum und in der Neuzeit, Bayreuth 1896, S. 18): „Endlich verbesserte man geringere Weine durch Vermischung mit einem süfseren oder verschnitt griechische mit italienischen, z. B. herben Falerner mit mildem Chier, oder man setzte gute Weinhefe oder Weinsteinsalz eines früheren Jahrgangs zu, oder endlich, man begnügte sich wenigstens damit, neuen Wein in alte Weinfässer zu füllen (in der Note zu dieser Stelle ist auch carm. I 20 citiert). Diese und noch andere weniger einflufsreiche Manipulationen wendete im Altertum und wendet bekanntlich auch in der Neuzeit der rationelle Weingutsbesitzer an, um bessere Weine zu erzeugen." Was die Ansicht der anderen Erklärer betrifft, so scheint es mir gar nicht darauf anzukommen, ob die *Graeca testa* hochelegant oder ganz einfach gewesen ist, denn für Maecenas kann dies ja ganz gleichgültig gewesen sein, da er das Gefäfs, das in der *apotheca,* auch *horreum* genannt, aufbewahrt wurde, doch nicht zu sehen bekam, sondern nur die *canthari,* aus denen er den Wein, der eben vor dem Genufs aus der *testa* oder *amphora* gegossen wurde, trinken soll, und diese bezeichnet Horaz bestimmt als *modici* (einfach, schmucklos), womit auch *Graeca testa* als hochelegantes Gefäfs gar nicht passen würde.

Noch mufs ich v. 10 *tu bibes* erwähnen, was die Lesart der besten Handschriften ist und auch von Porphyrion zu Hor. Sat. 2, 2, 48 und Serv. zu Verg. Ge. 2, 59 gelesen wurde. Da nach Ansicht mancher Erklärer das Futurum hier nicht am Platze ist, hat man verschiedene Vorschläge gemacht, so *bibis, vides, liques* (vergl. die kritische Ausgabe der Oden von O. Keller) oder *iubes* (vergl. A. Teuber, Neue Jahrb. für klass. Altertum, 1899, 1. Abteilung, S. 600) für *bibes* und auch *tum* oder *non* für *tu,* alles Verbesserungsversuche, die wohl mehr oder weniger möglich wären, die aber, weil sie nicht handschriftlich überliefert sind, zurückgewiesen werden müssen. Das Richtige hat Orelli erkannt, der in den Satz *Caecubum et prelo domitam Caleno tu bibes uvam* einen konzessiven Sinn hineinlegte: du magst immerhin, sonst trinken, eine Erklärung, die dem Sinne nach am besten pafst und die auch Dillenburger, Kiefsling, Küster, G. H. Müller bereits angenommen haben. Zwar liegt es sehr nahe, statt *bibes* den konzessiven Konjunktiv *bibas* zu schreiben, wie es Keller und Nauck-Weifsenfels gethan haben, aber es ist nicht nötig, da in einem

Futurum auch ein konzessiver Sinn liegen kann, worauf schon W. Deecke, Erläuterungen zur lateinischen Schulgrammatik, S. 369 § 328 hingewiesen hat und worüber man das Nähere jetzt am besten und ausführlichsten in der 3. Auflage der ganz umgearbeiteten Syntax von J. H. Schmalz, S. 328 § 202, 3 finden kann, wo auch auf La Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte und H. Blase, Futura und Konjunktiv des Perfekts im Lateinischen (Archiv X 313 bis 343) verwiesen ist. Planta II S. 483 sagt bestimmt: „Das lateinische Futurum I (der III. und IV. Konjugation) ist ursprünglich ein Konjunktiv Präsens" und Blase X, 342: „Freilich haben sich Konjunktiv Präsens und Futurum I, die ursprünglich wahrscheinlich nach Form und Bedeutung ineinanderlagen, in beiden Richtungen gesondert. Aber Spuren der ursprünglichen Identität sind im syntaktischen Gebrauch noch manche vorhanden." In der Sprache der Juristen wechseln, wie J. H. Schmalz hervorhebt, geradezu Konjunktiv Präsens und Indikativ Futuri, z. B. *non solum plectetur, sed etiam reddat*. Wenn Weifsenfels in der Neubearbeitung der Horazausgabe von Nauck auch *bibas* statt *bibes* schreibt mit der Note: „Die überlieferte Form *bibes* könnte hier nur im Sinne von *potabis* (v. 1) genommen werden. Die Hinweisung auf I 7, 1 genügt nicht, es hier in einem anderen Sinne zu rechtfertigen", so ist diese Begründung jedenfalls nicht richtig. Denn der doppelte Gebrauch eines Wortes oder einer Form in ein und derselben Ode kann sich ein Dichter recht wohl erlauben; wir finden einen solchen Bedeutungswechsel auch sonst noch bei Horaz. Mit Recht sagt Cauer (Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz, 1892, S. 56), wo er von dem in carm. I 12 zweimal vorkommenden Worte *secundus* spricht: „So steht hier *secundus* in zwei ganz verschiedenen Beziehungen: das erste Mal (v. 18) soll gesagt werden, dafs es unter den Göttern keinen zweiten Jupiter giebt; an der anderen Stelle (v. 51) wird daran gemahnt, dafs Cäsar, so mächtig er sei, doch immer hinter Jupiter zurückstehe." Schütz (Anmerkung zu v. 10) meint: „Jeder Streit würde aufhören, wenn man v. 1 *potabo* statt *potabis* korrigierte: ich werde Sabiner, du Cäcuber trinken; und das Erste wäre dann in den letzten Versen *(mea pocula)* wiederholt. Vielleicht ist es eine Anspielung auf einen Scherz Maecenas über H.s schlechten Wein." Da aber *potabis* in allen Handschriften überliefert ist (vergl. Keller) und es auch die Grammatiker wie Diomed. Ars gramm. III S. 521 (ed. Keil I 522, 13), Serv. de metris Horatii IV 468, 26, Mar. Victorin. Ars gramm. IV 2604 (VI 157, 22)

und Caes. Bass. de metr. S. 2681 (VI 266, 24) vor Augen hatten und *bibes*, wie wir gesehen haben, recht gut erklärt werden kann, so halte ich den Vorschlag von Schütz für verfehlt. Aufgenommen ist er meines Wissens nirgends, nur hat er bei Rosenberg Beachtung gefunden, der überhaupt eine ganz eigentümliche Erklärung von unserem Gedichte giebt, der ich in keiner Weise zustimmen kann: „Es giebt einen Festtag zu feiern! Ich werde Sabinerwein trinken; ist er auch wohlfeil, so erhöht sich doch sein Wert für mich dadurch, dafs er mich an einen deiner Ehrentage erinnert. Du wirst deine Freude bei deinem gröfseren Reichtum auch im Genufs edlerer Weine äufsern.“ Hiernach liegt keine Spur von Humor und Neckerei in unserem Gedichte, die ganze Auffassung von Rosenberg ist geschraubt und gezwungen.

---

46) **The Prometheus Bound of Aeschylus** ed. with introduction and notes by **H. Rackham,** M. A. Cambridge 1899. XXVII u. 100 S. 8.

Eine mit grofser Sorgfalt ausgearbeitete Schulausgabe. Der Text verzichtet auf glänzende Änderungen und hält sich einer ernsten wissenschaftlichen Richtung gemäfs streng an die beste handschriftliche Quelle (*M*). Sehr richtig wird darum z. B. 113 D *ἐπαίθριος* und 155 *ἀγρίοις* hergestellt. Auch seltsamere La. des *M* werden leichteren anderer Handschriften vorgezogen, z. B. *προσλαβόντι* 217 und *ἐξημείψατο* 223. Aber auch geistvolle Konjekturen finden Aufnahme, z. B. 256 Welckers Verteilung der Verse. 400 *ῥαδινὸν ῥέος* lautet indessen kaum verständlicher als *ῥαδινῶν ὄσσων*. 408 wird das *τε* in *θ' ἑσπέριοι* (Weil) mit Recht beanstandet, allerdings auch nichts Besseres gegeben. 461 *μνήμην M* scheint R. mit Recht unanfechtbar. 667: *πυρωτός* is unobjectionable; was doch weniger sicher ist. 692 *ψύξειν*. Die Änderung *ὑπερβαλοῦσαν* (statt *ὑπερβάλλουσαν* Mss.) scheint uns sehr beachtenswert. 772 hält R. an *αὐτῶν M* wohl mit Recht fest. *φρούριον* 801 = guardpost or garrison (expl. notes). Ohne Not, scheint uns, wird 807 *τηλουρὸν .. γῆν* (möglicherweise ein Beispiel der seltsamen doppelten Abhängigkeit, wie Pers. 745 *σχήσειν Ἑλλήσποντον Βόσπορον*) in *γῆς* geändert; R. nennt *γῆν* allerdings mit Recht an unlikely apposition with *φῦλον*; aber es soll auch keine Apposition sein, sondern, so gut wie *φῦλον*, von *ἥξεις* abhängen. Die schöne Konjektur Wieselers 850 *γέννημ' ἀφῶν* steht bei R. nicht im Text, sondern nur als plausible in den crit. notes; dagegen sehen

wir die Notwendigkeit einer lacuna nach 848 und eines zu ergänzenden Verses (γόνου δὲ ποιεῖ διογενοῦς ἐγκύμονα) nicht ein. θηρεύσοντες *M* 858 scheinen die crit. notes für möglich zu halten. 871 liest R. σπόρος, statt σπορᾶς *M*, da ein Subst. zu θρασύς nötig sei. Ganz richtig wird 1008 an μαλθάσσῃ λιταῖς ἐμαῖς festgehalten. Die ernsthaft konservative Strömung, die sich in dieser und in anderen neueren Ausgaben zeigt, thut nach den Zeiten hoher Konjekturalkritik entschieden wohl.

In der Einleitung gelten die Scholien 511 ἐν γὰρ τῷ ἑξῆς δράματι λύεται und 522 als unerschütterliche Zeugnisse der Zusammengehörigkeit von Δεσμώτης und Λυόμενος; über das dritte Stück der Trilogie herrscht allerdings noch immer tiefes Dunkel; die Stellung des Pyrphoros in der Trilogie is left to conjecture (XIII. XVII). Die Unantastbarkeit jener Scholien scheint uns indessen nicht über jeden Zweifel erhaben; aber wir haben uns darüber in dieser Zeitschrift 1899, Nr. 5 ausgesprochen und erlauben uns darauf zu verweisen. Von anderen hübschen Gedanken der Einleitung merken wir noch folgende an: The Prometheus legends embody the primitive idea of the essential impiety of human progress ... Man vergleiche the noble tragedy created by Aeschylus with the c r u d e story in Hesiod. (Dieselbe Veredelung ging wohl auch mit anderen Sagen vor, auch mit der Faust-Sage und wohl auch mit der Toko-Sage.) ... Den Zweifel des Herausgebers, ob die Hoffnung in der Pandora-Sage den Menschen versagt oder für sie zurückbehalten sei (XII), möchten wir nicht teilen; wir meinen, sie sei ihnen dadurch, dafs sie nicht herausfliegt, deutlich versagt. Das Gegenteil sagt dann Aeschylus Pr. 250: Man ist blind gegen alle Wirklichkeit und hofft drauflos. . . . The adaption of this legend (der Themissage Pindars) to the story of Prometheus may be due to Aeschylus. Sehr richtig; das ist gerade das Bedeutende, dafs Aeschylus mehrere Sagen zu etwas Neuem verbindet. ... R. vermutet (XXV), Cicero und Strabo hätten von sich aus, oder irregeführt durch die gewöhnliche Sage, den Kaukasus als Ort der Handlung des Lyomenos angegeben; gewifs spiele dieser, wo der Desm., nämlich im äufsersten Norden der Erde (XXIV) ... „Die Moral der ganzen Trilogie (?) ist die Kurzsichtigkeit menschlicher Weisheit, welche die Gedanken der Allmacht verkennt“ (XX) Das möchte nun hie und da in den Zügen des Lesenden ein Lächeln erregen; Aeschylus wird sich so wenig als Homer in diesen schönen pädagogischen Rahmen leicht einspannen lassen.

Bern. **Karl Frey.**

---

47) **H. D'Arbois de Jubainville, La civilisation des Celtes et celle de l'épopée Homérique.** Paris, Thorin et fils (Albert Fontemoing), 1899. XII u. 418 S. 8.

Der Verfasser der obengenannten Schrift ist Keltologe, und die Darstellung keltischer Sitten sowie die Inhaltsangaben keltischer Epen nehmen demgemäfs auch den breitesten Raum in dem Buche ein. Da ich auf diesem Gebiete nicht Fachmann bin, so versage ich mir in dieser Hinsicht jede Beurteilung, indem ich mich darauf beschränke, zu sagen, dafs mir persönlich diese Partieen der Schrift sehr viel Interessantes geboten haben; die behagliche Breite der Darstellung, die vielfach hervortritt, bedeutet für den, der mit den keltischen Stoffen nicht näher vertraut ist, eine Erleichterung des Verständnisses. — Der Gedanke des Verfassers, die keltische Civilisation mit der in den homerischen Gedichten geschilderten zu vergleichen, hat auf den ersten Blick etwas Verwunderliches; man erwartet irgendein überraschendes Resultat, sei es auf dem Gebiete der homerischen Fragen, sei es hinsichtlich der Keltenfrage. Ein solches Resultat sucht man freilich in der ganzen Schrift vergeblich: der Verfasser ist offenbar nur durch die in den keltischen Epen hervortretende Ursprünglichkeit, zum Teil auch Roheit der Sitten einer verhältnismäfsig unserer Zeit so viel näher stehenden Periode der keltischen Kulturentwickelung in Erstaunen versetzt und bemüht sich, dem Leser diesen Mangel an Fortschritt der keltischen Kultur dadurch recht zum Bewufstsein zu bringen, dafs er durch eine vergleichende Nebeneinanderstellung zeigt, wie nahe noch die Kelten des 6. Jahrhunderts n. Chr. den Anschauungen und Sitten der Helden des homerischen Epos stehen. Auf diese Vergleichung im einzelnen können wir hier nicht eingehen; es genüge, die Gesichtspunkte aufzuzählen, nach denen der Verfasser keltische und homerische Kulturzustände nebeneinanderstellt. Nachdem er im ersten Kapitel einige in die Augen fallende Erscheinungen, wie die Einzelkämpfe in den homerischen und keltischen Schlachten und die Ehrenportionen, die beim Mahle sowohl den homerischen wie den keltischen Helden zuteil werden, als Ausgangspunkt der Vergleichung aufgestellt hat, spricht er, immer die homerischen und keltischen Verhältnisse nebeneinanderstellend, im zweiten Kapitel von den sozialen Verhältnissen, im dritten von der Religion, im vierten von der Familie, im fünften vom Kriegswesen. Der Auffassung homerischer Verhältnisse und Fragen, wie sie sich bei dem Verfasser findet, wird man in vielen Fällen beitreten können; in manchen

anderen Fällen vermag ich ihm nicht zu folgen. Wenn er z. B. S. 135 auseinandersetzt, Ilias und Odyssee seien ihrer Komposition nach zur Lektüre bestimmt, nicht für ein hörendes Publikum, so liegt darin eine sehr bedenkliche Verkennnng der sozialen und kulturellen Verhältnisse der Zeit, in der jene Dichtnngen entstanden; der Verfasser beurteilt das Interesse, welches ausgedehnte Dichtungen für ein zuhörendes Publikum haben können, nach einem viel zu modernen Mafsstabe. Die Lösung, die Verfasser S. 215 f. für die widerspruchsvollen Anschauungen der homerischen Gedichte von dem Leben nach dem Tode bringt, ist eine ganz geistreiche Vermutung, läfst sich aber nicht erweisen. In ähnlicher Weise trägt er eigene Anschauungen in die homerische Sage hinein, wenn er S. 294 f. annimmt, dafs Agememnon eine egoistische Feigheit beweise, wenn er nicht, wie Kodros, sich selbst für den Sieg seines Volkes opfere, nnd vor allem ist es falsch, wenn der Verfasser diese seine Anschauung auch dem homerischen Dichter nnterlegt. — Auch einige etymologische Ausführungen des Herrn Verfassers sind geeignet, Widerspruch zn erregen. Weniger bedeutend, aber das philologische Ange störend, sind eine Reihe falscher Accentuierungen griechischer Wörter, z. B. S. 86 dreimal *θυόσκοος*, S. 228 *σκία*, S. 314 *πατρόφονος*, S. 315 (Anm.) *προσείπειν*, S. 393 *ἀδελφέος*, Fehler, die sich dann auch in dem Verzeichnisse griechischer Wörter S. 399 u. 400 wiederholen. — Dem Schlufsresultate, welches freilich nichts Neues bringt (S. 393 f.), wird man zustimmen, dafs nämlich eine Verwandtschaft zwischen homerischen Griechen und Kelten vorhanden sei, wie sie die Sprache erweise, dafs aber die Übereinstimmung von Einzelheiten in den Sitten sich aus den allgemeinen Gesetzen des menschlichen Geistes und aus dem Kultnrstande erkläre.

Das Buch bietet vieles Interessante; doch mufs ich gestehen, dafs für mich das Interessante mehr in den Inhaltsangaben der keltischen Epen sich findet, als in den Partieen, die sich mit dem homerischen Stoffe befassen.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

48) **E. Ardaillon, Les Mines du Laurion dans l'antiquité.** Contenant vingt-six gravures dans le texte, nne planche en phototypie et denx similigravures hors texte, plus une carte du Laurion en six couleurs. Paris, ancienne librairie Thorin et fils, A. Fontemoing, éditeur, 1897. 218 S. 8. fr. 12. 50.

Die französische archäologische Schule in Athen hat seit einer Reihe von Jahren die Forschungen auf dem Lauriongebiete gepflegt; in diesem

Werke liegt eine der reichsten Früchte jener Studien vor. Der Verfasser hatte nicht allzu viel Vorgänger auf seinem Arbeitsgebiete; die Verdienste der deutschen Gelehrten um dasselbe werden voll gewürdigt, namentlich Boeckhs grundlegende Arbeit anerkannt (nur hätte der Altmeister der Altertumswissenschaft nicht „savant historien“ genannt werden sollen). In der vor dem Werke angegebenen Litteratur vermissen wir Reitemeyer, Gesch. des Bergbaus und des Hüttenwesens bei den alten Völkern, Göttingen 1785, das zwar nicht Laurion allein behandelt, aber am vollständigsten die schriftstellerische Überlieferung der Alten auch über diesen speziellen Gegenstand ausnutzt. Ardaillons Werk giebt ein vollständiges Gesamtbild der örtlichen, technischen, rechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwickelung und behandelt alle einschlägigen Fragen in erschöpfender Weise. Die Untersuchung ist gründlich, die Darstellung aber im ganzen etwas weitschweifig, und öfters ist das den Aufbau vorbereitende Gerüst der Untersuchung stehen geblieben. Auch wäre im Interesse einer bequemeren Übersicht wünschenswert gewesen, daſs innerhalb der einzelnen Kapitel der Inhalt häufiger als es geschehen, durch Überschriften oder durch hervortretenden Druck der Stichworte gekennzeichnet worden wäre; oder daſs die am Schlusse stehende „Table des matières“ weniger summarisch gehalten wäre. Doch werden diese äuſseren oder formalen Mängel reichlich aufgewogen durch den wissenschaftlichen Wert der durch die Untersuchung geförderten Resultate.

Das Werk zerfällt in zwei Teile; der erste (Kapitel 1—6) behandelt die geographischen, geologischen und technischen Fragen, der zweite (Kapitel 7 und 8) die Geschichte des Bergbaus von Laurion und die in Betracht kommenden Rechtsverhältnisse. Im ersten Kapitel wird Lage und Bodenbeschaffenheit besprochen, wobei Verfasser sehr genaue Angaben über Bodengestaltung, Höhen u. dergl. macht, im zweiten Kapitel das Gestein und seine Schichtung, im dritten Kapitel die Instrumente des Bergmannes, Mutungs- und Abbauarbeiten (meist nach Spuren alten Betriebes rekonstruiert), wobei vorsichtig und besonnen auch die Hypothesen über Anwendung von Feuer zur Erweichung harten Gesteines, über Luftzufuhr zu den Schachten und Stollen erörtert werden; im vierten Kapitel Gewinnung und Verhüttung der Erze, wovon die geringen vorhandenen Reste, die gelegentlichen Angaben der Schriftsteller, besonders der Redner, die Ergebnisse moderner Technik und chemische Versuche doch ein annähernd vollständiges Bild gewinnen lassen. Kapitel fünf bespricht die

Organisation der Arbeit; wenn auch die Zeiteinteilung, die Dauer der einzelnen Schichten u. dergl. meist nicht ausdrücklich überliefert wird, so ergiebt sich doch vieles aus der Natur der Sache, und so hat Verfasser auch dies ausführlich behandelt. In diesem Kapitel spricht sich Verfasser auch eingehend über die Behandlung der Bergwerksarbeiter (Sklaven) aus und stellt zugleich sorgfältige Berechnungen an über die Vorteile, die durch die Mietsklaven dem Unternehmer wie dem Verleiher erwachsen. Das sechste Kapitel, Gewinn aus den Bergwerken und daraus erwachsender Handelsverkehr, bringt u. a. eine genaue Berechnung des durch die Gewinnung der Haupt- und Nebenprodukte erzielten Erträge.

Der zweite Teil des Werkes enthält im siebenten Kapitel die Geschichte des Bergbaues von Laurion — Anfänge, grofse Epoche des 5. und 4. Jahrhunderts, Verfall — und im achten die Rechtsverhältnisse. Verfasser ist geneigt den Phöniziern die erste Ausnutzung der Silberadern von Laurion zuzuschreiben; jedenfalls war der Bergbau schon uralt, als der Staat sich mit den Erträgnissen befafste, ja älter als die Bildung der Staatsgemeinde selbst. In dem Abschnitte über das Bergrecht geht aber Verfasser (gleich Boeckh) mit Recht von der Voraussetzung aus, dafs die Berghoheit von Anfang an und im Prinzip immer der Staatsgemeinde zusteht, ein Grundsatz, der, wie er einleuchtend nachweist, irrtümlich angezweifelt wird von Lipsius (Meyer und Schömann, Der att. Prozefs, Anhang S. 1019 ff.). Bekämpft war übrigens die Lipsiussche Ansicht schon in der unten näher erwähnten Schrift von Binder. Das Eigentumsrecht des Staates an das Bergwerk bleibt auch bestehen, wenn der Grund und Boden der Oberfläche einen Privatbesitzer hat (wenngleich für die ältesten Zeiten eine solche Trennung des Besitzstandes nicht anzunehmen ist). Das Recht des Abbauens (gegen Pachtgeld) unterlag der Konzession des Staates; es konnte auch von Nichtbürgern erworben werden, und nicht blofs von einzelnen, sondern ebenso von Genossenschaften, von denen dann aber nur einer, wie Verfasser glaubhaft nachweist, dem Staate gegenüber haftbar war. Die Rechte des Fiskus nahm das Kollegium der zehn Poleten wahr, da eine eigentliche Bergbehörde fehlte.

Trotz der verhältnismäfsig geringen Hilfsmittel, die für die Bearbeitung eines Spezialgebietes wie die Bergwerke von Laurion dem Forscher zu Gebote stehen, operiert Verfasser im ganzen wenig mit Hypothesen, denen man seine Zustimmung zu versagen veranlafst wäre. Das letztere dürfte der Fall sein, wenn er annimmt, man habe zur Förderung der Erze

auch Winden und Aufzüge angewandt (eine Annahme, zu der auch Kordellas, der ehemalige Bergwerksdirektor von Laurion, in seinem Buche, Le Laurium, Marseille 1871, neigt). Bei dem völligen Fehlen irgendwelcher Spuren an Ort und Stelle und irgendwelcher Beweise bei den Schriftstellern wird man diese Annahme wohl fallen lassen. Im allgemeinen, wie gesagt, ist Verfasser vorsichtig in seiner Beweisführung. Naturgemäfs führt ihn seine Betrachtung zu mannigfachen Vergleichen mit den alten Bergwerken in Spanien; in ihnen aber unbedingt Analogieen zu finden, hütet er sich, denn er ist sich bewufst, dafs in Spanien eher Rückschlüsse aus den gefundenen Abbauresten möglich sind als in Laurion, wo erwiesenermafsen schon im Altertume die Schlacken neu verhüttet sind.

Mit den eingeschalteten bildlichen Erläuterungen, die sauber ausgeführt und sehr belehrend sind, hätte Verfasser vielleicht weniger sparsam sein dürfen, und auch einige von den sogen. korinthischen Pinakes, Weihetäfelchen aus bemaltem Thon, von denen uns mehrere den Betrieb von Bergwerk und Schmelzhütte veranschaulichen, hinzufügen können, wie es Binder in seiner trefflichen Schrift „Laurion, die attischen Bergwerke im Altertum“, Laibach 1895 (besprochen in dieser Zeitschrift 1897, S. 61 f.) gethan hat (ein Werkchen, das sich an manchen Stellen auch durch präzisere Fassung auszeichnet). Höchst dankenswert ist die beigegebene Karte vom alten Laurion (Mafsstab 1 : 50 000), die, was Zeichnung und Vollständigkeit betrifft, vorzüglich ist und manche Einzelheiten der Ausführungen näher veranschaulicht. Der Anhang, S. 210—216, enthält die Erläuterungen zu der Karte.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

49) **Giacomo Tropea, Giasone il tago della Tessaglia.** Messina, Tipi della Rivista di Storia antica, 1898. Estratto dalla Riv. di St. ant e Scienze affini Anno III, nr. 2. 68 S. u. 1 Karte.

Eine hübsche und lesenswerte Abhandlung über den als Fürst und Mensch gleich bedeutenden Jason von Pherae bietet G. Tropea in vorliegendem Heft. In der Hauptsache steht ja das Urteil über die historische Bedeutung des „Feldhauptmanns“ von Thessalien fest, im einzelnen bringt der Verfasser manches beachtenswerte Neue bei. In einem verhältnismäfsig sehr umfangreichen ersten Teil behandelt er die natürliche Lage der Landschaft und der Stadt Pherae. In der Darstellung der Wirk-

samkeit des Jason selbst ist es dem Verfasser hauptsächlich darum zu thun, den weitschauenden Blick des Mannes zu zeigen, dessen Ehrgeiz auf nichts Geringeres gerichtet war, als durch Vereinigung Thessaliens unter seiner Führung dieses in Stand zu setzen, die übrigen in beständigen Fehden und Kämpfen um die Hegemonie entkräfteten Staaten Griechenlands unter seine Herrschaft zu zwingen und dann das Perserreich zu bekriegen, also ein Ziel, das zu erreichen erst dem Philipp von Makedonien und seinem grofsen Sohn Alexander vorbehalten war. Dafs Jason es nicht erreichte, wurde bekanntlich durch das Attentat vereitelt, dem er, im Begriff sich Griechenland in der Fülle seiner Macht bei den pythischen Spielen zu zeigen, zum Opfer fiel. Die Motive dieser That sind nicht aufgeklärt. Die ehrenvolle Aufnahme der Mörder in Griechenland läfst vermuten, dafs die Anregung dazu von Griechenland, sei es nun von Theben, oder wie Tropea wahrscheinlich zu machen sucht, von den delphischen Priestern ausging. In der Darstellung des Stufengangs der Erfolge Jasons wird gewöhnlich nach Xenoph. Hell. 6, 1 angenommen, dafs er schon vor der Niederlage bei Leuktra Pharsalos zur Unterordnung gezwungen habe und zum Tagos von Thessalien erwählt worden sei. Tropea findet es wegen seiner Vermittlerrolle zwischen Siegern und Besiegten nach dieser Schlacht unwahrscheinlich, dafs er damals schon das von den Spartanern unterstützte Pharsalos bezwungen gehabt habe und meint, Xenophon habe in seinem Bericht darüber den späteren Ereignissen etwas vorgegriffen. Er stützt sich dabei auf Diodor 15, 60, 1—2, der ihm zur Zeit der Schlacht bei Leuktra noch Tyrann von Pherae nenne und erst nachher zum Tagos von Thessalien erwählt werden lasse. Allein Diodor ist kein einwandfreier Zeuge, da er die Unterwerfung der Perrhäber (15, 57, 2) auch nicht am richtigen Platz erwähnt. Tropea stellt folgende innerlich an sich wohlbegründete Reihenfolge der Ereignisse auf: Leuktra, Jason erobert auf dem Rückweg von dort Hyampolis, Herakleia, Pharsalos, wird dann zum Tagos von Thessalien gewählt und zieht hierauf gegen die Perrhäber. Allein da er 370/69 bereits ermordet wird, so drängen sich doch in das eine Jahr von der Schlacht bei Leuktra bis zu seinem Tode zu viele Ereignisse zusammen. Auch ist Jasons Auftreten bei Leuktra doch eigentlich nur zu verstehen, wenn er die Tagia von Thessalien schon begleitete. Die vorausgegangene Unterwerfung von Pharsalus ist kein Hindernis für Jason, die Lakedaimonier an die Freundschaft seines Vaters und sein eigenes Proxenieverhältnis zu erinnern. Denn die Spartaner hatten dem

Polydamas, als er sie um Hilfe gegen Jason bat, freie Hand gegeben, worauf er sich mit ihm dahin vertrug, daſs die Burg von Pharsalos in den Händen des Polydamas bleiben sollte, während er die Stadt zu einem freiwilligen Bündnis zu bewegen und ihm zur Wahl zum Tagos behilflich zu sein versprach. Dieser Vorgang konnte doch bei den Verhandlungen nach der Schlacht bei Leuktra den besiegten Lakedaimoniern gegenüber für die Vermittlerrolle Jasons kein Hindernis sein. Es scheint daher die bisher angenommene Reihenfolge der Erfolge Jasons durch Tropeas Bedenken nicht erschüttert. Trefflich hat es der Verfasser verstanden, für die sympathische Gestalt des kraftvollen Thessaliers, dem ein tragisches Geschick die Vollendung seiner weitschauenden Pläne versagte, das rege Mitgefühl des Lesers zu erwecken.

C. **P. W.**

---

50) **R. Daniel, Neues Handwörterbuch der deutschen und französischen Sprache** für den Gebrauch beider Nationen. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. Erster Teil, Französisch-Deutsch. XI u. 340. S. 8. — Zweiter Teil, Deutsch-Französisch. VI u. 412 S. 8. 41. Auflage. Straſsburg (o. J.), Straſsburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Comp. geb. ℳ 2. 40.

Nach der Seitenzahl zu schlieſsen, ist das Buch seit der ersten Auflage, die 1877 erschienen ist, nicht verändert worden. Da bereits die 41. Auflage vorliegt, so muſs das Wörterbuch in den Reichslanden, für die es in erster Linie bestimmt ist, sehr verbreitet sein. Seinen Zweck, den Verkehr in den Grenzländern zu erleichtern, erfüllt es vollständig durch seine Reichhaltigkeit und Handlichkeit. Wie es in der Natur der Sache liegt, sind in dem Buche manche Worte heimatsberechtigt, die in andern Wörterbüchern als Provinzialismen gekennzeichnet werden, manche Ortsnamen haben hier Aufnahme gefunden, die wir anderswo vergeblich suchen.

Es sind ja mehrere Ausstellungen zu machen, so steht z. B. unter Muff = manchon: meist ohne Unterschied der Bedeutung. Verfasser setzt die schwache Form des deutschen Adjektivs statt der starken in Fällen wie „dünn gerollte Teige“ unter abaisse, „eidechsenartige Tiere“ unter saurien, wofür Sachs übrigens nur sauriens hat. Canapsa und chlorotique stehen nicht in Teil I, wohl aber in Teil II unter S c h n a p p s a c k und

bleichsüchtig. In Teil I steht chiûre statt chiure. In Teil II steht Mewe, dagegen Möve in Teil I unter mouette.

Aussprachebezeichnung ist nicht gegeben, aufser bei ch im Anlaut (*ch = k), was aber in den Vorbemerkungen nicht gesagt wurde. Die äufsere Ausstattung des Buches ist gut.

Halberstadt. **Fafs.**

---

51) **Ein Blick auf Frankreichs Schulwesen.** Eine pädagogische Skizze von **Joseph Reber.** Aschaffenburg 1897. 20 S. 8.

Der Verfasser giebt in seiner Arbeit einen kurzen, zusammenfassenden Überblick über das Schulwesen Frankreichs in der neuesten Zeit, wesentlich auf Grund der in Wychgrams Zeitschrift erschienenen Abhandlungen der Werke Picarets und Leclercs, sowie eigener Studien. Die deutsche Lehrerwelt hat in den letzten beiden Jahrzehnten mit verstärkter Aufmerksamkeit und grofsem Interesse die Entwickelung des französischen und englischen Schulwesens verfolgt; so mancher deutsche Philologe hat längere Zeit in Frankreich und England zugebracht, sich des Verkehrs mit französischen und englischen Kollegen erfreuen dürfen und dem Studium des ausländischen Schulwesens längere Zeit gewidmet. Die Fachzeitschriften brachten dann den Niederschlag der gesammelten Erfahrungen, und überall brach sich die Anschauung durch, dafs besonders bei unseren westlichen Nachbarn seit 1870 ein mächtiger Aufschwung zu verzeichnen sei, dafs die Leistungen der französischen Schulen gewaltig gestiegen, vor einer Unterschätzung derselben gewarnt werden müsse, und dafs wir deutschen Lehrer manche Lehre aus der Entwickelung des französischen Schulwesens und dem Betrieb an den französischen Schulen ziehen könnten. Ja und dann mufste freilich auch vor einer Überschätzung der Franzosen gewarnt und auf die ruhige, gründliche, solide, auf wissenschaftlichem Studium beruhende deutsche Art hingewiesen werden. Es will mir scheinen, als ob der letztgenannte Standpunkt auch dem Verfasser unserer Broschüre gegenüber vertreten werden müfste. Wenn er S. 4 schreibt: „Vielleicht wird die folgende Skizze dem Leser klar machen, dafs auch bei uns dies pädagogische Interesse sich nicht mit Erhöhung der Lehrergehälter, mit Aufführung von Schulhausbauten und mit Schulhygiene allein begnügen darf“, oder S. 11: „Die französische Regierung ist der Anschauung, dafs jeder Lehrer, wenn er im stande sein soll, mit Nutzen zu unterrichten, weit mehr wissen mufs, als er vorträgt“, oder

S. 10: „Um tüchtige Lehrerseminare zu haben, bedarf man auch tüchtiger Seminarlehrer. Wo und wie sollen sie gebildet werden? Soll ihre Wahl, wie bei uns, der Einsicht der Regierung allein vorbehalten bleiben“, so darf dem gegenüber doch wohl gefragt werden: Wo in Deutschland begnügt sich das pädagogische Interesse allein mit Erhöhung der Lehrergehälter, mit Schulhausbauten und Schulhygiene? Welche deutsche Regierung ist der Anschauung, dafs jeder Lehrer nicht weit mehr wissen mufs, als er vorträgt? Haben wir nicht tüchtige Seminarlehrer? Ja, ist — eine Folge dieser Erscheinung — die Volksschulbildung bei uns nicht auf einer Höhe, wie bei kaum einem anderen Volke? Und wenn der Herr Verfasser S. 9 sagt: „Es mutet eigentümlich an, wenn wir in den Programmen — der französischen Lehrerseminare nämlich! — als Lektüre Schillers ‚Wilhelm Tell‘, ‚Die Jungfrau von Orleans‘, Goethes ‚Hermann und Dorothea‘, Raumers ‚Geschichte der Hohenstaufen‘ etc. etc. lesen. Aber fragen darf man wohl, ob in deutschen Lehrerseminarien Guizot: ‚Histoire de la révolution anglaise‘, Chateaubriand: ‚Génie du Christianisme‘, ‚Poésies de Lamartine‘ und ähnliche zu finden seien“, so soll zwar zugestanden werden, dafs die Art und Weise, wie die Lektüre deutscher Klassiker auf französischen Schulen noch vielfach betrieben wird, „eigentümlich anmutet“, dafs aber eine Verpflanzung von Guizot, Chateaubriand u. s. w. auf deutsche Lehrerseminare im Interesse der deutschen Volksschule gewifs nicht erwünscht sein dürfte.

Krefeld. **Johannes Ellenbeck.**

---

52) **Friedrich Theodor Vischer, Shakespeare-Vorträge.** Erster Band: Einleitung. Hamlet, Prinz von Dänemark. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1899. XXII u. 510 S. 8. ℳ 10. —.

Unter dem vielen, was schon über Shakespeare geschrieben ist und noch fortwährend über ihn geschrieben wird, befindet sich naturgemäfs manches, das weder sehr ansprechend noch besonders wertvoll ist. Um so erfreulicher ist es daher, wenn unter solchen Litteraturmassen ein Werk auftaucht, wie das vorliegende, bei dem man mit ungeteilter Freude verweilen darf. Einige Stimmen der Tageskritik haben allerdings gemeint, dieses Buch sei gar nicht so besonders hoch zu schätzen, wie viele es thun, da es nicht recht auf der Höhe der Forschung stehe und da diese akademischen Vorlesungen heute im Drucke bei weitem nicht so wirken

könnten, wie sie es vielleicht früher als lebendige Rede gethan hätten. Der erste Einwand ist nur scheinbar berechtigt; denn wenngleich die Vorträge in den Jahren 1869—1887 gehalten worden sind, so ist doch alles Wichtige, was seither erschienen ist, in den Nachträgen (S. 480 bis 510) beigebracht, die der Herausgeber, Professor Robert Vischer, der Sohn des Verfassers, und Professor Lorenz Morsbach gemeinschaftlich zusammengestellt haben. Und selbst wenn thatsächlich im Texte der Einleitung — denn die kommt hier im wesentlichen allein in Betracht — mit Rücksicht auf den ursprünglichen Wortlaut einige ungenaue und veraltete Angaben stehen geblieben sind (vgl. z. B. Brandl in Nr. 1 der „Deutschen Litteraturztg." 1900), so ist dies gegenüber den sonstigen Vorzügen des Inhalts von keiner erheblichen Bedeutung. Über den zweiten Punkt hat der persönliche Geschmack zu entscheiden; ich für meinen Teil stehe nicht an, auch die Form der Vorträge als ganz hervorragend, ja als ein Musterstück akademischer Rhetorik zu bezeichnen. Als drittes kommt dann noch hinzu, daſs das Buch trefflich geeignet ist, unsere Kenntnis von Vischers Eigenart zu vertiefen; hat sich doch gerade in seinen Ansichten über Hamlet, mit dem er sich Zeit seines Lebens aufs eingehendste beschäftigte, ein Umschwung vollzogen, dessen Ursachen nachzugehen auſserordentlich lehrreich ist. So können wir nur den Worten des Herausgebers am Schlusse des Vorwortes beistimmen: „Geistig Wertvolles ist nicht an die Zeit gebunden. Die Werke des Dichters sind heute noch dieselben wie einst, und ein rechter Mann, der sie durch ein halbes Jahrhundert hin immer wieder von neuem durchfühlte und durchdachte, ist heute noch so hörenswert wie damals."

Die umfangreiche Einleitung (S. 1—228) enthält alles, was zum Verständnis Shakespeares notwendig ist. Vischer geht aus von der zur Zeit seiner späteren Vorlesungen noch öfter verteidigten Bacontheorie, gegen die er sich natürlich ablehnend verhält, und giebt dann eine kultur- und zeitgeschichtliche Charakteristik Englands am Schlusse des 16. Jahrhunderts, in der besonders das Zusammentreffen des Alten und Neuen hervorgehoben wird. In diese allgemeine Schilderung weiſs er das wohlgelungene Bild von Shakespeares eigentümlicher Kunst geschickt hineinzuzeichnen, das mit einer Skizze seines äuſseren Lebens abschlieſst. Es folgt hierauf eine kurze Geschichte des englischen Dramas und Theaters, die Besprechung der Epen und Sonette, und eine Charakteristik des Menschen Shakespeare. Dann wird die Entwickelung des Shakespeare-

studiums in England, Frankreich und Deutschland vorgeführt und mit einer Übersicht über die (damalige) neuere Shakespearelitteratur, die Ausgaben und Übersetzungen, sowie über die unechten und zweifelhaften Stücke geschlossen.

Der zweite Teil ist dem „Hamlet" gewidmet. Die besondere Einleitung hierzu beschäftigt sich mit den Ausgaben, dem Stoffe und seiner Geschichte sowie mit den vornehmsten bisherigen Kritikern des Dramas. Dann folgt dessen Analyse. Im einzelnen hier ihrem Gange nachzugehen, unternehme ich nicht. Nur darauf sei hingewiesen, dafs ihre Lektüre ein hoher ästhetischer Genufs ist. Ich glaube nicht, dafs wir in unserer Litteraturgeschichte viele so ausgezeichnete und allseitig befriedigende Besprechungen von Dichtwerken haben. Jedem, dem an dem Verständnis dieser gedankenreichen und -schweren Tragödie gelegen ist, wird Vischer Belehrung und Anregung in hohem Mafse bieten. — Zuerst steht immer der Text jeder Scene, im wesentlichen nach Schlegels Übersetzung, die aber sehr oft nach Vischers eigenen Übertragungen geändert ist. Daran schliefst sich die „Erklärung", die vor allem den vielen psychologischen und ästhetischen Fragen auf den Grund geht. Am Ende jedes Aktes folgt ein Rückblick mit besonderer Rücksicht auf den künstlerischen Bau des Dramas und die Entwickelung der Handlung. Der Schlufs fafst alles bisher Gesagte in kurzen Worten zusammen.

Die Nachträge bringen die wichtigsten Ergebnisse der späteren Forschung über Shakespeare und Hamlet mit Angabe der bedeutendsten Schriften. Zu diesem Teile möchte ich mir zwei kleine Bemerkungen erlauben. Für die leider immer noch fortspukende Baconhypothese ist jetzt noch auf deren neueste Errungenschaft, E. Bormanns Buch „Bacon-Shakespeares Venus und Adonis" (Leipzig 1899), warnend hinzuweisen, über das ich mich in der Beilage zur „Allg. Ztg." Nr. 247 (1899) näher ausgesprochen habe. — Bei dem S. 502 erwähnten Buche von Gollancz, „Hamlet in Iceland", hätte vielleicht etwas stärker betont werden können, dafs man es nur mit gröfster Vorsicht und Zurückhaltung benutzen darf; zu der angezogenen Besprechung Mogks im Beiblatt zur „Anglia IX" ist jetzt noch die von Finnur Jónsson in der „Nord. Tidsskr. f. Filolog." III. Række, 7. Band, S. 132 ff., A. Olriks Aufsatz „Amledsagnet på Island" im „Ark. f. nord. filol." XV, n. f. XI, S. 360 ff., sowie „Engl. Stud." XXVII, 127 ff. zu vergleichen.

Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs die übrigen Bände bald folgen

mögen. Wenn sie, wie anzunehmen, dem ersten an Güte nud Gediegenbeit gleichkommen, so werden die „Vorträge" ein Hauptwerk der Shakespeare-litteratnr, eine Zierde jeder Bibliothek sein.

Breslau. **H. Jantzen.**

53) **Charles Dickens, A Christmas Carol in Prose.** Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von **Adolf Mager.** Wien, Graeser. II u. 72 S. 8. ℳ —.50.

Vorliegender Abdrnck des Weihnachtsmärchens ist in guten Typen sauber ausgeführt; die beigegebene Einleitung über des Dichters Leben und Werke ist etwas sehr knapp gehalten; die beigefügten Anmerkungen werden in mancben Fällen ein Wörterbncb entbehrlicb machen; znweilen sind anch Realien knrz berücksicbtigt. Unter anderem sei auf folgendes in den Anmerkungen hingewiesen: 2, 12 "to nip" zwicken, spitziger machen; der Komparativ „spitziger" dürfte manchem nngebräuchlich erscheinen. — 22, 10 "thoronghfares" statt "throughfares" zu setzen; — 23, 9 "like fifty stomach-acbes" wie fünfzig Magenschmerzen; übersetze: und stimmt, dafs man bätte alle Zustände (!) bekommen können. Die Stelle verständlicber, wenn man sagt: „dafs einem Hören und Sehen verging". — 24, 21 "back-sbop" Hinterladen; gemeint ist doch wobl der hintere Teil des Ladens! — 24, 26 zn setzen "now that" statt "now-that". — 29, 7 "equal to" gleichgültig gegen; es wird zu übersetzen sein: (den Anforderungen der Zeit, den Umständen) gewachsen sein. — 29, 8 statt "to good for anything" lies "to be good for anything". — 31, 30 lies "to go wrong" statt "to yo wrong". — 38, 14 "at a stretch" stets; doch wobl: ohne Unterbrecbnng. — 40, 36 "more blest in a laugh" mit einem herzlichen Lachen, dafür zu setzen: mit einem herzlicheren Lachen.

Münster i. Westf. **H. Hoffschulte.**

54) **Modern English Writers II.** Antobiography of a Slander by Edna Lyal; and Abraham Lincoln. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Camilla Hammond.** Wolfenbüttel, Julins Zwissler, 1898. IV u. 93 u. 27 S. 8. ℳ —.80.

Das Werkchen kann als eine wertvolle Bereicherung der englischen Schullitteratnr nicht angesehen werden. Es will „einen passenden Lesestoff für Knaben- und Mädcbenschulen bieten", und „durch eine möglichst

weite Verbreitung der Erzählung" soll „der Erziehung zu strengster Wahrhaftigkeit" gedient werden. Leider ist die in modernem Konversationsenglisch geschriebene, inhaltlich ziemlich unmögliche Geschichte so tendenziös aufgebauscht und trotz der gegenteiligen Versicherung der Verfasserin so lehrhaft und moralisierend gehalten, dafs sie für den Gebrauch an höheren Lehranstalten nicht empfohlen werden kann. Die beigefügte Lebensbeschreibung Lincolns, von einem ungenannten Verfasser und von der Society for Propagation of Christian Knowledge in London herausgegeben, giebt ein anziehendes Bild des grofsen Amerikaners. An Druckfehlern sind zu verbessern might statt night, 33, 20; kept statt hept, 37, 27; 1783 statt 1883, 52, 7. Im Wörterverzeichnis fehlt cockatoo. Die äufsere Ausstattung läfst zu wünschen übrig.

Krefeld. **Johannes Ellenbeck.**

---

55) **Herm. Pesta, George Crabbe.** Eine Würdigung seiner Werke. Wien und Leipzig, Verlag von W. Braumüller, 1899. 71 S. 8.

Vorliegendes Werk erschien als 10. Band der „Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Herausgegeben von J. Schipper". Gründlicher, als es wegen unzureichender Quellen der Unterzeichnete in seiner Doktordissertation „George Crabbe, ein englischer Dichter. Halle 1875" zu thun vermochte, hat Pesta die schriftstellerische Thätigkeit Crabbes zur Darstellung gebracht. Mehrfache Irrtümer und einseitige Auffassungen, die sich in den Litteraturgeschichten von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, wurden berichtigt, und so darf man wohl sagen, dafs durch vorliegende Schrift der Dichter George Crabbe nach seinem wahren Werte gewürdigt worden ist. Es berührt eigentümlich, dafs nahezu 25 Jahre zwischen der Pestaschen Schrift und der oben erwähnten Abhandlung des Unterzeichneten liegen, und dafs in dieser langen Zwischenzeit Crabbe in der nichtenglischen Gelehrtenwelt unbeachtet geblieben zu sein scheint. Ist er doch in Deutschland so wenig bekannt, dafs man sich in der so reichhaltigen Sammlung der „Tauchnitz Edition" vergeblich nach einer Ausgabe seiner Werke umsieht. Aber gerade George Crabbe ist in unseren Tagen, wo die Herrschaft des Realismus in Kunst und Litteratur unbestritten dasteht, wie dazu gemacht, von den Zeitgenossen gelesen und studiert zu werden. Reicht er auch nicht an die Gröfsen der englischen Litteratur heran, glänzt er auch nur im zweiten Gliede, und würde er im ersten von einem Scott, Byron und Dickens in den Schatten gestellt

werden, so ist er doch, was die Schilderung des englischen Volkslebens, die Treue der Auffassung und die Wiedergabe der Wirklichkeit betrifft, ein Meister in seiner Art. Wenn der Kunstfreund den Werken eines Rafael und Rubens seine bewundernde Betrachtung gewidmet hat, wird er zur Abwechselung seine Aufmerksamkeit gern den realistischen Darstellungen der niederländischen Schule zuwenden. Ebenso wird der Litteraturfreund die schlichte Naturtreue eines Crabbe neben den erhabenen Historienmalereien Scotts, den ergreifenden Seelengemälden Byrons, den humorvollen Genrebildern Dickens' zu schätzen wissen. In der Pestaschen Schrift nun erhalten wir zuerst eine kurze biographische Skizze, die uns aber hinreichend mit den Lebensschicksalen und der Persönlichkeit des Dichters bekannt macht. Hieran schliefst sich eine Besprechung seiner Werke und seiner Stellung in der Litteraturgeschichte. Den Schlufs des Ganzen bildet eine mit grofser Gründlichkeit ausgearbeitete Abhandlung über den Versbau in George Crabbes Werken. Mit der Hoffnung, dafs die vorliegende Schrift die verdiente Beachtung in Fachkreisen findet, verbindet der Unterzeichnete den Wunsch, dafs sie auch nichtphilologische Kreise zum Studium von Crabbes Werken anrege. Sowohl der Freund der englischen Litteratur, als auch der Gesellschaftswissenschaftler und der Schriftsteller werden bei Crabbe manche beachtenswerte Anregungen finden, bei einem Dichter, der nicht nur ein meisterhafter Darsteller des englischen Volkslebens ist, sondern der auch mit einem gewissen Rechte als der Vorläufer der realistischen Dichtung unserer Tage betrachtet werden kann.

Cassel. **Stehlich.**

Vakanzen.

Barmen, R.G. Obl. Math. Nat. Turnen. Dir. Prf. Lambeck.

Bochum, O.R.S. Obl. Math. Nat. Bis 3./III. Curatorium.

Breslau, O.R.S. Obl. N. Spr. u. Turnen. Bis 3./III. Magistrat.

Frankfurt a. M., Höhere Lehranstalten. 2 Obl. 3900—7200; 2 Hülfsl. Bis 1./III. Curatorium.

Gladbach, H.T.S. Obl. Deutsch, Gesch. u. Geogr. oder Deutsch u. N. Spr. Bis 28./II. Direktor.

Liegnitz, O.R.S. Obl. Math. Nat. Bis 3./III. Magistrat.

Marienburg, H.T.S. Obl. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 10. März. Nr. 5, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

11. Eine Hamlet-Korrektur Fontanes.

Von F. P. v. Westenholz.

Unter diesem Titel bespricht Eugen Reichel in den „Dramaturgischen Blättern“ (Beiblatt zum „Magazin für Litteratur“) II, 45 das vierzeilige Gedicht Hamlets an Ophelia, das wir durch Vermittelung des Polonius (Hamlet II, 2) kennen lernen:

Doubt thou, the stars are fire,
Doubt, that the sun doth move;
Doubt truth to be a liar,
But never doubt, I love. [1])

Die Verse haben, zum Teil wenigstens, dem Verständnis von jeher Schwierigkeiten dargeboten. Schlegel suchte den letzteren durch eine freie (Reichel nennt es „banale“) Übertragung auszuweichen, und auch

1) Der Reichelsche Aufsatz ist inzwischen ohne Kommentar auch in andere Blätter, wie z. B. in die „Münch. Allg. Ztg.“ vom 29. Novbr. 1899, übergegangen.

der jüngst verstorbene Theodor Fontane, der, wie man erfährt, in seinen jungen Tagen (1844) sich ebenfalls an eine Hamlet-Übersetzung gemacht hat, glaubte an dieser Stelle den Text geradezu verändern, oder wie Reichel es ausdrückt, Shakspeare korrigieren zu müssen.

Es ist klar, daſs die eigentliche Schwierigkeit im *dritten* Verse enthalten ist. Wenn Schlegel auch den zweiten nicht genau wiedergab, so geschah es lediglich deshalb, weil er sich sagen muſste, daſs ein Schwur bei der „Bewegung der Sonne“ 300 Jahre nach Kopernikus einen lächerlichen Eindruck machen würde. Anders zu Shakspeares Zeiten, wo das kopernikanische Weltsystem nur einem sehr kleinen Kreise wissenschaftlich gebildeter Männer vertraut war. Damals zweifelte die groſse Menge in der That so wenig daran, daſs „die Sonne sich bewege“, wie daſs „die Sterne Feuer“ seien. Und so bieten denn die beiden ersten Verse auch *keine* Schwierigkeit.

Aber der dritte: „Doubt truth to be a liar!“ „Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit“, sagt Schlegel, und Fontane, im offenbaren Widerspruch zum englischen Text, übersetzt: „Zweifle, daſs die Wahrheit Wahrheit sei!“

Nach Reichels enthusiastischer Auffassung hat er damit „eine Denkarbeit geleistet, die in der ganzen Shakespeare-Litteratur alten Stiles einzig dasteht“, wie denn Fontane überhaupt der erste sei, der „dieses überaus wichtige kleine Gedicht mit Verstand gelesen“ habe; denn, so argumentierte (nach Reichel) Fontane, wenn Hamlet sagen wollte: das absolut Richtige, das über jeden Zweifel Erhabene, also die Bewegung der Sonne, kannst du lieber anzweifeln als die Echtheit meiner Liebe, dann durfte er unter keinen Umständen sagen: Zweifle, daſs die Wahrheit eine Lügnerin ist, denn dann bekämen die zwei vorhergehenden Verse gerade den entgegengesetzten Sinn!

Aber so richtig diese Argumentation auch sein mag, so ist doch (nach Reichel) die Fontanesche Korrektur eine, natürlich bona fide begangene, *Fälschung*, denn jenen „entgegengesetzten Sinn“, den Fontane durch seine „Korrektur“ vermeiden wollte, gerade den hat der Dichter (nach Reichel) in diese Verse hineinlegen wollen, die danach den folgenden Sinn haben sollten: „Zweifle, daſs die Sterne Feuer sind, *denn sie sind nicht Feuer, sondern Welten*; Zweifle, daſs die Sonne sich bewegt, *denn sie bewegt sich nicht, sondern steht still*; Zweifle, daſs die Wahrheit eine Lügnerin sei, *denn sie ist nicht*

Lügnerin, sondern Wahrheit. Also alles das, was zu glauben eine Thorheit wäre, bezweifle, aber zweifle nicht an meiner Liebe!"

Der zweite Vers aber beweist, in dieser Auffassung, nichts anderes, als dafs der Dichter jener damals noch so kleinen Gemeinde der Kopernikaner angehörte, dafs er also „nebenher" auch ein grofser Gelehrter, am Ende gar der Verfasser von Bacons „Novum Organon" war; ganz so wie es Eugen Reichel schon im Jahre 1886 in seiner „Shakespeare-Litteratur" verkündet hat. *Quod erat demonstrandum.*

„Und wenn der Welt bisher die Bedeutung dieses Verses (des dritten) und damit des ganzen Gedichts unklar gewesen ist, so mufs sie ihr jetzt ohne weiteres klar werden" (sagt Reichel a. a. O.).

Ich mufs gestehen, dafs ich meinerseits zu dieser „Klarheit" auf Grund der Reichelschen Auffassung durchaus nicht gelangen würde, und ich meine, es müsse auch anderen so gehen.

Der Sinn des fraglichen Gedichtes ist, darüber sind wohl sämtliche Leser einig, ganz allgemein gesprochen der, dafs Hamlet die Ophelia auffordern will, an allem anderen eher als an seiner Liebe zu zweifeln! Um diesen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, ist es aber nach meinem Empfinden absolut erforderlich, dafs die anderen (in Vers 1—3) zum Vergleich herangezogenen Beispiele solche Dinge betreffen, an denen ein Zweifel ebenfalls kaum, oder eigentlich garnicht möglich ist; nicht aber solche, an die zu glauben nach Hamlets Auffassung überhaupt Thorheit wäre! Gerade diese letztere Annahme aber bildet die Voraussetzung der Reichelschen Hypothese.

Mir scheint wirklich, wir müssen's „anders übersetzen, wenn wir vom Geiste recht erleuchtet sind", und ich glaube, es wird sich auch noch eine Erklärung finden lassen, die es uns ohne gewaltsame Änderung des Textes ermöglicht, auch fernerhin wie bisher den „ungelehrten" Stratforder Schauspieler (und offenbaren Anhänger des ptolemäischen Systems) für den Verfasser des „Hamlet" und damit auch dieses Gedichtchens zu halten.

Nic. Delius, der natürlich die Schwierigkeit, um welche es sich hier handelt, ebenfalls klar gesehen hat, schlägt (in seiner Shakspeare-Ausgabe) vor, das Wort doubt im ersten, zweiten und vierten Verse durch „zweifeln", im dritten durch „beargwöhnen" wiederzugeben, so dafs der Sinn des letzteren Verses also etwa sein würde: „Habe (meinetwegen) selbst die Wahrheit im Verdacht, eine Lügnerin zu sein", was der oben

citierten Schlegelschen Version offenbar ziemlich gleichbedeutend ist; allein vom sprachlichen Standpunkt bleibt es doch immer gewissermafsen ein „Wagnis", das hier viermal unmittelbar nacheinander wiederkehrende doubt dreimal auf die eine und das vierte Mal auf eine andere Weise zu übersetzen.

Nicht an dem Verbum doubt, meine ich, sondern an dem Substantivum truth sollten wir einen kleinen Bedeutungswandel vornehmen, indem wir dasselbe hier (wie häufig bei Shakspeare [1])) als Synonymum zu faithfulness oder fidelity, also seiner etymologischen Bedeutung entsprechend = „Treue" auffassen. Der Sinn des Verses wäre alsdann der folgende: „Zweifle (wenn du kannst an der Thatsache) dafs Treue eine Lügnerin sei", und die Bedeutung nichts anderes als eine der tief pessimistischen Grundstimmung Hamlets ganz angemessene bittere Sentenz!

Hat er doch die Treue gerade da, wo er sie vor allem unerschütterlich geglaubt hatte, schaudernd als „Lügnerin" erkennen müssen! Dem scharfen Sarkasmus, welcher die Reden des tief Leidenden durchzieht, entspricht es durchaus, wenn nun auch im schriftlichen Ausdruck den (nach damaliger Auffassung) unbezweifelten Thatsachen der beiden ersten Verse, im dritten dieses anscheinende Paradoxon ganz unbefangen und wie selbstverständlich folgt. Im Gegensatz zu dieser als „Lügnerin" empfundenen Treue, betont er dann die Aufrichtigkeit seines Gefühls, so dafs denn auch im vierten Verse der Hauptton auf das Wort I (nicht auf love) zu fallen hat.

Fr. Th. Vischer bezeichnet in seinen unlängst publizierten „Shakespeare-Vorträgen" (Stuttgart, Cotta, 1899, S. 309 f.) dieses Gedicht als ein „Kreuz", und seinen Inhalt als „ordinär". Er vermifst eine nähere Erklärung seitens des Dichters dafür, und sucht nun selbst nach einer solchen, wobei er u. a. die Vermutung ausspricht, das Billet könne ein Fabrikat des Polonius sein; oder, wenn es wirklich von Hamlet herrühre, so müsse es aus der Zeit stammen, da das Verhältnis noch „im Blühen" und er „noch nicht verstört" war.

Nach dem in Vorstehendem meinerseits gegebenen Übersetzungsversuch, wonach der vielbesprochene dritte Vers sich aus der zerrissenen und verbitterten Seelenstimmung Hamlets erklären würde, wäre eine so frühe

1) Vgl. z. B.: his truth and lasting fealty to the new made king (Richard II., 5, 2) und: forced to break a twofold truth (Sonnette 41, 12 u. s. f.).

Datierung des Gedichts ausgeschlossen und ich sehe auch zu einer solchen thatsächlich keinen Anlafs.

Denn einmal ist von der Erscheinung des Geistes bis zu dem Augenblick, da das Gedicht durch Polonius vorgelesen wird (was in derselben Szene — II ,2 — geschieht, wo die im ersten Akt nach Norwegen gesandten Boten von dort wieder zurückkehren), schon eine beträchtliche Zeit verstrichen, lang genug, dafs Polonius den Ursprung der „Verrücktheit" Hamlets von der Zurückweisung jenes Billets herleiten kann; sodann erscheint es viel wahrscheinlicher, dafs Ophelia auf Grund des ihr verbotenen weiteren Verkehrs mit Hamlet (I, 3) ihrem Vater ein seither vom Prinzen erhaltenes Billet ausgeliefert, als dafs sie ihm plötzlich ein aus früherer Zeit stammendes Schreiben übergeben haben sollte. Und drittens liegt, was Hamlet selbst betrifft, die Annahme nahe genug, dafs in dem Augenblicke, da die schrecklichen Neuigkeiten in rasendem Wirbel in seinem Hirn kreisen, das Fundament seines bisherigen Fühlens und Denkens zu schwanken scheint, der Haltlose nach einem festen Stützpunkte sucht, diesen in seiner Liebe zu Ophelien findet, und aus dieser Stimmung heraus dieses Billet schreibt!

Auf diese Weise wird sich, glaube ich, sowohl der etwas überschwängliche (aber deshalb doch nicht „ordinäre") Eingang des Briefes, wie die tiefe Bitterkeit, welche in den Worten „doubt truth to be a liar" zum Ausdruck kommt, recht wohl erklären lassen, ohne dafs wir genötigt wären, zu dem „grofsen Unbekannten" Eugen Reichels, oder der „Korrektur" Fontanes unsere Zuflucht zu nehmen.

---

56) **L. Cohn, Einteilung und Chronologie der Schriften Philos.** (Separat-Abdruck aus dem VII. Supplementband des Philologus, S. 387—435) Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899. 51 S. 8. ℳ 1. 30.

Die Überlieferung läfst uns hinsichtlich der Einteilung und Abfassungszeit der Schriften Philos fast vollständig im Stiche, und auch die Untersuchungen, die wiederholt über diese Frage angestellt wurden, führten bis jetzt zu keinem in jeder Hinsicht befriedigenden Ergebnisse. L. Cohn, der mit Wendland zusammen die Werke Philos herausgiebt, wendet sich nun dieser Frage von neuem zu, und infolge seiner genauen Kenntnis Philos und der sich mit ihm beschäftigenden Litteratur ist es

ihm auch wirklich gelungen, sie zwar nicht endgültig zu lösen, aber doch der endgültigen Lösung in vielen Punkten wesentlich näher zu bringen.

Cohn teilt die Gesamtmasse der philonischen Schriften in drei Gruppen ein. Die erste umfafst die Schriften rein philosophischen Inhalts, zu denen der Verfasser *περὶ ἀφθαρσίας κόσμου, περὶ τοῦ πάντα σπουδαῖον εἶναι ἐλεύθερον, περὶ προνοίας* und *Ἀλέξανδρος ἢ περὶ τοῦ λόγον ἔχειν τὰ ἄλογα ζῷα* rechnet. Sie behandeln philosophische Themata im Stile der Eklektik jener Zeit, ohne noch den jüdisch-religiösen Standpunkt des Verfassers hervortreten zu lassen; es sind gewissermafsen Übungsarbeiten im philosophischen Stil und in der Dialektik, die vermutlich alle in die Jugendzeit Philos fallen. Die Schrift *Ἀλέξανδρος* ist, wie Cohn richtig aus § 27 schliefst, wo die Spiele erwähnt werden, die Germanicus als Konsul in Rom veranstaltete, nach dem Jahre 12 n. Chr. verfafst. Die Frage aber, die doch bei Philo sehr nahe liegt, ob nicht auch zwischen den Schriften der ersten Gruppe ein gewisser innerer Zusammenhang erkennbar ist, hat der Verfasser nicht einmal aufgeworfen; sonst wäre er vielleicht auch hier zu einem bejahenden Ergebnis gekommen.

Die zweite Gruppe besteht aus den Erläuterungsschriften zum Pentateuch, die in drei grofs angelegte Werke zerfallen, in den allegorischen Kommentar zur Genesis, in die Questiones und Solutiones und in die Darstellung der mosaischen Gesetze. In dem allegorischen Kommentar hat Philo hauptsächlich seine Lehre niedergelegt; dabei knüpft er an den Bibeltext an, dem er meistens Vers für Vers folgt, bleibt aber nie bei der Stelle stehen, sondern zieht Verwandtes heran und verbreitet sich über alles, was damit im Zusammenhang steht. Die Behandlungsweise ist ausschliefslich allegorisch, indem die biblischen Gestalten als Verkörperungen seelischer Vorgänge erklärt und aus allen Erzählungen die tiefsten psychologischen und ethischen Lehren herausgedeutet werden. Trotzdem darf man in dem allegorischen Kommentar kein System der Psychologie erblicken; denn Philo ist kein systematischer Philosoph, wie Cohn mit Recht gegen Massebieau bemerkt, der darin eine fortlaufende Geschichte der menschlichen Seele, eine Schilderung des Fortschreitens zur höchsten Weisheit erkennen will. Mit Kapitel 20, mitten in der Geschichte Abrahams, bricht der Kommentar ab; vermutlich gab Philo hier seinen Plan auf; aber von Anfang bis hierher verfährt er ganz gleichmäfsig, wie Cohn gegen Schürer mit Recht betont. Auch darin hat er ihm gegenüber Recht, dafs die Worte *ἐκ τοῦ ζ' καὶ η' τῆς νόμων ἱερῶν ἀλληγορίας* und

ἐκ τοῦ η' καὶ θ' τῆς κτλ., mit denen Joannes Damascus Stellen der Schriften περὶ τοῦ τὸ χεῖρον τῷ κρείττονι φιλεῖν ἐπιτίθεσθαι und περὶ τῶν τοῦ δοκησισόφου Κάιν ἐγγόνων καὶ ὡς μετανάστης γίνεται citiert, nur bedeuten können, daſs die betr. Abhandlungen sich aus Teilen des ehemaligen siebenten und achten, bezw. achten und neunten Buches des Kommentars zusammensetzen. Ebenso hat er richtig erkannt, daſs die Traktate περὶ ὧν νήψας ὁ Νῶε εὔχεται καὶ καταρᾶται und περὶ συγχύσεως διαλέκτων ursprünglich nur ein Buch ausmachten. Endlich verdient auch seine Vermutung über die Schrift περὶ τοῦ θεοπέμπτους εἶναι τοὺς ὀνείρους Beachtung, nämlich daſs Buch 1—3 verloren, das Erhaltene aber Buch 4 und 5 sei, das letzte am Ende verstümmelt.

Die Quaestiones et Solutiones sind ein kurzer Kommentar in Form von Frage und Antwort nach Art der besonders in der Homerexegese üblichen ζητήματα καὶ λύσεις; es werden meist doppelte Erklärungen gegeben, eine einfache nach dem Wortsinn und eine allegorische; jedoch vermeidet Philo hier möglichst alle Digressionen und Weitschweifigkeiten. Eusebius kennt solche nur zur Genesis und zur Exodos, und dabei werden auch wir stehen bleiben müssen. Allerdings will Cohn beweisen, daſs Philo den ganzen Pentateuch in dieser Weise behandelt habe oder doch wenigstens habe behandeln wollen; allein was er zum Beweise dafür anführen kann, wird kaum als genügend erachtet werden. Dagegen verdienen seine Ausführungen über Philos historisch-exegetische Darstellung der mosaischen Gesetze volle Anerkennung. Danach besteht diese aus einfachen Paraphrasen des Inhalts der Bibel mit moralischen Nutzanwendungen und verherrlichenden Bemerkungen; allegorische Erklärungen finden sich nur selten und ganz beiläufig; daher bieten auch diese Schriften für die philosophische Doktrin Philos nur wenig Ausbeute. Den ersten Teil bildet das Buch περὶ τῆς κατὰ Μωυσέα κοσμοποιίας, das die Weltschöpfung, die Erschaffung des Menschen und den Sündenfall behandelt; den zweiten die Lebensbeschreibungen der vor der mosaischen Gesetzgebung lebenden tugendhaften Männer der Bibel, die als Typen der Sittlichkeit und Weisheit geschildert werden, nämlich Enos, Enoch und Noah, Abraham, Isaak, Jakob und Joseph, von denen nur Abraham und Joseph erhalten sind; den dritten endlich die geschriebenen Gesetze, und zwar zunächst der Dekalog, dann die im Pentateuch vorkommenden Spezialgesetze, unter die einzelnen Gebote des Dekalogs subsummiert. Dazu bilden die Schriften περὶ τῶν ἀρετῶν und περὶ τῶν προκειμένων ἐν τῷ

νόμῳ τοῖς μὲν ἀγαθοῖς ἄθλων, τοῖς δὲ πονηροῖς ἐπιτιμίων καὶ ἀρῶν einen Anhang.

Die dritte Gruppe enthält die historisch-apologetischen Schriften, die den Zweck verfolgen, das gebildete heidnische Lesepnblikum über den Geist der jüdischen Religion aufzuklären und das Jndentum gegen dic Angriffe seiner Gegner zu verteidigen; sie unterscheiden sich also wesentlich von denen der zweiten Grnppe, die ansschliefslich für einen jüdischen Leserkreis hestimmt sind. Hierzu gehören *περὶ βίου Μωυσέως α' β'*; die überlieferte Einteilung in drei Bücher, für die Massebieau eintritt, heruht auf einem Irrtnm; ferner *τὰ ὑποθετικά*, die Bekämpfung gegnerischer Annahmen (*ὑποθέσεις*); dann *ἀπολογία ὑπὲρ Ἰουδαίων*, zu der *περὶ βίου θεωρητικοῦ* gehört, wie der Verfasser im Anschlufs an Massebieau überzeugend darthut; übrigens waren die *ὑποθετικά* nnd die *ἀπολογία* wahrscheinlich ein nnd dieselhe Schrift, die aus mindestens zwei Büchern bestanden zu hahen scheint; endlich *εἰς Φλάκκον* und *πρεσβεία πρὸς Γάιον*. Hinsichtlich der zuletzt genannten beiden Schriften folgt der Verfasser mit Unrecht Massebieau, indem er die Ansicht ausspricht, Philo habe zwei Werke, die sich inhaltlich nahe berührten, geschrieben; das eine, dessen Anfang verloren sei, habe vorzugsweise *τὰ κατὰ Φλάκκον*, das andere, dessen Mittelpunkt die *πρεσβεία πρὸς Γάιον* und ihre Ursachen bildeten, unter dem Titel *περὶ ἀρετῶν* in fünf Büchern *τὰ κατὰ Γάιον*, die Bedrücknngen der Juden unter Kaiser Caligula mit Exkursen über frühere Verfolgungen, hehandelt. Eine solche Trennung inhaltlich verwandter Schriften ist hei Philo wenig wahrscheinlich; ich stehe daher aufseiten Schürers, indem ich sie für Teile eines gröfseren Ganzen halte.

So sind alle Schriften Philos untergebracht, abgesehen von der verlorenen *περὶ ἀριθμῶν*, für die sich keine Stelle fand. Was sonst noch nnter Philos Namen geht, ist unecht, so de mercede meretricis, *περὶ κόσμου*, de Sampsone, de Jona, *ἑρμηνεῖαι Ἑβραϊκῶν ὀνομάτων*, antiquitatum biblicarum liber. Die *ἑρμηνεῖαι* waren vermntlich eine Sammlung von Etymologieen, die in späterer Zeit aus den Schriften Philos hergestellt war.

Was nnn die Abfassungszeit der philonischen Schriften betrifft, so habe ich oben schon gesagt, dafs die erste Gruppe in die Jugendzeit des Schriftstellers fällt. Ebenso sicher ist aher die dritte im Greisenalter verfafst. Für die zweite Gruppe hleibt also nur die Zeit zwischen diesen. Die genane Zeit läfst sich bei keiner Schrift bestimmen; wohl aber sind

die drei grofsen Werke in der Reihenfolge: allegorischer Kommentar Quaestiones, Darstellung der mosaischen Gesetzgebung geschrieben, und die Abfassung der vita Mosis fällt vor Vollendung der Schriftenreihe über die mosaische Gesetzgebung. Übrigens bedarf die Chronologie noch eingehenderer Untersuchungen; Annahmen, wie die des Verfassers, Philo habe nach Entwerfung des Planes an verschiedenen Werken zu gleicher Zeit abwechselnd gearbeitet, erscheinen jedenfalls als unzulässig.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

57) **Phaedri Augusti liberti fabulae Aesopiae.** Recensuit usus editione codicis Rosanboniani **L. Havet.** Paris, Hachette & Co., 1895. 295 S. 8.

Die römischen Fabeldichter und besonders Phaedrus erfreuen sich in Frankreich gegenwärtig grofser Teilnahme. 1893 erschien die von Ulixes Robert besorgte Abbildung des ganzen cod. Pithoeanus, der jetzt im Besitze der Lepeletier de Rosanbo ist, 1894 von dem grofs angelegten Hervieuxschen Sammelwerke „Les fabulistes Latins" der mehrbändige, Phaedrus behandelnde Teil in zweiter Auflage und bereits 1895 die obige kritische Ausgabe Havets. Ihr gegenüber rechtzeitig meiner Rezensentenpflicht zu genügen, wurde mir leider durch allerlei widrige Umstände verwehrt. — Die Arbeit Havets will für Phaedrus Epoche machen und drückt das auch äufserlich durch Umstellung und neue Zählung der Fabeln aus; mit diesen zum Teil tief greifenden Änderungen werden wenigstens die nächsten Herausgeber des Phaedrus sich zu beschäftigen haben. Der kritische Apparat ist zwar nicht vollständig, aber sehr reichhaltig und dadurch wertvoll. Mancher wird auch an den metrischen Difteleien Geschmack finden, die Havet als ersten Teil seiner *disquisitiones criticae* dem Texte angehängt hat; in ihrem zweiten Teile begründet er seine Umstellungen der Fabeln durch Versuche, die Beschaffenheit dreier, jenseits des Pithoeanus liegender codices X, Y, Z aus den Eigentümlichkeiten dieser unserer ältesten Handschrift festzustellen und ergeht sich in zum Teil ganz phantastischen Ausführungen über das Leben und die Dichtung seines Autors.

Von den deutschen Philologen spricht Havet mit möglichster Verachtung. Lachmanns Bemerkungen sind nach seinem Urteile oft nur das Produkt der *temeritas* und *imperandi consuetudo;* auch vergleicht er ihn mit einem Taschenspieler *(praestigiator)* (S. 166—168). In Lachmann aber glaubt er uns alle und am tiefsten zu treffen; denn, wenn der etwas

gesagt habe, *plaudunt Germani pueri, plaudunt matres, Universitatum dico professores.* — Eine Antwort darauf ist nicht nötig; die blofse Mitteilung dieser Probe von herzerfrischender Naivetät genügt. Aber die Leser werden begierig sein, den Mann näher kennen zu lernen, der so freundlich sein will, uns den Star zu stechen (S. 167). Ich beginne mit einigen Proben seiner textkritischen Leistungen.

Am Eingange von I, 3

Ne gloriari libeat alienis bonis
Suoque potius habitu vitam degere,
Aesopus nobis hoc exemplum prodidit,

nimmt Havet Anstofs und verbessert *suoque ut potius.* Ich hatte bei dieser Stelle bisher immer an Wendungen wie in Caes. bell. civ. I, 19 gedacht *hortatur ne animo deficiant quaeque usui sint parent*; und bei Phaedrus schien mir vollends durch *potius,* das ja doch hier gleich einem *sed* wirkt, für die Deutlichkeit hinlänglich gesorgt, um davon ganz zu schweigen, dafs überhaupt aus vorangehenden negativen Begriffen nicht selten die entsprechenden positiven zu ergänzen sind. Aber Havet dachte vielleicht auch hier wie in der Metrik (S. 167): *tunc demum dormiemus in utramvis aurem, ubi compertum erit nihil esse, quod exceptione egeat.* Bei derselben Fabel läfst Havet uns noch weitere Blicke in den Schatz seiner Gelehrsamkeit thun. Überliefert ist (v. 9):

male mulcatus graculus
Redire maerens coepit ad proprium genus;
A quo repulsus tristem sustinuit notam.

Havet liest dafür *a quis.* Deutsche Herausgeber haben an *proprium genus a quo* keinen Anstofs genommen: es steht ja das Attribut bei *genus* nicht im Gen. pl., noch ist ein Pronomen da, das einen solchen Genetiv vertritt *(hoc, id)*; auch sagt Cic. in Cat. II, 22 nicht *postremum genus est, qui proprii sunt Catilinae,* sondern *quod est proprium.* Havet aber bemerkt: *hoc sensu a quo Latine dici vix posse puto;* cf. I 2, 16, *ubi Phaeder non timuit, ne hoc de genere intellegeretur.* Mir wurde erst ganz beklommen zumute, ich hatte das *hoc* grade auf *genus* bezogen. Die betreffenden Verse der Fabel *(Ranae regem petierunt)* lauten:

Pater deorum risit atque illis dedit
Parvum tigillum, missum quod subito vadis
Motu sonoque terruit pavidum genus.
Hoc mersum limo cum iaceret diutius,

Forte una tacite profert e stagno caput
Et explorato rege cunctus evocat.
Illae timore posito certatim adnatant
Signumque supera turba petulans insilit.

Darnach schien mir der Sachverhalt folgender: die Frösche wären vor Schreck in den Schlamm des Teiches geflohen und hätten lange Zeit garnicht gewagt hervorzukommen *(mersum limo cum iaceret diutius)*. Endlich sei zufällig ein Frosch aufgetaucht, habe sich den Holzkönig, den das Wasser sofort wieder an die Oberfläche hatte emporheben müssen, ordentlich angesehen *(explorato rege)* und seine Kameraden gerufen. Gemeinsam seien sie dann herangeschwommen, auf das Holz, das notwendig zum Teil über die Oberfläche hinausragte, hinaufgehüpft und hätten dort ihren Unfug getrieben. Nach Havet läge die Sache aber so: das Holz ist tief im Schlamme begraben *(mersum limo)*, der Frosch kommt heraus, sieht sich vergebens nach dem Könige um *(explorato rege)* und ruft die Gefährten. Diese tauchen unter und wühlen sich durch den Schlamm zu dem Holze hin: und dieses Untertauchen und Sichhinwühlen müfste dann in der bekannten sinnigen Weise des Lateiners — *lucus a non lucendo* — mit *insilire* bezeichnet sein.

In I, 5, 1 bietet die Handschrift:

Numquam est fidelis cum potente societas.

Wir haben in unserer Unbefangenheit bisher gedacht, dafs hier alles in Ordnung sei, nicht blos grammatisch, sondern auch metrisch. Havet belehrt uns eines besseren und beweist, dafs das Gesetz des Versbaues hier *potenti* verlange. Ich will mit denen nicht rechten, die des Phaedrus Verskunst bewundern. Ich meine aber, wenn ein Dichter nur einen einzigen Vers anwendet, dieser eine der Senar ist, der so viel Freiheiten verstattet, und der Schriftsteller von ihnen reichlich Gebrauch macht, dann läfst das nicht gerade auf einen Verskünstler schliefsen. Und wenn man dann noch bei einem Autor von so geringem Umfange auf 5, 6 Verse stöfst, die nur für das Auge eine Caesur haben, wie IV, 36, 19

Ipso ludorum ostenderet sese die,

so bestätigen sie nur das Urteil.

Havets Ziel aber ist es, im Phaedrus möglichst die Gesetze nachzuweisen, die für Seneca gelten. Wir — noch immer halbe Romantiker — glauben, dafs auch im Versbau, wenn auch oft nicht so deutlich wie in der Redeweise, sich der geistige Habitus der einzelnen Dichter ausspräge.

Havet lehnt diesen Gesichtspunkt der Betrachtung ab, er erwähnt ihn nicht einmal, er kennt nur den Senar schlechthin. Und indem er ihn in die kleinsten Bestandteile, nämlich in seine Halbfüfse auflöst und jedem derselben an sich und in seinem Verhalten zur Nachbarschaft und vornehmlich der Frage, ob Partikeln, Pronomina, Anfangs- und Endsilben in ihm vorkommen, eine besondere Untersuchung widmet, errichtet er ein neues Zwölftafelgesetz, das uns erst eine Vorstellung davon giebt, welche Kunst der Dichter aufwenden mufste, um all den verwickelten Bestimmungen gerecht zu werden. Der Dichter hatte, so mufs man glauben, beim Schreiben einen Auszug daraus, so eine Art Fahrplan stets vor Augen, um vor Irrwegen behütet zu sein. Nun hat Phaedrus sich, wenn das Schlufswort z. B. *contumelia* zwei Füfse und mehr füllte, garnicht gescheut, den neunten Halbfufs von einer Kürze *(contumelia)* bilden zu lassen. Nach den Handschriften hat er das auch gethan, wenn auf das letzte Wort nur drei Halbfüfse kamen. Da aber der künstelnde Seneca in diesem Falle den neunten Halbfufs aus einer Länge oder zwei Kürzen bestehen läfst, so versucht Havet, um den Ruf seines Dichters nicht leiden zu lassen, die gleiche Spielerei auch bei Phaedrus durchzuführen. Durch allerlei Veränderungen gelingt das auch und wo es nicht gelingt, wird (§ 49) hoffentlich niemand wagen, das Versende als echt anzuerkennen. Die Veränderungen sind freilich nicht immer nach deutschem Geschmacke. So mutet es uns eigen an, wenn I, 29, 3 für *fuisset (= factus esset) obvius* in den *sermo pedester* des Phaedrus das kühne, der gehobenen Sprache Virgils (Aen. I, 314) entlehnte *tulisset se obvius* gesetzt wird. Aber Havet straft solche Bedenken mit gebührender Nichtachtung und in seiner Milde spricht er nicht einmal von ihnen. An unserer Stelle nun setzt er für *potente potenti.* Er weifs natürlich, was dem entgegensteht: *notum est dici solere cum homine sapienti, substantivi autem sensu cum sapiente.* Fein und geistvoll aber setzt er hinzu: *sed in hujus modi distinctionibus aliter, puto, grammatici sentiebant, aliter ipsi bonae aetatis scriptores.* Das hindert ihn natürlich nicht, an anderer Stelle ebenso geistvoll die Grammatiker gegen die Schriftsteller auszuspielen und von Avian z. B. anzunehmen, dafs er nicht gewufst, auch aus der Tradition nicht gewufst habe, ob sein Vorgänger in der Fabeldichtung Phaeder oder Phaedrus geheifsen habe, und trotz Avians Phaedrus und Ciceros (Or. 13, 41) Vocativ (Anm. zu 44) Phaedre anzunehmen, dafs der Name Phaeder gelautet habe, und dies darum, weil in den Beispielen, die die Grammatiker

für *-rus* = *-ρος* anführen, Phaedrus nicht vorkommt. Schade, daſs er nicht noch einmal auf die Beispiele der Grammatiker zu sprechen kommt; da würde er uns gewiſs auf die Thatsache aufmerksam gemacht haben, daſs diese recht häufig ein und dieselben sind. Trotz des geringen Gewichts, das Havet grammatischen Lehren heimiſst, fühlt er aber doch das Bedürfnis, sein *potenti* noch weiter zu stützen, und die Art, wie er das thut, ist wieder denkwürdig. Er fährt nämlich fort: *Illud Quintiliani a potente nimium* [VI, 1, 16] *pro certo vix habebis, si reputaveris apud eundem legi* VIII, 3, 55 *ut a diligenti curiosus et a religione superstitio distat.* Bei dieser zweiten Stelle lehrt ja aber schon *distat*, daſs hier von der Eigenschaft des *diligens* gesprochen wird, und schlägt man die erste Stelle nach, so zeigt der Zusammenhang *a potente nimium quis pulsatur,* daſs trotz des adverbialen *nimium* bei *potens* an die ganze Persönlichkeit gedacht, potens mithin Substantionm ist. Die Stelle bestätigt also, was Havet angreift, nnd soll ihm trotzdem als Mittel dienen, einen allgemeinen Sprachgebrauch zu verdächtigen.

Gelegentlich giebt Havet zur Begründung seiner Textverbesserungen Erwägungen, die sich auf den Inhalt oder auf Realien stützen. Auch in ihnen begegnen dem Leser wunderbare Behauptungen. So sagt er bei III, 16, 17 zu *noctua egressa e cavo,* was überliefert ist: *egressa male, nam nec graditur volucris nec* etc. Ob Havet nie einen Vogel beobachtet hat?

Die *disquisitiones metricae,* die dem Texte folgen, habe ich bereits charakterisiert. Ich will nur noch bemerken, daſs Havets Angriff auf Lachmann auch nach seiner besonderen Veranlassung recht wenig begründet ist. Die ganze Fülle von Beispielen, die der Franzose (S. 168—173) mit groſsem Lärm anhäuft, um die Regel des Deutschen zu entkräften, hat dieser selbst eine Seite später (S. 197 unten) in zwei Zeilen zusammengefaſst und charakterisiert'

Was den zweiten Teil der *disquisitiones* anlangt, so steht im Mittelpunkt des Interesses die Neuverteilung der Fabeln an die einzelnen Bücher, nnd da ist es denn für Havets Methode bezeichnend, daſs wichtige Thatsachen hier, wo doch alles einschlägige Material zusammengestellt werden muſste, gar nicht erwähnt werden. Frisch darauf los werden fünf Bücher konstruiert; aber daſs der Pithoeanus von einem fünften Buche nichts weiſs, erfährt der Leser nicht. Auch das wird verschwiegen, daſs der Remensis weder eine Überschrift *liber quartus explicit, incipit liber quintus* noch einen ausdrücklich für das fünfte Buch bestimmten Prolog, aber freilich die Unter-

schrift *liber quintus explicit* gehabt hat. Ein Epilog jedoch, der zur Annahme eines Abschlusses berechtigte, war nicht da. Pithou, der in seinem codex die Unterschrift nicht gefunden und den Remensis nicht kannte, fügte sie allerdings seiner *editio princeps* auch an. Aber wenn er dies offenbar aus Kenntnis des Avian gethan hat, kann da die Unterschrift des Remensis nicht derselben Quelle entsprungen sein? Auch dafs zwischen dem zweiten und dritten Buche das *explicit incipit* fehlt, dürfte nicht unerwähnt bleiben. Wie kommt nun Havet zu seinen fünf Büchern? Er, der aus der Überlieferung einen ganz neuen Phaedrus entstehen lassen will, läfst oder giebt dem fünften Buche einen ganz armseligen Prolog, einen Prolog von Havets Gnaden: *Aesopi nomen sicubi interposuero* (V, 1). Sein Inhalt: „wenn ich auf Aesop mich berufen, that ich es, um mehr zu gelten", kann nicht den Anfang, geschweige den ganzen Inhalt eines Prologs bilden.

(Schlufs folgt.)

---

58) **M. Schanz, Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian.** II. Teil: Die Zeit vom Ende der Republik bis auf Hadrian. Erste Hälfte: Die augustische Zeit. (A. u. d. T.; Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft von **J. v. Müller.** VIII, 2, 1.) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1899. XII u. 372 S. gr. 8. ℳ 7.—.

Das vortreffliche Werk, von dem hier ein weiteres Stück (vgl. den Jahrgang 1893, S. 42) in neuer Auflage vorliegt, zeigt auch in diesem Teile das Bestreben des Verfassers, den wesentlichen Stoff in lesbarer Form zu bieten, ja es ist diesem Ziele durch eine grofse Zahl von Verbesserungen noch viel näher gekommen. Sch. hat sich die erneute Durcharbeitung viel Zeit und Mühe kosten lassen, ist aber aufser stande gewesen, den ganzen zweiten Band auf einmal zu bewältigen, und übergiebt daher hier nur die erste Hälfte, das augustische Zeitalter, der Öffentlichkeit. Dieser Halbband ist gegen den entsprechenden Teil der vorigen Auflage um 120 Seiten gewachsen. In erster Linie kommt die erhöhte Seitenzahl auf Rechnung neuer Abschnitte. So sind besondere Kapitel eingefügt worden über das Fortleben des Horaz (S. 131) und des Tibull (S. 168) im Mittelalter, über das „carmen saeculare" des erstgenannten Dichters auf Grund der 1890 aufgefundenen Inschrift (S 115), über den Stil des Pollio (S. 26) und über das Prosawerk des Domitius Marsus „de

urbanitate" (S. 149); ferner über die Peutingersche Tafel (S. 287), über die Reden auf die Turia und auf die Murdia (S. 312), über die verlornen Schriften des Valerius Flaccus (S. 324) und über die Heilmittellehre des Antonius Musa (S. 355). Manche Abschnitte sind in mehrere zerlegt worden, so § 328 (der erste lateinische Universalhistoriker und des Trogus Universalgeschichte), andere wesentlich erweitert, so S. 340 die Erörterung über Grammatiker und Philologen und S. 309 diejenige über weniger bedeutende Rhetoren.

Wichtige Stellen sind in weit gröfserer Zahl abgedruckt worden als früher, und lateinische Citate der älteren Auflage werden jetzt möglichst in deutscher Übersetzung geboten, z. B. S. 29, 33 und 35. Die Litteraturangaben hat Sch. vielfach vermehrt und bis auf die Gegenwart ergänzt, die während des Druckes erschienenen Schriften in einem Nachtrage hinzugefügt, oft auch Urteile über den Wert der einzelnen Publikationen ausgesprochen. Wertvoll ist ferner die Bereicherung durch ein Register am Schlusse und die Vervollständigung des kurzen Inhaltsverzeichnisses bei Beginn des Buches z. B. zu § 317, 319, 336 und 346.

Hier und da haben die Sätze eine vorsichtigere Formulierung erhalten, z. B. S. 272, wo die Worte „im wesentlichen" eingeschoben worden sind. Im übrigen zeigt die Ausdrucksweise trotz des unverkennbaren Strebens nach Abrundung doch noch Mängel, namentlich Verstöfse gegen die von Wustmann aufgestellten Regeln. Der Verfasser bekundet sehr grofse Vorliebe für „derselbe" = er, für die Hinzufügung von „ein" zum adjektivischen Prädikatsnomen (z. B. S. 356: „Die dichterische Produktion war eine so grofse"), für die Hervorhebung durch „es ist", die mitunter auf einer Seite zwei- bis dreimal vorkommt, so S. 265 in folgender Stelle: „Das Extrem ist es, das er bekämpft, mag es ihm erscheinen, wo es will. Noch ein zweites ist es, was wir für den Autor in die Wagschale werfen können, es ist dies die tiefe Empfindung seines Gemüts, welche über das ganze Werk wie ein zarter Duft ausgebreitet ist". Auch mundartliche Formen haben sich ab und zu eingeschlichen, so beiläufig = ungefähr auf S. 106.

Doch ändern diese Ausstellungen nichts an dem Gesamturteile, dafs wir es hier mit einem sehr guten, für Schule und Universität wie zum Privatgebrauche aufserordentlich geeigneten Buche zu thun haben.

Eisenberg. **O. Weise.**

---

59) **O. Drenckhahn, Lateinische Stilistik für die oberen Gymnasialklassen.** Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1896. IV u. 134 S. 8. ℳ 1.60.

Der Verfasser hofft, dafs das Buch noch heutzutage, wo der lateinische Unterricht auf den Gymnasien so stark beschnitten ist, Schülern für das Herübersetzen von Nutzen sein könnte. Wenn es nun auch nicht zu leugnen ist, dafs das Buch den genannten Zweck erfüllen könnte, so ist doch zu bezweifeln, dafs heutzutage noch Schüler in nennenswerter Anzahl zu einer lateinischen Stilistik greifen werden, der in Worte gefafste Regeln fehlen und die den Schüler nötigt, sich erst durch geistanstrengendes Nachdenken aus den Beispielen die Regeln abzuleiten, während nach und nach alle Grammatiken dazu übergegangen sind oder übergehen, der Formenlehre und Syntax einen Anhang grammatisch-stilistischer Regeln hinzuzufügen, die, kurz gefafst und durch Beispiele erläutert, dem Schüler alles das geben, was er zum Herüber- wie Hinübersetzen braucht. Aus diesen Gründen erübrigt sich der erste Teil (Syntaxis ornata) von Drenckhahns Stilistik. Der zweite Teil (Tractatio) ist geradezu überflüssig; was der Schüler davon nötig hat, um die Disposition etwa einer Ciceronianischen Rede zu verstehen, erfährt und lernt er gelegentlich in den Lektürestunden. Von Wert für den Schüler dürfte noch am meisten die Zusammenstellung der wichtigeren Synonyma (dritter Teil) sein, doch wäre es wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser zur Erklärung der Bedeutung einzelner Wörter noch mehr, als es geschehen, die Etymologie, soweit sie sicher steht, angegeben und daraus die Bedeutung der Wörter abgeleitet hätte, z. B. bei *olim, quondam, aliquando, diligentia, assiduitas, ingenium, ratio, tutus, securus* u. s. w.; es wird dadurch sowohl das Nachdenken angeregt als auch das Festhalten im Gedächtnis erleichtert.

Posen. **J. Rittau.**

60) **W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik.** Zweiter Band. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. VIII u. 920 S. gr. 8. In Lieferungen zu ℳ 1.

Der vorliegende Band der Reinschen Encyklopädie umfafst die Artikel, die zwischen den Stichwörtern „Erziehender Unterricht“ und „Griechische Erziehung“ liegen, bricht also gerade vor „Griechischer Unterricht“, einem für uns so überaus wichtigen Gegenstande, ab. Aus dem Bereich des fremdsprachlichen Unterrichtes enthält diese Partie „Französischer U.“

von Bätgen und einen geschichtlichen Abrifs über dasselbe Thema von Dorfeld. Beide Artikel enthalten recht verständige Erörterungen und Belehrungen über die schwierigen Fragen dieser Disciplin, deren Aufgaben bei den verschiedenartigen Strömungen auf diesem Gebiet einer klaren Orientierung besonders bedürftig waren. Weiterhin erwähnen wir aus dem Bereich der Einzelfächer des höhern Schulwesens Neubauers „Geschichtsunterricht“, der sowohl die Entwickelung des Faches wie den Umfang des Gegenstandes, die Behandlung des Stoffes und das Lehrverfahren auf den verschiedenen Stufen bespricht. Die Änderungen, welche die letzten Reformen und die sogen. „Neuen Lehrpläne“ auf diesem Gebiet hervorgerufen haben, findet man hier eingehend berücksichtigt, und schon dadurch gewinnt diese jüngste Darstellung naturgemäfs den Vorrang vor den Aufsätzen älterer Nachschlagewerke. Überhaupt giebt Reins Encyklopädie allein uns Auskunft über organisatorische Neuerungen der letzten Jahre, wie Ferienkolonieen, Frankfurter Lehrplan, Fortbildungskurse an der Universität, Fachschulen, gewerbliche Fortbildungsschulen, und gewifs am besten über andere, wesentlich in den letzten Jahrzehnten erst in den Vordergrund getretene öffentliche Fragen, z. B. über Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre in der Schule, Fortbildung der Mädchen und Frauen, Frauenvereine, Frauenfrage. Für letztere sind sogar zwei Autoritäten aufgeboten worden. — Dem historischen Gebiete ist in diesem Bande schon ein gröfserer Raum zuteil geworden, als im ersten. Es werden diesmal Falk (Weimar), Felbiger, Fellenberg, Fenelon, Fichte, Flattich, A. H. Francke, Frick, Frischlin, Fröbel, Gesner, H. Gräfe, J. B. Graser in mehr oder weniger eingehender Weise vorgeführt. Der schulgeschichtlichen Forschung sind ferner die Artikel Frankesche Stiftungen, Fürstenschulen, Gesellschaft für deutsche Erziehungsgeschichte, Geschichte des Schulwesens gewidmet. — Nur eine Ausstellung hat Ref. in diesem Teile notiert. Der Artikel „Gesang in den Volksschulen“ reicht selbstverständlich auch in den Bereich der höheren Schule mit hinüber, indes hätte man gern etwas Zusammenfassendes über den Chorgesang der Oberklassen höherer Schulen mitgeteilt gesehen, dessen Organisation mit zu den schwierigsten Aufgaben des Faches gehört und dessen Repertoir eine besondere Sichtung nötig hat. Man sucht gerade an dieser Stelle etwas zu erfahren, über den Wert der metrischen Horazkompositionen früherer Jahrhunderte, über Löwes Komposition im Versmafs der Urschrift und über Mendelssohns griechische Chöre; ferner über die in neuerer Zeit gemachten Versuche, beim neusprach-

lichen Unterricht auch französische und englische Lieder zu verwerten (vgl. Knaut, Chants pour les écoles, Gotha 1899, Einleitung). Der Gegenstand wäre wohl eines Nachtrags würdig. Sonst ist uns in diesem Bande nichts begegnet, was uns zu Wünschen oder Ausstellungen Veranlassung gegeben hätte. Daher können wir das Buch aufs beste empfehlen.

-d-

61) **E. Stengel, Die altprovenzalische Liedersammlung c der Laurenziana in Florenz,** nach einer in seinem Besitz befindlichen alten Abschrift herausgegeben. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1899. 76 S. ℳ 3.

Die vorliegende Sonderausgabe der wissenschaftlichen Beilage zum Vorlesungsverzeichnis der Universität Greifswald, Winter 1899—1900, giebt die in der Laurenzianischen Handschrift Plut. XC inf. 26 in Florenz (c nach dem Verzeichnis in Bartsch, Grundrifs S. 30) enthaltenen provenzalischen Lieder in einem bis auf Einschiebsel, falsche Worttrennungen, in der Handschrift selbst nicht angedeutete Auslassungen und im Druck nicht wiederzugebende Abkürzungen getreuen Abdruck. Es sind im ganzen 140 Gedichte, die ein Verzeichnis am Ende in die von Bartsch, „Grundrifs“ gegebene Aufzählung einordnet.

Zu Grunde liegt der Ausgabe eine sorgfältige italienische Abschrift des 16. Jahrhunderts, die der Herausgeber 1872 in Florenz von Pietro Fanfani erworben und mit dem Originale der Laurenziana verglichen hat.

Berlin. **Th. Engwer.**

62) **Peter Pfeffer, Beiträge zur Kenntnis des altfranzösischen Volkslebens, meist auf Grund der Fabliaux.** I. Teil. Beilage zum Jahresbericht 1897/98 der Grofsherzoglichen Realschule zu Karlsruhe. Karlsruhe, Buchdruckerei von Malsch & Vogel, 1898. 4.

Wie die zahlreichen Programme, Dissertationen und Abhandlungen, die die Ritterromane auf bestimmte Äufserungen des höfischen Lebens hin durchforschen, so bietet auch die vorliegende Arbeit einen Baustein zu einer noch zu schaffenden Kulturgeschichte der altfranzösischen Zeit. In Betracht kommen hier alle die mittleren und niederen Stände des Volkes, die in den Fabliaux ihr Wesen treiben, jenen spafshaften, zuweilen witzigen, oft rohen Dichtungen des 12.—14. Jahrhunderts, die wohl nie ganz aus-

gestorben sind, und denen Armand Silvestre, wenn auch in Prosa, in seinen „Joyeusetés de la Semaine" u. a. ein neues Leben gegeben hat. Die Kenntnifs des französischen Volkslebens, die man aus diesen Dichtungen ziehen kann, scheint mir um so wichtiger zu sein, als jene höberen Kreise der Ritterromane auch in den verschiedensten geschichtlichen Dokumenten vorkommen und studiert werden können, für unsere Kenntnifs der niederen und niedersten Masse des Volkes aber diese Dichtungsgattung allein bleibt. Die höfischen Kreise hat der Verf. nur in Betracht gezogen, wo sie entweder mit den Volksklassen in Berührung kommen, oder wo sich Vergleiche aufdrängen.

Von dem reichhaltigen Stoffe konnte nur ein kleiner Teil in dem in einem Programme zur Verfügung stehenden Raume gebracht werden. Der Verf. hat dazu die Beziehungen des Volkes zur Religion, zur Kirche und ihren Dienern genommen: Von Gott und den drei Personen in der Gottheit — Vom Marienkult — Heiligen- und Reliquienverebrung — Gottesdienst — Feiertage und Kirchenbesuch — Gebete, fromme Gebräuche — Sakramente, Wallfahren — Aber- und Wunderglauben — Gottesurteil — Ketzer, Heiden, Juden — Priesterleben.

Es ist kein sehr erfreuliches Bild, welches uns das letzte Kapitel zeigt, aber trotz gelegentlicher Übertreibungen bieten die Fabliaux wohl ein treues Bild der einschlägigen Verhältnisse. Die fleifsige und dankenswerte Arbeit wird hoffentlich in den nächsten Jahren fortgesetzt.

Berlin. **Theodor Engwer.**

---

63) **Frdr. Lotsch, Wörterbuch zu modernen französischen Schriftstellern.** Ein Nachtrag zum encyklopädischen Wörterbuch (nebst Suppl.) von Sachs-Villatte und zu allen übrigen französischen Wörterbüchern. Potsdam, A. Stein, 1899. IV u. 108 S. ℳ 2.

Auf Grund eigener Lektüre und mehrerer französischer Argotwörterbücher giebt der Verfasser eine gröfsere Sammlung der familiären, populären und Gaunersprache angehörender Wörter und Phrasen, mit gelegentlicher Angabe der Aussprache und Etymologie. Zudem sind eine gröfsere Menge Eigennamen, namentlich bekannterer französischer Schriftsteller aufgenommen worden.

Derartige lexikalische Beiträge sind stets willkommen, und wegen seines Umfanges ist der vorliegende besonders dankenswert, um so mehr,

als augenscheinlich recht korrekt gearbeitet worden ist. Auch die monographische Form der Veröffentlichung wird den Interessenten lieber sein, als wenn das Material einer der vielen Zeitschriften einverleibt wäre. Mehr freilich als ein für den Augenblick willkommener „Beitrag“ wird das Buch nicht werden, denn was es Neues bringt, mufs über kurz oder lang den schon bestehenden Wörterbüchern, vor allem Villatte, Parisismen, einverleibt werden, das ist zu wünschen, und daran ist auch nicht zu zweifeln. Deshalb mufs es aber überflüssig erscheinen, dafs solche Ausdrücke aufgenommen sind, die sich schon in anderen Argotwörterbüchern finden, z. B. in Delesalle, Rigaud, Macrobe, Villatte. Des Letzteren „Parisismen“ brachten schon in ihrer ersten Auflage (1884) eine Menge der in dieses Buch aufgenommenen Ausdrücke, und sind auch im Besitz eines jeden unter uns, der sich mit der Lektüre moderner französischer Schriftsteller beschäftigt. Der Verfasser hätte gut gethan, sein Buch als Ergänzung der Parisismen einzurichten, wobei dann nahe gelegen hätte, zur Vervollständigung dieser Ergänzung auch Umschau nach den in unseren Zeitschriften zerstreuten Beiträgen zu halten, welche die letzte (5.) Auflage von Villatte vielleicht noch nicht berücksichtigt hat.

Im einzelnen sei noch folgendes bemerkt: Die Aussprachebezeichnung konnte etwas reichlicher bemessen sein (anc, hoch, rowing, rugby etc.), und die Abkürzungen und Zeichen hätten in einem Nachtrage zu „Sachs“ diesem Buche nicht nur vielfach sondern ganz entlehnt sein müssen. Bei mehreren Artikeln ist die Angabe des Fundortes zu unbestimmt. Die Namen neuerer französischer Schriftsteller konnten fehlen, zumal nur eine kleine Anzahl derselben berücksichtigt worden ist und die biographischen Angaben ganz unzureichend sind. Paul Arène ist 1897 gestorben.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

---

64) **Jaep, Anmerkungen zu H. Saures französischer Gedichtsammlung.** Berlin, F. A. Herbig, 1899. 68 S. 8. ℳ 0.80.

Die Anmerkungen Jaeps zu der französischen Gedichtsammlung sind im ganzen besser als die zu der englischen. Jedoch sind auch an ihnen mancherlei Ausstellungen zu machen. Was für einen Zweck hat z. B die sehr häufig wiederkehrende Bemerkung: „Subjektsverdoppelung“ be-Ausdrücken wie lui même il (S. 9), moi . . . je reviendrai (S. 24), il est tombé, le roi (S. 30), moi je meurs (S. 38) oder „Objektsverdoppelung“

bei Wendnngen wie: l'adore ce Dieu (S. 10), je le tiens, ce . . . (S. 24), et ce monde nonveau . . . il l'embrasse . . .? Zu der znletzt citierten Stelle giebt Jaep die sonderbare Erklärung: „Vielleicht dachte sich Delavigne ein Prädikat wie sera découvert und wandte das Ganze später aktivisch.“ Das ist eine ganz unnötige Annahme. Vielmehr stellte der Dichter das Objekt, um es hervorzuheben, voran, was auch in der Prosa ganz gewöhnlich ist, mufste es dann aber nach den für das Französische geltenden logischen Gesetzen beim Verbnm durch ein Pronomen wiederholen. Vgl. hierzu Hölders französische Grammatik § 171, 5. Es trägt zum Verständnis nicht bei, wenn auf S. 30 zu der Stelle:

„Quelle est la plus éphémère
De la vie ou de la fleur . . .“

die Anmerkung gemacht wird: „In der Doppelfrage steht vor dem Nominativns oft ein pleonastisches de.“ Die richtige Erklärung für dieses de geben Lücking in seiner franz. Gramm. § 252 Anm. und Mätzner in der seinigen S. 380. Geradezu irreführend ist die Bemerkung zu plus d'un auf S. 14. Dort heifst es nämlich: „Un als Zahlwort hat de vor sich, aber plus que vous.“ Das Zahlwort ist durchaus nicht mafsgebend für die Wahl von de oder que, wie z. B. aus folgendem Satze hervorgeht: „Qnatre yeux voient plus que deux.“ Ungeschickt ist die Anmerkung zu fussiez-vous S. 13: „Inversion infolge des ausgelassenen Kunjunktiv (?) = quand même vous seriez.“ Es liegt einfach der Ersatz eines Bedingungssatzes durch einen Fragesatz vor. Vgl. Hölder a. a. O. S. 451 Zusatz I und II. Im Irrtnm ist Jaep, wenn er meint, dafs das Gedicht: „Le gladiateur romain“ von Chênedollé „auf den sterbenden Fechter von Ravenna“ geht. Wie Jaep hier auf den unglücklichen Sohn des Arminius und der Thusnelda verfallen konnte, ist um so merkwürdiger, als das Gedicht des Franzosen eine offenkundige Nachahmung der bekannten Stelle aus Byrons „Childe Harold“ (Canto IV) ist, die Saure in seine Sammlung unter dem Titel: „The Dying Gladiator“ anfgenommen und Jaep in den Anmerkungen dazu interpretiert hat. Der Gladiateur des Chênedollé ist der berühmte sterbende Fechter, den man jetzt allgemein den sterbenden Gallier nennt.

Manchmal — man weifs nicht recht, nach welchen Grundsätzen — giebt Jaep die Aussprache französischer Worte an, bedient sich aber einer ganz veralteten Methode. So liest man z. B. S. 27 „indomptable sprich aeng-dong-table“. Wenn Jaep auf S. 14 péril mit l mouillé gesprochen

wissen will, so befindet er sich im Widerspruch mit dem jetzigen Sprachgebrauch. Vgl. Plötz, Systematische Darstellnng der französischen Aussprache S. 111.

Breslau. **Heinrich Knobloch.**

65) **On the Irrawady** von **G. A. Henty.** Für den Schulgebranch herausgegehen von **Paul Reimann.** Leipzig, G. Freytag, 1898. VIII u. 184 S. geb. ℳ 1.50.

Bei dem notorischen Mangel an passender englischer Schullektüre für die Obertertia nnd Untersecunda ist die Veröffentlichung von Hentys Kolonialerzählung „On the Irrawady, A Story of the First Burmase War“, dankhar zu hegrüfsen, besonders wenn dies in so sorgfältiger Weise geschehen ist, wie hei der vorliegenden, hei G. Freytag in Leipzig erschienenen und von Dr. Reimann in Danzig besorgten Ausgabe. Der Inhalt der flott geschriehenen Erzählung — es handelt sich um die Lanfbahn eines mittellosen Knaben, der an der Eroherung Birmas durch die Engländer teilnimmt — wird die jngendlichen Gemüter fesseln, die mancherlei Beziehungen zum Handel, Krieg, Technik, Schiffsausrüstnng u. s. w. hieten ahwechslungsreichen Stoff zu Sprechühungen, die sorgsam verfafsten Anmerkungen nnterstützen den Lehrer in der Vermittelung fernliegender Ausdrücke. Druck, Papier und äufsere Ausstattung machen dem rührigen Verlag alle Ehre.

Krefeld. **Johannes Ellenbeck.**

66) **Gustav Krüger, Schwierigkeiten des Englischen.** II. Teil Ergänzungsgrammatik nnd Stilistisches. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbnchhandlung (H. Ehlers & Co.), 1898. VIII u. 246 S. 8. ℳ 6.

Der zweite Teil der „Schwierigkeiten des Englischen“ ist bald auf den ersten gefolgt. Es ist eine Ergänznngsgrammatik, die sich in ihrer Anordnnng an die gewöhnlichen englischen Schulgrammatiken anschliefst und besonders solche sprachlichen Erscheinungen gründlich erörtert, die in den landläufigen Grammatiken entweder gar nicht, unvollständig oder falsch behandelt worden sind (vgl. § 61, 138 n. s. w.). Sie zerfällt in folgende Hauptahschnitte: Geschlecht, Ein- und Mehrzahl, Genitiv, Dativ, Adjektiv, Adverbien, Pronomen, Artikel, Zahlen — Datnm, Präpositionen, Konjunktionen, Formen des Verbs, Zeiten, Progressive Form,

Modalverben, Konjunktiv, Infinitiv, Gerundium, Partizipium Perfekti Passivi, Imperativ, Wunschsätze, Frage, Wiederholung, Übereinstimmung, Interjektionen, Umstellnng, Zur Schreibnng.

Die grammatischen Regeln werden durch eine Menge von Beispielen, vorzugsweise aus der Prosa des 19. Jahrhunderts, erläutert, wobei das Schriftenglisch von der Vnlgärsprache streng geschieden wird. Besonders wertvoll wird das Buch dadnrch, dafs auf alle die feinen Unterschiede zwischen der englischen und deutschen Sprache hingewiesen wird und die Punkte besonders hervorgeboben werden, die dem Deutschen die meisten Schwierigkeiten bereiten. Ein reichhaltiges Wort- und Sachregister am Ende des Bnches erleichtert das Auffinden der einzelnen Worte.

Die folgenden kleinen Versehen und Druckfehler sind mir aufgestofsen: § 16 u. 17 würde ich unter B stellen. S. 28 Z. 4 v. u. lies away statt alwey, S. 30 Z. 23 l. 168 st. 164. S. 31 Z. 5 ist überflüssig, da es schon Z. 1 angeführt wnrde. S. 37 Z. 10 v. u. l. Christopher st. Cristopher, S. 38 Z. 18 v. u. l. did st. dit, S. 79 Anmerkung * l. hope st. fear, S. 99 Z. 14 v. u. l. have you st. have, S. 102 Z. 11 v. u. und S. 159 Z. 5 v. u. findet sich die Schreibung Damaskus st. Damascus. S. 103 Z. 15 l. preceding st. preceeding, S. 210 Z. 1 l. Infinitiv st. Gerundium. Im Register fehlen: S. 235 dam 3, S. 243 sire 3, S. 244 tripe 42.

Auch in diesem zweiten Teile zeigt sich der Verfasser als ein gründlicher Kenner des Englischen, dessen Fleifs und Belesenheit alle Anerkennung verdient.

Halberstadt. **Fafs.**

---

67) **Verhandlungen des achten allgemeinen deutschen Neuphilologentages** vom 30. Mai bis 2. Juni 1898 zu Wien. Herausgegeben von dem Vorstande der Versammlung. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1898. 160 S. 8.

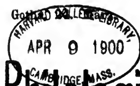
Die deutschen Neuphilologen treten immer entschiedener hervor und bemühen sich, ihre Wissenschaft neben der älteren znr Geltnng zn bringen; namentlich auf den Neuphilologentagen, deren erster 1886 in Hannover stattfand, kommt alles zum Ausdruck, was das Herz der neuphilologischen Lehrerschaft erfüllt. Dafs dabei auch die Bestrebungen der sogenannten Reformer nicht im Hintergrunde bleiben, ist selbstverständlich, wie es auch nicht an Gegnern der neuen und Verfechtern der alten Methode fehlt, während Dritte zwischen beiden zu vermitteln suchen. Der vorliegende

Bericht wird jedem, der an den Verhandlungen selbst sich nicht beteiligen konnte, eine anregende Lektüre bieten und ihm als Ersatz für seine persönliche Anwesenheit dienen. Die Vorträge sind sehr ausführlich mit den sich daran anschliefsenden Debatten wiedergegeben und werden bei Fachmännern und Laien grofsem Interesse begegnen; der ganze Verlauf der Tagung wird in anregender Weise geschildert und auch der gesellige Teil derselben nicht vergessen. Die Satzungen des Verbandes sind ebenso wie das Verzeichnis der Mitglieder gewifs manchem willkommen. — Der neunte Neuphilologentag soll in diesem Jahre in Leipzig stattfinden; den Teilnehmern an demselben wird der Bericht über den achten von ganz besonderer Bedeutung sein, da manche Meinungsverschiedenheit, die in Wien aufgetaucht ist, eventuell in Leipzig zum Austrag kommen wird und der verschiedensten Anregungen überhaupt eine grofse Zahl ist.

Nauen. **Fries.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 20. Januar. Nr. 6, Jahrgang 1900.



Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

68) **Phaedri Augusti liberti fabulae Aesopiae.** Recensuit usus editione codicis Rosanboniani **L. Havet.** Paris, Hachette & Co., 1895. 295 S. 8. (Schlufs.)

Solche Vorrede eines Buches ist an und für sich thöricht und sie wird zu einer Unmöglichkeit neben den lebendigen, gedanken- und beziehungsreichen Eingängen der ersten vier Bücher. Und, blickt man genauer hin, dann sieht man auch, dafs das, was Havet einen gesonderten Prolog sein läfst, eng zu dem gehört, wonach es in der Handschrift folgt, nämlich zu dem Prologe des vierten Buches, an dessen 11. Zeile „nicht des Aesop, sondern aesopische Fabeln gebe ich" es sich als weitere Ausführung anschliefst.

Es war aber nicht blofs der Wunsch, die fünf Bücher oder wenigstens ihren äufseren Rahmen herzustellen, was Havet zu dem verunglückten Wagnisse trieb, sondern er hatte wirklich etwas gefunden: er hatte zwei Entdeckungen gemacht, und um sie zu wertvollen zu gestalten, wollte er ihnen praktische Anwendung geben.

Beide Entdeckungen beziehen sich auf die Beschaffenheit der verlorenen Handschriften, aus denen der Pithoeanus näher oder ferner abstammt. Erstens nämlich hatte Havet auf diesen codex den Schlufs, den Lachmann, was Havet natürlich verschweigt, uns geläufig gemacht hat, angewendet, dafs nämlich, wenn von einem Gedichte nur der Schlufs erhalten sei, der Anfang dieses Schlusses wahrscheinlich den Anfang eines Blattes in der Vorlage bezeichne, und dafs ebenso, wenn nur der Anfang eines Gedichtes da sei, die letzte Zeile dieses Anfanges mit dem Ende eines Blattes in der Vorlage zusammengetroffen sei. Finden sich nun mehrere solcher kopf- und schlufslosen Stücke und ist das, was zwischen ihnen liegt, nicht durch weitere Auslassungen oder Zusätze verdorben, so bietet sich natürlich durch Vergleichung solcher Ausschnitte bei Gedichten, in denen Vers und Zeile zusammenfallen, die Möglichkeit, die Verszahl jedes Blattes zu bestimmen. So kam Havet zu Quaternionen mit Blättern von je 30 und Seiten von je 15 Zeilen. Wenn wir nun annehmen müssen, dafs die Blattlagen des codex — Y nennt ihn Havet — vertauscht sind, so wird uns die Zahl 30 in den Stand setzen, diese Vertauschungen genau festzustellen. Um die Sache zu veranschaulichen, hat Havet seinen Phaedrus vom zweiten Buche an — auf das erste pafst die Zahl nicht — so drucken lassen, dafs man durch eigenes Umlegen der Blätter aus dem codex Y den Pithoeanus herstellen kann. Gewifs ein starker Beweis für die Richtigkeit der Rechnung: aber auch ein solcher für die Richtigkeit der Wiederherstellung von Y? Im Pithoeanus [1]) folgt nach III, 19 die Überschrift des liber IV, der Epilog aber zu III, wie der Prolog zu IV erst nach weiteren 25 Fabeln. Brotier hat diese beiden Stücke nach III, 19 gesetzt. Havet nimmt noch dazu alles, was dem Epilog vorausgeht, bis zu dem Bruchstücke IV, 14 Prometheus: *A fictione veretri.* Gewifs bestechend und stärker begründet als Brotiers Verfahren. Aber auch dieser versetzte ein Stück von 2×30 Zeilen und Havet trennt, wie ich schon sagte, von dem Prolog zu dem vierten Buche ein Stück ab, das dazu gehört und mit dem folgenden Gedichte, dessen Schlufszeile verloren gegangen ist, gleichfalls 30 Zeilen füllt. — Der schönste Lohn solcher Entdeckung, die Zusammenfügung zu einander gehöriger und in der Überlieferung getrennter oder die Trennung unverträglicher und in der Überlieferung vereinter Stücke ist Havet nicht zuteil geworden. Nichtsdestoweniger liegt hier ein wirkliches Verdienst

1) Am leichtesten zugänglich ist er in Hervieux' Phaedrus.

des französischen Herausgebers vor, das ihm nicht geschmälert werden soll.

Noch eine andere äufsere Beobachtung ist Havet geglückt. Der Pithoeanus hat keine Versabteilung mehr und zeichnet auffallenderweise teils Titel, teils in der Mitte stehende Verse durch besondere Farbe aus. Drei dieser Stellen standen nahe bei einander, die mittlere genau im Abstande von 34 Versen zwischen beiden. Auch die anderen farbigen Zeilen entsprachen Abständen, die ziemlich genau ein Vielfaches von 34 bildeten, und so schlofs denn Havet auf eine Vorlage X, die auf jeder Seite 17 Zeilen gehabt habe. Die Thatsache festgestellt zu haben schien Havet aber nicht Verdienst genug; auch sie sollte und mufste fruchtbar gemacht werden. Das konnte natürlich nicht gut ausfallen und ist dadurch nicht besser geworden, dafs der Schriftsteller sich den Anschein giebt, als ob er durch Zergliederung des Prologs zum dritten Buche auf den codex mit 34-zeiligen Blättern geführt sei, während thatsächlich das Umgekehrte stattgefunden hatte (cf. sein eigenes Geständnis § 117: *rem in editione Roberti statim animadverti*). — Havet will also beweisen, dafs die zweite Hälfte des Prologs nicht an den Empfänger der ersten gerichtet sein kann. Und wie beweist er das? Zu der Abwehr des Eutychus, der so thut, als ob er gar keine Zeit für die Fabeln habe, pafst doch der Schlufs *induxi te ad legendum* vortrefflich. Es ist der Jubelruf des Dichters, der den vielgeschäftigen Mann überlistet hat. Aber Havet hat für die scherzhaften Wendungen des Eingangs [1]) gar kein Gefühl. Er liest (§ 105) heraus, dafs Phaedrus denselben Eutychus, dem er sein Buch widmet, vom Lesen habe abschrecken wollen: gewifs eine sonderbare Art der Widmung. Der ganz natürliche Zusatz ferner, den der Dichter im Drange nach Anschaulichkeit zu den Worten *ut dixit Sinon* macht: *Ad regem cum Dardaniae perductus foret*, dient ihm zum Beweise, dafs der Angeredete ein ganz ungebildeter Mensch war: *Trimalchionem credas, qui, nisi quis praecaveat, locuturus sit de Diomede Helenae fratre aut de Troja ab Hannibale capta.* Solchen Mann kann dann allerdings der Dichter nicht am Schlusse um eine Beurteilung seiner Fabeln bitten: *sincerum mihi candore noto reddas judicium peto.* Havet schliefst darum mit v. 32 den Prolog und schneidet v. 33—63 weg. Ist aber dieser Beweis für die Unvereinbarkeit des Anfangs und des Endes schon sonderbar, so noch mehr die Art, wie Havet die Zugehörigkeit der letzten 33 Verse zu dem Epiloge des zweiten Buches darthut. Erstens

1) Bei dem notwendig die Rede des Eutychus von V. 8—14 reichen mufs.

behauptet er, ohne das entgegenstehende Bedenken wahrzunehmen, trotz des Imperfektum *foret* in *si accusator alius Sejano foret* und trotz des darin deutlich ausgesprochenen Beweises auf die Gegenwart: diese Zeilen *non potuerunt scribi nisi mortuo Sejano* (§ 109). Da er nun (ebda.) der Überzeugung ist, dafs der Dichter wegen seines ersten Buches von Sejan angeklagt worden, so kann er das abgetrennte Stück nicht dorthin bringen. Aber zum Abschlufs des zweiten Buches scheint es ihm vortrefflich zu passen. Dafs dem dort schon vorhandenen Epiloge etwas fehle oder dafs er gar eine Ergänzung, wie sie durch den Inhalt des angehängten Stückes geboten wird, bedürfe, das zu beweisen oder auch nur zu behaupten, fällt Havet nicht ein; er zeigt nicht einmal, dafs nach der Anfügung ein ansprechender oder in sich möglicher Gedankenzusammenhang gewonnen wird, was ihm allerdings auch schwer geworden sein sollte. Aber noch mehr: der alte Epilog ist an einen gebildeten Mann gerichtet, und dafs in den anzufügenden Versen von Orpheus gesagt wird, wo er her war und was er gethan, diese Ausführung, die Havet doch in dem Angeredeten einen ungebildeten Mann vermuten lassen müfste, dient jetzt § 107 zum Beweise, dafs die betr. Verse an einen gebildeten Mann und nicht an einen Trimalchio gerichtet sind. Sein Hauptgrund aber ist folgender: in dem alten Epiloge stehen (§ 111) V. 3 und 7 die Worte *querela, fatale,* in dem anzugliedernden Stücke die Ausdrücke *tantis malis, dolorem:* also pafst dies wegen des gleichen affectus zu jenem. Wer von den Lesern in den Phaedrus hineinsieht, der wird freilich sagen: der Unsinn hat ja nicht einmal Methode; da steht ja neben *querela* auch *felicitas* und neben *fatale saeclum* (Havet) auch *corde durato feram.* Ganz recht. Havet hat das auch bei Leihe nicht unterschlagen; aber er läfst das, was ihm pafst, durch den Druck hervorheben und vor solcher *demonstratio ad oculos* mufs doch jeder Zweifel verstummen, und alle Welt mufs mit dem scharfsinnigen Kritiker sich freuen, dafs in dem gereinigten Prologe zu III lauter *voces faustae* angehäuft sind: *jam congerit voces faustas: magnas opes, dulce lucrum, honorem, merita, laetabor, se oblectent. Qui ergo animus „sentiet vim carminis", ille non dubitabit, quin recte separaverim ab hoc prologo illud tristioris epilogi fragmentum.*

Und wie steht es nun mit der Ableitung der Blätter von 34 Zeilen, die Havet doch gerade aus der eindringenden Kritik des zu lib. III überlieferten Prologs gewonnen haben wollte? Vorhanden sind nicht 2 $\times$ 34, sondern nur 63, mit Überschrift zu Prol. III 64 Reihen. Havet,

der sonst für die Buchüberschrift höchstens 2 Zeilen rechnet, nimmt darum hier, wo doch der Pithoeanus überhaupt nichts von *explicit* und *incipit* hat, an, daſs drei — in der Anm. zum Texte sagt er sogar vier — Zeilen dafür offen gelassen seien. Man ermesse darnach die Wahrhaftigkeit, mit der Havet schreibt: *Itaque videntur continuisse singula folia lineas tricenas quaternas. In illo, quod primitus prius erat, fuerunt lineae vacuae tres, in posteriore vacua una* (d. h. auſser der Überschrift). *Transit igitur disquisitio nostra a poeta ad veterem codicem. Neque jam de affectibus loquendum est, sed de computatione linearum.*

Übrigens glaubt Havet an die Möglichkeit, noch einen vor X und Y liegenden codex Z zu erkennen. Der Ausgangspunkt seiner Erwägungen ist dabei die schon abgewiesene Deutung der Zeilen Prol. III, 41 ss:

Quod si accusator alius Sejano foret,
Si testis alius, judex alius denique,
Dignum faterer esse me tantis malis.

Zu der Vernachlässigung des *foret* wurde Havet wohl durch den allgemein verbreiteten Irrtum geführt, daſs *Sejano* Ablativ sei und der Dichter sagen wolle, Sejan sei Kläger, Zeuge und Richter in einer Person gewesen. Wäre das des Dichters Meinung gewesen, dann würde es, da muſs ich Havet Recht geben, allerdings unbegreiflich sein, wie er im Epiloge desselben Buches sagen konnte v. 28:

difficulter continetur spiritus,
Integritatis qui sincerae conscius
A noxiorum premitur insolentiis.
Qui sint, requires; apparebunt tempore.
Ego, quondam legi quam puer sententiam,
Palam muttire plebejo piaculum est,
Dum sanitas constabit, pulchre meminero.

Ich will kein groſses Gewicht darauf legen, daſs die Erwähnung des Zeugen in dem Zusammenhange oben überhaupt unangebracht ist; es genügte ja, daſs Sejan Kläger und Richter war: was bedurfte es da noch seines Zeugnisses? Phaedrus betont aber offenbar jedes der drei Momente: den accusator wie die beiden anderen durch die Voranstellung, auſserdem den *testis* noch durch Wiederholung des *si*, den *judex* durch Beifügung von *denique*. Er giebt damit also zu verstehen, daſs, wenn es auch nur in einem Punkte anders wäre, anders mit ihm verfahren werden würde. Wie hätte er aber so reden können, wenn Sejan alles in einer Person war? Hätte der Ankläger und

Richter Sejan auf das günstige Zeugnis eines dritten etwas gegeben? Es scheint darnach notwendig, Sejano als Dativ zu fassen und zu erklären, wenn Sejan eine andere Beurteilung meiner Person und meines Verhaltens vorläge, so würde ich anders dastehen. Ich erinnere daran, dafs Phaedrus als *libertus Augusti* so wie so unter der Gerichtsbarkeit des *dominus* und seiner Rechtsnachfolger stand, auch wenn er nicht, was aber doch wahrscheinlich der Fall war, zum Hofhalte mehr gehörte. Diese Gerichtsbarkeit konnte auf Sejan und von diesem, ohne dafs er den Vollzug der Strafe aus den Händen gab, auf andere übertragen werden; auch machte die Gröfse eines Hofhalts gewifs solche Untergerichte notwendig. Doch brauchen wir hier garnicht an Gerichte im eigentlichen Sinne zu denken, wie ja auch nirgends von einer gerichtlichen Strafe des Phaedrus die Rede ist; es genügt, von Aufsicht und Unterordnung, Belohnungen und Entziehung von Vorteilen die betreffenden Stellen zu verstehen. Unsere Gedanken werden also auf einen Hofstaat mit all seinen Ränken, Zuträgereien und Eifersüchteleien gelenkt. Bei der hier vertretenen Auffassung verschwindet der Angriff auf Sejan, es verschwindet auch der Widerspruch, dafs der Dichter einmal seinen Feind nennt und später in demselben Buche einen Namen zu nennen verweigert; wir sehen vielmehr, dafs er — und es ist begreiflich genug, warum — beide Male die Namen seiner Gegner verschweigt. Wir erkennen ferner, weshalb er im Prologe jedes der drei Momente gesondert betonte: mochten Ankläger und Zeugen dieselben bleiben, ein anderer Richter war ihm jetzt doch erstanden. Aber freilich war vorauszusehen, dafs das Aufsichts- und Richteramt über kurz oder lang in andere Hände übergehen werde; daher die Begründung und die Bitte III. Ep. 24—27:

Tuae sunt partes; fuerunt aliorum prius;
Dein simili gyro venient aliorum vices.
Decerne, quod religio, quod patitur fides
Et gratulari me fac judicio tuo.

Wenn aber jemand noch an Sejan als Kläger und Richter festhalten will, dann hat er nicht nur all die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich dagegen aus den eben besprochenen Stellen erheben, er mufs auch erklären, wie es gekommen, dafs Phaedrus in keinem seiner Prologe des Sturzes Sejans und des für den Dichter daraus entstandenen gewaltigen Umschwunges der Verhältnisse gedenkt.

Doch ich kehre zu Havet und seinen *disquisitiones* zurück. Es ist anzuerkennen, dafs er den Versuch macht, nicht nur von dem Leben des

Dichters, sondern auch von seinen Dichtungen ein Bild zu geben. Leider ist das letztere sehr dürftig. Kann man sich denn nicht endlich entschliefsen und die Alten wenigstens nach den ihnen geläufigen Anforderungen und Mafsstäben beurteilen und also jede Dichtung nach den Eigentümlichkeiten ihres μῦθος und ἦθος, ihrer διάνοια und λέξις betrachten? Damit umfafst man (auch bei den Modernen) alles und jedes und statt zu einem blofsen Phrasengeklingel zu kommen, bei dem dem ehrlichen Lehrer selber nicht wohl ist, führt man sich, seine Schüler und Leser zu handgreiflichen Ergebnissen. Havet fehlen aber nicht nur die nötigen Gesichtspunkte, er arbeitet auch mit durchaus unzulänglichen Mitteln, wie das schon oben durch seine Zerreifsung des Prologs zum dritten Buche erwiesen ist. Aber auch auf dem greifbareren Gebiete der äufseren Lebensschicksale welche Verwirrung und Unfähigkeit des Urteils! So will er beweisen, dafs Phaedrus in der Verbannung gelebt habe. Die handschriftliche Überlieferung ist unsicher; ihr *exitium* wird meist in *exilium* verbessert. Da sagt nun Havet (§ 158): *De voce exilium quamquam parum constat, Romae Phaedr videtur non vixisse tunc temporis; vix enim ea verba delegisset, quibus in epilogo (II) utitur,*

sin autem ravulis doctus occurrit labor.

Postea permissum est, ut in Urbem rediret; nam reducis sunt, quae de ceterorum poetarum fastidio narrat in libro III (Prolog 23):

fastidiose tamen in coetum recipior.

Voraus geht nämlich in diesem Schreiben an den viel beschäftigten, Reichtümer sammelnden Eutychus: *Mutandum tibi propositum est et vitae genus, intrare si Musarum limen cogitas. Ego . . . quamvis in ipsa natus sim schola curamque habendi penitus corde eraserim*, und dann folgt: *fastidiose tamen in coetum recipior.*

Das Latein, das Havet schreibt, ist meist flüssig und klar, aber weit davon entfernt gut zu sein. Ein *res demonstrat, ostendit* statt der passivischen Wendungen begegnet dem Leser recht oft. *Exempla . . produci spero, si quis . . excusserit* (S. 182) ist ein grober Fehler. *Incipere cum* ist nicht besser und stammt — ei, ei, Herr Havet! — offenbar aus einer deutschen Scharteke. Doch wird es zur Beruhigung Ihrer Landsleute dienen, dafs sie lange, lange vor 1870 geschrieben ist. Sollte trotzdem die Anklage, Sie seien abhängig von uns, gegen Sie erhoben werden, so weisen Sie getrost auf Ihr Plusquamperfectum *decederant* (§ 138) hin: das ist ein überzeugender Reinigungseid, dies Wortspiel mit dem Gleichklange von *decederant* und *didicerant.*

Man fragt mich vielleicht, warum ich mich so lange mit dem Buche eines so unbedeutenden Mannes aufgehalten habe. Unbedeutend? Havet ist Mitglied des Instituts, gehört also der Körperschaft an, der Frankreich die Fortbildung der Wissenschaft anvertraut hat. Auch hat er sich meines Wissens durch fleifsige Sammlungen von Materialien zur Sprachvergleichung einen Namen gemacht. Aber freilich eine wissenschaftliche Frage selbständig zu erörtern, auch nur in den Zusammenhang der Gedanken eines Schriftstellers zu dringen ist dieser gelehrte Mann nicht fähig. Woher diese Erscheinung? Der Fluch für Frankreichs Geister ist der Drill, die gedächtnismäfsige Aneignung des Wissens, die Arbeit zum Examen. Sie beherrschen alle Schulen bis zu den höchsten hinauf und ertöten alle Selbständigkeit des Denkens. Wie sehr sie dies thun, beweist eben Havets Buch. Der Drill aber und, was dazu gehört, die Beschränkung auf unmittelbar verwertbare Kenntnisse, sie fangen auch bei uns an sich einzunisten; wir werden es darin gewifs nie den Franzosen gleichthun: aber *principiis obstandum*. Frankreichs Armut an schöpferischen Geistern ist das Ergebnis seiner Schuleinrichtungen.

Marienburg. **Fr. Heidenhain.**

---

69) **Albertus Grumme, Ciceronis orationis Murenianae dispositio.** Ed. altera aucta et emendata. Gerae, Kanitz, 1898. 8.

Die zweite Auflage dieser im Jahre 1887 zuerst erschienenen Disposition der Mureniana von Grumme scheint zu beweisen, dafs das Bedürfnis solcher „dispositiven“ oder „disponierenden“ Übersichten über den Inhalt altklassischer Litteraturwerke, die in den höheren Unterrichtsanstalten gelesen werden, vorhanden ist und empfunden wird. Der Verfasser will mit seiner Disposition in erster Linie dem Schüler ein ergänzendes Hilfsmittel in die Hand geben, welches während der Lektüre und der sich an diese anschliefsenden Besprechung nützlich werden soll. Die Absicht ist zu billigen, wenn für die Vorbereitung auf die Lektüre und während dieser nur der Text der Rede von den Schülern benutzt wird. Haben diese dagegen eine entsprechend gearbeitete erklärende Schulausgabe in Händen, dann dürfte solche Übersicht zum mindesten überflüssig sein, vielleicht die mit den Schülern über den Inhalt der gelesenen Rede und dessen Gliederung festzustellende Übersicht eher stören als fördern. In der Hand

des Lehrers dagegen halte ich sie unter allen Umständen für brauchbar und empfehle die Grummeschen Dispositionen der Mureniana, Sestiana und Miloniana fachmännischer Beachtung. Die vorliegende Disposition der Mureniana ist klar und ausführlich. Die Partitio von 1, 1 der Defensio causae susceptae ist in der 2. Auflage weiter ausgeführt als in der ersten; andere Erweiterungen wie in I, 1, a der Defensio rei, in II, 3, B, a. β und III, B, 3 desselben Hauptteiles fallen weniger ins Gewicht. Die Partitio von II, 3 der Defensio rei in ὑπόθεσις und θέσις nach Cic. orat. § 46 ist ansprechend markiert und fügt sich passend in das Dispositionsschema ein. Die Widerlegung der Ansicht Catos, dafs der Krieg gegen Mithridates belanglos gewesen sei, in parenthesi, gewissermafsen also als Excurs einzufügen trage ich Bedenken. Der logische Zusammenhang mit b ist leicht herzustellen: wie das über die Bedeutung des Krieges im allgemeinen Gesagte von allen Kriegeu, grofsen und kleinen gilt, so insbesondere von dem gegen M., von dem Cato etc. Die lateinische Form, in der die Disposition geschrieben ist, lehnt sich eng an die Rede Ciceros an. Wie sich am Ende der 1. Auflage einige kritische und exegetische Bemerkungen zur Rede pro Murena finden, so auch in der 2. Auflage. In § 26 hält Grumme die Worte *singulis diebus discendis* (Müller: ediscendis) für ein Glossem, vielleicht mit Recht. Ich nehme allerdings weniger Anstofs an der Hyperbel, die in der Aufgabe des Auswendiglernens der Gerichtstage liegen würde, als an dem wenig gebräuchlichen Dativ Gerundivi zur Bezeichnuug des Zweckes. In ähnlicher, wie mir scheinen will berechtigter Weise sind von Grumme und schon früher (vgl. Ausgabe von C. F. W. Müller, adnot. crit. pg. LXXXVII zu S. 316, 15 f.) die Worte *suffragatio militaris* verdächtigt worden. Die Verbindnng von *longe et multum* bei *antecellit* in § 29 ist durch die bekannte Stelle de fin. II, § 111 *longe multumque superamur* u. a. ähnliche hinlänglich geschützt. Die Ergänzung von *et tamen fuit* vor *eodem ex studio isto* in § 66 erscheint mir entbehrlich, ja sogar störend und die schnelle Folge der Prädikate hemmend; der konzessive Sinn der Worte *eodem ex studio isto* ist auch ohne jene Ergänzung hinlänglich aus dem Zusammenhang erkennbar.

Parchim. **J. Strenge.**

---

70) **Dom Cuthbert Butler, The Lausiac History of Palladius.** A Critical Discussion together with Notes on Early Egyptian Monachism. Cambridge, at the University Press, 1898. IX u. 297 S. 8. 7 sh. 6 d.

= Texts and Studies. Contributions to Biblical and Patristic Literature. Edited by **J. Armitage Robinson**, D.D. Vol. VI, No. 1.

Mönchsgeschichten waren lange Zeit bei Theologen und Philologen fast so verrufen, wie das Mönchslatein; jetzt wendet sich ihnen wieder liebevolle Aufmerksamkeit zu. Fast gleichzeitig hat in Frankreich Bedjan eine Hauptquelle zur Geschichte des alten Mönchtums, den „paradisus patrum", syrisch herausgegeben, bei uns Erwin Preuschen in der Schrift „Palladius und Rufinus" sie eingehend untersucht, und ebenso gründlich in England Dom Butler in dem hier anzuzeigenden Werk, mit recht erfreulichen, wenn auch noch nicht ganz übereinstimmenden Ergebnissen. Die „historia Lausiaca", die so heifst, weil sie ihr Verfasser Palladius, der Freund des Chrysostomus, im Jahre 420 einem Hofbeamten des Kaisers Theodosius II. namens Lausus widmete, war bisher in zwei (bezw. drei) lateinischen Rezensionen bekannt, einer längeren und einer kürzeren; daneben giebt es eine dem Rufin, dem Gegner des Hieronymus, zugeschriebene „historia monachorum in Aegypto", die bisher auch nur lateinisch benutzt wurde. Butler zeigt nun, dafs die längere Rezension des Palladius eine Zusammenarbeitung der echten kürzeren mit der Arbeit des Rufinus, dafs von der letzteren gleichfalls ein griechischer Text existiert und dieser das Original sei. Als Verfasser des letzteren möchte er einen Timotheus ansehen, der 412 Archidiakonus in Alexandrien war, so dafs Rufin nicht Verfasser, sondern nur Übersetzer des Werkes sei. Die im „Paradisus Heraclidis" vorliegende ältere Übersetzung des Palladius setzt Butler noch in das 5. Jahrhundert; Burkitt unterstützt diese Annahme durch Untersuchung der in ihr vorkommenden Bibelstellen. Ähnlich hat Robinson die armenische Übersetzung untersucht und dabei gefunden, dafs eine Stelle der Lebensbeschreibung des Euagrius, die einen Bestandteil dieser Mönchsgeschichten bildet, merkwürdig mit der Unterschrift übereinstimmt, die im cod. H der paulinischen Briefe schon lange aufgefallen ist. Die verschiedenen syrischen und ägyptischen Übersetzungen, die äthiopische und arabische Übersetzung der Regel des Pachomius hat Butler selbst eingehender Untersuchung unterzogen. Mit dieser Litterarkritik hat

er die Vorarbeiten geliefert für seine angekündigte Ausgabe des griechischen Textes der „historia Lausiaca"; an sie schliefst sich in diesem Band eine „geschichtliche Kritik", welche nicht blofs die Übertreibungen von Weingarten mit Recht zurückweist, sondern auch die ältere Geschichte des Mönchtums bis auf Benedikt von Nursia und zumal des letzteren Wirken in ein möglichst günstiges Licht rückt, was bei einem Benediktiner doppelt begreiflich ist. Einzelnes wird dabei neuer Untersuchung bedürfen, z. B. das über die *κάτοχοι* des Serapis Gesagte, an der Hand von Preuschens Programm (Mönchtum und Serapiskult, Darmstadt 1899). Im ganzen ist die Arbeit aber das Muster einer liebevollen, eindringenden und darum auch ergebnisreichen litterarkritischen Untersuchung, und darum bestens zum Studium zu empfehlen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

71) **Harvard studies in classical philology.** Vol. IX. Boston, Ginn & Co.; Leipzig, O. Harrassowitz, 1898. 174 S. 8. geb. ℳ 8

Der Inhalt dieses vorzüglich ausgestatteten Bandes ist folgender: An der Spitze steht ein Nekrolog für Prof. George M. Lane († 30. 6. 1897) von Morris H. Morgan; im Anschlufs daran sind einige hinterlassene Papiere desselben veröffentlicht: Ramenta Plautina (zu Bacch. 5, 379, 770, 991); Kritische Bemerkungen zu Lucrez II 631, Quintilian I 4, 13, Tacitus Hist. I 67, Sallust Jug. 102, 1; Versteckte Verse bei Sueton sowie bei Cornificius, Cicero, Quintilian, Plinius d. Ä. und d. J.; zum Schlufs Bemerkungen zur lateinischen Syntax im Anschlufs an einige Stellen aus Schmalz, Latein. Syntax [3]. Ein zweiter Nekrolog aus der Feder von J. B. Greenough ist Prof. Frederic D. Allen († 4. 8. 1897) gewidmet; auf ein Verzeichnis seiner Schriften folgen ebenfalls einige hinterlassene Studien: The Thanatosscene in the Alcestis, three notes on Euripides (Alcestis und Medea), suspicions about 'Saturnian', etymologies (*κυβιστᾶν*, *saltus*), the Duenos inscription, the Delphian hymn to Apollo. Es folgt eine Abhandlung von Morris H. Morgan über versteckte Verse bei Livius, zu der Lane die Anregung gegeben hatte; sodann veröffentlicht W. M. Lindsay aus dem Nachlafs von J. H. Onions 'the Nonius glosses' der Codd. Harleianus 2719, Gudianus 96, Parisinus 7667 und Escorialensis M III 14 des Nonius, indem er einige Bemerkungen über das Verhältnis dieser Randglossen zu den Noniusglossaren und den Noniusexcerpten vorausschickt, die für die Textgeschichte der Compendiosa doctrina nicht ohne Interesse sind.

Der nächste Abschnitt des Bandes enthält Plautusstudien von Schülern Lindsays: R. C. Manning sucht an Beispielen aus Plautus und Terenz zu erweisen, dafs das von Klotz (Grundz. altröm. Metrik, S. 56) aufgestellte Gesetz betr. die Kürzungen in den inneren Senkungen der Jamben und Trochäen nicht zutreffend ist; H. M. Hopkins behandelt die Deklination der griechischen Namen bei Plautus (Auszug aus der Doktordissertation des Verf. „De vocabulis Graecis apud Plautum repertis“ 1898); H. W. Prescott stellt die These auf, dafs die Namen in den Szenenüberschriften der Palatinus-Rezension aus den Stücken selbst entnommen sind, daher nicht auf originaler Überlieferung beruhen, und sucht die Fälle zu erklären, die dieser Ansicht zu widersprechen scheinen; W. H. Gillespie bestreitet, dafs der Codex Vetus für die ersten acht Stücke dem Codex Ursinianus und der gemeinsamen Vorlage der Hss. E, V und J überlegen sei (O. Seyffert in der Berl. phil. Wochenschr. 1896, Nr. 49), setzt vielmehr alle drei gleich, so dafs die Übereinstimmung von zwei Gliedern der Gruppe gegen das dritte Glied den Ausschlag giebt für die richtige Lesart. Demgemäfs giebt er Aulul. 146 der Lesart „*facta volo*“ (so auch Goetz-Schoell) gegenüber dem „*facto volo*“ (wofür Leo „*factum volo*“ schrieb) des Vetus den Vorzug. J. A. Peters schreibt über Kürzung langer Vokale vor Muta cum liquida, A. A. Bryant über Plautinische Wörter und Wortgruppen (*operae pretium, Philippus, quid opust verbis* und *quid verbis opust, obsecro*); endlich stellt Lindsay selbst noch einige Bemerkungen zusammen, zu denen seine Schüler das Material gesammelt haben: Aussprache des ch (= χ) zur Zeit des Plautus, *tetini* und *tenui, omnis* und *totus, nullus* und *ullus*. Den Schlufs des Bandes bildet eine Untersuchung von A. W. Hodgman über die lateinischen metrischen Inschriften mit Ausschlufs der saturnischen und daktylischen, unter Zugrundelegung von Büchelers „Carmina latina epigraphica“. Zwei Register sowie die Porträts der Professoren Lane und Allen bilden die Beigaben.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

---

72) **Joseph Schreiner, Hercules redivivus.** Die Hauptgestalten der Hellenen-Sage an der Hand der Sprachvergleichung zurückgeführt auf ihre historischen Prototype. Sieben Retrometamorphosen. Mainz, Franz Kirchheim, 1899. 112 S. 8.

Wenn das vorliegende Buch nicht 112 Seiten und damit ein gehöriges Stück Arbeit umfassen würde, so könnte man sich trotz der Ver-

wahrung des Verfassers gegen den Vorwurf der Zufälligkeit oder Systemlosigkeit und seines Anspruches auf „verpflichtende Wissenschaftlichkeit" versucht fühlen, das Ganze für einen mit vielem Geschick durchgeführten schlechten Witz auf alle Mythenforschung zu halten. Es ist aber dem Verfasser offenbar ein heiliger Ernst mit dem Nachweis seiner Entdeckung, dafs „erwiesenermafsen zwischen der hellenischen Sage und israelitischer Geschichte eine konsequente sachliche und meist auch sprachliche Reciprocität bestehe, und dafs die Gestalten der hellenischen Sage nichts als Entlehnungen aus der israelitischen Geschichte seien, dafs z. B. der Vater Zeus nichts anderes sei, als der israelitische Vater David, Hephästos der lahme Mephiboseth, Vulkanus aber Thubalkajn, Pasiphae = Bathsebah sei u. dergl. mehr. An den paar angeführten Namen mag man zugleich sehen, was Verfasser unter Sprachvergleichung versteht. Obwohl er sein Prinzip der Namensvergleichung nicht auf die Sprachvergleichung überhaupt ausdehnen zu wollen erklärt, operiert er doch fortwährend mit der „Vokalfolge (Klangform)" und dem „ganzen Schallwert" der Namen. Also entfernte Anklänge genügen ihm schon als Stützen seiner kühnen Gleichungen, wenn sonst noch einiges zusammenzupassen scheint. So ist Moses einerseits = (Pro) Metheus und auch die Namensvermittelung Moyshês - Μηθεύς bietet dem Verfasser sichtlich keine ernste Schwierigkeit (S. 46); aber er hat auch noch eine andere Gleichung für Moses parat, Moses = Perseus, schon wegen der Aussetzung ins Wasser, sodann wegen der ehernen Schlange Nechûshah = Medusa: „Moyshês siegreich und wunderbar durch seine Nechûshah, Perseus siegreich und furchtbar durch seine Medusa". Hier wagt selbst Schreiner keine Namensvermittelung zwischen Moses und Perseus zu denken, aber er weifs, dafs Moses ursprünglich Osarsiph geheifsen habe und das genügt zu dem Beweis, dafs Osarsiph = Perseus, also auch Moses = Perseus ist. Endlich bringt es Verfasser auch noch fertig, den Mose, der auch Musa heifse, mit den Musen in Zusammenhang zu bringen; die zehn Gebote, die eigentlich blofs neun seien, seien die neunfache Gabe der Gottesoffenbarung aus der Hand des Mose, und die neun Musen demnach, die ursprünglich ausschliefslich als die Vermittlerinnen der göttlichen Offenbarung gegolten, die mythischen Trägerinnen dieser Himmelsgabe, benannt nach ihrem geistigen Vater selbst. Doch genug des grausamen Spiels! Wir möchten im Interesse des Verfassers wünschen, es wäre nur ein Spiel, unter diesem Gesichtspunkt ist das Buch stellenweise ganz amüsant; aber er hat,

wie es scheint, allen Ernstes im Sinne, noch mehr „Spatenstiche auf dem Riesen-Trümmer-Felde der alt-hellenischen National-Galerie" zu thun, da er im Vorwort sein Buch als ersteu Spatenstich (warum nicht Spaten-Stich?) bezeichnet. Da er um gütige Nachsicht in Beurteilung dieses ersten Spatenstiches bittet, so wird dem Beurteiler die Gegenbitte um gütige Nachsicht mit den Lesern erlaubt sein, die ihn bei der „anerkannten Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Vorgehens" gerne der Mühe weiterer Spatenstiche überhoben sehen werden.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

73) **Hugo Winckler, Der alte Orient.** Gemeinverständliche Darstellnngen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 1. Jahrgang. Heft 1: Die Völker Vorderasiens. Heft 2: Die Amarna-Zeit, von **Carl Niebuhr.** Leipzig, J. C. Hinrichs, 1899. 36 u. 32 S. 8. Jahrg. ℳ 2, Heft 60 ₰.

Es ist entschieden ein glücklicher Gedanke der Vorderasiatischen Gesellschaft, neben den wissenschaftlichen Mitteilungen, die sie seit 1896 veröffentlicht, auch gemeinverständliche Darstellungen herauszugeben. Bei dem billigen Preise der Hefte gelingt es hoffentlich, das Interesse für die Geschichte der ältesten Kulturen, auf denen doch die spätere Zivilisation beruht, und für die Funde und Ausgrabungen in immer gröfsere Kreise zu tragen. Für den klassischen Philologen speziell bringen die Funde oft unerwartet neue Aufklärung.

Im ersten Heft behandelt Winckler die Völkerstämme Vorderasiens. Von den Sumerern, dem vorsemitischen Kulturvolk in Babylonien, ausgehend, schildert er die Wanderungen der Semiten aus der Halbinsel Arabien, die arabische, aramäische, kananäische, babylonisch-semitische Einwanderung, dann das Vordringen der Chatti- oder Hethiter-Stämme aus Kleinasien, deren Inschriften noch der Entzifferung harren. Hethiter beherrschen vom 14. bis 12. Jahrhundert Syrien und einen gröfseren Teil Kleinasiens; Lykier in Lykien nnd Lykaonien und Leukosyrer, die nichts mit *λευκός* zu thun haben, gehören zu ihnen. Einwanderungen teils aus Enropa, teils aus dem Osten verschieben die Völkergrenzen in jenen fernen Zeiten wie im Mittelalter: Reiche der Muski, Tabal (*Μόσχοι, Τιβαρηνοί*), Chilakku (*Κίλικες*) entstehen und schwinden. — In Armenien, das von den Wanderungen wiederholt berührt wird, ziehen zuletzt Indogermanen ein; indogermanische Meder und Perser werden dann die Herren

Vorderasiens. Die alte Kultur Elams stammt von Babylon, das Land bewahrte aber bei eigener Sprache lange seine selbständige Stellung. Ausgrabungen werden auch hier noch weitere Aufklärung bringen.

Heft 2: Die Amarna-Zeit, Ägypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna. 1888 wurden von Fellachen im Thal El-Amarna in Mittelägypten mehrere vermorschte Holzkisten gefunden mit Thontafeln, die mit babylonischer Keilschrift beschrieben sind. Es sind fast lauter Briefe von vorderasiatischen Fürsten oder ägyptischen Beamten an die ägyptische Regierung. Was sich über den Hof und die Verwaltung der Ägypter, über die religiösen Bestrebungen des Königs Amenophis IV., der den alten Götterdienst durch eine Art Monotheismus zu Gunsten der Sonnenscheibe zu ersetzen versuchte, was sich ferner über das Verhältnis Ägyptens zu den unabhängigen Staaten Vorderasiens und den Vasallen in Syrien aus den erhaltenen Tafeln ergiebt, wird von Niebuhr eingehend dargelegt. Es ist bekanntlich durch die Tafeln zum erstenmale festgestellt, dafs das Babylonische damals die internationale Verkehrssprache zwischen den verschiedenen Höfen Vorderasiens gewesen ist.

Referent wünscht dem Unternehmen recht erfreulichen Erfolg; mögen dazu vor allem die Altphilologen und Historiker beitragen!

Oldesloe. **Reimer Hansen.**

74/75) **Louis Favre, Dictionnaire de la prononciation française.** Paris, Firmin-Didot et Cie, o. J. 343 S. 8. 6 Frc.

Louis Favre, Observations préliminaires sur la Réforme de l'Orthographe française. Paris, Maison Didot, o. J. (Sep.-Abdr. a. d. Dictionnaire etc.) 71 S. 8. 1 Frc.

Das vorliegende Werk enthält eine Vorrede von hundert Seiten, welche den Zweck und die Methode des Buches erörtert, die angewendeten phonetischen Transkriptionen erklärt und Bemerkungen über die Aussprache und deren Tendenzen und über die Reform der französischen Orthographie vorbringt. Der Einleitung schliefst sich die bekannte von Gréard an die Kommission des Wörterbuches der französischen Académie gerichtete Note an.

Wie Michaelis-Passy, sucht auch Favre den **Zweck** seines Unternehmens in ein gutes Licht zu stellen: es fülle eine Lücke aus, man beklage sich schon lange über das Nichtvorhandensein eines handlichen

Lexikons der französischen Aussprache. Nach Verf. giebt es, abgesehen von Féline, kein Wörterbuch, das die französische Aussprache genau wiedergäbe. Somit ist Favre Michaelis-Passys Dictionnaire phonétique unbekannt, von dem sich sein eigenes Werk hauptsächlich dadurch unterscheidet, dafs hier die Wörter nach der offiziellen Orthographie geordnet angeführt werden und die landläufige Aussprache daneben verzeichnet wird, wogegen dort die offiziellen Wortformen erst auf die alphabetisch geordneten, phonetisch transkribierten Wörter folgen. Dieser Umstand mag als ein Vorzug des Favreschen Buches betrachtet werden; denn es ist kaum anzunehmen, dafs ein Franzose, der seinen Zweifel an der Richtigkeit dieser oder jener Aussprache zu lösen trachtet, jemals erst Elementarphonetik studieren werde, um im M.-P.schen Dictionnaire nachschlagen zu können.

Übrigens bin ich weit entfernt, die Ansichten der Verfasser über den Wert und die Wichtigkeit der Aussprachewörterbücher im allgemeinen und ihrer Dictionnaires im besonderen zu teilen. Neben vielen ihnen anhaftenden Nachteilen vermag ich ihnen nur eine lichte Seite abzugewinnen, den Vorzug des Handlichseins; sonst erscheinen mir beide Werke als, besonders für Deutsche, ganz überflüssige Erscheinungen auf dem Gebiete des Buchhandels. Die mit höchstem Fleifs ausgearbeiteten Wörterbücher von Sachs-Villate sind Meisterwerke der Lexikographie und in jeder Beziehung unübertroffen: hier erfährt man die offizielle Wortform, eine klare, systematische, wohl überlegte, auf feinere phonetische Schattierungen eingehende Aussprachebezeichnung, welche auf dem Urteil einer ganzen Commission von Franzosen beruht, hier findet man daneben die deutschen entsprechenden Worte samt Phraseologie, Synonymik und Antonymik. Für Deutschland ist also das Bedürfnis nach irgendwelchem Aussprachewörterbuch nicht vorhanden. Aufserdem weist das Favresche Werk, wie wir im Folgenden sehen werden, Mängel auf, die es als ganz und gar nutzlos erscheinen lassen [1]).

Der Verf. giebt an, welche **Methode** zu befolgen wäre, stellt die Beobachtung der Aussprache zahlreicher Individuen aus verschiedenen Volksklassen, Berufen etc. als notwendig hin, gesteht aber selber, dies sei ihm unmöglich gewesen (S. 11 der Vorrede), so dafs wir schliefslich doch nur

1) Bei mehr als neun Zehnteln der frz. Wörter steht die Aussprache fest; es genügte, meiner Ansicht nach, ein Verzeichnis des letzten Zehntels zu geben.

des Autors eigene Aussprache erfahren, die man aber jedenfalls als die Normalanssprache der gebildeten Nordfranzosen ansehen kann. Abgesehen von einigen seltenen Fällen, wie z. B. tiuré für curé [1]) findet man bei Favre von den bekannten volkstümlichen und vulgären Steckenpferden Passys keine Spur. Wenn man überhaupt einen Vergleich machen darf, so wird man Passy neben Sweet, Favre neben Soames stellen.

Die verwendete **Transkription** ist eine vorzügliche, das an die offizielle Wortform gewohnte Auge nicht verletzende [2]). Sie ist eigentlich eine logisch vereinfachte Form der offiziellen Orthographie, zu der diese letztere mit der Zeit wird notwendig gelangen müssen. Der einzige Mangel, dem übrigens leicht abzuhelfen wäre, ist der Gebrauch von kursiven Buchstaben für nasale Vokale, von kursivem **ou** für velares **u**, von kursivem **eu** für die gerundeten palatalen **ö** (œ), wogegen die nichtkursiven **ou**, **eu** die im Französischen höchst selten vorkommenden Diphthonge **o-u**, **e-u** bezeichnen sollen. Sonst kommt bei Favre die unschöne Alphabetmischung und Buntheit des Michaelis-Passyschen Transkriptionssystems nicht vor.

Mit Favres **phonetischem System** können wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Die Einteilung der Konsonanten in Labiales, Lingnales und Palatales ist unwissenschaftlich, unpraktisch und irreführend. Dasselbe gilt von den Vokalen: z. B. **u** in dur kommt zwischen **o** in beau und **ou** in douze zu stehen; — **à** ouvert für **a** in vague und **á** fermé für **a** in pâtre sind weder theoretisch noch praktisch gerechtfertigte Bezeichnungen; — die vokalischen Laute in me, te, se werden den mehr oder weniger hörbaren auslautenden Elementen in douce, douze gleichgestellt und noch immer e muets genannt; — ganz überflüssig ist es, den franz. Lautbestand mit einem nasalen **ou** (das **ou** in douze) zu bedenken, weil in der Anssprache Einzelner das span. ayunta-

---

1) Hier, wie sonst oft, zeigt es sich, dafs Verf. in der Geschichte der Phonetik schlecht bewandert ist. Er glaubt der erste zu sein, der den nasalen Verschlufsdurchbruch in tnai (tenailles) entdeckt habe; dasselbe gilt von der Überpalatalisierung des **k** in curé (tiuré), einem Laut, den er als un son intermédiaire entre le son dur t et le son dur ch (š), son simple qui n'est pas formé par la succession de deux sons erklärt. An und für sich ist es gleichgültig, dafs der Kenner der Geschichte der Phonetik in diese Entdeckerfreude nicht einstimmen kann.

2) **s** wird vor **a**, **o**, **u** durch **ç**, vor **e**, **i** durch **c**, sonst durch **s** bezeichnet; die offizielle Orthographie wird womöglich geschont: sellerie: sè le ri, céleri: cè le ri. Die Nasalität wird durch **n** ausgedrückt.

miento und das engl. plum-pudding jenen nasalen Laut enthalten [1]); viele dagegen, zu denen ich aber nicht gehöre, werden dem Verf. beipflichten, wenn er alle nasalen Vokale auf offene Mundvokale mit Nasenresonanz zurückführt.

Ebenso mangelhaft erscheint auch die Erklärung der Diphthonge, deren Existenz der Verf. noch immer zuläfst: deux voyelles forment diphtongue quand elles se prononcent sans temps d'arrêt intermédiaire apparent [Stimmtonunterbrechung gemeint], was natürlich falsch ist; zu den fallenden Doppellauten rechnet er auch Vokal + l mouillé, wobei das zweite Element als i demi-muet hingestellt wird (bail — hai; babil — babii). — oi ist noch immer ein zwischen oa und oua liegender, sich öfter dem oa als dem oua nähernder Diphthong. — Es soll Fälle geben, wo es unbestimmt ist, ob die Gruppe diphthongisch oder zweisilbig ist, z. B. délié, déjoué (richtig: einsilbig in der Umgangssprache, sonst zweisilbig). — Der Verf. läfst für das Französische auch Triphthonge zu: ioa in houilloire, agenouilloir, ploir (richtig: halbkons. j mit bilabialem Reibelaut w). Dagegen kann es niemand dem Verf. verargen, dass er die Graphie der halbkonsonantischen i, u, ou beibehält und nicht durch die häfslichen und den Aufänger irreführenden j, ẅ, w wiedergiebt.

Der kurze Überblick über die Konsonanten bietet zu wenigen Bemerkungen Veranlassung: Die „durchgängige" Bezeichnung des gn mit ni dürfte keine allgemeine Anerkennung finden. Noch weniger empfehlenswert erscheint es, in Worten wie fatalisme, drachme, technique den stimmhaften z- und g-Laut als regelrecht, den stimmlosen s- und k-Laut als sekundär hinzustellen (consonne douce qui tend vers la consonne dure correspondante, S. 20 der Vorrede; Favre meint damit augenscheinlich eine „teilweise" Assimilation an den folgenden Nasenlaut). Aus bekannten Gründen wird der Deutsche gut daran thun, die stimmhafte Aussprache nie zuzulassen, sondern die Laute stimmlos auszusprechen und die folgenden Nasale mehr oder weniger zu devokalisieren.

Es sei noch erwähnt, dafs Regeln und Definitionen oft in unklarer, unwissenschaftlicher Form vorgebracht werden: die Verwechselung von accentuer mit articuler führt irre; das nasale an (= ã) wird gebildet par la „superposition" de deux éléments sonores, et

1) Die Annahme eines offenen ou (Vorrede S. 28) stimmt mit der Tabelle nicht überein und dürfte als ein Druckfehler zu betrachten sein.

non par leur succession (superposition ist nur „lokal“ zulässig); la voyelle nasale est plus longue lorsqu' elle est suivie d'une „syllabe muette“ que lorsqu'elle ne l'est pas.

Da Favres Dictionnaire auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erhebt, so erscheinen die erwähnten Mängel als unbedeutend und entschuldbar. Leider weist das Buch noch andere Schattenseiten schlimmster Art auf, welche die „vollständige Nutzlosigkeit“ des Werkes darthun.

1. S. 12 der Vorrede heifst es: „Nous ne noterons dans la prononciation que les particularités saillantes, celles que certains dictionnaires de l'écriture ont essayé de donner! nous laisserons de côté les autres particularités (que les phonéticiens étudient avec raison), que l'oreille perçoit, il est vrai, mais n'analyse pas facilement quand elle n'est pas exercée.“ Zu diesen für ein ungeübtes Ohr schwer zu analysierenden und folglich in einem Aussprachewörterbuch aufser acht zu lassenden Eigentümlichkeiten gehört nach Favres Ansicht der Unterschied zwischen off. **a** (pas) und geschl. **a** (part), off. **o** (sotte) und geschl. **o** (sot), off. **eu** (veulent) und geschl. **eu** (veux): folglich bleibt der Unterschied zwischen den Vokalen in châsse und chasse, mot und motte, diseur und diseuse unbezeichnet. Es finden einzig und allein die off. **è** und die geschl. **é** Berücksichtigung [1]).

2. Die Quantitätsverhältnisse der Vokale verzeichnet Favre nicht; rose und rosse werden mit qualitativ und quantitativ gleichwertigem Vokal transkribiert: ro ze und ro ce. Abgesehen von der oben erwähnten Regel über Nasalvokale ist im ganzen Buche nicht das flüchtigste Quantitätsgesetz zu finden.

3. Die betonten Silben werden von den unbetonten nicht geschieden: als Beispiele für kurzes und langes offenes **o** werden mort und objet (statt etwa mort und morte) angeführt [2]).

---

1) Für die Qualität und Quantität der Vokale wird man auf des Verf. „Traité de Diction“ verwiesen.

2) Hie und da taucht eine unbestimmte Regel auf, mit der man nicht viel anzufangen weifs. Die Bemerkung auf S. 16 der Vorrede glaube ich mit Recht auf die tonlosen Vokale beziehen zu können: „Lorsque le son noté é traduit la graphie ai, ou ei, ou e suivi de ss, il est é moyen ... plus rapproché de l'é fermé; dasselbe soll der Fall sein für é + Kons. + i + Vok., wie in sérieux. Soviel ich aus Stichproben schliefsen kann, ist für die Aussprache des Verf. tonloses é oder è im Silbenauslaut mehr geschlossen (é), im Silbeninlaut mehr offen (ẹ): des-

4. Die sogenannten e sourds (unser umgestürztes ə) und e muets (bei uns unbezeichnet, weil nicht hörbar) der offiziellen Orthographie werden überall, sowohl im Auslaut als im Inlaut, beibehalten, ohne Rücksicht auf das Wesen der Konsonanten und deren Gruppen: vague wird als va ge, douze als dou ze, douce als dou ce, acte als ak te, dite als di te transkribiert, obgleich in den letzten drei Fällen das auslautende e unhörbar ist und der Konsonant ebenso gut im phonetischen Auslaut steht wie etwa in bec — bèk. Ebenso outremer — ou tre mer, pailleté — pa ie té, obschon im ersten Falle das e hörbar (ə), im zweiten unhörbar ist.

Ein für den Philologen und Orthoepisten wichtiges Kapitel hätte der Abschnitt über die heutigen Ausspracheschwankungen und Aussprachetendenzen werden können; er blieb leider im embryonischen Zustande. Harm- und anspruchslos sind die Beobachtungen in dieser Hinsicht. Wir erfahren, daſs Lehrer und Professoren die Neigung haben, die geminierten Konsonanten doppelt auszusprechen, daſs die (bekanntlich halboffenen) einsilbigen mes, tes, ses, les bei den Schauspielern, insbesondere in der Tragödie stark offen lauten, daſs das „stumme oder halbstumme e" der sogenannten „stummen Silben" in gehobener Rede wie ein „a demi-muet" lautet (ich denke, wenn nicht mundartlich, an ungerundetes ə), so in muse — mu za, daſs Leute, die das Schriftbild vor den Augen haben, leicht geneigt sind, alle durch ê, ai, ei bezeichneten Laute offen auszusprechen [auch Ungebildete sprechen tête, vrai, peine offen aus], etc. Man erfährt weiter, daſs auslautendes ai, aid, aie, aix, ay, ays weniger offen ist als offenes è (hier liegt Dialekt oder Verwechselung von Qualität mit Quantität vor [1]): plaie, paix, plaire, père haben dieselbe Öffnung), daſs der Einfluſs der Orthographie auf die Aussprache täglich bedeutender wird und die auslautenden Konsonanten immer mehr zur Geltung gelangen (z. B. district mit k, cric mit k, but mit t, legs mit g; fouet, fouetter, souhaiter werden jetzt wieder mit ouè statt mit oa ge-

sertir = dé cèr tir, dagegen beides, é und è, in médecin = mé (mè) de cin [ich füge hinzu: mé, wenn ə von de hörbar, mè, wenn es stumm ist: médəsin aber mètsin]. Natürlich nimmt Verf. auf Nebenton und Tonlosigkeit keine Rücksicht. — Ich, meinerseits, bleibe bei der Behauptung, daſs ein Vokal, der aus der betonten Stellung in die tonlose tritt, „immer nur wenig" von seiner Qualität einbüſst; Favre bezeichnet sowohl céleri als sellerie mit è, ich würde das erste mit é, das zweite (Einfluſs des Wortes selle) mit è bezeichnen.

1) peine erscheint hier mit langem è (kurz in der normalen Aussprache).

sprochen, etc.), lauter Sachen, die sämtlich bereits mehr oder minder gut beobachtet wurden. — Richtig und interessant ist die Bemerkung, dafs in der Gruppe Muta + r + i + Vok. (z. B. in meutrier) die Muta vom folgenden r etwas getrennt ausgesprochen wird, etwa wie meurterier (richtiger: Verschlufsdurchbruch mit frei anschliefsendem, unbeeinflufstem r); doch ist diese Erscheinung viel allgemeiner, wie ich des Öfteren in meinen phonetischen Arbeiten nachgewiesen habe (volkst. nous mourerions, poure rien, défenderions). Schliefslich sei noch erwähnt, dafs oua für ua in situation, v für u in duel, ouè für oè in Noël, assimiliertes conzvoir und gonzvoir für concevoir zu meidende Vulgarismen sind. Dagegen bemerkt der Verf. mit vollem Recht, dafs die Neigung besteht, duel, cruel, tuer wie deuel, creuel, teuer auszusprechen (d. h. mit einem dem é (è) assimilierten u, welches somit zu ö (œ) geöffnet wird).

Die Einleitung schliefst mit der bekannten Note Gréards an die Académie française; es ist überflüssig, auf dieselbe näher einzugehen. Der Verf. dringt, wie Gréard, auf eine logische allmähliche Reform der französischen Orthographie: L'application complète faite d'un seul coup changerait trop pour quelque temps l'aspect de notre langue écrite, ce qui aurait quelques inconvénients pratiques ... Il convient que nous fassions sagement le chemin „par étapes convenablement réglées“ (S. 44). Diese Gelegenheit benutzt Verf., um gegen die Académie, die so oft wiederholten Anwürfe zu machen und sie der Inkonsequenz zu zeihen, er geht so weit, dafs er die bekannte Scene aus Molières Bourgeois Gentilhomme (Akt. II, Sc. 6) ernst auffafst und dem grofsen Lustspieldichter einen Mangel an phonetischen Kenntnissen vorwirft (!). Die Académie mag vieles auf dem Gewissen haben, man darf aber nicht mehr herausfinden wollen als sie verschuldet hat. Ich halte es für geradezu läppisch, behaupten zu wollen, die Académie sei daran schuld, dafs das Französische 61 Schreibweisen für a, 76 für é (è), 52 für o gebrauche, und damit eine recht hohe Zahl erreicht werde, die Graphie uem für a in éloquemment, uet für è in guet, eauds für o in rougeauds anzuführen. Die Académie mag oft unlogisch verfahren sein; der Verf. findet aber aufserdem noch Fehler, die im Wörterbuch nicht vorkommen; die siebente Auflage (1879) hat nur Matthieu und nicht, wie Favre behauptet, Matthieu neben Mathieu; — libre-échange steht immer mit dem Bindestrich gedruckt —; wenn

sie das eine Mal riche en bien-fonds, das zweite Mal riche en biens-fonds schreibt, so haben wir es dort mit einer kollektiven Einzahl, hier mit einer Mehrzahl zu thun; dasselbe mag für tomber en ruine und tomber en ruines gelten, die ich beide für richtig halte; — hat (mit hörbarem t: Fischschwanz) darf kein accent circonflexe haben, wohl aber trinôme, da das Wörterbuch auch binôme, quadrinôme verzeichnet; — ich finde nur das richtige rubacelle und kein rubabelle; — eucraisie für eucrasie dürfte wirklich ein Druckfehler sein, könnte aber doch wohl neben fantaisie bestehen; tadelnswerter ist die Abwesenheit des Gegensatzes dyscrasie; — excision kommt nie als Masc. vor; — sous-seing als Subst. mufs den Bindestrich haben (S. 774), ganz richtig aber ohne trait-d'union in promesse sous seing privé, acte fait sous seing privé, weil sous seing privé hier eine adverbielle Redensart ist; — in c'est un sans-cœur erkennt man sogleich, dafs infolge des knapp vorhergehenden c'est un homme sans cœur der Strich ausgefallen und der Fehler auf die Rechnung des Druckers zu setzen ist. Schliefslich wenn die Académie coreligionnaire, recepage, revision, tetin, teton, tetine [1]), -eterie (marqueterie, mousqueterie) schreibt und daneben in Klammern keine Aussprache angiebt, so will sie diese Wörter regelrecht mit ə (wie es die gebildeten Pariser thun) ausgesprochen wissen; dasselbe gilt von cannelier, ficelier, vermicelier, lunetier, raquetier, aiguilletier, die samt und sonders, wie chapelier, mit ə oder, wenn die Konsonantengruppe es erlaubt, ohne ə auszusprechen sind. Littré kann für die heutige Aussprache nicht mehr in Betracht kommen. Es steht dem Verf. natürlich frei, in allen diesen Fällen é oder è zu gebrauchen; nur darf er nicht seine Aussprache als eine normale vorschreiben und die Académie der Inkonsequenz [2]) zeihen. Sie schreibt credo, proscenium, a posteriori, cœcum (wobei sie auf das richtigere caecum verweist) mit e (œ) ohne accent aigu, weil sie diese Wörter als Fremdwörter betrachtet, fügt aber in Klammern hinzu,

1) Bei tetor schreibt der Verf. die Aussprache téter vor; die Académie verzeichnet teter und fügt in Klammern hinzu: On prononce et on écrit aussi téter. Die Form vétyver wird der Form vétiver nicht nur nicht vorgezogen, sie kommt im Wörterbuch der Ac. überhaupt nicht vor.

2) Der Verf. verfällt selbst in diesen Fehler; er schreibt bald orthographe (S. 2) bald orthographie (S. 1, 44), welches heute eine ganz andere Bedeutung hat.

dafs das e wie ein geschlossenes é auszusprechen ist. Bei optime ist im Wörterbuch é und nicht, wie Verf. meint, è vorgeschrieben.

Aus dem Gesagten kann man ersehen, wie schwer es ist, dem Favreschen Dictionnaire de la Prononciation française eine gute Seite abzugewinnen Ich kann zum Schlusse mein Urteil dahin zusammenfassen, dafs ein Wörterbuch der französischen Aussprache, welches weder die Qualität noch die Quantität der Vokale verzeichnet, ganz und gar wertlos ist.

Prag. **G. Rolin.**

---

76) **Otto Ritter, Anleitung zur Abfassung von französischen Briefen.** Dritte Auflage. Berlin, J. M. Spaeth, 1899. IV u. 192 S. 8. ℳ 2,25.

Das Buch enthält auf den ersten 16 Seiten eine kurze Unterweisung über die Äufserlichkeiten und die formellen Anforderungen eines französischen Briefes, sodann in seinem Hauptteile 227 französische Briefe, Billette und Anzeigen, von denen eine ganze Anzahl den veröffentlichten Korrespondenzen hervorragender Männer entnommen ist. Daran schliefsen sich (von S. 139—176) 50 deutsche Briefe zum Übersetzen. Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Kenner der französischen Sprache, der überall feinen Geschmack in der Auswahl seines Materials und auch grofses pädagogisches Geschick in den Übersetzungshilfen zu den deutschen Briefen beweist. Wertvoll für den praktischen Gebrauch des empfehlenswerten Buches ist die am Schlufs gegebene alphabetische Übersicht über den Inhalt der Briefe.

Halle a. S. **Karl Weber.**

---

77) **Schiebé-Odermann, Manuel de Correspondance commerciale suivie d'une Phraséologie française-allemande.** Achte Auflage. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1899. XXIV u. 320 S. 8.

Zum dritten Male hat hier Karl Gustav Oderman, der frühere Direktor der Leipziger Handelsschule, die Handelskorrespondenz von Schiebé herausgegeben. Der reichhaltige Stoff ist in 14 Abschnitte eingeteilt: Zirkulare, Briefe über Bank- und Wechselgeschäfte, Zahlungen, Wertpapiere, Empfehlungs- und Kreditbriefe, Erkundigungen und Auskünfte u. s. w. Für mehrere dieser Abschnitte ist das Material wieder in Unterabteilungen

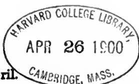
angeordnet, wie besonders in denen über Bankgeschäfte und Warengeschäfte, so dafs an Übersichtlichkeit das Mögliche geleistet ist, zumal auch noch die Überschrift jedes der 480 mehrfach untereinander zusammenhängenden Briefe über ihren Inhalt orientiert. Sehr schätzenswert sind die klar und recht verständig abgefafsten Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, die ebenso wie die Briefe ein ungezwungenes Französisch bieten. Überhaupt berührt es angenehm, dafs sich die Briefe von den vielfach herkömmlichen kaufmännischen Geschmacks- und Sprachwidrigkeiten frei zu halten suchen. — Anmerkungen zu den einzelnen Briefen giebt ein Anhang unter dem etwas anspruchsvollen Titel: Phraséologie française-allemande (S. 290—320). Das Werk, das aufs beste empfohlen werden kann, ist gut ausgestattet.

Halle a. S. **Karl Weber.**

Vakanzen.

Arnstadt, R.S. Obl. Math. u. Nat. Dir. Prf. Dr. Leimbach.
Barmen, R.G. Obl. Math. u. Nat. Curatorium.
Danzig, R.G. zu St. Johann. Hülfsl. Math. u. Nat. 2000—2400 M. Magistrat.
Detmold, G. Hülfsl. Klass. Phil. Dir. Dr. Gebhardt.
Hanau, O.R.S. L. f. N. Spr. Curatorium.
Hildesheim, H.T.S. Obl. Rel. u. Gesch. Bis 15./4. Dir. Dr. Fröchting.
Konstantinopel, Deutsche R.S. L. f. N. Spr. 2700—6000 M. u. fr. Wohnung. Dir. Dr. Schwallo.
Oberhausen, R.G. Obl.: 1) Math. u. Nat.; 2) N. Spr.; 3) kathol. Religionsunterricht. Dir. Dr. Poppelreuter.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 7. April. Nr. 7, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

78) **G. M. Edwards, The Hellenica of Xenophon,** books I and II, edited with introduction and notes by **G. M. E.** Cambridge, at the University Press, 1899. XLVIII u. 168 S. 8.

Edwards' Ausgabe der Hellenika ist in erster Linie dazu bestimmt, Schülern oberer Klassen, denen die Lektüre des Thukydides noch zu viele Schwierigkeiten bereitet, die Kenntnis eines für die griechische Verfassungsgeschichte so wichtigen Zeitabschnittes zu vermitteln.

Diesem Zwecke dient vor allem eine ausführliche Einleitung, die sich über Xenophons Leben und seine Griechische Geschichte verbreitet und auch andere Autoritäten, welche die von Xenophon geschilderte Zeit behandelt

haben, neben Andokides, Isokrates, Lysias und dem inschriftlichen Material vor allem die wichtige Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener, in anerkennenswerter Weise berücksichtigt. — Der Text der Ausgabe beruht im wesentlichen auf Kellers kritischem Apparat; an mehreren Stellen geht jedoch der im ganzen konservativ gerichtete Herausgeber selbständig zu Werke, indem er nicht wenige ihm unnötig erscheinende Konjekturen Cobets ablehnt und sich der Lesart der Handschriften enger anschliefst. Die Anmerkungen belehren unter gewissenhafter Beobachtung des klassischen Sprachgebrauchs über grammatische Erscheinungen und klären — mitunter durch längere Citate aus Grote, Holm, Curtius u. a. — über das geschichtliche und geographische Material in ausreichender Weise auf. Ein Index zu den Noten sowie zwei Kartenskizzen erhöhen die Brauchbarkeit des Büchleins, dessen Druck und Ausstattung der Cambridger Universitätsdruckerei zur Ehre gereichen.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

79) **Les fabulistes Latins** depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen-âge par **Léopold Hervieux. Eudes de Cheriton et ses dérivés.** Paris, Firmin Didot & Cie. 482 S. 8.

Soweit Odo de Ceritonia als Fabeldichter in Betracht kommt, ist er hier mit seinen Nachahmern herausgegeben worden. Das Werk Hervieux's erhält damit seinen Abschlufs. Odo hat nämlich manche der alten Fabeln aufbewahrt und umgestaltet: insofern gehörte er zu dem Hauptwerke, das die alten lateinischen Fabeldichter und ihr Nachleben im Mittelalter zur Anschauung bringen sollte. Ihn dort einzufügen verwehrte Hervieux aber die Erwägung, dafs er auch viele eigene Fabeln hat, die mitsamt den alten wieder in andere Schriftsteller übergegangen sind. So hat er denn diesem Triebe an dem Baume lateinischer Fabeldichtung einen besonderen Band gewidmet. Die umfangreiche Einleitung (S. 1—170) behandelt das Leben des Verfassers, seine Werke im allgemeinen, und dann gesondert die Fabeln und die Gleichnisse mit den Nachahmern, die jene wie diese gefunden haben, und giebt zugleich ausführliche Nachweise über die Handschriften und Ausgaben. Daran schliefsen sich (bis S. 482) die Texte mit kritischen Anmerkungen und ausführliche Register.

Ein eingehender Bericht verbietet sich leider in diesen dem Altertume gewidmeten Blättern. Ich bemerke nur kurz folgendes: Was Hervieux, der von Hause aus kein Philologe ist, vielleicht ursprünglich an philo-

logischer Fachbildung abging, das hat er reichlich nachgeholt und besonders hat er sich in langjähriger juristischer Thätigkeit die Fähigkeit erworben, Zeugen zu verhören, die den Zeugnissen zugrunde liegenden Thatsachen herauszuschälen und andererseits Thatsachen und Urteile scharf zu sondern. Geadelt aber wird diese Fähigkeit, ohne welche die wissenschaftliche Arbeit ja nicht möglich ist, durch seinen Wahrheitssinn. Nichts liegt ihm bei der Erörterung von Streitfragen ferner, als den Leser blenden zu wollen. Er erläfst sich und diesem auch nicht die geringste Thatsache, die in Betracht kommen kann, und nur Schritt für Schritt führt er uns weiter. Wir können ihm vielleicht nicht überall folgen, aber wir sehen genau den Punkt, wo, und die Gründe, warum unsere Wege sich trennen: denn er ermöglicht eben dem Leser ein eigenes Urteil, wie er ihn auch, unterstützt durch aufserordentliche Gelehrsamkeit, auf die Quellen weiterer Belehrung hinweist.

Auf buchhändlerische Erfolge hat Hervieux — sein Phaedrus hat freilich schon die zweite Auflage erlebt — nicht gerechnet, beim Odo überhaupt nicht rechnen können. Sein Absehen war das Studium der Fabeldichter und ihres Nachwirkens zu beleben. Von Herzen wünschen wir ihm, dafs er die Hoffnungen, die ihn bei seiner mühseligen Arbeit aufrecht erhalten haben, sich verwirklichen sieht.

Marienburg. **Fr. Heidenhain.**

---

80) **Theodor Vogel, Zur Charakteristik des Lukas nach Sprache und Stil.** Eine philologische Laienstudie. Zweite vornehmlich für jüngere Theologen völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Dürr, 1899. 70 S. 8. ℳ 1.20.

Die erste Auflage dieser „Laienstudie“ (1897. 49 S. 8. 85 Pf.) kenne ich nur aus mehr oder weniger eingehenden Anzeigen, z. B. aus der von G. Heinrici (Theol. Littztg. 1898, Sp. 236—238); über das Verhältnis der zweiten zur ersten Auflage kann ich also nicht mehr sagen, als was aus dem angegebenen Umfang (49:70), aus dem Titel und dem kurzen Vorwort hervorgeht, dafs wir es mit einer fast völlig neuen Bearbeitung zu thun haben, die nun in gelehrterem Gewande auftritt, aber doch nicht eigentlich theologischer Art sein will. Vollständig unterschreiben aber kann ich das Lob, das schon der ersten gespendet wurde, dafs es eine ungemein ansprechende und zugleich fördernde Arbeit ist, die Philologen wie Theologen sehr zu empfehlen ist. Nicht wie ein inquirierender

Staatsanwalt, noch weniger als vile corpus für Sezierübungen behandelte der Verfasser, ein ehemaliger Jugendlehrer und vielbeschäftigter älterer Beamter, in spärlichen Mufsestunden die Schriften des Lukas, sondern mit liebevoll und sorgsam beobachtendem Auge achtete er auf alle Einzelheiten in Sprache und Darstellung, und gelangt dadurch zu der an Gewifsheit streifenden Wahrscheinlichkeit, dafs sie in der That ganz von dem Reisebegleiter des Paulus herrühren, dessen Herkunft aus Antiochien schon eine sehr alte Tradition (Julius Africanus) behauptet und Act. 13, 1 ff. fast zur Gewifsheit erhebt. Von Einzelergebnissen hebe ich hervor, dafs dem Verfasser eine Benutzung der Archäologie des Josephus von seiten des Lukas für unerwiesen, dagegen Bekanntschaft mit dem jüdischen Krieg für möglich, bis zu einem gewissen Grad für wahrscheinlich gilt, noch mehr Bekanntschaft mit Polybius, Dioscorides, dem zweiten Buch der Makkabäer. Zu letzterem mache ich darauf aufmerksam, dafs die Reliquien der in diesem Buch gefeierten Märtyrer schon sehr früh in Antiochien verehrt wurden. Den Schlufs der Apostelgeschichte kann der Verfasser sich nur so erklären, dafs Lukas eine ergänzende Fortsetzung in Aussicht genommen hatte; vielleicht wird ihn um so mehr die Arbeit von R. B. Backham interessieren (A plea for an early date of the Acts: The Journal of Theological Studies, Oct. 1899), der das Fehlen jeder Andeutung über das spätere Schicksal des Paulus dadurch erklärt, dafs es eben damals, als Lukas schrieb, noch unentschieden war. Nicht ganz richtig ist die Bemerkung S. 15, dafs Lukas mit andern hebräischen Wörtern Rabbi vermeide und dafür teils διδάσκαλος, teils, nach den LXX und zwar er ganz allein, 6 mal ἐπιστάτης brauche. Dies letztere findet sich ja allerdings in der LXX mehrfach, aber für ganz andere hebräische Equivalente. Für hebräisches Rabb hat es nur Symmachus, Jer. 39, 13, wo Aquila, was bei Hatch-Redpath unter διδάσκαλος nicht zu finden ist, dieses zu haben scheint. Zu den Spuren paulinischen Sprachgebrauchs, die der Verfasser vermifst, dürfte doch wohl δικαιοῦσθαι Ev. 18, 14. Act. 13, 38 zu rechnen sein. Dafs W. Nestle neuerdings (Philologus 1900, 46 ff) sogar Anklänge an Euripides in der Apostelgeschichte finden wollte, wird nach Vogels Ausführungen vielleicht weniger auffallend erscheinen als vorher. Sehr bedeutsam ist die Zustimmung des Verfassers zu der Hypothese von Blafs, dem er in der Hauptsache völlig recht giebt. Durch eine Vergleichung der Satzanfänge in beiden Rezensionen (δε, τε u. s. w.) dürfte sich dies noch fester begründen lassen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

81) **A. v. Mess, Quaestiones de epigrammate Attico et tragoedia antiquiore dialecticae.** Diss. inaug. Bonn, 1898. 43 S. 8.

Der Verfasser untersucht den Gebrauch von $\alpha =$ ion. η in den Inschriften, der Elegie und der Tragödie der älteren Zeit. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, das er S. 41 folgendermafsen zusammenfafst: *spero me aliquatenus demonstrasse et lapidum et codicum testimoniis sermonem poeticum Atticum non ad unam normam redigendum, sed praeditum esse varietate quadam, quae ex eius historia atque fontibus explicetur.*

Dieser Grundsatz ist, soviel ich sehe, jetzt allgemein anerkannt; es handelt sich nur darum, wie er praktisch angewandt wird, und da scheint mir der Verfasser in der Zulassung der fremden Elemente zu weit zu gehen. Es ist gewifs richtig, dafs der Einflufs der homerischen Dichtungen ein grofser war und sich nach allen Seiten hin geltend machte; ich selbst nahm wiederholt Anlafs, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen. Trotzdem mufs man daran festhalten, dafs er sich eben doch nur in homerischen Wörtern und Wortverbindungen äufsern kann. Eine Form wie *Πυθαγόρην* in der attischen Inschrift C J A. IV. 1, 491 p. 115 = Hoffmann 32 kann damit nicht erklärt werden, und ebenso wenig läfst sich daraus der Schlufs ziehen: *neque est quod postuletur constantia severa in terminationibus (sc. in Solonis elegiis), quippe cum iam apud Homerum verba quaedam α pro η habeant, ut θεά Αἰνείας alia* (S. 28). Im Gegenteil, gerade weil bei Homer schon eine so feste und bestimmte Norm hinsichtlich der Endungen herrscht, mufs man annehmen, dafs dies auch bei den Elegikern und sonst der Fall war. Ähnlich urteile ich über das Vorkommen von Dat. auf *ησι* neben *αισι* bei Äschylos und Sophokles.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

82) **Dissertationes philologae Vindobonenses.** Vol. VI. Wien, A. Hoelder, 1898. 190 S. 8.

Der vorliegende Band enthält drei Abhandlungen: 1. Herm. Klauser, De dicendi genere in Nicandri Theriacis et Alexipharmacis quaestiones selectae (S. 1—92); 2. Ed. Smutny, De scholiorum Terentianorum, quae sub Donati nomine feruntur, auctoribus et fontibus quaestiones selectae (S. 93—138); 3. Friedr. Gatscha, Quaestionum Apuleianarum capita tria (S. 139—190). Auf Nr. 1 einzugehen mufs ich mir versagen, da mir der daselbst behandelte Gegenstand zu fern liegt; um den Inhalt

der dritten Arbeit wenigstens anzudeuten, will ich die Überschriften der drei Kapitel anführen: I. De Apuleio studioso poetarum Latinorum lectore; II. De Apulei sermone numeris adstricto und III. De codice Laurentiano XXVIII 2, qui in editionibus littera φ significatur. (14 Seiten Nachträge und Berichtigungen zu van der Vliets Ausgabe der Metamorphosen, die zu dessen eigenen Ergänzungen in Mnemos. XXV 386 ff. noch hinzukommen). Die an zweiter Stelle veröffentlichte Dissertation ist dem sogenannten Donatkommentar zu fünf Komödien des Terenz gewidmet. Dieser Kommentar, der in zahlreichen Handschriften erhalten ist, von denen jedoch nur eine dem XI. und eine dem XIII. (beide unvollständig), alle übrigen aber dem XV. bezw. XVI. Jahrhundert angehören, bietet, abgesehen von grofsen textkritischen Schwierigkeiten, eine ganze Reihe von Problemen, deren Lösung bisher trotz vieler Versuche noch nicht völlig gelungen ist; dazu gehört in erster Linie die Frage nach der Entstehung des überlieferten Kommentars. Dafs derselbe in der vorliegenden Fassung nicht von dem bekannten Grammatiker Aelius Donatus herrührt, trotzdem die Handschriften dies in den Subskriptionen angeben, ist längst erkannt, wie anderseits, eben auf Grund der handschriftlichen Zeugnisse, zuzugeben ist, dafs die überlieferte Scholienmasse den wirklichen Donatkommentar zur Grundlage hat. Daraus ergiebt sich nun die Frage, auf welche Weise der vorhandene Kommentar entstanden ist, welche Scholien als echt, welche als spätere Zusätze anzusehen sind und woher die letzteren stammen. Um sie beantworten zu können ist es notwendig, die überlieferten Scholienkonglomerate in ihre Bestandteile zu zerlegen; darauf gilt es, Kriterien ausfindig zu machen, die eine Scheidung der Einzelscholien in echte Donatscholien und Interpolationen ermöglichen. Neben solchen Kriterien, wie Wiederholungen, Doppelscholien, Widersprüchen in der Erklärung einzelner Stellen, hat man da besonders die Beziehungen zu dem rhetorischen Kommentar des Eugraphius (Gerstenberg) und zu dem Vergilkommentar des Servius, der seinerseits ein gleiches Werk des Donat verarbeitet hat, als Anhalt benutzt. Smutny schlägt nun noch einen anderen Weg ein; von der richtigen Voraussetzung ausgehend, dafs Donat für seinen Terenzkommentar die Arbeiten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete ausgebeutet habe, untersucht er, wieweit sich Spuren der Gelehrsamkeit eines Varro, Verrius Flaccus u. a in den Scholien nachweisen lassen und nimmt an, dafs die betr. Stellen aus älteren Kommentaren (Probus, Asper, Acron) in den Donatkommentar und von da in die überlieferte Scholiensammlung

übergegangen sind. In der letzteren werden Probus und Asper öfter genannt, von Probus auch bezeugt, dafs eine Varrostelle durch seine Vermittelung in den Terenzkommentar gelangt ist; vom Kommentar des Helenius Acron hat uns Julius Romanus bei Charisius eine Anzahl Stellen erhalten, doch sind es zu wenige, um mit ihrer Hilfe zu umfassenderen Resultaten zu gelangen. Immerhin ist der von Smutny eingeschlagene Weg gangbar und geeignet, die Ausscheidung der echten Donatscholien bis zu einem gewissen Grade zu fördern; eine Division ohne Rest erscheint freilich nach Lage der Dinge unmöglich. Was Smutnys Resultate im einzelnen betrifft, so kann ein grofser Teil derselben Zustimmung finden; in manchen Fällen mufs ich dieselbe freilich versagen, ohne indes hier weiter darauf eingehen zu können. Ebenso verzichte ich darauf, Smutnys Erörterung der Euanthiusfrage, mit der er sich im ersten Teil seiner Dissertation beschäftigt, an dieser Stelle zu besprechen, nur will ich hervorheben, dafs er, m. E. mit Recht, gegen Sabbadini daran festhält, dafs der erste Teil der Einleitung über die Komödie von Euanthius herrührt.

Die Arbeit ist nicht ganz frei von Mängeln, die aber darin ihre Entschuldigung finden, dafs der Verfasser die Drucklegung nicht mehr erlebt hat, die Herausgeber aber absichtlich am Manuskript nichts geändert haben.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

---

83) **J. Marquart, Chronologische Untersuchungen,** Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1900. 86 S. 8. (S. A. a. d. Philologus, Supplementband VII, 1899. S. 637—720.)

In der vorliegenden Schrift ist der Verfasser an die Behandlung einiger der schwierigsten Fragen auf dem Gebiete der altorientalischen Geschichte herangetreten und hat neue Lösungen derselben auf Grund des bisher vorliegenden Materials vorgeschlagen. Zunächst bespricht er das Verhältnis des Berossos und der babylonischen Königsliste. Dann folgen Studien zur Chronologie der Hyksos, wobei vor allem der Nachweis versucht wird, dafs Manetho nur eine Hyksosdynastie kannte, deren Geschichte sich in verhältnismäfsig kurzer Zeit abspielte. Ausführlicher werden dann die Exodusberichte des Manetho und des Chaeremon und die biblische Josephsgeschichte besprochen. Erstere werden auf die Religionsreformen Amenophis' IV. bezogen. Als „historisches Vorbild“ Josephs glaubt der Verfasser den aus den Tell el Amarnabriefen bekannten, in dem nach Niebuhr im Nildelta gelegenen Jarimuta residierenden hohen Beamten Janchamu

aus der Zeit Amenophis' IV. aufstellen zu können, ein Vorschlag, der vielfachem Widerspruch begegnen wird und dem sich auch Ref., der nach wie vor an der vollen Geschichtlichkeit des biblischen Josephs selbst festhält, nicht anschliefsen kann. — Im Zusammenhang mit dieser Frage werden die Kämpfe der Chabiri gegen Kanaan, die Einwanderung der Hebräer, bez. ihrer Stämme, u. s. w. erörtert. Ein weiterer Abschnitt ist den verwickelten Fragen bezüglich der manethonischen Listen für die 18. und 19. Dynastie gewidmet; ein letzter der Chronologie der Äthiopen und der Saiten, d. h. der 25.—26. Dynastie. Verzeichnisse der behandelten Stellen der Klassiker und der biblischen Bücher und Namensregister bilden den Schlufs.

Wir müssen uns an dieser Stelle mit dieser kurzen Inhaltsangabe begnügen. Eine eigentliche Besprechung wäre bei der Verwickeltheit der Fragen nur unter Nachprüfung und Behandlung der einzelnen Angaben und Belege möglich, und würde daher, selbst wenn man sich auf einen der behandelten Punkte beschränkte, mehr Raum beanspruchen, als hier zur Verfügung steht, auch auf Gebiete führen, die der Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift fern liegen. Aber, das müssen wir hervorheben, dafs die vorliegenden Untersuchungen mit grofsem Scharfsinn und auf Grund eingehender Studien und Materialkenntnis angestellt worden sind. Auch da, wo sie nur hypothetische Resultate ergeben, oder auch Widerspruch hervorrufen werden, sind sie geeignet, die Behandlung der besprochenen Punkte zu fördern, die einzelnen Punkte der Lösung näher zu bringen. Solches Ergebnis aber erscheint für jetzt das höchste, welches an den meisten Punkten auf dem Gebiete der altorientalischen Chronologie erhofft werden kann. Zum endgiltigen Abschlufs die Fragen hier zu bringen, wird wohl erst einer fernen Zukunft gelingen, wenn dieselbe über ein unverhältnismäfsig gröfseres Material verfügen kann, als es jetzt zu Gebote steht. Als eine wertvolle, zu erneuter Diskussion anregende Vorarbeit auf dem Wege zu diesem Ziele begrüfsen wir Marquarts Untersuchungen.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

84) **Pöhlmann, Sokrates und sein Volk.** Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit. Achter Band der Historischen Bibliothek. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg, 1899. 133 S. 8. ℳ 3.50.

Im Gegensatz zu der auf Hegel zurückgehenden, neuerdings von Gomperz in seinem Werk über „griechische Denker“ vertretenen An-

schauung, welche in dem Schicksal des Sokrates das Ergebnis eines Konfliktes zwischen zwei an sich gleichberechtigten Prinzipien, dem Recht der Erschliefsung neuer Bahnen für die grofse Persönlichkeit und dem Recht der Selbstbehauptung für das Gemeinwesen, sehen will, weist Pöhlmann mit der siegreichen Kraft einer tiefgründigen wissenschaftlichen und sittlichen Überzeugung nach, dafs es sich hier vielmehr um den Gegensatz zwischen der durch die freie Entfaltung der geistigen Individualität bedingten „Vollkultur“ und den tieferen Bewufstseinsschichten der Massenanschauungen und Massengefühle gehandelt hat: nicht der griechische „Volksgeist“ stand einem mit ihm unverträglichen Einzelbewufstsein gegenüber, denn dieser Volksgeist selbst hat sich in einer fortgesetzten Kritik der geistigen Führer des Volks am Bestehenden durch die Jahrhunderte hindurch entwickelt; sondern eine Zufallsmajorität, die sich zur Vertreterin mittelalterlicher Halbkultur machte, indem sie den der augenblicklich herrschenden Richtung unbequemen Vertreter eines höheren sittlichen und wissenschaftlichen Standpunkts brutal beseitigte, setzte sich in Widerspruch mit dem Begriff des Kulturstaates, der seinen höchsten Aufgaben nur dadurch gerecht werden kann, dafs er die Hindernisse der freien geistigen Bewegung aus dem Weg räumt. Dieser Staatsbegriff hatte zu der Zeit, wo die athenische Demokratie sich in der Rolle einer Hüterin der Rechtgläubigkeit gefiel, doch in anderen griechischen Staaten, er hatte zu anderen Zeiten auch in Athen selbst praktische Geltung, und er mufste sie haben, damit die griechische Zivilisation das werden konnte, was sie geworden ist: die in mancher Hinsicht edelste Ausprägung, die die Vollkultur bisher gefunden hat. An dem Schicksal des Sokrates war also nicht irgend eine thatsächliche Staatsgefährlichkeit des Mannes schuldig, die bei ihm so wenig zutraf wie bei irgend einem der anderen bahnbrechenden und deshalb der Tradition und den geltenden Autoritäten kritisch gegenüberstehenden Geistern Griechenlands, sondern der zeitweilige Sieg der fortschrittfeindlichen Auffassung, als ob Staat und Volksleben identisch wäre mit dem gerade herrschenden Bruchteil des Volkes, wobei es gleichgiltig ist, ob dieser Bruchteil aus einer numerischen Mehrheit der Gesamtbürgerschaft besteht oder nicht. Rezensent steht nicht an, zu erklären, dafs nach seiner Ansicht Pöhlmann sich mit dieser Schrift ein grofses Verdienst erworben hat nicht blofs um das richtige geschichtliche Verständnis der Katastrophe des Sokrates, sondern namentlich auch durch den nachdrücklichen Hinweis auf die Gefahr, die aus einer gedankenlosen

Ineinssetzung von Freiheit und Majoritätsherrschaft aller wahren Freiheit erwächst.

Cannstatt. **Th. Klett.**

85) **H. S. Anton, Die Mysterien von Eleusis.** Mit zwei Illustrationen und einer Karte. Naumburg a. d. Saale, Albert Schirmer, 1899. 88 S. 8. ℳ 3.

Es ist die Arbeit eines Verstorbenen, die wir vor uns haben, die er aber noch selbst vollständig zum Druck vorbereiten konnte. Er spricht in der Vorbemerkung das Bedenken aus, ob es nicht gewagt erscheinen könnte, nachdem in den letzten Jahren viel über die Eleusinien geschrieben und gesprochen worden, noch einmal darüber zu handeln. Aber er hat recht, wenn er in dieser Litteratur eine eingehendere Beschreibung des Verlaufs und Zeremoniells des Festes, eine nähere Kennzeichnung der einzelnen Akte und Teile der Feier vermifst, und um diese Lücke auszufüllen, hat er es unternommen, die zerstreuten Notizen zusammenzustellen und den Versuch gemacht, ein Gesamtbild zu entwerfen. Und wir dürfen anerkennen, dafs dieses im ganzen wohlgelungen ist. Dafs im einzelnen vieles ungewifs und zweifelhaft bleiben mufste, hat er selbst wohl gewufst. Darum wäre es unrecht, hier auf Meinungsverschiedenheiten einzugehen, denen der Verf. nicht mehr entgegnen kann, oder Punkte hervorzuheben, an denen vielleicht noch etwas gröfsere Deutlichkeit zu erzielen gewesen wäre. Wo wir uns bei dem Mangel unserer Nachricht über unser Nichtwissen bescheiden müssen, da sucht er uns auch nicht darüber hinwegzutäuschen. Der Abdruck der Belegstellen ist in hohem Grade erwünscht, nur müssen wir hier die bedauerliche Thatsache feststellen, dafs namentlich die griechischen Texte an einer Menge teils leichter aber doch störender, teils aber auch geradezu entstellender Druckfehler leiden. Aus diesem Grunde wäre es für das Buch vorteilhafter gewesen, wenn es in einer mit dem Druck von griechischen Texten mehr vertrauten Offizin hergestellt worden wäre. Sonst ist die Ausstattung gut und gefällig und das Buch daher allen, die sich in leichter und ansprechender Form über diesen Gegenstand belehren wollen, zu empfehlen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

86) **C. Hachtmann, Pergamon eine Pflanzstätte hellenischer Kunst.** Mit 30 Abbildungen (Gymnasialbibliothek, herausgegeben von H. Hoffmann, Heft 32). Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 111 S. 8. ℳ 1.80.

Seiner anziehenden Schrift über Olympia hat Hachtmann die ebenbürtige Schilderung der zweiten griechischen Kunststätte folgen lassen, die durch deutsche Ausgrabung wieder erschlossen worden ist. Die Vorzüge der ersten Arbeit zieren auch die zweite: schlichte und anschauliche Darstellung der gesicherten Ergebnisse ohne Eingehen auf streitige Punkte, Hervorhebung des Wissenswürdigsten aus der Geschichte der Stadt und ihrer Ausgrabungen; dann folgt eine klare Übersicht über die Akropolis und ihre Bauten und eingehende Beschreibung des Hauptwerks, der Gigantomachis, sowie der sonstigen Überreste pergamenischer Plastik und eine kurze Charakteristik der pergamenischen Plastik. Dabei darf nicht übersehen werden, dafs bei dem gegenwärtigen Stand der Arbeiten über Pergamon die Aufgabe erheblich schwieriger war, als bei Olympia. Aber der Verfasser hat sie glücklich gelöst und es ist nur zu wünschen, dafs das schlichte Buch auch in den Kreisen, für die es hauptsächlich bestimmt ist, die Aufnahme finden möge, die es verdient, und dafs die dadurch ausgestreute Saat gute Früchte tragen möge.

Im einzelnen weifs Ref. nichts Besonderes an der Schrift auszustellen. Nur der Telephosfries ist vielleicht etwas zu kurz weggekommen, doch findet dieser Mangel einigermafsen darin seine Entschuldigung, dafs die Reste desselben doch in einem allzu trümmerhaften Zustand erhalten sind, um eine allgemein verständliche Betrachtung zuzulassen. Doch hätten wenigstens unter der Litteratur die verdienstlichen Untersuchungen Karl Roberts im 2. und 3. Band des archäologischen Jahrbuchs erwähnt werden sollen. Auch wo der Erwähnung des Gigantenkampfs bei Horaz gedacht wird (S. 47), wäre vielleicht noch an den Versuch Trendelenburgs Arch. Anz. 1898 S. 127 zu erinnern gewesen, der in Hor. od. 2, 19, 21 ff. eine Reminiscenz des Dichters an den pergamenischen Fries erkennen will, bei der freilich dem Dichter ein lapsus memoriae passiert wäre, da der löwenwürgende Gott im Fries nicht Bacchus ist, wie in jener Strophe. S. 103 wird die sogenannte Medusa Ludovisi noch als Meduse erklärt, während die Auffassung jetzt mit Recht allgemein aufgegeben ist. Doch verkennt der Verfasser selbst nicht das Ungewisse dieser Erklärung und darin, dafs sie in den Kreis der pergamenischen Kunst gehört, hat er

gewifs recht. Die Abbildungen genügen im allgemeinen dem vorliegenden Zweck, wenn auch verschiedene minder gute darunter sind. Dafür entschädigt die sehr hübsche und mit Berichtigungen des Entwurfs von F. Thiersch nach diesem neugezeichnete Ansicht der Akropolis, die als Titelbild gegeben ist.

Calw. **P. Weizsäcker.**

87) **F. Völker, Berühmte Schauspieler im griechischen Altertum.** Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge Heft 327. Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter, 1899. 33 S. 8. *M* —.75.

Mit Fleifs und Geschick findet sich in dem Heftchen zusammengestellt, was über die Persönlichkeit einzelner Schauspieler im alten Griechenland überliefert ist. Die Notizen sind in den Quellen weit verstreut; die Arbeit des Sammlers war darum nicht weniger mühevoll als verdienstlich. Dafs die Stellung der Schauspieler im allgemeinen recht geachtet war, dafs man sie gern zu diplomatischen Sendungen gebrauchte, ist bekannt. Doch auch von ganz modern klingenden Einrichtungen, Gastspielen, Geldbufsen für Kontraktbruch und hohen Schauspielerhonoraren liest man mit Interesse. Wie übrigens die ganze etwas trockene Aufzählung und Zusammenstellung als Vortrag wirkungsvoll gewesen sein soll, kann sich Referent nicht recht vorstellen. Auch dürften in einem Vortrag am wenigsten sprachliche Härten unterlaufen wie die folgende (S. 4): „Schon in der in der sog. *νέμησις ὑποκριτῶν* enthaltenen Bestimmung . . . tritt die mehr selbständige Stellung der Schauspieler in die Erscheinung.“ Indessen mag die Wiederholung für das Auge störender sein als für das Ohr.

Büdingen (Hessen). **O. Dingeldein.**

88) **J. P. Waltzing, Introduction à la critique des textes latins,** basée sur le texte de Plaute par **W. M. Lindsay,** traduit par W. Paris, C. Klincksieck, 1898. VI u. 170 S. kl. 8. (Nouvelle collection à l'usage des classes XXIV.)

Waltzing giebt in der Einleitung an, sich darauf beschränkt zu haben, den englischen Text abgesehen von einigen Veränderungen, Zusätzen und Auslassungen, die Lindsay selbst angegeben habe, zu übersetzen. Aufserdem hat er den Index nicht unerheblich erweitert und eine Übersicht der angeführten Stellen hinzugefügt. Für die Beurteilung des Buches können

wir daher im wesentlichen auf das verweisen, was wir über das Original gesagt haben (Neue philol. Rdsch. Jahrg. 1897, Nr. 19). Die Zusätze der Übersetzung sind meist von geringer Bedeutung, am wichtigsten ist, was über den Codex des Turnebus (T) gesagt ist, von dem es im Original heifst, es seien nur einige einzelne Lesarten aus ihm erhalten, er schiene B völlig gleich und folglich von grofsem Werte zu sein, während die Übersetzung, gestützt auf eine inzwischen erschienene Schrift von Lindsay (Codex Turnebi of Plautus, Oxford 1898), lehrt: — nous n'avons conservé qu'une collation de quelques pièces et, pour les autres, des lectures isolées. T appartenait à la même famille que nos autres mss. minuscules, mais était indépendant de l'archétype du temps de Charlemagne. Il avait par conséquent une grande valeur.

Weit umfangreicher sind die Auslassungen des Übersetzers. Lindsay nämlich führt die Fehler des plautinischen Textes hauptsächlich auf sieben Quellen zurück, die er in ebenso vielen Kapiteln seines Werkes behandelt (errors of emendation, errors of transposition, errors of oermission, errors of insertions, errors of substitution, confusion of lettres, confusion of contractions), um am Schlusse der meisten unter Annahme der eben von ihm behandelten Art der Verderbnis Heilungen des Textes zu versuchen.

Diese Konjekturen Lindsays hat Waltzing sämtlich gestrichen. Nach dem, was ich in der Anzeige von Lindsays Buch auseinander gesetzt habe, kann ich nicht finden, dafs durch diese Weglassungen der Wert des Werkes wesentlich beeinträchtigt ist.

Die Übersetzung ist gewandt, Druck und Ausstattung gut.

Wohlan. **Leopold Reinhardt.**

---

89) **F. Sommer, Die Komparationssuffixe im Lateinischen.** Leipziger Habilitationsschrift. Strafsburg, Trübner, 1899. Sonderabdruck aus Band XI Heft 1/2 der „Indogermanischen Forschungen". 98 S. 8.

Der Verfasser der vorliegenden Habilitationsschrift, welche sich durch umfassende Kenntnis und ebenso scharfsinniges, wie besonnenes Urteil auszeichnet, hat in derselben die indogermanischen Komparationssuffixe *-io- -ero- -tero-*, und *-ios-*, von denen die ersteren drei allerdings im Lateinischen nicht in komparativischer Funktion erscheinen, einer eingehenden kritischen Darstellung unterzogen, deren Hauptergebnisse sicher die Zustimmung der Fachgelehrten finden werden. Auch manche aufserhalb des

durch den Titel der Schrift hinlänglich gekennzeichneten Gebietes liegende Fragen der lateinischen Grammatik haben in dieser Arbeit anregende und belehrende Behandlung erfahren. Dafs sich auch Bedenken hinsichtlich einiger vom Verfasser unserer Schrift aufgestellten Anschauungen erheben lassen, thut dem Werte der Schrift, die als ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Litteratur der indogermanischen Sprachwissenschaft bezeichnet werden mufs, keinen wesentlichen Eintrag.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

90) **W. Votsch, Grundrifs der lateinischen Sprachlehre,** Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1898. 190 S. kl. 8. ℳ —.80.

Ein sehr geschickt angelegtes Büchlein ist es, das uns hier in der Göschenschen Sammlung geboten wird. Wohl enthält die Formenlehre nur das Allerwichtigste (S. 12—66), wohl fehlt die Wortbildungslehre gänzlich, aber die Syntax ist so planmäfsig aufgebaut und so trefflich bearbeitet, dafs man sie jedermann empfehlen kann, der sich die Grundzüge der lateinischen Sprache in kurzer Zeit aneignen will. V. geht im Anschlufs an Kerns Reformvorschläge vom einfachen Satze aus, behandelt zunächst das finite Verb, das Subjekt und das Attribut, dann das Prädikat und seine Bestimmungen, den Infinitiv und das Gerundium, schliefslich die Arten des einfachen Satzes; daran reiht sich die Erörterung des zusammengesetzten Satzes sowie eine kurze Darstellung des Periodenbaus und der Wortstellung. Die gegebenen Regeln werden überall durch passend ausgewählte Beispiele veranschaulicht, die namentlich aus Cicero und Cäsar genommen sind und bei denen auf Kürze, leichte Erlernbarkeit und bedeutenden Inhalt besonderer Nachdruck gelegt zu sein scheint. Gelegentlich werden stilistische Bemerkungen eingestreut, z. B. S. 142 über das Asyndeton, ab und zu finden sich auch hübsche Zusammenstellungen, z. B. S. 145 über *faciam, facere volo* und *facturus sum* oder S. 154 *victorem victis parcere aequum est* und *quod victor victis pepercit, ei non dedecori est.* Zu loben sind endlich die Fingerzeige, die für die richtige Auffassung von Konstruktionen gegeben sind, z. B. *nubere:* sich verhüllen für, heiraten und bei *obtrectare,* entgegenwirken, verkleinern.

Manches erscheint bei einer so gedrängten Darstellung als entbehrlich wie S. 146 die Auseinandersetzung über den lateinischen Briefstiel oder S. 186 über die Paranthese. Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten be-

gegnen selten; einige will ich herausgreifen: Das § 76 stehende Beispiel ***mortes cum gloria,*** ruhmvolle Todesarten, pafst nicht zu der angegebenen Regel über die adverbialen Attribute „als Ersatz fehlender Adjektiva“; denn ***mors gloriosa*** ist im klassischen Latein nicht selten und findet sich z. B. bei Cicero de fin. II, 97, Tusc. I, 116, divin. I, 51. Die zu dem Satze ***naturam si sequemur ducem, nunquam aberrabimus*** gegebene Belegstelle ist unrichtig; er steht de off. I, 100. Die S. 76 gebotene und durch ein Beispiel erläuterte Regel: „Die vom Adjektiv abgeleiteten Adverbien sind im Deutschen von der unflektierten Form desselben nicht unterschieden und daher nicht immer leicht erkennbar“ müfste in einer lateinischen Grammatik doch wohl anders lauten.

Eisenberg S.-A. **O. Weise.**

---

91) **O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk.** Aus Seminarvorträgen. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger. IV u. 486 S. 8.

Der Verf. hat dies Werk als zweiten Teil seiner im Jahre 1883 veröffentlichten Schrift „Aus der Praxis“ herausgegeben und der ganzen Darstellung die Form von Seminarvorträgen, aus denen das Buch hervorgegangen ist, belassen. Wie alles, was Oskar Jäger schreibt, erfrischend und erquickend wirkt durch die Verschmelzung von gesunder Lebensweisheit und eindringender fachmännischer Lehre, dargeboten in einer lebendigen, oft von Humor gewürzten Darstellung, so gilt dies in besonders hohem Mafse von dem vorliegenden Buche. Er stellt sich die Aufgabe, dem jungen, in sein Amt eintretenden Lehrer das ganze Feld seiner demnächstigen verantwortungsreichen und schwierigen Thätigkeit in einer zusammenhängenden Übersicht vor Augen zu stellen. Plan und Gang des Buches ist folgender. Im ersten Teil (S. 5—235) führt Verf. seine Zuhörer bis Untersekunda von Klasse zu Klasse und innerhalb der Klasse von Fach zu Fach; es ist ihm darum zu thun, schon hier die Bedeutung und Höhe der Aufgabe des Lehrers zu würdigen, um dem Irrtume zu begegnen, als wäre in den unteren Klassen das Unterrichten ein Handwerk, in den oberen eine Kunst; wenn auch überall eine Menge kleiner praktischer Handgriffe gezeigt werden, Winke, die sich zum Teil auf Äufserlichkeiten beziehen („Hausregeln“ nennt sie der Verf.), so ist doch von der untersten Stufe an das Lehren und Erziehen als erhabene Kunst zu betrachten und zu behandeln, und so geht das Unterweisen im Handwerks-

mäfsigen mit der Lehre vom Künstlerischen Hand in Hand; Kunst und Handwerk sind beim Unterrichten untrennbar mit einander verbunden. Im zweiten Teil (S. 235—320) werden einige Grundbegriffe des Erziehens und Unterrichtens am Gymnasium besprochen, nicht in rein theoretischer und streng systematischer Weise; mehr als einmal warnt Verf. vor dem blofsen Schematismus, vor der alexandrinischen Art des Schematisierens mit Divisionen und Subdivisionen, überall führt er in das Praktische der Lehrthätigkeit ein. In diesem Teil kommen zur Behandlung: „Disziplin, einiges vom erziehenden Unterrichte, Schulandachten, Turnen, Naturleben der Schule, Schule und Elternhaus, Selbsterziehung des Lehrers.“ Man sieht, Verf. will kein abschliefsendes System geben, aber eine Summe von praktischen Gesichtspunkten wird eröffnet und Ausblicke nach den verschiedensten Seiten werden daran geknüpft, die Belehrung auf den mannigfaltigsten Gebieten gewinnen lassen. Der dritte Teil (S. 320—465) nimmt die Wanderung durchs Gymnasium wieder auf und führt durch Obersekunda, Unter- und Oberprima, schreitet aber nun innerhalb jedes einzelnen Faches von Klasse zu Klasse fort. Ausgeschlossen von eingehender Behandlung sind hier nur Mathematik und Naturwissenschaften, aus keinem anderen Grunde als, wie Verf. seinen Zuhörern offen bekennt, weil sie hierin von ihm nichts lernen können; eine sokratische Weisheit, die vielleicht auch nicht unfruchtbar ist. Ein kurzer vierter Teil (S. 466—486) betitelt sich „Anhang“ und enthält „Ratschläge für das Hospitieren“ u. s. w., auch manche andere gute Lehren, z. B. über Vertretungsstunden, zuletzt „einige Thesen als Vorlage für eine Schlufsbetrachtung, oder den Kandidaten beim Scheiden mitgegeben“. Auch diese Aphorismen zeugen von der praktischen Erfahrung und dem weiten Blick des Verf., alle sind anregend, alle geben zu denken.

Die ernsten Wahrheiten, die Jäger darzubieten hat, kommen nicht selten in paradox klingender Form zum Ausdruck. In denjenigen Partieen, die wir für diese Blätter vor allem in Betracht zu ziehen haben, in den Besprechungen der fremdsprachlichen Fächer, ist Jäger vornehmlich Autorität als Didaktiker. Und da ist es interessant wahrzunehmen, dafs er, ohne die Neuerungen der letzten Jahrzehnte geringschätzig zu beurteilen, überall dem guten Alten die Ehre giebt, und wo es angeht, empfiehlt er gern die mit Unrecht so viel gescholtene „alte“ Methode, die noch nicht so streng in der Stellung, Begrenzung, Teilung der Aufgabe und in der Darbietung des Stoffes war, wie es heute aus Angst vor Überbürdung der Schüler

verlangt wird. Wenn Verf. dabei manchmal recht energische und eingehend begründete Einwendungen gegen die Lehrpläne von 1892 vorbringt, so geht er doch keineswegs darauf aus, an diesen nur Kritik zu üben, im Gegenteil folgt er auf der ganzen Wanderung durch das Gymnasium der durch die Bestimmungen des preufsischen Lehrplanes gegebenen Ordnung. Wie es dem Verf. durchweg darum zu thun ist, dafs seine Zuhörer in die Lehrpraxis eingeführt werden, so giebt er auch gern bei seinen ausführlichen Darlegungen einzelne Beispiele, die dem wirklichen Schulleben entnommen oder für dieses verwendbar sind, und diese praktischen Beispiele sind mitunter recht ausführlich mitgeteilt. Was Jägers Auffassung von der Bedeutung und dem Werte des Unterrichts in den klassischen Sprachen im allgemeinen betrifft, so hören wir hier überall den begeisterten Philologen; dafs der Verf. nicht blind ist gegen die Vorzüge der neueren Sprachen und ihren Wert als wissenschaftliches Bildungsmittel, hat er in dem vorliegendem Werke wie vor Jahren in seinem „Testamente" zur Genüge bewiesen. Nur gegen unverständige oder einseitige Überschätzung der einen und Unterschätzung der anderen erhebt er seine gewichtige Stimme.

Wir möchten die Lektüre von Jägers Buch jedem Lehrer empfehlen; auch der ältere wird es mit Genufs lesen und viel Fesselndes und Anregendes darin finden, wenngleich die ausgeprägte Subjektivität des Verf., die zumal bei der von ihm gewählten Form der „Seminarvorträge" scharf genug hervortritt, nicht selten zum Widerspruch reizt. Eine Inkonsequenz ist uns aufgefallen, deren Bemerkung wir nicht unterdrücken können. Verf. fordert gelegentlich, z. B. für die Lektüre des Homer, dafs man nicht nur einzelne Abschnitte nimmt, eine Chrestomathie zurecht macht, sondern ein Ganzes, ein Buch in dem vom Schriftsteller gegebenen Zusammenhange liest; — und dabei geben unter den Auspizien und dem Namen des Verf. eine Anzahl Schülerausgaben (auch von Homer) hinaus, die in der von ihm selbst hier getadelten Weise bearbeitet sind!

S. 256 Z. 3 v. u. ist statt „Stufe" zu lesen „Strafe".

Hanau. **O. Wackermann.**

92) **G. Sand: La Mare au Diable.** Für den Schulgebrauch bearbeitet von **J. Haas.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. 8. (Nr. 19 der Perthesschen Schulausgaben engl. und franz. Schriftsteller.) geb. ℳ 1.20.

Eine Bearbeitung der „Mare au Diable“ in erster Reihe für die unteren Klassen der höheren Mädchenschulen war ein Bedürfnis. Der Herausgeber möchte vorliegende Ausgabe für das 7.—8. Schuljahr der Mädchenschulen bestimmt wissen und war daher (vgl. Vorwort) bemüht, in den erklärenden Anmerkungen „eher zu viel als zu wenig zu geben“. Doch hätte — ohne daſs dadurch der eigentliche Boden der Grammatik betreten worden wäre — auf die Bedeutung von que (in: Quand on ent enfin trouvé une belle allée . . . et qu'arrivé . . S. 26), von à moins de (à moins d'être ivre S. 27), von ne pas non plus (S. 28) und auf die von aimer à S. 54 in den Anmerkungen besser nicht verzichtet werden sollen. In dem beigegebenen Sonderwörterbuch, das sorgfältig ausgearbeitet ist, fehlt unter droit dessen dortige Bedeutung „schlicht“ (une histoire . . . aussi droite S. 3).

Der Herausgeber hat mit Geschick bedenklichere Stellen des Textes ausgemerzt. Die infolge der Kürzungen bedingte Änderung in der Kapiteleinteilung ist keine wesentliche zu nennen.

Vorliegende Ausgabe der „Mare au Diable“ mit ihrem klassischen Stil, ihrem Natur und Volksleben nahestehenden Inhalt dürfte sich nicht nur für Mädchenschulen eignen, sondern auch für andere Schulgattungen, namentlich Realschulen.

Kenzingen (Baden). **O. Heilig.**

---

93) **M. Rosbund, Von der höheren Schule in Frankreich.** Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Städtischen Gymnasiums zu Danzig, 1899. 27 S. 4.

Der Verfasser entwirft in seinem Programm aus eigener Beobachtung und aus sonstigen Veröffentlichungen ein Bild von der höheren Schule Frankreichs. Er bespricht die hauptsächlichsten Einrichtungen derselben im Zusammenhange mit den nationalen Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten. Die einzelnen Abschnitte betreffen: Allgemeines, das Internat, Lehrplan und Unterrichtsgegenstände, Unterrichtsweise und Schulzucht, Einteilung des Schuljahrs, Versetzungen, Preise, Concours général, Prüfungen, Baccalaureat, die Gymnasiallehrer. — Die neueste Litteratur

ist berücksichtigt; auch über die letzten Kämpfe auf dem Gebiete des Schulwesens in Frankreich erfahren wir das Wichtigste.

Das Programm ist interessant geschrieben und zur Einführung in dies Gebiet wohl geeignet.

Rathenow. **Richard Repsch.**

---

94) **Gustav Körting, Grundrifs der Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart.** Münster i. W., Heinr. Schöningh, 1899. XV u. 409 S. 8. ℳ 4.50.

Dieser „Grundrifs", welcher bescheiden klingende Titel den gediegenen Inhalt des Buches und den Fleifs, mit dem es ausgearbeitet ist, kaum erraten läfst, erscheint bereits in dritter, vermehrter und verbesserter Auflage, Beweis genug, dafs er nicht nur eine Stätte in der Bücherei des Philologen erworben hat, sondern dafs er auch einem wirklichen Bedürfnis der Studierenden der neueren Sprachen entgegenkam. Man mufs sich der Zeiten erinnern können, wo das neusprachliche Studium auf unseren deutschen Hochschulen noch in den Anfängen war, wo die neuere Philologie neben ihrer älteren Schwester, der klassischen, sich erst das Bürgerrecht erkämpfte, um beurteilen zu können, wie dürftig für den Studierenden die damaligen Hilfsmittel waren verglichen mit einem solchen, wie der uns vorliegende Grundrifs der Geschichte der englischen Litteratur. In jener Zeit fing die Litteraturgeschichte erst mehr und mehr an sich aus der Einseitigkeit derjenigen Richtung loszumachen, die man als die ästhetisierende bezeichnen könnte; statt vorwiegend kunstkritisch zu sein, begann sie sich nach der kulturgeschichtlichen Seite hin zu entwickeln; statt sich mit schöngeistigen Redensarten zu begnügen, widmete sie allmählich den Thatsachen ihre Hauptaufmerksamkeit und untersuchte, inwiefern diese Thatsachen in dem zeitgeschichtlichen Boden wurzeln. Die damals den Studierenden zu Gebote stehenden Kompendien standen noch unter dem Einflufs der älteren Richtung; sie berücksichtigten namentlich die litterargeschichtlichen Gröfsen, vernachlässigten aber die in zweiter und dritter Linie stehenden Erscheinungen, die jedoch für die rein geschichtswissenschaftliche Betrachtungsweise oft Wert und Bedentung gewinnen. Unvollständig waren sie im Bezug auf die mittelalterliche Litteratur und ganz unzureichend für den Studierenden, der Quellenangaben nicht entbehren kann, im Bezug auf die bibliographische Seite.

In allen diesen Hinsichten erweist sich nun der „Grundrifs“ als den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Neuzeit entsprechend und zugleich als eine treffliche Einführung in das Studium der englischen Philologie überhaupt. Darum kann dem die Hochschule beziehenden jungen Studenten der neueren Sprachen nicht dringend genug geraten werden, sich mit dem Inhalt vorliegenden Werkes bekannt und vertraut zu machen, das ihm auf seinem Studienwege ein sicherer Führer durch das weite Gebiet der englischen Litteratur sein wird. Der Verfasser hat deren Geschichte in vier gröfsere Zeitabschnitte geteilt, eine Einteilung, welcher die sprachlichen Entwickelung vom Angelsächsischen zum Neuenglischen zu Grunde liegt. Je nach den Wendepunkten in der Entwickelungsgeschichte der englischen Litteratur zerfallen diese Hauptabschnitte in entsprechende Unterabteilungen, von denen jede mit einer kurzen Angabe der wichtigsten Daten der staatlichen Geschichte Englands eingeleitet ist, um auf den Zusammenhang dieser mit der Litteraturgeschichte hinzuweisen; es folgt dann die Darstellung der hervorstechendsten Charakterzüge des betreffenden Zeitraums, was den Leser in die geistige Umgebung einführt, der das Schrifttum der Zeit seinen Ursprung verdankt. Die Lebensbeschreibungen der einzelnen Schriftsteller sind meist in Gestalt kurzer Skizzen gegeben, wobei sich der Verfasser im grofsen und ganzen auf die urkundlich beglaubigten Thatsachen beschränkt und zweifelhafte Angaben als solche kennzeichnet. Die reichhaltigen bibliographischen Quellennachweise, die teils die einzelnen Abschnitte begleiten, teils hier und da eingestreut sind, bilden einen grofsen Vorzug des Werkes, das dadurch ein für den wissenschaftlich arbeitenden Philologen wichtiges Nachschlagebuch wird. Für die mittelalterliche Zeit haben neben den Ausgaben der Schriftsteller und der über diese erschienenen gröfseren Werke und kleineren Abhandlungen auch die Handschriften die notwendige Berücksichtigung erfahren. Ist in dem „Grundrifs“ ein unentbehrliches Hilfsmittel und Werkzeug dargeboten, das dem jungen Gelehrten zahlreiche Fingerzeige für sein Studium und vielfache Anregungen zum eigenen, selbständigen Forschen giebt, so ist das Buch im allgemeinen auch für den Lehrer der neueren Sprachen eine recht willkommene Gabe. Die Eigenart seines Berufes und die Überbürdung mit amtlichen Arbeiten bringen es bei dem im praktischen Schulleben stehenden Lehrer nur zu leicht mit sich, dafs seine Beziehungen zur Universität und damit auch seine Fühlung mit der fortschreitenden Wissenschaft sich bis zu einem gewissen Grade lockern müssen. Unter

solchen Umständen wird er gern zu einem Werke greifen, das ihm auf verhältnismäfsig kleinem Raum in übersichtlicher, seine knapp bemessene Zeit nicht allzusehr in Anspruch nehmender Darstellung das bietet, was die Wissenschaft des Tages als ihr letztes Wort betrachtet. Diese Aufgabe wird von dem „Grundrifs“ erfüllt, der mit den zahlreichen, seinem Hauptinhalte beigefügten Zusätzen, Berichtigungen und bibliographischen Nachträgen das Wichtigste von dem berücksichtigt, was bis etwa Mitte vorigen Jahres auf dem Gebiete der englischen Litteraturforschung erschienen ist Auch sei erwähnt, dafs man aus dem Werke zugleich eine Vorstellung von dem gewaltigen Aufschwung gewinnen kann, den die englische Philologie bis jetzt genommen hat, und von der Fülle des Stoffes, der ihr zur Durcharbeitung vorliegt.

Cassel. **Fr. Stehlich.**

---

95) **W. H. Crump, English as it is spoken.** 12th Edition. Revised and brought up-to-date by T. W. Boughton-Wilby. Berlin, F. Dümmler, 1900. VI u. 124 S. 8. ℳ 1. —.

Unter den Hilfsmitteln zur Erlernung der englischen Umgangssprache ist das vorliegende eines der bekanntesten und besten. An der Hand von 49 Dialogen führt es in den Wort- und Phrasenschatz der gebildeten Londoner Umgangssprache und in speziell englische Landesgebräuche ein, mit denen ein Besucher der Hauptstadt innig vertraut sein mufs. In wirklich gutem und idiomatischem Englisch, das ebenso weit von vulgärer wie von unnatürlich gezierter Ausdrucksweise entfernt ist, behandeln die Dialoge alle nur möglichen Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens, und lesen sich, da jeder einzelne ein in sich abgerundetes Ganze bildet, geradezu fesselnd. Ein Anhang (S. 99—124) bringt einige sprachliche und sachliche Erläuterungen. Aussprachebezeichnung und Wörterbuch fehlen, doch ist der deutsche Text zum Zurückübersetzen separat erschienen. Eine womöglich phonetische Wiedergabe der Texte wäre ja sehr nützlich, würde aber natürlich Preis und Umfang des Buches bedeutend erhöhen und lag überhaupt wohl nicht in der Absicht des Verfassers. Für solche, die mit der englischen Sprache schon vertraut sind und aus Mangel an Gelegenheit zum Sprechen ein Hilfsmittel zur Einführung in die Umgangssprache suchen, ist das Durcharbeiten des vorliegenden Buches sehr zu empfehlen. — Beim Durchlesen ist mir nur aufgefallen: die unenglische Silbentrennung wai-ting und remin-ding

(S. 28), Gunpowder Plot day st. Day (S. 37, vgl. S. 113), rivetts? (S. 69) und long and shorts st. longs (S. 120, vgl. S. 64).

Erfurt. **Fr. Blume.**

96) **Aug. Fischer und Heinr. Schmidt, Englisches Lesebuch für höhere Handels- und Realschulen.** Frankfurt a. M., Carl Jügels Verlag, 1899. X u. 344 S. 8. geb. ℳ 3.20.

Der vorliegende zweite Band von „Ziehen's kaufmännische Reallesebücher" entspricht nach Inhalt und Ausstattung genau dem in Nr. 26, Jahrgang 1899 besprochenen französischen Lesebuche und verdient dieselbe Empfehlung wie dieses. An Umfang ist der vorliegende Band nur wenig (24 S.) gröfser. Da auch die Einteilung des Stoffes dieselbe ist, so läfst sich die Berücksichtigung der einzelnen Abschnitte durch Vergleichung leicht nachweisen. Die Abteilung „Aus der Naturgeschichte" im englischen Teile umfafst 63 S. gegen 73 S. des französischen Teiles; „Aus der Erdkunde" 98 S. gegen resp. 75 S.; „Verkehrswesen" 59 S. gegen resp. 31 S.; „Handel und Industrie" 57 S. gegen resp. 70 S.; „Volkswirtschaftliches" 37 S. gegen resp. 50 S. In sehr geschickter Weise sind die einzelnen Artikel den Verhältnissen der beiden Völker angepafst. So fehlen z. B. im französischen Teile im ersten Abschnitte folgende Artikel des englischen Teiles: Thee, Indigo, Opium, Kautschuk, Hanf, Baumwolle; im englischen Teile umgekehrt: Champignon, Tabak, Seide, Sardine, Wallfisch, Auster, Schwämme, Wein, artesische Brunnen. Gemeinsam sind folgende Artikel: Kakao, Kohle, Straufsenzucht (Algerien — Südafrika!). Dem englischen Artikel über den Panamakanal entspricht ein französischer über den Suezkanal u. s. w. Kurz, beide Bände verdienen die eingehendste Berücksichtigung und eifrigste Benutzung seitens der Herren Fachgenossen.

Viersen. **Ad. Wackerzapp.**

97) **Emil Sulger-Gebing, Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst.** Mit ungedruckten Briefen und Aufsätzen A. W. Schlegels. München, Carl Haushalter, 1897. 199 S. 8. ℳ 3.80.

Diese gediegene Schrift kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Zwar ist die Hauptleistung auf diesem Gebiete, A. W. Schlegels Vorlesungen in Berlin 1801 und 1802, von J. Minor in den deutschen Litteratur-

denkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von B. Seuffert, Nr. 17—19, mit vortrefflicher Einteilung herausgegeben worden, aber eine Übersicht der gesamten kunstwissenschaftlichen Schriftstellerei der Brüder hat es bis jetzt nicht gegeben. Der Ertrag entspricht jedoch, namentlich was den jüngeren Bruder betrifft, kaum der aufgewandten Mühe. Was er auf diesem Gebiete geleistet hat, gehört wohl auf immer der Vergangenheit an und verdient die Vergessenheit, der es anheimgefallen ist. Das Bedauern jedoch wird man mit dem Verfasser teilen, „dafs dieser einst freie, vielseitige und glänzende Geist so wenig die Erwartungen erfüllte, die seine Anfänge nicht nur aufs Höchste gespannt, sondern auch zum Höchsten berechtigt hatten". Sympathie vermögen beide Brüder wegen ihrer mafslosen Selbstüberschätzung und Mifsachtung anderer Gröfsen nicht zu erwecken, aber ungerecht wäre es, darum ihre wirklichen Verdienste zu verkennen. Was übrigens von des älteren Bruders Schriften zur Kunst bleibenden Wert hat, beschränkt sich, wenn wir von den Gedichten absehen, auf die in Gemeinschaft mit Caroline und auf Grund mündlichen Gedankenaustausches mit Friedrich, Novalis und anderen Romantikern bei einem Besuch der Dresdener Gallerie 1798 verfafsten Gespräche „die Gemälde" (Athenäum II, 1, 39—180, Sämtl. Werke 9, 3—101) und auf die Berliner Vorlesungen.

Jenen wird der Verfasser in seinen Ausführungen S. 44—58 in vollem Mafse gerecht. Nach dem bewährten Spruch „*audiatur et altera pars*" darf man aber wohl auf das Bild hinweisen, das Dora Stock in einem Brief an Charlotte von Schiller am 24. Oktober 1798 (Urlichs 3, 25) nicht ohne Ironie von dem auffallenden Treiben der Romantiker in der Dresdener Gallerie entwirft. „Sie schrieben auf und dozierten, dafs es eine Freude war . . . auch Fichten weihten sie in die Geheimnisse der Kunst ein. Du hättest lachen müssen, wenn du die Schlegels mit ihm gesehen hättest, wie sie ihn herumschleppten und ihm ihre Überzeugung einstürmten." Weitaus das Bedeutendste und namentlich für den Altphilologen Wichtigste, bieten die Berliner Vorlesungen A. W. Schlegels 1801 und 1802. Sie bedeuten einen gewaltigen Fortschritt, den der Verfasser treffend so charakterisiert: „durch sie ist auf dem Gebiete der Ästhetik und Kunstgeschichte dem mit allgemeinen Kategorieen und feststehenden schematischen Tabellen wirtschaftenden Rationalismus der Garaus gemacht, und der auch heute noch prinzipiell giltigen, historisch verstehenden und die Einzelerscheinung liebevoll in ihrer Berechtigung charakterisierenden

Methode, die ein Hauptverdienst der Romantik ist, der Sieg errungen worden.“ Diese Vorlesungen gehören in der That znm Besten, was seit Winckelmann, Lessing, Goethe „zur Kunstlehre“ geschrieben worden ist.

In der Beilage werden einige Briefe und Berichte Wilhelm Schlegels zum ersten Male veröffentlicht, nnter denen besonders ein Schreiben an den Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha von 1843 bemerkenswert ist, worin er diesen um seine Gönnerschaft für die Bestrebungen zum Ausbau des Kölner Doms bittet.

Die mit Wärme und doch unparteilich geschriebene Arbeit des in seinem Gebiet gründlich bewanderten Verfassers verdient vollauf die Aufmerksamkeit und Teilnahme auch des Leserkreises unserer Zeitschrift und wird namentlich jedem Frennd ästhetischer Studien eine willkommene Gabe sein.

Calw. **P. Weizsäcker.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 21. April Nr. 8, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

98) **B. Bursy, De Aristotelis** πολιτείας Ἀθηναίων **partis alterius fonte et auctoritate.** Dorpat, C. Mattiesen. VIII u. 148 S. 8.

U. v. Wilamowitz-Möllendorf hat in seinem grundlegenden Werke Aristoteles und Athen nachgewiesen, dafs Aristoteles im ersten Teil seiner *Ἀθηναίων πολιτεία* eine Atthis als Quelle benutzt habe. Dieselbe Ansicht überträgt er auch auf den zweiten Teil Kap. 42 flg., indem er behauptet, Aristoteles habe auch hier, abgesehen von den Gesetzen selbst, aus einer schriftlichen Quelle geschöpft. Dagegen wendet sich der Verfasser im ersten Abschnitt seiner Untersuchung mit Erfolg. Er prüft alle von Wilamowitz zum Beweise für seine Ansicht angeführten Stellen nach und kommt dabei zu dem Ergebnis, dafs kein Grund vorliege, neben der Benutzung der Gesetze für Aristoteles noch die Beiziehung einer schriftlichen Quelle anzunehmen. Hierin wird man dem Verfasser beistimmen müssen, wenn man auch da und dort im einzelnen vielleicht nicht ganz seiner Meinung ist; auch kleine Verstöfse sind mit unterlaufen, wie wenn er z. B. sagt, Pollux VIII 91 = Aristoteles 58, 1 habe die *sacra Aristogitonis* weggelassen, die dort in den Worten *τοῖς περὶ Ἁρμόδιον* mit eingeschlossen sind. Auch darin stehe ich ganz auf der Seite des Ver-

fassers, dafs ich es für reine Willkür halte, wenn man annimmt, Aristoteles habe an der oder jener Stelle stillschweigend gegen andere Ansichten polemisiert. Wenn aber weiter von ihm behauptet wird, die von Wilamowitz angenommene Quelle sei mit der uns aus Fragmenten und dem Urteil des Dionysios von Halikarnass bekannten Anlage und Einrichtung einer Atthis unvereinbar, so kann ich ihm nicht mehr folgen. Wilamowitz glaubt gewifs nicht, dafs der von ihm als Quelle des Aristoteles angenommene Atthidenschreiber ebenso eingerichtet gewesen sei, wie der zweite Teil der aristotelischen Schrift, sondern dafs er eben an geeigneten Stellen die Verfassung und inneren Einrichtungen des athenischen Staates geschildert und dargestellt habe. Dafs dies bei Atthidographen vorkam, giebt auch der Verfasser zu; nur meint er, es habe überall in den Atthiden strenge chronologische Anordnung geherrscht. Ob diese auch in den Partieen, um die es sich hier allein handelt, immer so streng eingehalten worden ist, kann man nach dem Vorgang anderer Annalisten billig bezweifeln; doch auch dies zugegeben, so steht nichts im Wege anzunehmen, dafs ein Schriftsteller die in ihnen zerstreuten Notizen gesammelt und einheitlich bearbeitet hätte. A priori wäre also die Benutzung eines Atthidenschreibers durch Aristoteles auch in diesem Teile seines Werkes nicht undenkbar; dafs ein solcher aber in Wirklichkeit nicht benutzt wurde, hat der Verfasser nachgewiesen.

Der zweite und dritte Abschnitt haben die Aufgabe, die aristotelische Schrift als Quelle für spätere Schriftsteller nachzuweisen. War im ersten schon vielfach von den griechischen Lexikographen die Rede, so beschäftigt sich hier die Untersuchung nur mit diesen und ihrem Verhältnis zu einander und zu Aristoteles. Der Verfasser zeigt, dafs Pollux und Harpokration die aristotelische πολιτεία benutzten, der letztere in treuer und zuverlässiger Weise, der erstere mit vielen Mifsverständnissen und Entstellungen, wie dies ja auch sonst seine Sitte ist; aber beide verwendeten neben Aristoteles noch ein rhetorisches Lexikon, das, ebenfalls auf Aristoteles Schrift fufsend, noch durch Auszüge aus den attischen Rednern und Komikern vervollständigt war. Der Inhalt dieses Lexikons ist in verschiedener Weise und auf mancherlei Wegen in die uns erhaltenen Scholien und Lexika übergegangen, woher die Ähnlichkeit dieser mit einander und mit Harpokration und Pollux kommt. Dieses Lexikon war nach dem Verfasser nicht alphabetisch, sondern sachlich geordnet; es war der λειμών des Pamphilos, der auf Didymos zurückging. Den Excerptor des Pamphilos,

Vestinus, benutzte Michael Psellus, der daneben aber auch auf Aristoteles selbst zurückging.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

99) **Gustav Friedrich, Zu Tibull und Lygdamus.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des evangelischen Gymnasiums in Schweidnitz. 1898. 11 S. 4.

Im ersten Teil dieser Arbeit sucht der Verfasser eine plausible Erklärung dafür zu finden, dafs die Verse 15—20 der fünften Lygdamus-Elegie fast wörtlich mit Ovid A A II 670, trist. IV, 10, 6 und am. II 14 übereinstimmen. Nachdem er aus verschiedenen Gründen festgestellt hat dafs Ovid der Autor der fraglichen Verse sein müsse, beweist er in einer klaren und einwandfreien Darlegung, dafs es sich überhaupt um kein äufserliches Herübernehmen der Worte aus den Werken des einen Dichters in die des andern handle, sondern dafs dieselben sowohl bei Lygdamus als auch bei Ovid in einem die momentane poetische Eingebung verratenden organischen Zusammenhang stehen. Ovid habe wohl s. Z., als ihm sein gleichalteriger Dichterkollege Lygdamus die in Frage stehende Elegie vorlas, Verbesserungen resp. Erweiterungen beigesteuert und später diese Lygdamus zur Verfügung gestellten Verse — vielleicht ohne jeweilen an den letzteren zu denken — selbst da und dort in seinen Dichtungen verwendet. — Wenn ich bis dahin ganz mit Friedrich einverstanden bin, so halte ich es im Gegensatz zu ihm nicht für absolut notwendig, die Herausgabe der Lygdamus-Elegieen erst nach derjenigen aller Werke Ovids anzusetzen, in welchen die ähnlich lautenden Verse vorkommen; in Bezug auf die tristia mufs man die Frage jedenfalls offen lassen, denn wenn Ovid in seiner Verbannung den oben erwähnten, an sich wenig bedeutenden Sachverhalt vergessen hatte oder nicht mehr beachtete, wird man das leicht begreifen.

Im zweiten Teil seiner Schrift will Friedrich die handschriftliche Lesart einiger Stellen des Tibull rechtfertigen. Was er zu I 3, 49 f. bemerkt, ist im allgemeinen zu billigen, nur geht er zu weit, wenn er „*timidum*“ (Vers 51) als Beweis für seine Auffassung heranziehen will, „da es im Vorhergehenden einen hyperbolischen Ausdruck erfordere“. *timidum* hat aber mit dem Vorausgehenden nichts zu thun, es steht proleptisch zu „*terrent*“ im Vers 51. — Allzu künstlich und daher wohl zu verwerfen ist die Erklärung von I 4, 28 *quam cito non segnis stat remeatque dies:*

Wie bald hat die Sonne ihren Höhestand erreicht, und wie bald sinkt sie wieder hinab (d. h. wie bald ist ein halber und wie bald ein ganzer Tag entschwunden!). Auf diese pedantische Weise wird kaum ein Dichter die Vergänglichkeit alles Irdischen charakterisieren. Schon Bährens, den Friedrich hier nicht vergleicht, hat die Schwierigkeit dieser Stelle in einleuchtender Weise gelöst, er zieht „*quam cito*“ zum Vorhergehenden, ändert dann aber *remeat* ohne Not in *remanet*. Ich würde mit Hiller schreiben „*transiet aetas|quam cito: non segnis stat remeatque dies*“ und erklären: „nicht steht ein Tag träge still und nicht kehrt er (je) zurück“. Auch so haben wir den von Friedrich mit Recht gewünschten Bezug beider Prädikate auf den nämlichen Tag. — Die Stelle I 7, 55 „*at* (*ut* ist wohl Druckfehler?) *tibi succrescat proles, quae facta parentis augeat*“ wird folgendermafsen interpretiert: Dir möge eine Nachkommenschaft heranwachsen, welche dadurch, dafs sie — von dir ins Leben gerufen — existiert, deine Verdienste steigert. Gegen diese Auffassung spricht vor allem das Wort „*facta*“; wie abgeschmackt wäre es vom Dichter, zu sagen: in fernen Ländern hast du, Messalla, als Feldherr Heldenthaten vollbracht; möge der Umstand, dafs du Nachkommen zeugst und grofsziehst, dieselben vermehren; möge diese That (!) die andern krönen! *factum* heifst eben nicht „Verdienst“, wie Friedrich will, aber auch wenn *gloria* hier stände, würde man sich eine solch' wenig poetische Auslegung kaum gefallen lassen. Übrigens braucht man an der gewöhnlichen Übersetzung von „*proles facta augeat*“ keinen Anstofs zu nehmen; was kann wohl einem Vater am Geburtstag angenehmer klingen als der Wunsch: möchten deine Söhne deine Thaten mehren, d. h. deiner würdig sein und auf dem von dir betretenen Weg fortschreiten? Als rechter Vater hört Messalla diese Wendung gewifs lieber als wenn der Dichter fortführe „möchtest du selbst deine Thaten mehren“. Vater und Sohn sind in Bezug auf ihre Leistungen und ihren Ruhm gewissermafsen ein Begriff geworden. — Was Friedrich zu I 5, 47 sagt, ist zutreffend, aber nicht neu; schon Hiller interpungiert in der gewünschten Art. — In überzeugender Weise tritt Friedrich für „*tam multa*“ (I 6, 7) ein.

Winterthur. **Rudolf Hunziker.**

100) **Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien.** Band I. Mit 7 Tafeln und 94 Textfiguren. Wien, Alfred Hölder, 1898. 214 S. u. 198 Sp. 4. ℳ 15.—.

An Stelle der „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen“, deren Schlufsband ich in dieser Rundschau 1899 Nr. 7, S. 152—160 angezeigt habe, sind mit der Gründung des österr. arch. Institutes die „Jahreshefte“ getreten, in gröfserem Format, vornehmer Ausstattung und mit weiter gesteckten Zielen. Der I. Band (1898) beweist, dafs die neue, unter der Leitung des Direktors des Institutes, Otto Benndorf, erscheinende Zeitschrift einen Ehrenplatz in unserer archäologisch-epigraphischen Litteratur beanspruchen darf. Ein Überblick über den reichen Inhalt des Bandes wird diese Behauptung rechtfertigen.

Mit der Besprechung eines aus Durazzo (Dyrrhachium) stammenden, nicht gerade hervorragenden, aber durch den Reiz ursprünglicher Frische ausgezeichneten Bildnisses einer jungen Griechin eröffnet O. Benndorf S. 1—8 den Band. Er trägt ein reiches Material über Halbfiguren zusammen und weist auf die Möglichkeit hin, dafs das offenbar von einem Grabmal herrührende Bild vielleicht architektonisch so verwendet war, wie ein Herstellungsversuch von George Niemann Fig. 4 zeigt. — In älteste Zeit versetzen uns die beiden folgenden Aufsätze. M. Hoernes verfolgt S. 9—13 an einigen interessanten Beispielen das Wandern sog. mykenischer Zierformen nach Mitteleuropa (Pfahlbau im Mondsee, Funde aus der Bronzezeit in Ungarn u. s. w.). W. Reichel berichtigt in nicht unwesentlichen Punkten die Publikation des Frescogemäldes des Stierfängers in Tiryns durch E. Fabricius in Schliemanns „Tiryns“ S. 345ff. Tafel XIII. Die von Reichel konstatierte Überschneidung des oberen Randstreifens durch das mächtige Gehörn verstärkt den Eindruck des gewaltigen Tieres ganz bedeutend. Das ist eine malerische Freiheit, die wir um diese Zeit noch nicht erwarten würden. Später werden ja solche Überschneidungen vom Künstler bewufst oft angewendet. Ich habe gerade zur Hand Fra Bartolommeo, Der Auferstandene mit den vier Evangelisten (Pal. Pitti) mit dem überschneidenden Arme Christi; s. dazu H. Wölfflin, Die klassische Kunst S. 144. Ein genaues Studium des oberen Randstreifens hat Reichel zu der Überzeugung gebracht, dafs wir nicht ein Wandgemälde im eigentlichen Sinne vor uns haben, sondern ein selbständiges Tafelbild, vielleicht die Platte eines längeren Frieses. — Die im Oktober 1879 in Tarent gefundenen Relieffragmente,

die man bisher fast allgemein als Teile eines hellenistischen Tempelfrieses ansah, der Kämpfe tarentinischer Griechen mit Japygen und Messapiern darstellte, erweist P. v. Bieńkowski S. 17—27 (dazu Taf. II und Textfig. 15—26) als Stücke eines schönen griechischen Sarkophages aus römischer Zeit, geschmückt mit mythologischen Schlachtszenen. Die Beziehung auf die mysische Landungsschlacht am Kaïkos, die für das in jeder Hinsicht verwandte, auf Taf. II vorzüglich reproduzierte Relief Grimani in Venedig schon Welcker vorschlug, ist, wie Verfasser selber betont, durchaus unsicher. Den Sarkophag-Charakter der tarentinischen Fragmente hatte übrigens, wie Benndorf S. 191 A. 4 nachträgt, schon E. Petersen, Röm. Mitt. V, 78 kurz festgestellt.

Die drei folgenden Arbeiten gehören der Epigraphik an. E. Hula führt S. 27—30 einige Fälle von Metagraphe attischer Kaiserinschriften an, aufser CIA III, 430 und 431 einen noch nicht publizierten Stein, der mindestens viermal für Kaiserinschriften verwendet wurde, bedenkliche Anzeichen vom „Niedergang des Wohlstandes und des öffentlichen Geschmackes in Athen während der ersten Kaiserzeit“. Unter den von E. Kalinka S. 31—37 mitgeteilten Inschriften aus Konstantinopel fesselt unser Interesse besonders ein aus dem 1. Jahrh. v. Chr. stammendes Verzeichnis des Stabes, wobei auch der Schiffsarzt nicht fehlt, und der Mannschaft einer koischen Tetrere, die unter dem Nauarchen Eudamos stand. Dieser stand unter dem Oberkommando des Legaten A. Terentius Varro, den auch eine von Kalinka übersehene rhodische Inschrift, I. G. Ins. I, 48, erwähnt und zeitlich genauer fixiert. Vgl. H. Willrich, Eine neue Inschrift zur Geschichte des ersten mithradatischen Krieges, Hermes 33 (1898) S. 657—661, sowie den Nachtrag von F. Hiller von Gaertringen, „Beiblatt“ Sp. 89—94 mit den Bemerkungen von Kalinka, die mir das Richtige zu treffen scheinen. — Bevor über den Cento aus Tavium (S. 36) sicher geurteilt werden kann, bedarf die Lesung einer Revision. — Eine zweisprachige Inschrift aus Isinda in Lykien, die erste längere lykisch-griechische Bilinguis, publiziert R. Heberdey S. 37—42. Weitere Bemerkungen dazu giebt S. 212—214 Ulrich Köhler, der, wie der Herausgeber, beide Inschriften, von denen die griechische sicher ein Gemeindebeschlufs ist, auf denselben Gegenstand, ein jährlich wiederkehrendes religiöses Fest, bezieht, aber mit durchaus zutreffenden Gründen die Inschrift noch ins 5. Jahrhundert verlegen möchte.

J. Jüthner, Siegerkranz und Siegerbinde (S. 42—48) löst die Frage nach dem Verhältnis der Binde (ταινία oder μίτρα) zum Kranz (στέφανος) auf Grund von Vasenbildern und Schriftstellerzeugnissen so, dafs er annimmt, seit Einführung der ἀγῶνες στεφανῖται habe die Tänie nur noch eine Nebenrolle gespielt; als Siegerbinde sei sie schon in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts verschwunden, dagegen habe das Publikum keineswegs aufgehört, den siegreichen Athleten wie durch das Zuwerfen von Zweigen (φυλλοβολία), so durch das Zuwerfen von Tänien seine Sympathieen zu beweisen. — Sehr ansprechend finde ich die Vermutung von C. Schenkl, dafs im Georgos des Menandros die Tochter der aus Korinth nach Athen gekommenen Myrrhine die natürliche Tochter des alten Gorgias sei, weil nunmehr dessen Sohn den Wunsch seines Vaters, seine Halbschwester zu heiraten, auch dann erfüllt, wenn er die Tochter der Myrrhine heiratet. Die auf Grund dieser Vermutung versuchte Rekonstruktion der Komposition dieses Stückes hat ebenfalls meinen Beifall, um so mehr als der Verfasser damit nicht mehr als eine Vermutung vortragen will. — Eine sehr eingehende, methodisch musterhafte Untersuchung über die Athene Hephaistia des Alkamenes im Hephaisteion zu Athen, ausgehend von CIA I, 318, 319, IV, 1 p. 64, 35b (dazu I, 46), legt E. Reisch S. 55—93 vor. Eine ziemlich getreue Nachbildung dieser Athene findet er in einer Statue des Musée Cherchel, während einen Begriff von der Gruppe Athene-Hephaistos ein epidaurisches Relief des athenischen Nationalmuseums geben kann, das Reisch als attisch erweist.

Auf ein von der klassisch-archäologischen Forschung abseits liegendes Gebiet führen uns die Aufsätze von E. Szanto, Archäologisches zu Goethes Faust (S. 93—105) und Franz Wickhoff, Der zeitliche Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike, dargelegt am Faust (S. 105—122). Ersterer sucht die antiken Bildwerke zu bestimmen, welche Goethe beim Schaffen der Gestalten der Lemuren, bei der Schilderung des Herantrabens des Chilon und bei der Erfindung der Pygmäen vorgeschwebt haben, und entledigt sich seiner Aufgabe mit Geschick und Sicherheit. Letzterer verfolgt in feinsinniger Untersuchung die Wandlung von der völligen Unbefangenheit, in welcher Goethe in der ersten Periode seiner Arbeit am Faust, beim sog. Urfaust, der äufseren Umgebung gegenüber sich befand, bis zum völligen Zurücktreten des Deutschvolkstümlichen gegenüber dem Einflufs der antiken Poesie, die inzwischen ein mächtiger

Faktor in Goethes Schaffen geworden war; man denke an die antiken Versmaße in den Elegieen, Epigrammen, im Reineke Fuchs und sogar in dem heimischen Stoffe von Hermann und Dorothea. Aber auch der Einfluß der antiken Kunst, besonders der Schilderungen des Philostratos, läßt sich allmählich am Faust verfolgen, in welchem er dieselbe gegen den Schluß hin, V. 11689ff. sogar polemisch behandelt.

Im wesentlichen polemischer Natur ist der Aufsatz von O. Benndorf, Adamklissi noch einmal (S. 122—137). Nachdem Benndorf, Arch.-epigr. Mitteil. XIX (1896) S. 181—204 die Behauptung von Furtwängler, Intermezzi S. 51—77, das Tropaeum von Adamklissi in der Dobrudscha habe nichts mit Trajan und seinen dakischen Kriegen zu thun, gründlich widerlegt hatte (s. mein Referat in dieser Rundschau 1898 Nr. 9 S. 203f.), behauptete Furtwängler neuerdings in den Sitzungsberichten der Münch. Akad. 1897, Heft II, das Denkmal sei zur Erinnerung an den Sieg des M. Licinius Crassus über die Bastarner in den Jahren 28—29 v. Chr. errichtet worden, Kaiser Trajan habe dann nachträglich zur Erinnerung an seinen Sieg am Baue des Crassus eine Erinnerungstafel angebracht. Auch dieser positive Teil der Behauptung Furtwänglers wird mit gründlicher Sicherheit widerlegt, so daß von dem luftigen Bau seiner Argumentation kein Stein auf dem andern bleibt. Die Lektion ist scharf, aber wohlverdient. Dieselbe hat ihren Ursprung nicht in der Freude des Kritikers an der Polemik; vielmehr fühlt man, wie leid es Benndorf thut, neuerdings gegen „eine solche Häufung ersonnener Annahmen“ ankämpfen zu müssen, wenn er sagt: „ich mag nicht aussprechen, wie ich es für den Stand unserer Studien empfinde, daß von einem so begabten und verdienten Archäologen derartig tolle Interpretationen überhaupt in Diskussion stehen“ (S. 134). Jedoch haben auch diese polemischen Ausführungen, wie die früheren, wieder positiven Ertrag geliefert, und zwar mehr, als der Verfasser in seiner Bescheidenheit S. 137 annehmen möchte. Dahin rechne ich die Ausführungen über die Feldzüge des Crassus gegen die Daker und Bastarner (S. 131ff.), sowie diejenigen über die charakteristischen Besonderheiten der Kaiserdarstellungen, daß nämlich der Kaiser auch im Kampfe allein ohne Helm und Schild erscheint (S. 129) und über seine eigentümliche Haartracht (S. 130). Den Epigraphiker interessiert besonders der Nachweis (S. 125), daß in Weihinschriften der Dedikant von sich selber, wie sich übrigens a priori erwarten ließ, nie sagt *rite dedicavit*. — Furtwängler hatte

seinem Aufsatze einen Ergänzungsversuch von Prof. Bühlmann beigegeben, der einen sechsseitigen Aufbau voraussetzt. Der Widerlegung dieser Rekonstruktion sind die Ausführungen von George Niemann, Zur Basis des Tropaeums von Adamklissi (S. 138—142) gewidmet, der seinerseits einen Ergänzungsversuch vorlegt mit Verwendung eines auf einem Friedhofe bei Adamklissi gefundenen Sechseckpfeilers. Wenn man diesen als nicht zum Tropaeum gehörig betrachtet, so mufs man ein zweites sechsseitiges Monument in der Nähe von Adamklissi annehmen.

Auf einen kurzen Aufsatz von Robert v. Schneider über eine Oinochoë aus Eretria in Gestalt einer Kopfvase, die nach der Zusammenstellung mit Münzbildern, besonders den Aretbusaköpfen der syrakusanischen Münzen, aus den letzten Dezennien des fünften, spätestens dem Anfange des vierten Jahrhunderts, stammen dürfte (S. 143—148), folgt eine eingehende Behandlung eines Vertrages des Maussollos mit den Phaseliten durch Adolf Wilhelm (S. 149—162). Die einst von Gustav Hirschfeld in Adalia gefundene, zuletzt von Ad. Bezzenberger, G. D. I. I, 1269 und W. Judeich, Kleinasiatische Studien S. 256 ff. behandelte Urkunde wird eingehend untersucht. Die Abhandlung ist mit allerlei an sich interessanten epigraphisch-antiquarischen Bemerkungen versehen, die freilich den Gang der Untersuchung eher aufhalten und der Gefahr ausgesetzt sind, übersehen oder vergessen zu werden. Dahin rechne ich seine Ausführungen über *ἐπὶ μίαν ἐκκλησίαν* und *ἐπὶ δύο ἐκκλησίας* in Urkunden aus Rhodos und Ptolemais (S. 150 f. Anm. 5), über die Paläographie und Silbentrennung attischer Inschriften (S. 152 f.), über den Schwur auf den Namen des Herrschers, Nachträge zu früheren Publikationen des Verfassers (S. 150 Anm. 39) und auch den hübschen Nachweis von Joseph. Antiq. Jud. 12, 176 zu einer Inschrift aus Olbia, Ditt. Syll. 354 (S. 160 Anm. 42). Dafs Z. 8 bei *ἐμ μησί* in Worttrennung, Z. 9 bei *ἔμπροσθε* im Innern des Wortes Assimilation erfolgte, dagegen Z. 9 bei *συν[βολαίων]* nicht erfolgt sein soll, macht diese Ergänzung doch nicht so unbedenklich, wie Wilhelm S. 158 Anm. 34 behauptet. Ich glaube, dafs auch *συν[θηκῶν]* inhaltlich möglich sein dürfte und dafs, falls die Lücke mehr Buchstaben verlangt, diese sich schon finden lassen. Im übrigen ist es gerade bei dieser schwierigsten Stelle der Inschrift viel leichter, negativ als positiv etwas zu leisten. Jedenfalls ist die Abhängigkeit des Genetivs *τῶν ἔμπροσθε συν[βολαίων]* von *δίκας* schwerfällig, durchaus unsicher ist es, dafs der Inf. *καταλαφθῆμειν* gerade von einem

πρίν abhängen müsse, und zudem sind jene früheren *συμβόλαια* durch den blofs mit *πρίν* angeschlossenen Infinitiv nicht so deutlich bezeichnet, wie durch das etwa erwartete *ἃ ἐγένετο* oder *ὡμολόγητο πρίν*. Auch sonst wäre noch verschiedenes zu beanstanden. Am wenigsten will mir einleuchten, dafs in einem Vertrage, der doch so ziemlich auf dem Fufse der Gleichberechtigung zu basieren scheint, Maussollos bestimmen soll (*γράψηται*), wer oder wie viele von den Phaseliten den Eid leisten sollen. Das ist doch gewifs Sache vorhergehender Abmachung. So versehe ich denn diese und andere Ergänzungen mit einem Fragezeichen und wage überhaupt die Richtigkeit der Ansicht zu bezweifeln, dafs nach links hin ungefähr 20 Buchstaben fehlen; denn wenn sich auch bei dieser Annahme einige Zeilen „einleuchtend" ergänzen lassen, so wird doch auch der Verfasser nicht behaupten wollen, dafs diese Ergänzungen zwingend seien.

Zwei neue Militärdiplome aus den Museen von Agram und Sofia publiziert mit bekannter Sorgfalt E. Bormann S. 162—180, wobei aufser der vorzüglichen Reproduktion die Beobachtung über die allmähliche Gewichtsabnahme der Diplomplatten (S. 166 f.) hervorgehoben zu werden verdient. Aufserdem wird das zweite Militärdiplom des Agramer Museums, C. I. L. III Suppl. p. 1987 n. LXII vom Jahre 152 noch einmal abgedruckt und ein Faksimile der Innen- und Aufsenseite der ersten Tafel gegeben. Das Diplom aus Sofia vom Jahre 93 bringt den ersten inschriftlichen Beleg für die von Domitian eingeführte Benennung des Oktobers als Domitianus (Suet. Domit. 13), ferner ein bisher unbekanntes Konsulnpaar. — Franz Cumont teilt S. 180—184 ein neues Psephisma aus Amphipolis für den gewesenen Gymnasiarchen Philippos mit. Es ist rechts zerstört, aber vom Herausgeber mit Hilfe Ad. Wilhelms an einigen Stellen gut ergänzt, während andere Ergänzungen fraglich sind. — Wilhelm Kubitschek, Heroenstatuen in Ilion (S. 184—189) bespricht die im Louvre befindliche Basis mit den stolzen Versen des Priamos, für die zuletzt Kaibel, I. G. It. et Sic. n. 1294 und p. 698 italischen Ursprung behauptete, während sie nach einem Manuskripte von G. F. de Bohn aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sicher aus der Troas stammt. Ähnliche, von Kubitschek beigebrachte Epigramme beweisen, dafs die Ilienser der Kaiserzeit die Helden der troischen Vorzeit in ehernen oder marmornen Bildern vor sich hatten, etwa in einer Gallerie der Götter und Helden des troischen Sagenkreises. Aus dem Manuskripte Bohns werden einige Inschriften mitgeteilt, deren Lesung nicht ganz sicher ist.

Von der Bronzestatnette des sog. Narcisso aus Pompeji im Nationalmuseum in Neapel war hisher blofs die Marmorwiederholung in den Uffizien n. 208 bekannt. Eine zweite, hessere, dem Originale näher stehende Replik aus Cherchel puhliziert P. v. Bieńkowski Tafel V; dazu Text S. 189—191. Aufserdem hehandelt er die nnr im Gipsabgufs erhaltene Satyrstatue in Dresden, für die er, wie für den Narcisso, ein Vorhild aus der praxitelischen Schule annimmt; jedoch wird seine komplizierte Auffassnng S. 191 Anm. 4 von der Redaktion zurückgewiesen. — O. Benndorf erweist durchaus überzeugend den am Nordabhange der Akropolis gefundenen Stiertorso als Rest des von Paus. I, 27, 9ff. erwähnten Weihgeschenkes der Marathonier, das den Kampf des Theseus mit dem marathonischen Stier darstellte. Die Reste gestatten zwar keine Ergänzung der Gruppe selber, jedoch ist nach Benndorfs Ausführungen das Wahrscheinlichste, dafs Theseus auf dem Nacken des Stieres kniete.

Das hedeutendste Stück des I. Bandes der „Osterr. Jahreshefte" ist die auf der Doppeltafel VI, VII musterhaft reproduzierte Bronzeinschrift von Olympia, jetzt in Wien, deren *editio princeps* Emil Szanto besorgen durfte (S. 197—212) und mit grofsem Scharfsinn vortrefflich besorgt hat, obgleich einzelnes nicht endgiltig erledigt werden konnte nnd der eigentliche Zweck der Urkunde vom Heransgeher verkannt worden ist. Das Gesetz ist nämlich zweifelsohne ein Znsatzgesetz, wie das einleitende *δέ* trotz der vorausgehenden Formel *ϑεός ·τύχα* gegen Szanto S. 200 beweist. Ferner können die *γενεαί* nicht „Sippenangehörige" schlechthin, sondern nur Deszendenten, „die Nachkommen (der Verbannten)" bezeichnen, wie Rich. Meister, Ber. üh. d. Verhdlg. d. k. sächs. Gesch. d. Wiss., philol.-hist. Kl. 50 (1898) S. 219f. bewiesen hat. Anderes bleiht vorlänfig noch unsicher. Die Annahme von Meister, *κατιαραίων* Z. 6 sei ein von *ἀνάατορ ἤστω* abhängiger Genetiv von einem Suhstantiv *τὸ κατιαραῖον*, die Verwünschung, scheint mir einen Rückschritt zu hedeuten gegenüber der Auffassung der Form als Partizipinm durch Szanto. Gegen Meisters Annahme spricht meines Erachtens sowohl der Pluralis als auch die Stellnng. — *ὁ δηλομηρ* Z. 6 ist zwar inhaltlich klar, aher formell noch unerklärt. Dafs es sich inhaltlich deckt mit *ὁ δηλόμενος* = att. *ὁ βουλόμενος*, dürfte kaum zu hezweifeln sein; aher eine lautliche Entwickelung *δηλόμενος, δηλόμενς, δηλόμηρ*, wie sie M. Bréal, Rev. d. ét. gr. XII (1899) S. 116 rundweg behauptet hat, ist nicht nachweishar und

selbst bei dem unsicheren lautlichen Schwanken der Bronzen elischen Dialektes unwahrscheinlich. Man sollte denn doch solche Behauptungen nicht so leichthin aufstellen, wie ὁ δηλόμενος sei *„une locution toute faite, plus sujette, par conséquent, aux altérations“*, wenn gleich in der folgenden Zeile τοῖ δηλομένοι steht. Auch Meisters Zusammenstelluug (S. 222), die Nominalbildung δηλομήρ verhalte sich zu δηλόμενος etwa wie ἐθελοντήρ zu ἐθέλων ist nur eine Art Notbehelf; denn bei ἐθελοντήρ ist die Herleitung vom Partizipialstamme klar, in δηλομήρ dagegen sehr verwischt. — Nachdem es Szanto und auch Ad. Wilhelm, der sich um die Erklärung der Inschrift ebenfalls bemüht hat (s. „Beiblatt“, Sp. 198) nicht gelungen ist, κα φυγαδεύαντι zu erklären, hat wohl Meister mit seinem κα(φ)φυγαδεύαντι, etwa att. καταφυγόντι, das Richtige gefunden, wobei man zwar ungern die Bezeichnung des Ortes oder der Person, wohin der Betreffende seine Zuflucht genommen hat, vermifst. Auch den folgenden Satz hat Meister richtig erklärt und das Jahr des Pyrrhon (über diesen s. auch die Vermutung von Fr. Marx, Beiblatt Sp. 197f.) zutreffend als dasjenige bestimmt, das vor dem Erlasse unseres Gesetzes liegt. Zu dieser Annahme passen, wie Meister S. 224 gezeigt hat, auch die historischen Voraussetzungen. Allerdings wäre nach gewöhnlichem Sprachgebrauche ὅσσα κα ϝάταριν γένωνται futurisch zu fassen; hier aber müssen wir die Worte von der Vergangenheit verstehen, im Sinne von ὅσσα ϝάταριν ἐγένοντο (ἐγένετο). Das κα können wir verstehen unter der Voraussetzung, dafs ja nicht für alles, was nach dem Jahre des Pyrrhon und Genossen geschah, Amnestie gewährt werden kann, sondern blofs für das, was allenfalls davon zur Kenntnis der Behörden kommt oder wofür die Amnestie allenfalls nachgesucht wird. Die Stelle ist also auch grammatisch interessant. — Da Szanto ἀποδοσσαι = ἀποδόσθαι im Sinne von „zurückerstatten“ fafste, wofür eher das Aktiv erwartet würde, verschlofs er sich das Verständnis seines § 4, den Meister S. 225f. ganz einfach und natürlich erklärt hat. — In ἀδεαλτώhαιε Z. 12, zweifellos einer Ableitung von δέλτος, wird man in εα am besten mit Meister den graphischen Ausdruck für den Mittellaut zwischen ε und α sehen, nicht mit Bréal ein rein parasitisches α erblicken wollen; denn seine Parallelen frz. *beal: bellus, noveal: novellus* beweisen schon wegen der Doppelkonsonanz nichts; eher noch altengl. *healden:* hold. Nicht erklärt hat uns Meister die Optativform selber, die neben δαμοσιοία (Z. 4) einstweilen ein Rätsel bleibt, da man nicht einfach sagen kann, el. — αιε stehe für att. — ειε. —

Schliefslich möchte ich darauf hinweisen, dafs der Punkt in der Mitte des Ω in Z. 8 offenbar vom Einsetzen des Zirkels herrührt, wie das der Fall ist bei Omikron, Theta, und gegen den Schlufs auch bei Omega in der sogen. Lygdamis-Inschrift; s. Kirchhoff, Stud.[4] S. 12 und Recueil des inscr. jurid. gr. fasc. I. p. 1. — Das Gesetz als Ganzes erweist sich als Zusatzgesetz zu einem Verbannungsdekrete, als reines Amnestiegesetz [1]! Wenn Szanto diesen Zweck einigermafsen verkannt hat, so ist ihm das nicht zu verargen; denn die elischen Bronzen sind von jeher so schwierig gewesen, dafs es nur erst bei wenigen gelungen ist, in allen Einzelheiten zu völliger Übereinstimmung zu gelangen. Die Darlegung der historischen Verhältnisse, unter denen das Gesetz entstand, und die Zeitbestimmung aufs Jahr 336 oder 335 sind ihm vorzüglich gelungen.

Über den Inhalt des doppelspaltigen, besonders paginierten und in Petit gedruckten „Beiblattes", das eine grofse Fülle neuen Stoffes bietet, mufs ich mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum summarisch referieren.

Ernst Kalinka, Die Kathedrale von Herakleia (j. Eregli, das alte Perinthos) (Sp. 3—14), Beschreibung und Reproduktion der Inschriften, auch zweier antiken. Josef Strygowski bespricht Sp. 15—28 diese Palaia Metropolis und den vielleicht teilweise von dort übergeführten Bilderschmuck der heutigen Ortskirche von Eregli, Hagios Georgios, in ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung. — Georg Schön, Mosaikinschriften aus Cilli (Sp. 29—36). — Fr. Bulić, Römische Cisterne in Salona (Sp. 35—42). — Aufserordentlich interessant sind die aus dem „Anzeiger d. philos.-hist. Kl. d. k. k. Akad. d. Wiss. zu Wien" wiederholten archäologisch-epigraphischen Berichte von Ad. Wilhelm aus Griechenland (Sp. 41—50), Eugen Bormann und Ernst Kalinka über eine Reise in Bulgarien (Sp. 51—54) und die „Vorläufigen Berichte über die Ausgrabungen in Ephesus" von O. Benndorf (Sp. 53—72) und Rud. Heberdey (Sp. 71—82). — Glavinić und Kubitschek, Ein Denarfund in Dalmatien (Sp. 83 f.). — H. Maionica, Inschriften in Grado (Sp. 83—88; 125—138), im ganzen 60 Nummern. — W. M. Ramsay, Zu kleinasiatischen Inschriften (Sp. 95—98), Bemerkungen zu Arch.-epigr.

1) Die Bearbeitung der Inschrift durch Danielsson, Eranos III S. 129 ff. ist mir leider nicht zugänglich. Bruno Keil, Über zwei elische Inschriften, Gött. Nachr. 1899, Heft 2, S. 136 ff. ist erst lange nach Einsendung des Manuskriptes obiger Besprechung erschienen.

Mitteil. XIX (1896) S. 31 ff. — R. Weifshäupl, Altertümer in Pola und Umgehung (Sp. 97—106). — Ernst Kalinka, Antiken zu Perinth (Sp. 105—122). — C. Patsch, Piombo der legio XI Claudia p. f. aus Gardun (Sp. 121—124). — H. Vysoký, Archäologische Miscellen (Sp. 139—144): 1. Hermes mit dem Beutel, 2. Zum sogenannten Seneca-Kopfe, 3. Repliken praxitelischer Werke.

Den Schlufs des prächtigen, vorzüglich ausgestatteten Bandes bildet eine gründliche Arbeit von Anton von Premerstein, Die Anfänge der Provinz Moesien. (Sp. 145—196).

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

101) **Albert Harknefs, A Complete Latin Grammar.** New-York, Cincinnati, Chicago. American Book Company, 1898. XIV u. 448 S. 8.

Zu den für uns Philologen erfreulichsten Erscheinungen gehört das frische, fröhliche Leben, welches in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft gegenwärtig herrscht, eine für uns Deutsche um so erfreulichere Thatsache, als man überall die Abhängigkeit der Amerikaner von der deutschen Philologie spürt. Die vielen amerikanischen Studenten auf unseren Universitäten, besonders in der philosophischen Fakultät, die zahlreichen in Amerika erscheinenden Übersetzungen unserer philologischen Standard-works, nicht zum wenigsten der Inhalt der amerikanischen Zeitschriften, Abhandlungen und Werke aus dem Bereiche der Altertumswissenschaft zeigen uns aufs deutlichste diese Abhängigkeit.

In die Reihe dieser amerikanisch-deutschen Werke gehört auch das vorliegende Buch. Der Verfasser hat, wie er selbst im Vorwort angieht, nicht nur sein Manuskript von einigen unserer bedeutendsten Fachmänner — Stolz, Landgraf, Blase — durchsehen lassen, sondern auch persönlich mit diesen Herren verhandelt und ihren Rat eingeholt.

Die Grammatik besteht aus fünf Hauptteilen: Phonology (Lautlehre), Morphology (Formenlehre), Etymology (Wort- und Stammbildungslehre), Syntax und Prosody, und aus einem Appendix (Quantität in positionslangen Silben, Redefiguren, Litteratur, Kalender, Geld und Abkürzungen).

Dieser ganze Stoff ist auf 401 Seiten handlichen Oktavformats bewältigt, und wenn man hinzunimmt, dafs das Buch nicht nur für die Bedürfnisse des Schülers, sondern auch für die des vorgerückten Studenten

genügen soll, so wird man von vornherein dem Geschick des Verfassers die Anerkennung nicht versagen. In der That, es ist durch Verbindung von deutscher Gelehrsamkeit mit amerikanischer Geschicklichkeit ein Buch entstanden, das seinem Verfasser und seinen Paten alle Ehre macht.

Aber freilich Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit einerseits und Knappheit und Kürze anderseits sind zu verschiedenartige Begriffe, als dafs es jemals gelingen sollte, sie harmonisch zu vereinigen: ich fürchte, der Verf. hat es vielfach weder dem Anfänger noch dem Vorgeschrittenen recht gemacht. So ist der kurze Abrifs über das Verhältnis der Lateinischen Laute zu den indogermanischen (die Phonology) für jenen überflüssig, für diesen zu dürftig und teilweise unbrauchbar. Was nützen z. B. Bemerkungen wie: „Anlautendes *sve* wird *so:* **svenos, sonus,* **svedalis, sodalis*" oder „in einigen Worten wird anlautendes *gh* vor *u* zu *f*: *fundo*" oder „*cs* und *x* verschwinden bisweilen: **lucsna, luna*" — wenn nicht gezeigt wird, mit welchem Rechte jene Urformen angesetzt werden? Entweder mufste sich also der Verf. auf das beschränken, was mit Hilfe des Lateinischen erklärt werden kann (z. B. *confectus* aus **confactus*) oder er mufste mit Zuhilfenahme wenigstens des Griechischen und Germanischen diese Dinge ausführlicher behandeln.

Dafs der Abschnitt inhaltlich durchaus auf der Höhe der Zeit steht, soll — weil selbstverständlich — nur nebenbei bemerkt werden. Nicht uninteressant ist es übrigens, dafs sich die Lehre von der Aussprache durchaus an die bei uns übliche anlehnt.

Die Morphology ist im allgemeinen durch Übersichtlichkeit und Klarheit ausgezeichnet, nur die Darstellung des Genus könnte pädagogischer gehalten sein, man merkt auch hier zu sehr das Streben mit dem Raum zu geizen. Höheren Anforderungen entspricht freilich dieser Teil noch weniger als der erste, besonders in der Konjugation fehlt, abgesehen von einigen dürftigen Anmerkungen, die Wissenschaft fast ganz. Erfährt man doch z. B. nichts über das *b* im Imperfektum und Futurum, über das *r* im Passivum, über die Entstehung der Konjunktive und des Gerundivums.

Der dritte Teil (die Etymology) ist musterhaft in seiner Einfachheit und Reichhaltigkeit. Hier macht sich auch der Mangel, dafs jeder Hinweis auf die verwandten Sprachen grundsätzlich gemieden wird, weniger fühlbar.

„*Syntax has received special attention*", das ist deutlich zu spüren. Der Verf. geht hier vielfach über das hinaus, was in unseren Schul-

grammatiken, auch in den umfangreicheren, geboten wird. Der Sprachgebrauch der Dichter und späteren Prosaiker findet verdiente Berücksichtigung. Trotz der Fülle des Stoffes geht die Übersicht nicht verloren. Die Kürze wird allerdings auch hier gelegentlich durch nicht zu billigende Mittel erreicht. Zu tadeln ist, sowohl vom wissenschaftlichen als auch vom pädagogischen Standpunkt aus, die häufige Verwendung des etc. oder ähnlicher ungenauer Ausdrücke bei Aufzählung von Verba, welche eine gewisse Konstruktion haben (*verbs meaning to place—locō, collocō, pōnō, statuō, constituō etc.—are usually heated as verbs of Rest; a few verbs admit the Dative; sometimes after memini and the like*). Ferner sind nicht selten die Beispiele recht wenig zahlreich. Auch dafs sie häufig nur aus Satzteilen, nicht aus vollständigen Sätzen bestehen, kann nicht gutgeheifsen werden, zumal da gelegentlich der Sinn durch derartige Weglassungen gestört wird. So wird in dem Beispiele *Adeo excellebat Aristides abstinentia ut ... Iustus sit appellatus* durch Weglassung der Worte: *unus post hominum memoriam, quem quidem nos audierimus, cognomine* die Kraft des coni. perf. völlig verwischt. Noch gefährlicher ist es, wenn — was allerdings nicht häufig vorkommt — infolge der erstrebten Kürze der Inhalt der Regeln leidet. So ist die Regel über die Attraktion des Relativpronomens ungenau, bei *tantum abest* fehlt die Bemerkung, dafs diese Wendung stets unpersönlich gebrancht wird, nach *tum ... cum, eo die, eo tempore, cum* wird nur der Indikativ als zulässig anerkannt, bei *ut* fehlt die Bedeutung „seit“, die Phrasen *est cum, est ubi* werden überhaupt nicht erwähnt, die Lehre von *an* ist ziemlich dürftig. — Im übrigen geben die Regeln inhaltlich durchweg die bei uns in Deutschland herrschenden Anschauungen wieder; aber freilich, wie verbesserungsbedürftig diese siud, wenigstens auf dem Gebiete der Moduslehre, hat sich mir aufs neue gerade bei dieser knappen, übersichtlichen, auf die Erklärung der sprachlichen Erscheinungen eingehenden Zusammenstellung deutlich gezeigt.

Da nun der Verf. gerade auf die Darstellung der Moduslehre grofse Sorgfalt verwendet hat und die Hoffnung ausspricht, für die Schüler werde nunmehr der Konjunktiv in abhängigen Sätzen nicht länger ein *dreaded stranger*, sondern ein *acquaintance and friend* sein, so sei durch eine kurze Besprechung der Lehre vom Potentialis der Nachweis gestattet, dafs sich diese Hoffnung, wenigstens bei denkenden Schülern, nicht erfüllen wird und kann.

Zunächst stellt der Verfasser fest, dafs der lateinische Konjunktiv die Aufgaben zweier ursprünglich verschiedener Modi zu erfüllen hat, die des Konjunktivs und Optativs. Auf den ursprünglichen Optativ gehen nach der gewöhnlichen Ansicht, welche auch Verf. teilt, der coni. pot. und coni. opt. zurück, auf den ursprünglichen Konjunktiv der coni. vol. — Vom coni. pot. heifst es dann weiter: Er wird gebraucht, um die Handlung nicht als wirklich, sondern als möglich oder bedingt darzustellen. Diese Definition ist von vornherein ungenügend, denn einmal kann ich auch im Indikativ nichtwirkliche, mögliche und bedingte Handlungen darstellen, und zum andern mufs die Verquickung der Begriffe „möglich" und „bedingt" den Schüler zu der Annahme verleiten, als ob eigentlich gar kein grofser Unterschied zwischen ihnen bestehe. Unter den zur Erläuterung dienenden Beispielen findet sich nun auch: *Ita laudem invenias* mit der Übersetzung: *„thus you (any one) may or will win praise"* = „so kannst du oder so wirst du Beifall ernten". Wird hier nicht der Schüler fragen, wodurch sich denn *invenias* von *invenire potes* oder *invenies* unterscheide? Noch gröfser wird die Unklarheit, wenn der Satz *hoc sine ulla dubitatione confirmaverim* übersetzt wird mit *„this Ishould assert without any hesitation"* = „dies würde ich ohne Zögern behaupten". Denn dem Schüler wird damit gesagt, dafs „ich kann" und „ich werde" so viel ist wie „ich würde".

Den Höhepunkt erreicht die Begriffsverwirrung bei den potentialen Fragen, indem hier *Quis dubitet?* übersetzt wird mit *„Who would doubt? or who doubts?"* = „Wer würde zweifeln? wer zweifelt?" Es wird also schlankweg auch der Indikativ als Übersetzung zugelassen, obwohl ausdrücklich in der Regel gesagt ist, dafs der coni. pot. *„is used in questions to ask, not what is, but was is likely to be, what may be, or should be"*. Und so werden die Begriffe: „ich kann zweifeln", „ich werde zweifeln", „ich würde zweifeln" und „ich zweifle" samt und sonders in einen Topf geworfen und auch nicht einmal der Versuch gemacht, diese Vielseitigkeit des Konjunktivs zu erklären.

Doch sehen wir, was in den abhängigen Sätzen aus dem coni. pot. wird. Als oberster Grundsatz wird aufgestellt: *„Pot. Subj. is used in Subordinate clauses, whatever the connective, to represent the action as Possible or Conditional, rather than real."* Um nun zu zeigen, dafs in den Konsekutivsätzen dieser Potentialis vorliege, geht Verf. aus von dem unabhängigen Satz: *Probitatem in hoste etiam diligamus* = *„we*

should love goodness ever in an enemy" = „wir würden Rechtschaffenheit auch an einem Feinde lieben". Dieser selbe Konjunktiv liege nun auch in der Periode vor: *Tanta vis probitatis est, ut eam in hoste etiam diligamus* = „*So great is the power of goodness that we should love it even in an enemy or that we love it even in enemy*". Diese seltsame Annahme aber, dafs „*we should love*" so viel bedeute wie „*we love*" wird damit begründet, dafs „*we very naturally assume that what one would love as a matter of course, one may love as a matter of fact*". Wenn also der Onkel znm Neffen sagt: „Ich würde dir gern monatlich 100 Mark geben", so nimmt dieser es als natürlich an, dafs er sie wirklich erhält! Nebenbei soll nur erwähnt werden, dafs auf die doch gewifs nahe liegende Frage nach Bedeutung und Herkunft des *Ut* gar nicht eingegangen wird.

Auch in den Konditionalsätzen spielt natürlich der coni. pot. eine wichtige Rolle. Hier lernen wir (wie üblich), dafs der coni. praes. und perf. die Voraussetzung als möglich, der coni. imp. und plusq. die Voraussetzung als der Wirklichkeit entgegengesetzt annimmt. Ganz abgesehen nun davon, dafs kein Wort gesagt ist, wie wir uns diese Differenzierung der modi klar zu machen haben, so ist es doch höchst merkwürdig, dafs der Römer in dem Satze *si tacuisses, philosophus mansisses* die Möglichkeit des Schweigens — die doch so nahe liegt — nicht beachtet, und in dem Satze *si hodie Lycurgus exsistat, dicat* die Unmöglichkeit und Nichtwirklichkeit dieses Wiederauferstehens nicht andeutet.

Dieselbe Unklarheit und Willkür in der Fassung des Begriffes Potentialis herrscht bei der Behandlung der Relativsätze (wozu auch die Sätze mit *Cum* gehören). Hier wird *Quis est qui hoc dicere audeat* unrichtig gedeutet als: „Wer ist derjenige, welcher es wagen würde, dies zu behaupten"; positive Beispiele aber nach Art von *erant qui dicerent* werden gar nicht aufgeführt, vermutlich, weil die Übersetzung: „Es gab Leute, welche dies behauptet haben würden", gar keinen Sinn hätte. Der Indikativ in diesen Sätzen ebenso wie in den kausalen und adversativen Relativ- und Cumsätzen wird natürlich nach wie vor als Absonderheit des poetischen und späteren Sprachgebrauchs oder als zur Hervorhebung der Thatsächlichkeit dienend hingestellt. Der Satz: *O vis veritatis, quae se defendat* wird erklärt: *O the power of truth, that it (which) can defend itself.* (warum heifst es denn nur nicht: *quae se defendere potest*?). Die Worte aber: *Cum vita sine amicis metus plena sit, ratio*

monet amicitias comparare sollen bedeuten: *since life without friends is (= would be) full of fear!*

In den temporalen Cum-sätzen „nennt oder beschreibt der Konjunktiv die Gelegenheit, bei welcher die Handlung des Hauptverbums vor sich ging", während es hunderte von Beispielen giebt, wo auch der Indikativ diese Funktion hat. Auch die „Entwickelung" des Indikativs zum Konjunktiv in der Zeit zwischen Plautus und Cicero wird noch angenommen, ohne dafs ein zureichender Grund für diese mystische Neigung der Römer angegeben würde.

Unzureichend sind auch die Regeln über *dum, donec, quoad, quod antequam* und *priusquam*, da jedoch bei diesen Sätzen nicht ausdrücklich auf den Potentialis zurückgegangen wird, habe ich keine Veranlassung, auf sie einzugehen.

Nach alle dem bin ich nicht in der Lage, die Hoffnung des Verf. zu teilen, dafs sich der Schüler mit dem Konjunktiv befreunden werde.

Doch ich will von dem Buche nicht scheiden, ohne noch einmal auszusprechen, dafs es zwar einige nicht unerhebliche Mängel aufweist, im ganzen aber als eine erfreuliche, teilweise sogar als eine hervorragende Leistung anzusehen ist.

Grimma. **A. Dittmar.**

---

102) **Oskar Henke, Schulreform und Stenographie.** Mit vier stenographischen Beilagen. Berlin, Reuther & Reichard, 1899. 73 S. 8. ℳ 1. 50.

Der Hauptzweck des Büchleins ist, die Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit der Stenographie für den Unterricht nachzuweisen, der die Schule, wenn sie ihrer Idee und ihrem Berufe treu bleiben will, nach des Verf. Überzeugung nicht länger zu verschliefsen ist; denn „die Stenographie hat eine Kulturmission an der Menschheit zu erfüllen". „Was Dampf, Elektricität und Maschinen bieten sollen für die harte, materielle Arbeit da draufsen, das ist die Aufgabe der Stenographie für die materielle Darstellung unseres geistigen Ringens und Schaffens." Für die Leser der Neuen Philologischen Rundschau wird indessen dieser zweite Teil des Buches, der freilich mit dem ersten nur ziemlich locker zusammenhängt, von geringerem Interesse sein als der erste, aus dem wir deshalb einige Hauptsätze herausheben wollen.

In besonnener, aber sehr bestimmter Kritik tritt der Verf. den Mängeln

der Schulreform von 1892 entgegen und macht selbst oft weitgehende, aber wohlbegründete Vorschläge. Die Reform von 1892 war keine prinzipielle, sondern brachte nur eine mehr oder minder umfassende Flickarbeit, sie stellt überhaupt eine nur sehr einseitige Besserung dar. Da aber das Schulwesen eines einzelnen Staates infolge des leidigen Berechtigungswesens mit bestimmt wird durch Rücksichten auf andere Staaten, so wird eine wirkliche Reform des höheren Schulwesens erst möglich werden, wenn das gesamte Schulwesen Reichssache geworden ist. — So richtig das sein mag, so sieht der Verf. wohl selbst die Erfüllung seines Wunsches nicht nahe bevorstehend. Und eine neue Schwierigkeit zeigt sich sofort: wenn der gleiche Lehrplan für die verschiedensten Gebiete und Gegenden eines grofsen Landes schon jetzt zu sehr Schablone ist, so dafs die besondere geistige Natur oder Begabung der Bevölkerung in Ost und West, Süd und Nord unbeachtet bleibt, wie viel mehr müfste dann erst im Reiche auf Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der gegebenen Vorbedingungen Rücksicht genommen werden! — Eine andere, weit mehr zu beherzigende und leichter zu verwirklichende Forderung des Verf. ist: konsequente Durchführung der Selbstverwaltung, nicht in dem Sinne der absoluten Lostrennung von Staat oder Gemeinde, aber in dem der vollständigen Lösung vom Bureaukratismus, so dafs das Schulwesen von der Inspektion der letzten Dorfschule bis hinauf zum Reichsschulamt ohne Ausnahme in den Händen von Männern liegt, die aus dem Lehrerstande selbst hervorgegangen und mit wirklicher Sachkenntnis ausgerüstet sind. — Eine dritte unumgängliche Forderung stellt der Verf. auf: dafs das höhere Schulwesen und das Volksschulwesen organisch verbunden werden. — Da Verf. seiner Schrift nur einen begrenzten Umfang gegeben hat, besonders aber da seine Hauptaufgabe eine andere ist, so werden jene Gedanken und Vorschläge mehr in Form einer Skizze als mit eingehender und ausgeführter Begründung vorgetragen. Trotzdem enthalten diese Seiten recht viel gute Winke und beherzigenswerte Wahrheiten, wie denn überhaupt das Büchlein gelegentlich manchen treffenden Gedanken einwirft oder manchen kräftigen Hieb gegen Selbstüberhebung und Verblendung führt. Wie wahr ist es, wenn es S. 20 heifst: „Dafs Jünglinge, die einmal die schwerste Verantwortung in Staat und Gesellschaft tragen sollen, zu rastloser Arbeit, zur Hingabe an ihre Berufsarbeit unter Mifsachtung ihres persönlichen Wohlbefindens, zur Erledigung ihrer Arbeit auch unter unbehaglichen, mifslichen Um-

ständen erzogen werden müssen, sollte keinem Zweifel unterliegen. Dafs dieser Zweck nicht erreicht wird, wenn man jungen Männern in der ersten Kraft der Jugend und Schaffenslust —, anstatt sie zum *αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων* anzuspornen, die platte Mittelmäfsigkeit (‚genügend‘ in allen Fächern!) als das erstrebenswerte Ziel vor Augen stellt, — das ist ebenso wenig zweifelhaft.“ Treffend ist auch die Kritik, die an den Grundsätzen des Frankfurter Reformgymnasiums, das gegenwärtig so viel zur Nachahmung zu reizen scheint, geübt wird (S. 21 f.). Wir pflichten auch hier dem Verf. gern bei, wenn er sagt: „Wenn mir Gelegenheit gegeben würde, ein Gymnasium zu leiten in einer grofsen, reichen Stadt, die zu jedem Opfer für ihr Schulwesen bereit ist, die dem Direktor die Heranziehung der besten Lehrer sichert, die den Direktor wirklich sein Lehrerkollegium sich wählen läfst, in der ferner Gymnasien anderer Art reichlich vorhanden sind, so dafs der Direktor auch sein Schülermaterial sich sozusagen für seine eigenartigen Experimente aussuchen kann, dann will ich mich anheischig machen, befriedigende Resultate zu erzielen selbst bei einem Lehrplan, der noch weniger den Grundgesetzen der Psychologie und den Forderungen einer besonnenen Pädagogik entspricht als der Frankfurter Lehrplan.“ Von einer Bewährung des „Reformlehrplans nach Frankfurter Muster“ kann eben erst dann die Rede sein, wenn an vielen kleinen Gymnasien unter weniger günstigen Bedingungen nach Jahrzehnten das für Frankfurt geforderte Resultat erzielt werden sollte. Auch der Streifzug, den Verf. gelegentlich gegen die noch immer herrschende Verwirrung in der Rechtschreibung und gegen die fehlerhaften Gebräuche der Schrift (grofse Anfangsbuchstaben der Substantiva, „deutsche“ Schrift) unternimmt, hat unseren Beifall.

Verf. wünscht sein Buch gelesen von stenographiekundigen Nichtpädagogen und von stenographieunkundigen Pädagogen; für jene scheint mehr der erste, für diese mehr der zweite Teil bestimmt zu sein; wir erachten auch die Gedanken des ersten Teiles lesenswert für alle Pädagogen, wenn sie auch hie und da Widerspruch finden werden.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

103) **Adolf Pernwerth v. Bärnstein, Imitata.** Lateinische Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte. Mit einer kurzgefafsten Geschichte der lateinisch-rhythmischen Nachbildung deutscher Gedichte. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. ℳ 4.30.

Dafs die heutige Zeit den Erforschern und Freunden des Altertums wichtigere Aufgaben stellt als die Übertragung deutscher Gedichte in die Sprache der Römer, darüber wird wohl niemand im Zweifel sein, und der Vorwurf einer dilettantischen Spielerei kann allen derartigen Bestrebungen, wenn sie auch, wie im vorliegenden Falle, mit einem prinzipiellen Ernst durchgeführt werden, kaum erspart bleiben. Die carmina Burana des Mittelalters sind denn doch in ganz anderer Weise historisch begründet und berechtigt als lateinische Nachbildungen unserer Tage, welche für die jeweiligen Autoren gewifs den Wert einer trefflichen und erfrischenden Übung haben, aber nie und nimmer eine allgemeine litterarische Bedeutung beanspruchen dürfen. Ich fürchte daher, dafs das hübsch ausgestattete Büchlein Pernwerth v. Bärnsteins sich keines grofsen Leserkreises erfreuen werde.

Und das ist eigentlich schade, denn sobald man sich einmal auf den Standpunkt des Verfassers stellt — und ich hielt dies zum Zweck der folgenden Besprechung für meine Pflicht, trotzdem ich denselben nicht billige — so wird man ihm zugestehen müssen, dafs er sich seiner Aufgabe mit grofsem Fleifs und einem gewissen künstlerischen Erfolg entledigt hat. — Was die Auswahl der deutschen Dichtungen anlangt, so ist sie hinsichtlich der humoristisch gefärbten und epigrammatisch pointierten Lieder und der Sprüche, welche durch Antithesen und Parallelismen auf den Verstand wirken, durchaus zu billigen, dagegen hätte der Verfasser meines Erachtens von Stücken wie „Über allen Wipfeln ist Ruh" (p. 43), „Du bist wie eine Blume" (p. 63), „Ein Fichtenbaum steht einsam" (p. 67) von vorneherein abstrahieren sollen, da er hier unbewufst hart an der Grenze der Travestie wandelt. Die seelenvolle Tiefe solcher Verse läfst nicht mit sich spafsen. Im ganzen aber ist Pernwerth v. Bärnstein ein Übersetzer, der den Geist der Originale dichterisch umzugiefsen versteht, und es findet sich in diesen „Imitata" manch gelungene Wendung und manch elegantes, von feinem poetischem Gefühl zeugendes Bild. Zu den hübschesten Nachbildungen rechne ich u. a. „Das Blatt im Buche" (p. 49) und mehrere der „Sinnsprüche" (z. B. XI, XV). — Die folgenden Ausstellungen sollen

obiges Urteil keineswegs beschränken. Störend wirkt die Form *„nuntio“* p. 61, Z. 8, da der Sinn das Perfekt verlangt; p. 83, Z. 3 dürfte *„sic“* in *„tam“* umgewandelt werden. Mifsglückt scheint mir p. 77, Z. 7 die Wendung *„natura praecipit“* zu sein, da sie den deutschen Gedanken gänzlich verschieht. Verhlafst und im Hinblick auf das Original und die bestimmte Ausdrucksweise der früheren Strophen wenig passend sind p. 31 Z. 1 f. die Worte *„ut carmen risus allicit/nos parvi mollior“* (der Schlufs des Liedes verlangt eher eine Steigerung als eine Abschwächung!); ebenso halte ich die zweite Strophe des dreizehnten Sinnspruchs (p. 93) für verfehlt. Ein Fragezeichen setze ich ferner zur Form *„tubiis“* (p. 81); *„at te“* (p. 33, Z. 10) ist wohl Druckfehler für *„a te“*, auf Rechnung eines solchen kommt auch *„es“* (statt *„et“*) p. 51, Z. 8. — Was den Versbau betrifft, so hätte der Verfasser doch wohl konsequent vermeiden sollen, eine kurze und vom Wortton nicht getroffene Silbe mit dem Verston zu versehen. Stellen wie *„ . . non aními crusta/hebesce; quae celsá sunt, gusta“* (p. 55) klingen unschön. Einzig der iambische Versschlufs läfst diese Willkür zu.

Interessant — trotz ihrer vom Verfasser zugestandenen Lückenhaftigkeit — ist die Einleitung des Büchleins, welche über die Geschichte und das Wesen der neulateinisch-rhythmischen Dichtung erwünschte Auskunft giebt. Nicht unterschreiben möchten wir die Behauptung p. 9, dafs die römisch-klassische Form der Latinisierung deutscher Gedichte einen strengeren Anschlufs an den Urtext gestatte als die von P. v. B. gewählte. — Unter den modernen Vertretern der neulateinischen Dichtung findet sich — ohne nähere Angabe — p. 11 der Name „Flüglisteller“. Ich vermute, dafs hier ein Irrtum vorliegt, und dafs der Luzerner Physikprofessor Leonz Füglistaller aus Jonen im Kanton Aargau (1768—1840) gemeint ist, der sich neben seiner Berufsthätigkeit mit der Übersetzung deutscher Gedichte ins Lateinische und lateinischer Verse ins Deutsche erfolgreich beschäftigte. Eine kurze Biographie dieses vielseitigen Mannes enthält das 1860 bei J. S. Christen in Aarau erschienene Festalbum „Schweizerische Rütli- und Schillerfeier“, woselbst auch seine gelungene Übertragung des „Liedes von der Glocke“ abgedruckt ist, welche zuerst 1821 in Luzern erschien. Sie beginnt folgendermafsen:

Haeret forma terrae pacta
pede stans immobili,
hodie Campana facta
erit: macte socii.

Überhaupt scheint Schillers „Glocke" in jener Zeit ein beliebtes Übersetzungsobjekt gewesen zu sein; mir sind aufser Füglistallers Latinisierung solche von Ph. Heine (Campana latine reddita metro archetypi adjecti, Hannover 1826, zweite Auflage) und von I. B. Niethammer (Reutlingen 1883, dritte Auflage) bekannt. — Die Liste der von P. v. B. angeführten Vertreter der neulateinisch-rhythmischen Nachbildung läfst sich auch sonst mit Leichtigkeit erweitern, ich nenne z. B. G. Feuerlein (Schillers „Lyrica omnia" Stuttgart 1831) und E. F. Haupt (1773—1843), dessen diesbezügliche Versuche erst vor Kurzem erschienen (Goethes Gedichte ins Lateinische übertragen, Berlin 1899).

Winterthur. **Rudolf Hunziker.**

Vakanzen.

Barmen, H.T.S. Obl. N. Spr. Meld bis 10./5. Dir. Dr. Draeger.

Essen, H.T.S. Direktor. 5100—7200 M. u. 1000 M. Wg. Bis 1./5. Oberbürgermeister.

Frankfurt a. M., Liebig-Realsch. 2 Obl. (Deutsch, Frz., Engl., Gesch. Geogr). 3900—7200 M. Bis 1./5. Curatorium d. höh. Schulen.

Halle a. S., Stadtschulrath. 5000—8200 M. Bis 1./5. Stadtverordnetenvorsteher Dr. Dittenberger.

Schöneberg b. Berlin, Hohenzollernschule. Hülfsl. Alte oder neue Spr. oder Math. u. Nat. Dir. Dr. Bartels.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 5. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

104) **S. Lo-Cascio, Omero.** Il libro sesto dell' Odissea. Caltanisseta, Flli Arnone, 1899. 99 S. 8. L. 1.20 (ℳ 1.—).

Der vorliegende Kommentar zum 6. Gesange der Odyssee ist, wie aus dem Vorwort hervorgeht, zum Schulgebrauch bestimmt. Für die Beurteilung ist dadurch ein zweifacher Gesichtspunkt gegeben; erstens ist die Frage, wie es mit der sachlichen Richtigkeit des Dargebotenen steht, zweitens, ob das Lehrmittel den Anforderungen der Pädagogik entspricht. Hinsichtlich des ersten Punktes kann man mit dem vorliegenden Kommentar im allgemeinen zufrieden sein; sowohl die sprachlichen wie die sachlichen Anmerkungen zeugen von fleifsigem Studium der einschlägigen Fragen und sorgfältiger Überlegung der zu erklärenden Stelle. Freilich kann man nicht überall dem Verfasser zustimmen. So ist z. B. unrichtig die (S. 9) gegebene Erklärung zu Φαιήκων ἀνδρῶν = Φ. ἀνδρείων, da bekanntlich ἄνδρες in solchen Verbindungen weiter nichts ist als eine

substantivische Stütze für die ursprünglich adjektivische Volksbezeichnung. Sehr merkwürdig ist auch, was der Herr Verfasser nach Henry, Gramm. comp. del Greco e del Latino über die Weglassung des syllabischen Augmentes in der homerischen Dichtung sagt (S. 14 zu V. 16). Er leitet diese Gewohnheit aus dem Sanskrit her, wo in den Nebensätzen das Verbum accentuiert sei, wodurch das Augment proklitisch werde und zum Verschwinden neige; in den Hauptsätzen dagegen sei das Verbum tonlos und lehne sich deshalb an das Augment, welches darum nicht verschwinden könne. Im Griechischen sei dieser Unterschied nicht verstanden worden, und man habe das Augment nach Belieben weggelassen. Diese ganze Auseinandersetzung ist unverständlich; denn erstens ist im Sanskrit das Augment überall, wo es auftritt, betont; zweitens wird der Wegfall desselben in der Poesie, ebenso wie im Griechischen, nur durch das Bedürfnis des Verses hervorgerufen. S. 25 (V. 53) ist θύραζε nicht mit ξύμβληντο, sondern mit ἐρχομένῳ zu verbinden, da Alkinous aus dem Hause hinaus in den Rat der Phäaken geht. Was S. 35 (z. V. 84) von ἄλλος gesagt wird, gilt nicht blofs für Homer, sondern überhaupt für die griechische Sprache. Falsch ist (S. 41 z. V. 102) die Behauptung, dafs Artemis erst bei den Römern Mondgöttin geworden sei. Schwerlich zu halten wird auch sein, was S. 50 über εὐπλόκαμος gesagt wird, welches als ein nur vornehmen Frauen zustehendes Beiwort bezeichnet wird. S. 51 (z. V. 140) wird γυίων fälschlich übersetzt: *dalle ginocchia o dalle gambe,* also wird γυῖα mit γούνατα verwechselt. Die Erklärung des bekannten pleonastischen Zusatzes zu den Verben des Sprechens ἔκ τ' ὀνόμαζεν ist ganz scharfsinnig, aber wohl schwerlich zu beweisen (S. 80: nannte ihn mit Namen).

Die Zahl dieser Beispiele liefse sich noch vermehren; trotzdem ist die Zahl der anzufechtenden Erklärungen verschwindend klein gegen das Richtige, das in dem besprochenen Kommentare geboten wird. Was nun die praktische Brauchbarkeit dieser Erläuterungen als Lehrmittel anlangt, so kann sich darüber Ref., wenigstens bei Anlegung des in Deutschland gewohnten Mafsstabes, nicht so günstig aussprechen. Denn erstens ist der Kommentar, verglichen mit den in unsern Schulen gebräuchlichen, ganz unverhältnismäfsig umfangreich und weitschweifig; vieles ist geboten, z. B. etymologische Bemerkungen in grofser Zahl, was der Schüler gar nicht gebrauchen kann, vorzüglich Schüler, denen die elementarste Kenntnis homerischer Formenlehre abgeht. Solche werden nämlich von dem Ver-

fasser offenbar vorausgesetzt, da sich Anmerkungen wie: *πάρ = παρά — κομέειν = κομεῖν — ἐρέω = ἐρῶ — τοι = σοι — δευήσεαι = δευήσῃ — ἔμμεναι = εἶναι — τῇσι = ταῖς — ὄχθῃσιν = ὄχθαις — βῆ = ἔβη — Ἀλκινόοιο = Ἀλκινόου* und ähnliche auf Schritt und Tritt finden, d. h. also Dinge, die teils dem Lexikon, teils der Unterweisung des Lehrers überlassen werden müssen; der Kommentar wird dadurch ganz nutzlos angeschwellt, und aufserdem wird durch die fortwährend wiederholte mühelose Darbietung dessen, was der Schüler seinem Gedächtnisse einprägen müfste, nur der Denkfaulheit Vorschub geleistet. Ein fernerer bedenklicher Mangel liegt in den zahlreichen Druckfehlern, von denen die Anmerkungen geradezu wimmeln: das auf S. 99 gegebene Druckfehlerverzeichnis bringt nur einen verschwindend kleinen Teil derselben, in einem Falle ist sogar die Verbesserung noch falsch (zu V. 49, wo *ζήφυρος* „verbessert“ ist: *ξήφυρος*). Auf Anführung von Beispielen kann ich verzichten, da nahezu auf jeder Seite des Kommentars mehrere mit Leichtigkeit aufzufinden sind. Somit entspricht der Kommentar den Anforderungen, die wir an eine Schulausgabe stellen, recht wenig. Um aber nicht mit Tadel die Besprechung zu beschliefsen, will ich noch erwähnen, dafs das Prinzip, nach welchem der Verfasser den Text behandelt, sehr zu billigen ist. Er sagt darüber S. 88 (zu V. 280), er pflege die Lesart der Handschriften zu halten, wenn sie sich irgend rechtfertigen lasse; gewifs ein sehr gesunder und lobenswerter Grundsatz.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

105) **A. Franke, De Pallada epigrammatographo.** Leipzig, A. Graefe, 1899. 100 S. 8.

Franke handelt nach einer kurzen Vorrede in fünf Kapiteln über das litterarische Eigentum des Palladas, das Themistios-Epigramm A. P. XI 292 und das Leben des Dichters, seine Epigrammsammlung, Inhalt, Stil, Muster, Einflufs und Zeit der Gedichte sowie über deren metrischen Charakter, und kommt zu dem Resultate, Palladas übertreffe, ein wahrer Dichter, der seine eigenen Wege gehe, weitaus die Epigrammatiker der spätgriechischen Zeit, er lehne sich im Gegensatze zu diesen an alte Muster, zumal an Homer an.

Bei Sichtung der Epigramme, welche auf Grund eigener Nachkollationen und Mitteilungen des immer hilfsbereiten Stadtmüller erfolgte, verfährt er mit wohlthuender Zurückhaltung, die um so notwendiger ist,

als es bis jetzt noch nicht gelingen konnte, Quellen und gegenseitiges Verhältnis der unterschiedlichen Schreiber unserer Epigrammsammlungen klarzustellen. So ist dann nach Franke bei 143 Epigrammen das Eigentumsrecht des Palladas sicher, bei 28, X 88 hinzugerechnet, zweifelhaft; in zu grofser Bescheidenheit nimmt er drei Epigramme, die er selbst dem Palladas zuschreibt, in seine Liste nicht auf. Übrigens enthält dieselbe sehr Verschiedenartiges: V, 256 und IX, 378 gehören der Überlieferung halber dem Palladas; zu jenem vgl. X, 94. 1, 53; XI, 353. 3f., 62. 5, bei diesem beachte man V. 2 Σάραπιν, den Traum in IX, 441, ferner X, 94; die Gedichte gehören zu den „Nachahmungen". X, 88 schützt sein Platz; vgl. ähnliche Häufungen z. B. in IX, 487; XI, 317. Wahrscheinlich gehören Palladas der Überlieferung halber V, 70 mit seinem trockenen Grammatikerwitz, 71 mit seinem Metrum, IX, 401, 501, 508; des Inhalts halber XI, 279, 294f.; zu IX, 401 vgl. VII, 685. 4, 681. 1, IX, 393. 4; X, 75. 3. Anderseits finden sich in jener Liste auch Epigramme wie X, 33, 118, 121; XI, 273, über deren Verfasser wir nach Frankes richtigem Urteil überhaupt nichts Bestimmtes sagen können, XI, 343 *„alienissimum a Pallada"*, XI, 293, das mit Franke wahrscheinlich dem Lucillius zuzuteilen ist.

Aus XI, 292, welches in ausführlicher und überzeugender Erörterung unter Berücksichtigung der Reden des Themistios und der gleichzeitigen Geschichte dem Palladas, und zwar der ersten Hälfte, vielleicht den ersten Monaten des Jahres 384 n. Chr. zugewiesen wird, ferner aus IX, 400 und 528 ergiebt sich die Blüte des Palladas um die Wende des 4. Jahrhunderts.

In gründlicher Weise behandelt Franke ferner die Komposition von A. P. X und XI, indem er dabei auch auf den Inhalt der Gedichte ein Hauptgewicht legt, verteidigt die Meleagros-Epigramme in A. P. XI gegen den Radikalismus Sakolowskis, scheidet zwischen den Gedichten des Lucianus und des Lucillius und weist des ersteren Einreihung unter die Dichter des diogenianischen Kranzes zurück. Man möchte aus verschiedenen Gründen fast glauben, dafs die Partie XI, 65—255 ursprünglich auf eine Sammlung von Lucillius-Epigrammen und erst in zweiter Linie auf das Anthologion zurückgeht.

Nicht gelöst scheint mir die schwierige Frage nach den „*ἐπιγράμματα τοῦ Παλλαδᾶ*". Die Frankesche Annahme, es sei dies eine Sammlung von Epigrammen des Palladas und anderer Dichter, wie des Entolmios, Lucianus u. a., gewesen, von Palladas selbst gearbeitet und noch von Gregorius Mag.,

vielleicht sogar von Kephalas direkt benützt, steht schon aus Gründen der Überlieferung auf sehr schwankenden Füfsen: Um von den zahlreichen Reihen der ἄδηλα ganz zu schweigen, so vgl. man z. B. die Frankesche Gruppe XI, 272—274 oder X, 26—43 mit ihrem einzigen Palladas-Epigramm 34. Wie wäre ferner bei einer Sammlung von der Hand des Dichters Palladas, den zumal Franke so hoch stellt, die völlige Ordnungslosigkeit sowohl im Stoff als in den Dichternamen zu erklären? Es scheint mir daher noch immer das Wahrscheinlichste, dafs die Gedichte des Palladas ebenso wie die mancher anderer Dichter der Anthologie teils aus einer Sammlung rein Palladasscher Epigramme, teils, insofern sie nicht in Reihen auftreten, im Gefüge anderer Sammlungen in die Anthologie übergegangen sind.

Zu letzteren gehört meiner Überzeugung nach der Kyklos des Agathias. Palladas ist zu oft und zu enge mit ihm verbunden, als dafs ich ihn mit Franke aus demselben ausscheiden möchte. Es gelingt ihm dies auch nur durch unberechtigtes Absprechen (V, 256) und gezwungene Lostrennungen, wie bei VI, 86f.; VII, 607—612, den Kyklos-Reihen des X. und XI. Buches. Eutolmios wird für den Kyklos durch den Platz dreier seiner Epigramme sowie durch die Dichterfolge und die Inhaltsähnlichkeit von IX, 586f. erwiesen. Ist die Folge Palladas-Eutolmios nicht, wie sehr wahrscheinlich, Absicht des Agathias (vgl. z. B. Agathias-Paulus, Makedonios-Paulus in V, 216ff. u. a.), so entstammt sie einer Quelle des Agathias.

Von Einzelheiten erwähne ich noch: für Tiberius Ill. — nach Franke ein Dichter der Palladas-Sammlung — ergiebt sich vielleicht einiges aus dem interessanten inhaltlichen Verhältnisse von IX, 1—77; 78—117; 370—376. — XI, 16 gehört wohl ebenfalls Lucillius wegen Inhalt, Stil und XI, 84, wo Κύλλος zu schreiben sein wird. — Unmöglich ist die Vereinigung von X, 2 und 3 wegen des Sinnes — die Schiffahrt wird ja glücklich von statten gehen (X, 2) —, der Verschiedenheit der angeredeten Person in 2 und 3 und des entsprechenden Schlusses in 1 und 2. X, 3 bildet den Schlufs der Meleagrosgruppe 1—3, an welche die inhaltlichen Philippos-(4—13) und Agathiasgruppen (14—26) mechanisch angereiht sind; vgl. zu X, 3 der Stellung nach die ebenso störenden Hermes-Epigramme 12f. am Schlufs der philippischen Priapos-Pan-Reihe, vor den Agathiasschen Priaposgedichten. — Die „Kyklos"-Epigramme IX, 793 bis 798 dem Julianos abzusprechen, ist kein Grund vorhanden; vgl. 738f. Dem Kyklos brauchen sie trotzdem nicht anzugehören.

Doch, bei welchem Buche liefse sich nicht ausstellen? Die Frankesche Abhandlung enthält noch immer des Guten genug, um als eine der besten Erscheinungen in der neueren Anthologie-Litteratur gelten zu können.

R. Weifshäupl.

106) **E. Ziegeler, Zwölf Reden Ciceros.** Disponiert von E. Z. Bremen, G. Winter, 1899. 8. (S. 99—148 der Festschrift der öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens zur 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.)

Diese Dispositionen von zwölf ciceronischen Reden, lauter solchen, die auf den Gymnasien gelesen werden, sind nach sachlicher Auffassung des Stoffes und nach formaler Ausgestaltung und Präzisierung dieser Auffassung meisterhaft, wie man es von einem so klaren Kopfe, so gründlichen Leser der Schriften der Alten und so geübten Virtuosen der Dispositionskunst nicht anders erwarten kann. Nur ganz vereinzelte Fälle von formaler Abkürzung wie „b. Beweggründe, α Nicht in eigenem Interesse, β sondern im Interesse seiner Klienten“ (zur Sullana, S. 122) sind wohl nicht zulässig. In der Disposition der Rede pro Murena hätten vielleicht die berühmten Ausfälle des Redners gegen die Pedanterie der Jurisprudenz (§ 23—30) etwas weiter als durch „Beweis durch Beispiele“ skizziert werden sollen, ebenso in derselben Rede die in stoischem Rigorismus erhobenen „überspannten sittlichen Forderungen“ Catos (§ 60—66): es sind die beiden Stellen dieser Rede, welche der rednerischen Behandlung des Gelegenheitsfalles des öffentlichen Lebens, der die causa bildet, einen besonderen Reiz und tieferes Interesse verleihen. In der Rede pro Archia poeta sind wenigstens die Hauptgesichtspunkte des Lobes des wissenschaftlichen und dichterischen Lebens, welches ja der Glanzpunkt dieser Rede ist, von der Disposition ausgeprägt. In äufserer Beziehung mufs ich mein Befremden aussprechen über die vielfache Raumverschwendung auf der linken Seite der Blätter, die sehr wohl hätte verringert werden können. — Wenn eine Arbeit wie diese nach ihrem wissenschaftlichen Wert oft nicht so hoch geschätzt wird wie sie es verdient, weil an ihrer Architektonik die Blüte des Verständnisses des rednerischen Kunstwerkes liegt, so möge Ziegeler sich mit der Gewifsheit trösten, dafs in die Praxis des Schulunterrichts übertragen eine solche Durcharbeitung von Prosawerken auf die Aufdeckung der Vernunft hin, die in sie hineingelegt ist, von unvergleichlicher bildender Kraft für den Geist der Lernenden sein mufs.

Wenn man das *sapere et fari* (Hor. ep. I 4, 9) noch heute als die intellektuelle Seite des Bildungsideals hinstellen darf, so ist klar, dafs beides die mächtigste Förderung gewinnt durch die Übung an den Vorbildern solcher Prosaiker, welche nicht schreiben ohne ganz genau zu wissen was sie wollen und welche einen zuvor nach allen Richtungen durchdachten Stoff darbieten. Solche Prosaiker sind aber die alten Redner, auch die Geschichtsschreiber, namentlich sofern sie Reden einlegen, vielleicht in höherem Grade als irgend welche anderen Schriftsteller. Denn ihre ganze Ausbildung beruhte ja — man denke besonders an Quintilian, der in allen Geschichten der Pädagogik seinen Platz erhält, als Erzieher — nicht sowohl auf der Idee, die Jugend zu neuen Trägern überlieferten Kenntnisse zu machen, als auf der Idee, sie in den sicheren Besitz einer Kunst der Rede zu bringen, die imstande ist, eine mit der Lust des Anhörens verbundene Überzeugung zu erwecken. Kommt zu dieser Blofslegung der Ökonomie der Reden im grofsen nun noch hinzu die Nachweisung der geheimen Nachhilfe der Rhetorik von Schritt zu Schritt, von Zeile zu Zeile, durch die so zu sagen hinter den Koulissen auf die Belehrung, auf das ästhetische Wohlgefallen *(delectatio)* und auf die Gefühlserregung des Hörers oder Lesers hingewirkt wird, dann hat die Kunst der Interpretation den höchsten Kranz erlangt, und dann fliefst von einem an und für sich noch so fern liegenden Stoff unwillkürlich die Schulung des eigenen Könnens im *sapere et fari* auf die Zöglinge des Gymnasiums über. In dieser Beziehung aber hat unsere neue Lehrmethode die glänzendsten Fortschritte gemacht gegen die mir noch aus der Zeit vor 40 Jahren erinnerliche Praxis, wo von Pensum zu Pensum, von Stunde zu Stunde die Schriftwerke in ihre zufälligen Abschnitte zerblättert wurden, ohne dafs das Ganze ihres Baues je zum Bewufstsein kam und ohne dafs das „rhetorische" Moment neben dem grammatischen in der Seele von Lehrer und Schülern aufdämmerte.

Hameln. **M. Schneidewin.**

107) **Reinhardt, Die Oratio obliqua bei Cäsar.** Erster Teil. Wissenschaftliche Abhandlung zum Osterprogramm 1899. Aschersleben, Karl Wedel Nachfolger, 1899. 23 S. 4.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs die bekannten Versuche Heynachers (Berlin 1886) und anderer*), durch eine genaue Untersuchung

*) Vgl. Stamm, „Gymnasium" 1899, No. 11; Stegmann, Zur lat. Schulgrammatik, Fleckeisens Jahrbücher 1894, I. Heft.

[illegible]

[illegible] — In einer [illegible] die Consecutio temporum in der Oratio obliqua [illegible] will, wird sich der Verfasser mit dem erwähnten Gebrauch von [illegible] des Weiteren beschäftigen.

[illegible] im übrigen meint, „dafs eine solche Untersuchung dem mit

der Cäsarlitteratur Bekannten des Neuen im einzelnen und ganzen nicht viel bringen kann", so ist das ja zuzugeben. Immerhin aber können diese Untersuchungen, abgesehen von ihrem grammatischen Werte, auch für die Textkritik und Texterklärung förderlich sein, wie die Ausführungen (S. 3 und 4) über die Stelle b. civil. 1, 7, 5 beweisen, in denen mir der Verfasser das Richtige getroffen zu haben scheint, wenn er den Satz *quarum rerum ... secessio facta* als Zwischenbemerkung des Schriftstellers auffafst, mag man nun die Worte *nulla lex ... facta* mit Nipperdey als Glosse betrachten oder nicht. Dasselbe gilt von der Erklärung der Stelle b. Gall. 1, 14, 2—3. Auch aus diesem Grunde darf die Abhandlung Reinhardts als ein dankenswerter Beitrag zur Cäsarlitteratur angesehen werden.

Remscheid. **Richard Eickhoff.**

---

108) **G. Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique.** Tome III. Les Empires. Paris, Hachette et Cie., 1899. 826 S., 379 Textillustrationen, 3 Tafeln. gr. 8. 30 frcs.

Mit dem vorliegenden dritten Bande hat Maspero seine illustrierte Geschichte des alten Orients, welche im Mai 1894 in Lieferungen zu erscheinen begonnen hatte, zu Ende geführt. Das Werk ist als Ganzes das geworden, was wir an dieser Stelle (3. Oct. 1896 S. 318) nach dem Erscheinen des ersten Bandes von diesem gesagt hatten, die beste Geschichte des alten Orients, welche bisher verfafst worden ist und bei dem heutigen Stande der orientalischen Studien überhaupt geschrieben werden konnte. Es liegt dabei auf der Hand, dafs manche Einzelheiten anfechtbar sind und sein müssen. Die orientalischen Studien sind noch weit von ihrem Abschlusse entfernt, nur ein geringer Bruchteil der Überlieferungen Babyloniens-Assyriens, Ägyptens, Vorderasiens ist erhalten geblieben, vieles deckt noch die Erde, und von dem, was der Spaten der Forscher dieser entrissen hat, ist nur ein verhältnismäfsig geringer Prozentsatz durch Publikationen zugänglich gemacht und noch viel weniger bis in das Einzelne hinein durchgearbeitet.

Schwankend sind viele Resultate schon auf dem Gebiete der Geschichte des klassischen Altertumes angesichts der Beschaffenheit des dort in Jahrhunderte langer kritischer Arbeit gesichteten Materiales; weit ungünstiger liegen die Verhältnisse im Oriente, wo die kritische Sichtung zumeist

noch fehlt. Aber, wenn es sich darum handelte, zusammen zu stellen, welche Ergebnisse Ägyptologie, Assyriologie und die übrigen auf die Erforschung des alten Vorderasiens gerichteten Wissenschaften in dem Jahrhunderte gezeitigt haben, welches die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilinschriften, und damit den Schlüssel zum Verständnisse des alten Orients gebracht hat; wenn es sich um eine solche in gewissem Sinne abschliefsende Aufgabe handelte, dann war zu deren Lösung kein anderer in solchem Mafse berufen, wie Maspero. Sein eigentliches Forschungsgebiet ist die Ägyptologie, die er nicht nur aus der Arbeitsstube des Gelehrten heraus durch eine lange Reihe von grundlegenden Arbeiten bereicherte, für die er auch mehrere Jahre hindurch als Leiter der ägyptischen Ausgrabungen im Nilthale selbst thätig war. Er hat es aber neben dieser vielseitigen ägyptologischen Thätigkeit nicht verabsäumt, den Fortschritten der Keilschriftforschung wie der alttestamentlichen Exegese mit kritischem Auge zu folgen und sich ihre Ergebnisse mit glücklichem Gedächtnisse und Scharfsinne zu eigen zu machen. So ist denn auch dieses Werk eine umfassende Geschichte des gesamten Orients geworden, nicht nur eine ägyptische Geschichte mit Ausblicken auf die Nachbarvölker dieses Landes.

Die von Faucher-Gudin nach Photographieen gezeichneten Illustrationen des Werkes sind geschickt ausgewählt. Sie geben Bilder der behandelten Landschaften, wie sie jetzt gestaltet sind, und Reproduktionen antiker Münzen, Reliefs, Statuen, wobei der Typus der antiken Denkmäler gut getroffen worden ist. So liegen hier zuverlässige, zeitgenössische Bilder vor, nicht Phantasieprodukte in moderner Gewandung. Eine solche Illustrierung besitzt aber für den Orient eine weit gröfsere Bedeutung als für die Stätten der klassischen Kultur, da dort nicht wie hier den Lesern von Jugend auf wenigstens die Grundbegriffe der Landschaft und der einzelnen Kultur- und Kunsterzeugnisse geläufig sind, und es daher denen, die nicht ein gröfseres Museum oder eine Bibliothek zur Hand haben, immer schwer fallen wird, sich eine klare plastische Anschauung des alten Orients zu verschaffen. Den Weg hierzu ebnet nun Masperos Werk und bietet neben dem in schöner stylistischer Form gehaltenen Texte ein entsprechendes anschauliches Bildermaterial.

In den Anmerkungen sind die auf die einzelnen Punkte bezüglichen Inschrifts- und Schriftstellerstellen nebst der einschlägigen modernen Litteratur so gut wie vollständig angeführt. Aufserdem wird hier mit grofser

Gewissenhaftigkeit auf etwaige Kontroversen bezüglich der behandelten Fragen hingewiesen, was um so wichtiger erscheint, als selbstverständlich manche Aufstellungen in der fortlaufenden Darstellung hypothetisch und anfechtbar sein mufsten. An solchen Stellen drückt sich der Verfasser sehr vorsichtig aus und giebt in den Anmerkungen selbst das Material zu einer Kontrollierung an die Hand.

Nur eine Ergänzung möchten wir dem Werke wünschen, es ist dies ein alphabetischer Index. In den ersten Teilen liefs sich ein solcher eher entbehren, da hier die chronologisch mehr oder weniger tabellarisch geordnete Behandlung der Geschichte der einzelnen Reiche durch den Zustand des vorliegenden Materials geboten war, und man daher leicht übersieht, wo etwa eine Frage behandelt sein mufs. In diesem dritten Bande liegt die Sache anders. Er behandelt die Zeit vom Beginn des 9. Jahrhunderts an abwärts, die Periode der Kämpfe und Verwickelungen wie der friedlichen Zusammenhänge, die bis in die Zeit Alexanders des Grofsen hinein die Staaten Vorderasiens und Ägypten in stetig erneute Beziehungen bringen. Diese Begebenheiten hat Maspero in pragmatischer Form in ihrem Ineinandergreifen behandelt, wodurch es naturgemäfs oft schwer werden mufs, von vorn herein festzustellen, an welcher Stelle ein Kleinkönig, eine Einzelfrage, ein Denkmal seine Besprechung gefunden hat, besonders dann, wenn deren chronologische Fixierung eine noch streitige ist. Hier könnte nur ein alphabetischer Index den Wegweiser bilden, ihn werden hoffentlich Verfasser und Verleger dem Werke nicht versagen.

Der vorliegende dritte Band bespricht nacheinander: Die assyrische Renaissance und der Kampf um Syrien (885—745 v. Chr.), Tiglatphalasar III. und die Konstituierung des assyrischen Reiches (744—722), Sargon und Sennacherib (722–681), die Blüte der assyrischen Macht unter Assarhaddon und Assurbanibal, die Meder und das zweite Chaldäische Reich, die iranische Eroberung, das Ende der alten orientalischen Welt. Die Begebenheiten in Ägypten, Palästina, Syrien u. s. f. sind in diese fortlaufende Geschichte der mesopotamischen Reiche eingeschoben; den Abschlufs bildet der Tod des Darius und das Jahr 330 v. Chr.

Das Erscheinen des besprochenen Bandes hat einen Abschnitt im Leben des Verfassers begleitet. Er ist im Herbste vorigen Jahres in die Stellung als Leiter des ägyptischen Altertumswesens zurückgekehrt. Nach allem, was wir von dem Forscher wissen, können wir überzeugt sein, dafs seine dortige Thätigkeit sich auch dieses Mal ebenso fruchtbringend für

die Wissenschaft erweisen wird, wie in den Jahren 1881—1887, als er zum ersten Male im Niltbale thätig war, und sind zu der Hoffnung berechtigt, dafs es ihm gelingen wird, den Thatsachen, die seine Histoire ancienne verzeichnet, bald eine reiche Fülle neuer Ergebnisse seiner Funde und Arbeiten inmitten der altägyptischen Denkmälerwelt hinzuzufügen.

Bonn. **A. Wiedemann.**

109) **Otto Gilbert, Griechische Götterlehre in ihren Grundzügen dargestellt.** Leipzig, Eduard Avenarius, 1898. 516 S. 8. ℳ 10. —.

Dieses Buch kann nicht verfehlen, wegen seiner zu der gegenwärtig herrschenden im vollsten Gegensatz stehenden Ansicht über die Entstehung aller Religion lebhaften Widerspruch zu erregen, oder aber es wird von den Gegnern ignoriert und zu Tode geschwiegen werden. Referent glaubt in demselben eine gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt besonders beachtenswerte Erscheinung begrüfsen zu dürfen. Denn der Verfasser sucht die Prinzipien der Religion nicht im Seelenglauben und Ahnenkult, sondern in dem menschlichen Gefühl der Abhängigkeit alles Lebenden von den Mächten der Natur, vom Himmel, von Licht und Dunkel und von der durch den täglichen, monatlichen und jährlichen Wechsel von Licht und Dunkel gegebenen Einteilung der Zeit. Wenn er im ersten allgemeinen Teile zeigt, wie diese Naturmächte für das Leben des Menschen in der Urzeit von einer alles bestimmenden Bedeutung und Wichtigkeit waren, wie sich dem Menschen zunächst objektiv mit elementarer Gewalt seine Machtlosigkeit gegen diese Naturmächte aufdrängte, wie ihm unbewufst diese zu herrschenden Gewalten und persönlichen Gottheiten werden, wie dann im Laufe der Zeit der menschliche Geist bald ernst, bald mehr spielend sich die ewig wechselnden, ewig wiederkehrenden Vorgänge am Himmel unter dem Bild von Handlungen, Kämpfen und Leiden der dabei beteiligten göttlichen Persönlichkeiten ausmalte, wie also aus Weltanschauung und Zeitbeobachtung ihm zunächst manche ewige Gewifsheiten sich von selbst ergaben und dann von ihm weiter und weiter ausgesponnen wurden, wie die Mythogenie, d. h. die unbewufste Weiterbildung der Göttervorstellungen, allmählich der Mythopoesie, d. h. dem bewufsten Streben einer weiteren Ausgestaltung Platz machte und in diesem Prozefs

zuletzt den Massen das Verständnis der ursprünglichen Bedeutung der Mythen verloren ging, bei den denkenden Köpfen aber an Stelle der Mythologie die philosophische Spekulation trat, — so hat er im zweiten speziellen Teil die Aufgabe zu lösen, nun im einzelnen nachzuweisen, wie aus jenen religiösen Grundbegriffen vom Himmel und seinem Einwirken auf die Erde und ihre Bewohner, vom teils friedlichen, teils feindlichen Wechsel von Licht und Dunkel, sich die zahlreichen Einzelgötter allmählich herausbilden konnten; er geht im Wesen der Einzelgötter und Göttergruppen alle die Züge durch, die zu der Annahme berechtigen können, dafs sich die einen aus dem Begriff des Lichts, die anderen aus dem des Dunkels heraus entwickelt haben, und behandelt zum Schlufs noch die verschiedenen Einzelsysteme, aus denen am Ende das Olympische Göttersystem erwachsen ist.

Es ist anzuerkennen, dafs mit dieser Konstruktion des griechischen Götterglaubens in der That ein Weg der Betrachtung gewiesen ist, der alle Beachtung verdient, wobei Referent noch ausdrücklich betont, dafs er mit dem Ausdruck Konstruktion nicht sagen will, dafs in die Sache willkürlich etwas von aufsen hineingetragen sei, was nicht darin liegt. Aber so ansprechend auch die Ausführungen des Verfassers in den grofsen Zügen und im allgemeinen sind, ist es doch unausbleiblich, dafs er vielfach seinem System zuliebe sich zu Erklärungen und Behauptungen hat verleiten lassen, die mehr als zweifelhaft sind. Auf diese näher einzugehen, würde einen Raum von vielen Seiten beanspruchen. Aber gerade weil Referent sich mit den Grundanschauungen des Verfassers einverstanden findet und wünscht, dafs das geistvolle Buch recht viele Leser finden möge, glaubt er auf die Hervorhebung abweichender Einzelansichten verzichten zu sollen, da ein jeder einigermafsen selbständige Leser von selbst dessen genug finden wird, was ihm bedenklich erscheint und zum Widerspruch reizt. Nur sollte keiner deswegen das Werk beiseite liegen lassen, weil er von Anfang an auf einem prinzipiell anderen Standpunkt steht. Gerade im Prinzip ist der Verfasser auf dem rechten Weg, wenn er auch im einzelnen zuweilen in die Irre geht. Für Anfänger im mythologischen Studium ist das Buch allerdings nicht geschrieben.

—w. —r.

---

110) **H. Demoulin, Les *Collegia iuvenum* dans l'Empire romain.** Louvain, Charles Peeters, 1897. 44 S. 8. (Extrait du Musée Belge, tome I.) 2 frs.

Der Verfasser unterzieht eine von den Forschern gewöhnlich nur gelegentlich und beiläufig berührte Frage der römischen Altertümer einer eingehenden Spezialuntersuchung und kommt dabei zu einem abschliefsenden Resultat, soweit es die verhältnismäfsig dürftigen Überlieferungen ermöglichen. Die Schriftsteller bieten zur Beurteilung keinen oder nur geringen Anhalt, denn aufser einer und der anderen Notiz bei Tacitus, Dio und dem Juristen Callistratus finden sich keinerlei Andeutungen. Aber die Inschriften enthalten einiges Material; und sollte sich vielleicht auch nicht jede von den etwa 90 Stellen, die Verfasser herausgefunden hat, mit Bestimmtheit auf die *collegia iuvenum* beziehen lassen, so bleibt die Ausbeute doch reichlich genug, um darauf die Untersuchung aufzubauen. Die inschriftlichen Beispiele geben einen Beleg für das Vorkommen der *collegia* in Rom, zahlreiche für das übrige Italien und Gallia cisalp., aber auch die Provinzen bieten Ausbeute (z. B. Germanien sechs mal). Verfasser bespricht nach Zusammenstellung seines Materials zunächst die innere Verfassung der *coll. iuv.*, die der der übrigen privaten Korporationen ähnlich war, ihre Ämterhierarchie (*magister, curator, aedilis, sacerdos* oder *flamen, quaestor,* mitunter findet sich auch ein *procurator,* ein *praetor* oder ein *praefectus*), dann die von ihnen gewählten Patrone (namentlich auf Grund einer Inschrift von Benevent C. J. IX. 1681) und ihre Finanzverfassung, handelt dann von der auf die *collegia* bezüglichen Gesetzgebung und bespricht endlich besonders ausführlich Zweck und Bestimmung derselben, die im ganzen privatreligiöser Art waren; vielfach indessen waren die letzteren auf Veranstaltung von *ludi iuvenales* gerichtet, wodurch diese Privatvereinigungen auch der Öffentlichkeit zugute kamen. Vielleicht wurden sie in Grenzorten der Provinzen vorübergehend auch als Schutztruppe verwandt.

Die Untersuchung der kleinen Schrift ist gründlich, die Schlufsfolgerung besonnen, die Darstellung ansprechend, sodass man den Ausführungen des Verfassers nicht ohne Vergnügen folgt.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

111) **P. Dettweiler, Didaktik und Methodik des griechischen Unterrichts.** Sonderausgabe aus Baumanns Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München, C. H. Becksche Buchhandlung, 1898. 93 S. 8. ℳ 1.80.

Das Handbuch für den griechischen Unterricht hat der Verfasser der Didaktik und Methodik des lateinischen in kurzer Zeit „ohne Gelehrsamkeit und Tüftelei“ mit Hervorhebung alles Wesentlichen und wohlthuender Wärme für das Griechische an unseren Gymnasien niedergeschrieben. Auf Grund langjähriger und reicher Erfahrung auf dem Gebiete des Unterrichts überhaupt und dem des griechischen im besonderen, aber fern von dem Anspruch, den allein oder nur vorzugsweise richtigen und kürzesten Weg zum Ziele zu zeigen, ist der „Realpädagog“ den Fachgenossen neben Eckstein, Schiller, Kohl u. a. ein guter Ratgeber. Der Anfänger erhält einen ausreichenden Überblick über das ganze Gebiet und im einzelnen zweckmäfsige Winke über das Verfahren beim Unterricht. Er wird es jedenfalls nicht bereuen, einem so zuverlässigen Führer sich einmal anvertraut zu haben. Auch wer schon länger in der Praxis steht und gewohnt ist, etwas andere und erprobte Wege einzuschlagen, auch vom theoretischen Standpunkte, sei es über den Kanon der Schriftsteller, sei es über die Schätzung des grammatikalischen Unterrichts — namentlich des syntaktischen — und der daran sich knüpfenden Übersetzungsübungen u. a., nicht überall mit dem Verfasser übereinzustimmen vermag, wird doch in dem Buche genug Befriedigendes und Anregendes finden und mancher gegebenen Direktive zu folgen sich entschliefsen.

Der Inhalt des Buches, das auf kaum hundert Seiten ein sehr reiches Material geschickt verarbeitet, sei im Folgenden kurz angedeutet: Ein allgemeiner Teil enthält zunächst einleitende Bemerkungen über die dem griechischen Unterricht drohenden Gefahren und eine knappe Übersicht über seine Entwickelung. Dann werden Wert und Stellung des Griechischen im heutigen Unterricht besprochen und die allgemeinen Grundsätze der Methode entwickelt.

Ein besonderer Teil, das Lehrverfahren darstellend, behandelt erst den Lehrstoff und dessen Darbietung im vorbereitenden Unterricht in Tertia, um dann zum Unterricht in den vier oberen Klassen überzugehen. Bei der Skizzierung der sprachlichen Aufgabe spricht sich der Verfasser meines Erachtens etwas zu stark über den Unwert „des eigent-

lichen, buchmäfsigen, systematischen Unterrichts in der Syntax" aus, der „zur wissenschaftlichen Bildung und Erziehung, also zur Erfüllung der Aufgabe des humanistischen Gymnasiums" von jeher wenig beigetragen habe. Man mufs allerdings zugeben, dafs auf diesem Gebiete viel gefehlt ist, aber es giebt doch auch sehr vernünftige Mittelwege.

Die Schriftstellerlektüre läfst auch er mit der Anabasis Xenophons beginnen, verwirft die Hellenica und Memorabilien, erst recht die Cyropädie. Als einziger Prosaiker für O II gilt ihm Herodot; Thucydides, und zwar mit seinen Reden, möchte er sich nicht nehmen lassen, Demosthenes ist als Typus der ganzen, wichtigen antiken Beredsamkeit zu lesen. In der Lektüre Platos (Apologie, Crito, Phaedo) sieht er die beste Art einer philosophischen Propädeutik, um die von einem Meister dargestellten ethischen und psychologischen Wahrheiten abzuleiten. Was die sogen. „accessorischen" Schriftsteller anlangt, über die wohl geteilte Meinungen herrschen, so empfiehlt D. grundsätzlich, die Schüler lieber in wenigen Schriftstellern ersten Ranges heimisch zu machen, statt sie in vielen herumzuhetzen. Für Homer werden einige Vorschläge zu einer Auswahl gemacht, von den Tragikern Äschylus für zu schwer, Euripides zu modern und in seiner sittlichen Auffassung vielfach zu leicht geschürzt gefunden, bei Sophokles in erste Linie Aias und Antigone gestellt. Die Aufnahme der Lyriker in den Kanon erscheint ihm nicht notwendig; er gesteht, trotz mehrfacher Anläufe nie dazu gekommen zu sein, praktisch einen Versuch mit ihnen zu machen.

Den Schlufs des Handbuches bilden die Auseinandersetzungen über die Behandlung der Grammatik („das Grammatikbuch verschwindet ganz, und das Übungsbuch kommt gar nicht auf") und der Lektüre in den Oberklassen, bei der er vor drei Fehlern warnt, die Schriftsteller zur Befestigung grammatischer Kenntnisse zu mifsbrauchen, ihre Erläuterung mit allerlei Beiwerk zu überladen und auf Zusammenhang und Zusammenfassung zu wenig zu achten. Unter den Vorschlägen für eine geordnete Gestaltung der Schriftstellerlektüre wird zuletzt auf die Unterstützung hingewiesen, die durch die gröfseren deutschen Aufsätze und die kleinen freien Ausarbeitungen dem griechischen Unterrichte geboten werden kann.

Gotha. **E. Bachof.**

---

112) **H. Menge, Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik** im genauen Anschlufs an die Grammatiken von H. Menge und von Ellendt-Seyffert. Dritte verbesserte Auflage. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwifsler, 1898. I. Hälfte, den deutschen Teil enthaltend, VIII und 196 S. — II. Hälfte, den lateinischen Teil enthaltend, 168 S. 8. ℳ 4.

Vor Jahren war Menges „Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik“ in den Händen vieler unserer Primaner zu finden und wurde fleifsig benutzt. Mit der Einschränkung des lateinischen Unterrichtes, besonders in Grammatik und Stilistik, war das Buch für die praktischen Bedürfnisse der Schüler, da es viel zu viel Material bot, unbrauchbar geworden und blieb ein bequemes Nachschlagebuch für die Lehrer und ein nützliches Hilfsmittel für die Studierenden der Philologie. Um dem Bedürfnis strebsamer Sekundaner und Primaner unserer Gymnasien gerecht zu werden, d. h. um der unausgesetzten Wiederholung der Elementargrammatik zu dienen, hat Verfasser im Jahre 1885 seine „Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik“ herausgegeben, die hier in dritter Auflage vorliegen. Wir bezeichnen dies Buch rückhaltlos als ein vortreffliches Mittel, um dem angegebenen Zwecke zu dienen; strebsame Schüler, die sich einer Lücke oder Unsicherheit ihres Wissens bewufst werden und diese auszufüllen, überhaupt sich in der Grammatik zu festigen suchen, werden bei richtigem Gebrauch den gröfsten Nutzen aus ihm ziehen. Der richtige Gebrauch besteht aber darin, dafs die über jedem Abschnitt der ersten Hälfte stehenden Paragraphen der Grammatik wiederholt und dann die zahlreichen Beispiele aus dem Deutschen ins Lateinische (am besten schriftlich) übertragen werden; darauf wird zur Kontrolle und Korrektur der Schlüssel, der lateinische Text in der zweiten Hälfte des Buches, herangezogen. Einzelbeispiele (in der Formenlehre) und längere und kürzere Sätze (in der Syntax) sind durch Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Inhalts wie durch Verwendung der verschiedensten grammatischen und stilistischen Erscheinungen lehrreich. Die zu übertragende deutsche Ausdrucksweise ist gewandt und so gewählt, dafs die Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache gewahrt werden; in der mustergültigen lateinischen Wiedergabe sind die jedesmal zur Anwendung kommenden grammatischen Formen und Wendungen durch den Druck hervorgehoben. Den Schlufs bilden zwölf gröfsere zusammenhängende Aufgaben, die vielleicht um einige hätten vermehrt werden können; in-

dessen auch ein Teil der Einzelsätze hat einen solchen Umfang, dafs genügend Gelegenheit geboten ist, um im Periodenbau, in der Satzverknüpfung u. dergl. zu üben. Möge das Buch — das wünschen und hoffen wir — von recht viel Schülern in regelmäfsigen Gebrauch genommen werden, ja auf unseren Gymnasien heimisch werden und sich recht lange heimisch erhalten. Wir teilen nicht die Ansicht des Verfassers, dafs „der Zeitpunkt voraussichtlich nicht mehr fern sei, wo für die beiden obersten Gymnasialklassen die Erteilung eines besonderen Unterrichtes in lateinischer Grammatik und bei der Maturitätsprüfung die Anfertigung einer Übersetzung ins Lateinische in Wegfall kommt“ (Vorrede S. VIII). Das Buch des Verfassers kann am besten mit dazu beitragen, diesen Zeitpunkt immer mehr hinauszurücken.

Hanau. **O. Wackermann.**

113) **Ph. Plattner, Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung,** mit phonetischer Bezeichnung der Aussprache. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1900. 148 S. ℳ 2.40.

Von den im Vorwort der „Ausführlichen Grammatik der französischen Sprache“ angekündigten Ergänzungsheften ist dies das erste. Es besteht aus zwei Teilen, von denen der eine auf 35 Seiten im engen Anschlufs an den Gang des Hauptwerkes zu den einzelnen Paragraphen desselben eine Reihe von Einzelbemerkungen giebt, die teils zur Erläuterung dienen, teils weitere Ausnahmen und Schwankungen verzeichnen; während der zweite Teil in gedrängter Form eine alphabetische Liste sämtlicher Schwierigkeiten enthält, welche das Französische in Aussprache und Rechtschreibung bietet. Dabei ist nötigenfalls auf die Paragraphen der Grammatik verwiesen, in denen die einzelnen Fälle Erwähnung finden. Für die phonetische Umschrift ist das System von P. Passy gewählt worden.

Plattners grammatische Arbeiten bedürfen längst keiner besonderen Empfehlung mehr: sie sind zuverlässig und praktisch brauchbar; sie zeugen von selbständigem Urteil und reicher Beobachtung und überragen die Masse verwandter Arbeiten um ein Bedeutendes.

Vorliegendes Heft bringt hochwillkommene weitere Belehrung und Anregung und erhöht den Wert des an sich schon unentbehrlichen Hauptwerkes, welches besonders auch demjenigen Kollegen hervorragende Dienste leistet, dem die Umstände es nicht gestatten, durch unermüdliche Lektüre

und öfteren Besuch Frankreichs modernen französischen Sprachgebrauch selbständig zu beobachten.

Es sei gestattet auf einige Einzelheiten des ersten Ergänzungsheftes näher einzugehen.

Zu begrüfsen ist besonders das ausführliche Kapitel über die Quantität sowie die zu § 49 gegebene Sammlung von Abkürzungen in Schrift und Aussprache, wie sie im Argot mancher Klassen beliebt sind. Wäre es nicht möglich die Eigentümlichkeiten der vulgären Aussprache in einem gesonderten Kapitel übersichtlich zu behandeln? Wünschenswert wäre jedenfalls eine zusammenhängende Darstellung der Aussprache der Fremdwörter, besonders der lateinischen, deutschen und englischen. Schon im Hauptwerke dürfte dieselbe am Platze sein. Gern auch hörte man etwas näheres über die falschen Bindungen (pataquès). Einen Widerspruch finde ich in dem, was S. 11, Z. 16f. und Z. 26f., sowie S. 12, Nr. 3 und 4a und Anm. 3 über die Bindung der Nasallaute gesagt ist. — S. 16 heifst es, der Irrtum, dafs Vokale vor Doppelkonsonanz „kurz oder scharf" seien, sei weit verbreitet . . . auch bei Franzosen; S. 17 wird gesagt, dafs der Unterschied von einfacher und doppelter Konsonanz, wie er in anderen Sprachen besteht (Kürzung des Vokals), den Franzosen nahezu unfafsbar sei. — S. 21 (zu § 21, Al. 7) wird von der Attraktion (= Assimilation) gesprochen; Z. 5 v. u. hebt den Inhalt des vorhergehenden Absatzes teilweise wieder auf, meiner Meinung nach zu Unrecht, denn die Assimilation tritt mit Naturzwang ein, falls nicht zwischen den beiden Konsonanten ein wenn auch noch so flüchtiger Vokalklang liegt, falls nicht zwischen Lösung des ersten Verschlusses und Beginn des zweiten eine wenn auch noch so kurze Pause eingelegt wird; *dessous* ist ohne jegliche Andeutung des *e* nicht anders zu sprechen als „*tsu*". Demgemäfs möchte ich auch geändert sehen, was S. 37 zu *abs* . . . gesagt ist. Dort heifst es, die Aussprache sei *abs* . . . oder *aps* . . . Ersteres ist nicht richtig; die Pause, welche zwischen den beiden Konsonanten erforderlich wäre, um den ersten von ihnen stimmhaft, den zweiten stimmlos zu sprechen, wird meines Erachtens höchstens in sehr getragener Deklamation gemacht. Wenn sich, wie es auch in korrekter Sprache gewöhnlich ist, der labiale Verschlufs unmittelbar an stimmloses *s* anschliefst, kann er nur stimmlos gelöst werden. Das ist keine Nachlässigkeit, wie es die Anmerkung ebenda sagt. Man kann nur sprechen *ab—s* . . . (= *ab*ᵊ*s*), *abz* . . . und *aps* . . .; des letztere ist die gewöhnliche Aussprache. (Vgl.

über die Sandhi-Erscheinungen Beyer, Vietor, Michaelis-Passy.) — Zu S. 18 (Quantität von *abonde* und *abondance*) wäre wohl *ban* etc. (S. 17 unten) heranzuziehen; in *abondance* gehört *d* ganz zur folgenden Silbe, der Haupttonsilbe; in *abonde* lehnt *d* sich an die vorhergehende Silbe „*bon*" an und ist obendrein stimmhaft: beide Umstände tragen zur Dehnung der Silbe „*bon*" bei. — Seite 24, Z. 16 wird die Regel aufgestellt: „auslautendes *t* bindet niemals in Adverbien", und als Beispiel wird der Satz hinzugefügt: *Un malheur est bientôt arrivé*. Dafs bei *bientôt* die Bindung meistens vermieden wird, hat enphonischen Grund; bei Adverbien wie *souvent, tant, tout* ist Bindung mühelos zu belegen.

Diese unbedeutenden Einwendungen können und sollen des verdienten Verfassers Arbeit nicht herabsetzen, und wenn Sachs, Passy etc. gelegentlich wie unter einander so auch von Plattner kleine Abweichungen in der Orthoepie aufweisen, so erinnern wir uns, dafs P. Passy selbst über die Aussprache sagt: „elle varie, non seulement de province à province, mais même au sein d'une même province, d'une même localité, d'une même famille". Den weiteren Ergänzungsheften sehen wir mit Freude entgegen.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

114) **Paul Hamelius, Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts.** Leipzig, Th. Grieben. Brüssel, Société Belge de librairie, O. Schepers & Co. ℳ 2,80.

Für denjenigen, dem es bekannt ist, dafs die englische Litteratur — von ein paar Monographieen der allerneuesten Zeit abgesehen — weder kritisch grundlegende noch systematisch zusammenfassende Werke auf dem Gebiete der Ästhetik besitzt, wie ja auch die in den vornehmsten heutigen Fachjournalen geübte poetische Kritik philosophisch fundamentlos und kläglich phrasenhaft ist, zeigt schon der Titel des Hameliusschen Buches an, dafs der Verfasser eine ungeheuere Arbeit zu bewältigen hatte, wenn er zu irgend welchen nennenswerten Resultaten kommen wollte. Denn die Kritik des 17. und 18. Jahrhunderts hatte er aufzustöbern in einzelnen kritischen Abhandlungen, die meist nur die Kunst eines einzelnen Dichters betrachten, in Biographieen von Dichtern und in Einleitungen zu Ausgaben von Dichtern und schliefslich in denjenigen Dichtungen selbst, deren Verfasser sich an einzelnen Stellen über ihre Kunst ausgesprochen haben. So sind

denn in der That von Hamelius mehr Werke benutzt worden, als sein Buch Seiten hat — weit über 200. Der Verfasser ist so für den von ihm behandelten Gegenstand die einzige Autorität in der Welt; es giebt keinen Kritiker, der die massenhaften Einzeläufserungen über die Dichtkunst, die jener vermittelst eines jahrelangen Ameisenfleifses zusammengetragen hat, aufsuchen und im Hinblick auf ihre angemessene Verwertung kontrollieren könnte. Die Besprechung des Buches kann sich daher im wesentlichen nur beschreibend verhalten, den rühmlichen Fleifs des Verfassers hervorheben und die von ihm gefundenen Resultate als sehr wertvoll für die Litteraturgeschichte bezeichnen; kritisch verfahren dagegen nur gegenüber grundlegenden Begriffsbestimmungen und den allgemeinen Folgerungen, zu denen er durch synthetische Verwertung seines Einzelmaterials gelangt.

Hamelius fafst den Begriff Kritik als die zeitweise „Norm des litterarischen Urteils, als die Regel, nach welcher Lob und Tadel einer beliebigen litterarischen Erscheinung zufliefsen", und der „ein jeder gehorcht, bewufst oder unbewufst". Das ist weniger eine Begriffsbestimmung der Kritik als des herrschenden Geschmackes, der allerdings einen grofsen Teil der Kritik beherrscht, aber ebenso wohl von ihr bekämpft werden kann. Hätte der Verfasser eine Geschichte der deutschen Kriktik geschrieben, so wäre er mit einer Begriffsbestimmung nicht ausgekommen, welche die schöpferische Kritik ausschliefst. Allerdings haben die Engländer keine Geistesgröfse wie Lessing, der abweichend von den auch von ihm verehrten klassischen Mustern und im schroffem Gegensatz zu dem herrschenden französischen Geschmack, das Idealbild eines deutschen Dramas aufstellt, das noch erst entstehen soll.

Ebenso wenig kann man sich mit der folgenden Unterscheidung zufrieden geben: „Während der Klassiker sich mit der Betrachtung und Nachahmung der leicht fafsbaren, allgemeinsten Thatsachen des Lebens zufrieden giebt, forscht der Romantiker nach den geheimnisvollen Kräften, welche, dem gröberen Sinne unfühlbar waltend, alles Weltliche (?) lenken und bestimmen." Man braucht nur an die abenteuernden Heldenepen des Mittelalters oder Scott einer- und an „Hamlet" oder Goethes „Iphigenie" anderseits zu denken, um zu erkennen, dafs eine oberflächliche Weltbetrachtung sehr wohl mit der Romantik vereinbar ist, und dafs die Klassik das, was für eine bestimmte Zeit Wahrheit ist, nicht blofs mit der gröfsten Klarheit, sondern auch in ihrer tiefsten Tiefe zur Anschauung bringt.

Hübsch und wertvoll ist die Beobachtung, dafs die Kritik im ganzen viel weniger den herrschenden Geschmack unterstützt, als, von älteren Mustern und philosophischen Anschauungen bestimmt, einen neuen Geschmack vorbereitet. Ganz gelungen und höchst interessant ist der Nachweis, dafs in der langen, zweihundertjährigen neoklassischen Periode der englischen Litteratur die romantische Richtung in der Kritik niemals zu existieren aufgehört hat und bereits lange vor Beginn der neuesten romantischen Litteratur-Praxis zur Herrschaft gelangt war.

Unzweifelhaft richtig ist es, dafs das strengere neoklassische Drama nicht, wie Hettner behauptet, erst mit Karl II. von Frankreich herübergekommen, sondern bereits im Beginn des Jahrhunderts, also vor Corneille und Racine, von Ben Jonson begründet worden ist. Zu weit aber scheint mir der Verfasser zu gehen, wenn er für die Ben Jonsonsche Neuschöpfung zwar italienische Einflüsse zugiebt, die französischen aber gänzlich ausschliefst. Ich glaube an eine stärkere Abhängigkeit der englischen Litteratur von der französischen gerade in der Zeit der Renaissance. Bei den dauernd intimen Beziehungen beider Länder, welche die Kenntnis der französischen Sprache zum unerläfslichen Requisit der englischen Bildung machten, ist es nicht zufällig, dafs die englische Renaissance später einsetzt als die französische. Man übersetzt nicht blofs französische Werke, sondern auch eine Anzahl klassischer Schriftsteller, wie Plutarch, aus französischen Übersetzungen ins Englische. Trotz des ungeheueren Einflusses der italienischen auf die englische Renaissance-Lyrik gehen dennoch, wie kürzlich Lee in seiner Shakespeare-Biographie nachgewiesen hat, offenkundige Anregungen von Jodelle und Ronsard aus. Warum sollte also nicht die erste Blüte des klassischen Dramas unter Jodelle und Garnier der mächtigste Impuls für Ben Jonsons Neuschöpfung gewesen sein? Der gelehrte Dichter kannte, wie jeder Gebildete, die französische Litteratur, wenn wir ihn in seinen Gesprächen mit Drummond auch nur als einen Bewunderer Ronsards kennen lernen, und nahm einen Aufenthalt in Paris. Was die kümmerliche Vegetation des klassischen Dramas in England nicht konnte, das wies ihm die französische Bühne nach: die Existenzfähigkeit des antiken Dramas in der modernen Welt.

Die ausgezeichnete Arbeit von Hamelius wird in Zukunft für jeden, welcher die Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts in England zu wissenschaftlichen Zwecken studiert, unentbehrlich sein.

Grofs-Lichterfelde. **Hermann Conrad.**

115) **Langage humain.** Projet, Bern, Librairie Schmid et Francke, 1900. 60 S. 6. Fr. 1.

Der Verfasser, der sich am Ende der Vorrede Humano nennt, möchte zur Lösung des alten Problems der Weltsprache einen neuen Weg einschlagen. Er sieht den Mifserfolg der bisherigen Lösungsversuche in folgenden drei Umständen: 1. dafs man eine fertig ausgedachte Sprache hat schaffen wollen, 2. dafs man dieselbe nach dem Muster der alten, „extravaganten" grammatikalischen Sprachen geformt hat, und 3. dafs man ihre Wörter nicht aus der einen oder andern Sprache genommen, sondern ganz neu geschaffen hat. Diesen Bemängelungen entsprechend macht er für die Schaffung einer Weltsprache folgenden Vorschlag: Man solle mit Hilfe einer neuen Grammatik und eines neuen Wörterbuchs zunächst die Grundzüge einer neuen Sprache aufstellen, die etwa zum Austausch einfacher Gedanken hinreichend wären, und man solle die Fortentwickelung und den Ausbau dieser Grundzüge den künftigen Geschlechtern überlassen. Die Wörter sollen dabei aus den lebenden Sprachen oder aus den Dialekten genommen werden. Die Grundzüge der neuen Grammatik giebt er selbst auf den folgenden Seiten. Es sind mehr oder minder willkürliche Bestimmungen, die gerade so gut anders getroffen sein könnten. Das neue Wörterbuch will der Verfasser durch einen internationalen Kongrefs von Kennern lebender Sprachen und Dialekte hergestellt wissen, der etwa zur Zeit der Weltausstellung in Paris tagen könnte. Der letzte Teil des Buches enthält ein Verzeichnis von Gegenständen, Bewegungen und Eigenschaften mit freigelassenem Raum, um die hierfür festzusetzenden Wörter einzuschreiben. Nach Meinung des Verfassers enthält dieses Verzeichnis das, was für den ersten Anfang notwendig und hinreichend wäre.

Das gründliche Fiasko des Volapük ist noch zu frisch in der Erinnerung, als dafs man irgend einem neuen Versuch einer Weltsprache viel Vertrauen entgegenbringen könnte. Sprache ist immer etwas lebendes. Die „Weltsprachen" aber, die bisher aufgetaucht sind, waren tot und sind tot geblieben, trotz der Bemühungen ihrer Anhänger, sie ins Leben zu rufen. Der Verfasser scheint gefühlt zu haben, dafs dies der eigentliche Grund der bisherigen Mifserfolge ist, weil er sozusagen nur den Keim zur künftigen Weltsprache geben will und hofft, dafs dieser Keim sich im Laufe der Zeit von selbst zum grofsen und starken Baum entwickelt. Aber damit dies geschehen könne, mufs der Keim bereits Leben

und die Kraft zur Weiterentwickelung in sich haben, und das scheint mir eben nicht der Fall zu sein. Der vorliegende Versuch unterscheidet sich in diesem wesentlichen Punkt durchaus nicht von den bisherigen, und so wird seiner wohl das gleiche Schicksal warten. Nur die lebendige Mitteilung von Mund zu Mund und zwar als Sprache, nicht in der Form bloſser Grammatik und einzelner Wörter, kann bewirken, daſs die mitgeteilte Sprache im Schüler lebt; es wäre dies vielleicht der Weg, auf dem das Problem der Weltsprache einmal gelöst werden könnte. Erweist derselbe sich auch als ungangbar, was mir sehr wahrscheinlich ist, dann ist das Problem der Weltsprache überhaupt wohl zu den unlösbaren zu zählen.

München. **Gustav Herberich.**

Vakanzen.

Magdeburg, Kaiser-Wilh. G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Stettin, Stadtschulrat (Oberlehrerqualif.) 6000—9000 M. Stadtverordnetenvorsteher Dr. Schorlau.

Berichtigung.

In Nr. 8 dieser Zeitschrift ist auf Seite 190 der Preis von: Adolf Pernwerth v. Bärnstein, *Imitata*, der versehentlich mit M. 4.30 angegeben ist, zu ändern in: M. 1.— broschiert, M. 1.50 gebunden.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 19. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

II. Die Mailänder Demosthenes-Handschrift D 112^{sup}.

Von **J. May** (Durlach).

(Fortsetzung.)

Im Folgenden sind die Varianten von drei Vormundschaftsreden (29. 30. 31.) und die der Rede gegen Zenothemis (32) verzeichnet. Es sind aber nur Lesarten von D gegeben, und die in Klammern beigeschriebenen Buchstaben bedeuten die Übereinstimmung der durch die Buchstaben bezeichneten Handschriften mit D, nicht etwa dafs nur diese Handschriften so lesen. Dadurch ist es möglich, das Verhältnis von D zu anderen Handschriften genauer zu konstatieren. Zu Grunde gelegt ist nicht nur die Ausgabe von Blafs, sondern auch die Oxforder Ausgabe von W. Dindorf, deren kritisches Material ausführlich ist und uns genau und zuverläfsig scheint. Berücksichtigt ist ferner die Ausgabe von Immanuel Bekker.

Ein Blick auf die Sammlung zeigt, dafs D am häufigsten mit

F und von Rede 32 an mit Q übereinstimmt. Drerup [1]) konstatiert diese Übereinstimmung mit FQ auch und kommt zu dem Schlufs, dafs D mit FQ aus einer Quelle abgeleitet sein müsse. Zahlreiche Stichproben, die Drerup in verschiedenen Reden nahm, schienen ihm „für die Erkenntnis dieses Zusammenhangs ausreichend". Die folgende Zusammenstellung wird aber beweisen, dafs Stichproben nicht genügen, weil dabei der Zufall eine Rolle spielt. Ergiebt sich doch auch eine Berührung mit A r, die beide unter sich selbst wieder Gemeinschaft haben, ja mit Σ. Die Berührung mit A zeigt sich abgesehen von Lesarten auch im jota ascriptum, in der Schreibung von *γίνεσϑαι, γινώσκειν, αἰεί* und *ὅτ' ἄν*. Auch schreibt D häufig wie A *ὦ δικασταί* statt *ὦ ἄνδρες δικασταί*. Wie A wendet auch D oft den Apostroph an. Da nun A r nicht aus F abgeleitet ist, sondern eine besondere Klasse bildet, so folgt daraus, dafs D eine erweiterte Vorlage hatte, die sich hier und da mit Σ berührt, also einerseits FQ, anderseits A r Σ. Vielleicht ergiebt fortgesetzte Kollation noch Genaueres.

Rede 29.

Πρὸς Ἄφοβον ψευδομαρτυριῶν.

1 *τούτου μεῖζον* [2]). — *ϑαυμασίως* (Σ) *ἂν εὐλαβούμην*. — *ποῦ παρακρούσεταί ποτε ἕκαστα ἡμῶν αὐτῶν* [3]). — *γενήσεσϑε* ^αι^ [4]). — 2 *αὐτῷ δ' ἔλεον*. — 3 *οὗτος μέν* (F). — *καὶ οὐδὲν* (AΣr) *ὑμῖν φανερῶς ἐξελεγχϑεὶς οἴεται δεῖν οὐδὲν τῶν μετρίων εἰπεῖν* [5]). — *πρὸς μὲν ἐκείνου*. — *μιμήσαιτε* [6]). — *ἂν ἐπιείκειαν*. (F). — 4 *πρὸς μὲν οὖν τῆς*. — *οἴσεται τὴν ψῆφον*. — *τοῦτο δ' ἐστίν* [7]) *ὑπὲρ ὑμῶν ὁμοίως*. — *περὶ αὐτῶν τὴν φῆφον* [8]) (F). — 5 *ἐκ βασάνου περὶ αὐτόν* (F). — *τοῖς αὐτοῦ* [9]) *λόγοις*. —

---

[1]) Antike Demosthenesausgaben S. 41.

[2]) Jedenfalls *μείζω*, worauf der Accent und *δεινότερα* hinweist.

[3]) Das Futurum ist richtig; statt *ποῦ* erwartet man *πῇ*; *ἡμῶν αὐτῶν* vielleicht Versehen statt *ἡμᾶς αὐτῶν*. *αὐτῶν* sc. *ἀδικημάτων* nicht *τῶν ψευδολογιῶν* (Dobree): wie in aller Welt er uns täuschen wird in den Einzelheiten seiner Vergehen.

[4]) Bedeutet *γενήσεσϑε* (F) mit darüber geschriebenem *αι*.

[5]) Wenn *εἰπεῖν* richtig, ist auch *οὐδὲν ὑμῖν* möglich: und obgleich klar überführt glaubt er doch in seinen Äufserungen euch gegenüber nicht mafsvoll sein zu müssen. Besser ist aber *οὐδ' ἐν ὑμῖν*. *εἰπεῖν* bezeichnet die Mafslosigkeit des Redens, *ποιεῖν* die des Handelns.

[6]) Das falsche Wort beweist in seiner Form für die Richtigkeit der Lesart *μισήσαιτε* (Σ). In D fehlt *τοῦτον*.

[7]) *καί* neben *ἐξ ἴσου* und *ὁμοίως* ist des Guten zu viel.

[8]) Diese Stellung ist wegen des Vorgehenden *ϑήσεσϑε* eine Verschlechterung.

[9]) Statt *ἑαυτοῦ*. Solche Verwechslungen kommen in der Hs häufig vor, weshalb ich sie von jetzt an nicht mehr notiere.

6 *Δήμωνι καὶ Δημοφῶντι* (F). — 7 *ἐπὶ τῇ δίκῃ καὶ τούτων* fehlt[1]). (*γρ.* F). — *τούτων τῶν ἐμῶν* (F). — *πριάμενοι παρά του* (F). — *ἵτινι τούτων*[2]). — *ἀλλὰ ταύτην* (F). — 9 *αὐτοῦ* nach *ἔχειν* (F). — *ἐλεγχθήσεται* (Ar). — *καθ' ἕν. περὶ ἑκάστου*[3]) *τοῦ δ' ἤμελλεν* — *ἔσεσθαι* ohne *κρίσει* (mit FΣ). — 10 *γενέσθαι. Ταῦτα δ'* (FΣ man. antiqua). — *τήνδε δεδώκει*[4]). — *εἰκότος* (Ar). — 11 *ἐξελέγξαι* (F). — 12 *στρεβλοῦντα ἐξελέγξαι* (Ar). — 13 *ἔφυγε* (Ar). — 14 *αὐτὸν δεινά.* — *τὸν ὁμολογούμενον ὡς δοῦλον* (F). — *οὐδὲ γὰρ τοῦτό γ'* (F). — *μέν τινων ὡς αὐτὸς βούλεται.* — 15 *ἔγραψα ἄν* (F). — 16 *κατὰ τοῦ ἀδελφοῦ* (F). — 17 *ἵν' εἰ παρεδίδουν* (F). — *νῦν δὲ τοιοῦτον του ποιῆσαί τι τοῦτο ἐδέησα*[5]). — 18 *Αἴσιος* fehlt. — *τούτῳ γε παρεστηκώς.* — *περὶ τούτου βασανίζειν*[6]). — *καὶ καθ'* (F)[7]). — 19 *καὶ τοῦτ'*[8]). — 20 *τοῦ θείου* (F). — *πρὸ τοῦδ' ἐλεύθερος.* — 21 *μαρτυρεῖν τὰ ψευδῆ* (F). — *ὑπάρχει* (r *ὑπαρχεῖ*). — *διὰ τοῦτο.* — 23 *ἀλλ' οὔτε* (FΣ). — 24 *καὶ προσταττόμενα.* — *μήτε φίλοι* (F). — 25 *ἃ πῶς ἄν τις*[9]). — 26 *κατεχήρευε.* — 30 *ὦ δικασταί*[10]). — *ὥσπερ ἂν εἴτις.* — 31 *ἔστι μὲν οὖν* (F). — *ἣν δ' ἔλαβε* (F). — 32 *τῆς μητρὸς τῆς ἐμῆς* (*γρ.* F u. Σ). — *ὦ πρὸς τοῦ διός* (F). — 33 *ἠθέλησε πίστιν* (*Α*Fr). — *τοῦτον λαβεῖν τὴν προῖκα τὴν ἐ.* (F). — 34 *καί τι*[11]) *γ' οὐδεὶς τούτων.* — 35 *σκοπεῖτε* (*Α*Σr). — *δικαίως ὤφληκε* (F). — 36 *φενακίζεσθαι*[12]). — 37 *εἰ σὺ λαβὼν ἀργύρια καὶ πολλὰ ἴδια.* — *ἀνδράποδα ὡς αὐτόν* (r). *ἀλλ' ἐν τῷ λόγῳ τούτῳι γέγραφας σύ. κατεμαρτύρησαν.* — 38 *ἐγώ φημι πάντας* (F). — *εἰδότας ἐνδιδόναι* (F). —

[1]) Entbehrt werden könnte der Ausdruck, ohne daſs der Sinn litte; ebenso das schlecht ausgedrückte *τῶν ἀπασῶν*, denn *πλέον ἢ πάνυ πολλῶν* sagt wahrlich schon genug.

[2]) *τούτων* beseitigt Blaſs mit Ar.

[3]) *περὶ ἑκάστου* gehört sicher zum vorhergehenden Satz und *τοῦ δ'* ist falsch statt *τοῦτο δ'*.

[4]) Falsch verstanden statt *διώκει*.

[5]) *ἐδέησα* ist falsch, denn Aphobos ist Subjekt. *τοσοῦτον* auch Br. Der Accusativ ist möglich, obgleich er seltener ist. *τοῦ* statt *του*. Aus *τοῦτον* F sieht man, daſs *τούτων* zuerst verdorben ist in *τοῦτον*, dies dann wieder vorbessert wurde zu *τοῦτο*.

[6]) *ἁπάντων* fehlt auch F; r hat *τοῦ* statt *τούτων*.

[7]) *καί* unrichtig, weil gerade hier der Nachsatz beginnt.

[8]) $\tau^{\upsilon}_{o}\tau'$ Σ.

[9]) Ist die bessere Stellung.

[10]) Ebenso § 42. 49.

[11]) Miſsverstanden statt *καίτοι*.

[12]) Jedenfalls verschrieben ans *φενακίζεσθε*.

39 *ὁμολογουμένους* (F). — 40 *αὐτὸ σκέψασθε* (F). — *διὰ τοῦτ' ἆρ'* [1]). — 42 *ὁμολογεῖ δὲ κεκτ.* — 43 *τέως* (F). — *ἠφάνισεν* (F). — *οὐ συμφέρειν ταῦτα νομίζων αὐτῷ* (F). — 44 *ὡμολογεῖτο ὑπ' αὐτ^ῶ^ν τοῦ τὸν πᾶρα* [2]). — 45 *ἐπιθυμῆσαι ποῆσαι* (F). — *συνοικεῖν* (F). — *ἀνηλωκέναι* (*ΑΣ*r). — 46 *μή* fehlt (F). — 47 *εἰ μὲν οὖν* (F). — *οὔτ' ἂν ἐκεῖνα* (*Σ*, *ἐκείνως* F) [3]) *καταλιπών*. — *τῶν ἐπιτρόπων τούτων* (FΣ). — 48 *τούτων εἶτι* (F). — *αἰσχροκερδίαν* (Σ). — 49 *ἐκείνῃ* (FΣ). — *χεῖρας τούτων* (F). — 52 *τοσοῦτό σοι*. — 53 *τοῦτον τὸν* (F). — 54 *μοι γνώμην* (F). — *ὃ δ' οὔτ' αὐτοῖς οὔτ' ἐκείνοις* [4]). — 56 *οὐδὲν αὐτῶν* [5]) *πάντ' εἰδότων*. — 57 *ψευδομαρτύρων* (F). — *ἐξήτησαν* (F). — *τοῦτ' ἀκριβέστερον* (F). — 58 *'Αρχένεῳ*. — *ὅτι οἳ* [6]). — *ὦφλε τὴν δίκην* [7]). — 59 *εἰς οὓς ἔφη καὶ ταῦτα* (F). — 60 *οὐδ' ἐφ'* (F). — *ὅσον ἦν* (Σ).

Rede 30.

Allgemeiner Titel vor der Hypothesis: *Πρὸς* [8]) *'Ονήτορα ἐξούλης*. Nach derselben: *Κατ' 'Ονήτορος ἐξούλης α'*.

---

[1]) *ἆρα* steht in der Prosa allerdings sonst immer an erster Stelle, bei Dichtern auch an zweiter oder dritter. Sinn: Und gesetzt, daſs Milyas sagt, Aphobos habe nichts von dem Golde. Hat er es deswegen nicht? weit entfernt. In diesem Zusammen- hang paſst *ἆρα* besser als *ἄρα*. Und gerade wegen der Verbindung mit *οὐκ* möchte man *ἆρ' οὐκ* für richtiger halten.

[2]) Die ursprüngliche Lesart ist offenbar *αὐτοῦ*, die dann durch das darübergeschriebene *ω* zu *αὐτῶν* verbessert wurde, also *ὑπ' αὐτῶν*, wie auch Blaſs schreibt. *τοῦ* ist entweder verderbt aus *τούτων* oder *τὸ*, wie F hat. Zweimal *τούτων* in demselben Satze, namentlich wenn eines entbehrt werden kann, ist nicht wahrscheinlich, also *τὸ*.

[3]) *οὕτω* fehlt auch *Σ*.

[4]) *Σ* pr. hat in derselben Stellung *οὔτ' αὐτος*, *Σ* corr. mit F *οὔτ' αὐτοῖς*.

[5]) Jedenfalls durch Miſsverständnis aus *οὐδένα τῶν* entstanden.

[6]) Scheint beachtenswert: daſs sie, die eidlich verpflichtet dieses Schiedsrichteramt ausüben werden. Warum dies konditionell ausgedrückt werden soll, ist nicht einzusehen.

[7]) Alle anderen Handschriften lesen *τὴν δίαιταν*. H. Stephanus Thes. linguae Graecae vol. V, unter *δίαιτα*, wo die Stelle auch citiert ist, übersetzt: ab arbitro damnatus. Pape sagt gar: *ὀφλεῖν τὴν δίαιταν* „verurteilt sein und sonst.“ Wir wären sehr neugierig zu erfahren, an welcher Stelle „sonst“ diese Redensart vorkomme. Wahrscheinlich an keiner. Wir bestreiten die Richtigkeit des Ausdrucks überhaupt. Die Ursache der Beschuldigung, die Sache, deren man geziehen wird, kann im Accus. stehen, also *μωρίαν*, *ἄνοιαν*, aber doch nicht das Mittel oder die Gelegenheit, bei welcher es geschieht. Unmöglich ist die Übersetzung: ab arbitro damnatus. Daſs Aphobos mit Recht verurteilt ist, wird im Vorgehenden zweimal gesagt: § 55 *τὴν δίκην δικαίως ὠφλημένην*; § 57 *τὴν δίκην δικαίως ὠφληκώς*. Etwas anderes als daſs er verurteilt ist, will der Redner auch an unserer Stelle nicht sagen.

[8]) Über den Unterschied von *πρός* und *κατά* sagt Dindorf (Annotat. tom. VII, p. 1079) nach Schömann: „qui poenam ab adversario repetit aut delicti privati, aut violati contractus, aut damni iniuria dati, is *δίκην κατά τινος* instituere dicitur; reliquae actiones sunt *πρός τινα*“.

Ὑπόθ.: 1 *ἀπόλειψιν* (auch Wolf). — *παρ' ἑαυτῷ* (F). — 2 *Ὀνήτορα δοῦναι.* — 1 *ἠδυνήθην*[1]). — 3 *ἀποστερεῖταί με* (F). — *ὑπόλοιπόν ἐστιν ὑμῖν.* — *ὦ δικασταί* (auch 6. 9. 25. 26. 33. 34.). — *τοσοῦτο οἶμαι*, also *τοσοῦτ' οἶμαι* (F). — 4 *γνώσεσθε* (FΣ). — *πάντων* (AFr). — *ἀποτιμήσασθαι* (F). — 5 *πάντας* (AFr). — *φεύγει*[2]) *ὑπ' ἐμοῦ τὴν δίκην.* — 6 *οὐκ ἔστιν ὅστις.* — *λήψεσθε*[3]). — *ἐπειδ' ἂν*[4]). — 7 *Τιμοκράτης καὶ ὁ ῥήτωρ*[5]). — *ἐβουλήθη* (Σ). — 8 *οὐκ ἐπεχείρησεν* (AFr). — 9 *γενόμενα δὲ ἃ* (AFr). — *μάρτυρα* (F). — *αὐτὸν τὸν* (AFr). — 10 *διακινδυνευθήσεσθαι* (F). — 11 *πρὸς Τιμοκράτους.* — 12 *πάντες ἂν*[6]) (AFr). — *οὐ κηδεστῇ* (*ἢ οὐ* F). — *μηδὲ ἀποδοῦναι* (F). — 14 *ἐλέγχω.* — *ὡς δ' ὕστερον* (F)[7]). — 15 *Ποσειδῶνος.* — *ἐγὼ δ' εὐθὺ.* — 16 *ὁ δὲ χρόνος.* — *εἰ καὶ τοῦτ'* (F). — *τηνικαῦτ' ἀναλαβεῖν.* — 17 *δ' ἐγὼ* (F). — *δ' ἀπόλειψιν* (F). — 19 beidemal *οἵτινες* (F). — *ὅτ' ἀνελάμβανε.* — 20 *ὑμῖν πιστὸν* (F). — *οὐ μετὰ* (F). — *γένοιτο* (AFr). — 21 *πρὸς τὸν τοιοῦτον* (F). — *εἰς οὐδένα*[8]) *τοιοῦτο.* — 22 *μόνῳ δ' ἀποδοὺς.* — 23. 27 *δηύναντο.* — *μάρτυρας γένει* (F). — 23 *ἐξαιτησομένους*[9]). — *εἰ δ' αὖτε*[10]). — 27 *ἐμφανῆ ποιήσασθαι* (F). — *ἐλέγχειν* (AFr). — *δ' ἐμοῦ* (Ar). — 28 *ἦν ῥᾷστον γν.*[11]). — *ἃ δ' οὐχ.* — *ἀνελεῖν τὴν γῆν*[12]) (*γρ.* FΣ). — 29 *ὑπεραγανακτοῦντα* (F). — 30 *περιφάνειά ἐστίν;* — *λαβὲ τὰς* (F). — 31 *ᾧ γὰρ προσήνεγκε* (F). — *ἀλλότριον προσῆκε* ohne *εἶναι.* — *ὃν νῦν.* — 32

1) Wodurch die Kürzen vermieden werden.

2) *ταύτην* sehr entbehrlich, vgl. 9 *φεύγει τὴν δίκην.* Ist stehende Redensart.

3) Häufige Verwechslung zwischen *σθε* und *σθαι.*

4) So schreibt A ständig.

5) Statt *Ὀνήτωρ.*

6) Warum der Hiatus *κἀκεῖνο ἂν* beibehalten werden soll, ist nicht einzusehen; XX, 26: *τῇ πόλει πάντες ἂν ὁμολογήσειαν.*

7) *ὡς δ'* setzt die Lesart *ἐλέγχω* ursprünglich auch in F voraus. Mir scheint *ἐλέγχων* eine Verschlechterung zu sein. Man erwartet doch auch *ἐλέγξας.* Im selbständigen Satz kann dagegen *ἐλέγχω* stehen. Dann bezieht sich *οὕτω ταῦτα* dem Sprachgebrauch gemäfs auf das Vorhergehende: Ich nun beweise dies so, wobei ich des Einverständnisses sicher bin (*τοίνυν ὁμολογουμένως* = § 10: *τοίνυν ὁμολογεῖται μὴ δοθῆναι τὴν προῖκα*). Dann wäre aber in neuem Satz *ὡς δ' οὐδ'* zu lesen.

8) Weder *οὐδὲ ἕνα* noch *οὐδένα* scheint in dieser Stellung richtig, da die Abhängigkeit von *πρὸς* den Ausdruck schleppend macht. Entweder *πρὸς ἄλλον οὐδένα* oder *οὐδὲ τοιοῦτον σ. π*: aber auch nicht gegenüber irgend einem anderen hätte auch nicht ein einziger die Anrufung von Zeugen unterlassen.

9) Statt *ἐξαιτήσομεν οὓς.*

10) Statt *αὐτοί.*

11) § 33 *γν. ῥᾴδιον.*

12) sensus recte explicatur verbis *τὴν γῆν* (Blafs).

καὶ τούτων (FΣ). — 33 *τοσοῦτον* ohne *ἂν* (F). — *αὕτη τε* (F). — 34 *συνοικεῖ δὲ γυνή*. — *εἰλεγμένης* (FΣ). — 35 *συνοικοῦσαν αὐτῷ* [1]). — *γίγνοιντο περὶ αὐτῶν* (F). — 36 *οὕτω δέ μου* (*οὗτος δέ μου* Σ). — *οὔτε μάρτυρα* [2]). — *εἰς βασάνους* [3]) (F). — *περὶ τοῦ μὴ* (F). — *ἠξίου* (F). — *λαβὲ ταύτην* (F). — 37 *οὐ χρῆσθαι*. — *εὑρεῖν τῶν πεπραγμένων* (F). — *τῶν γάρ*. — 39 *ὅτι μὲν οὔτ'* (F).

Rede 31.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς Ὀνήτορα ἐξούλης. Spezieller Titel nach der *ὑπόθ.*: *Κατὰ Ὀνήτορος ὁ δεύτερος*.

1 *ὦ δικασταί*. — *κατατίθησιν* [4]) *ὅρους*. — *διασώιζειν*. — 3 *τέθεικειν* [5]). — 4 *οὗτος ἀνεῖλε* (Σ γρ. F). — *προωρίσατο* [6]) (F). — 5 *ἀληθὲς λέγειν* (Ar). — 6 *προωρίσω* (F). — 7 *τότε τὸ χ.* (F corr. Σ). — *δοκῶ* nach *ἀποστερεῖσθαι* (F). — 9 *ὡμολόγησέ τι καὶ γὰρ λ.* — *τί μᾶλλον οὖν* (F). — 10 *φανερὸν γέγονεν*. — 11 *ποιήσοντα* (Dobree). — *ὑπ' αὐτῶν τούτων*. — *ἐπετιμᾶτο* (AFr). — *τῶν ἐμῶν τὴν ἀδελφὴν* (F). — 12 *ἢ κεῖνον* (FB). — *νῦν εἴ γε ἀ. λ.* (F). — *ὅπερ καὶ αὐτὸς* (F). — 13 *πλέον*. — *δεδωκότος τούτου* (AFr γρ. Σ). — 14 *ἧς σὲ μὲν ἔδει* [7]) *κεκομισμένον οὐδ' ὁτιοῦν*.

Rede 32.

Ὑπόθεσις τῆς πρὸς Ζηνόθεμιν παραγραφικῆς. ἐμπορικός. — 3 *ἐνστάντων δὲ αὐτῷ τοῦ τε Πρώτου καὶ Δήμωνος*. — 4 *ᾧ ὁ Δήμων*. — *ἐκ περιουσίας δ' αὐτῷ*. — *δίδωσιν*. — *Παραγραφὴ πρὸς Ζηνόθεμιν*. — 1 *κελεύουσιν ὦ δικασταί*. — 3 *δέομαι δ' ὑμῶν ἁπάντων* (FQ) *ὦ δικασταί*. — 4 *ἦν* [8]) *δὲ ὁ μὲν* (FQ). — 5 *ἐπέστελλον* [9]). — *οὐσῶν δὲ τῶν*

---

[1]) Blafs möchte *αὐτῷ* streichen. Den von ihm verglichenen Stellen stehen aber auch andere gegenüber § 25 *συνοικοῦσαν Ἀφόβῳ*; 27 *συνοικεῖν Ἀφόβῳ τὴν ἀδελφήν* 33 *ἡ γυνὴ — ἐκείνῳ συνῴκησε*.

[2]) Für den Plural die Stelle § 19 *εἴ τινες εἶεν μάρτυρες ὧν ἐναντίον τὴν προῖκ' ἀπέδοσαν*.

[3]) Plural richtiger von mehreren Personen. Wenn § 37 auf Grund der Stelle bei Isaeus *ἐκ τῶν βασάνων* richtig ist, so auch hier.

[4]) *κᾶτα τίθησιν* (F). Also *κᾆτα τίθησιν*.

[5]) Verschrieben statt *τέθεικεν*.

[6]) Bezeichnender als *προς* —: er liefs sich den Wert des Hanses vorher bestimmen d. h. hypothekarisch versichern, vgl. oben: *τίθησιν ὅρους ἐπὶ μὲν τὴν οἰκίαν*. *προορίσασθαι* ist technischer Ausdruck.

[7]) Natürlich falsch etatt *ἣ σὲ μὲν ἔδει* bezw. *δεῖ*.

[8]) Viel besser als *ὢν* ist *ὡς* (Σ), sogar *ἦν δὲ*. Sinn: Da Zenothemis ‚*κοινωνὸς*' des Hegestratos war, so glaubte man ihnen natürlich. Ein gänzlich nnbetontes Wort setzt Dem. nie an erste Stelle. Liest man *ἦν*, dann setzt man nach *ἐπιβάτης* Semikolon. Wäre auch noch besser ale *ὢν*.

[9]) Falsch statt *ἀπέστελλον* vgl. *ὑποθ.* § 2 *εἰς τὴν Μασσαλίαν ἀπέστειλαν*.

γραφῶν [1]). — τοὺς δανειστάς [2]) (Q). — δυοῖν (AFQ). — 6 ῥιπτεῖ [3]). — ὥσπερ ἦν ἀ. (FQ). — 7 τουτὶ τελεσθείη (FQ). — 8 Κεφαλληνίαν (FQr). — εἶτα διὰ τὴν (FQ). — 9 τοῦτον ὦ ἄνδρες (FQ). — 10 οὗτός τ' ἐλήλυθε. — 11 ὅτι δ' ἦν τοιοῦτος [4]) (letzteres Wort auch AFQr). — ταῦτα μὲν (FQ) οὖν (Q) ἠκούομεν ἠργολαβηκέναι [5]) αὐτὸν καὶ κατεπηγγέλθαι τουτῳί. — 12 διήμαρτε διαφθαρῆναι. — ἀλλ' οὐδ' ἐλπίδα (FQ). — δ' ὑμῶν (Q). — 14 Κεφαλλήνων (AΣr). — ἐνθάδε εὐθέως εἶχον (FQ) [6]). — οὗτος ἧκεν (FQ). — πρεσβευτὴν πεμφθέντα (FQ) [7]). — ἠμφεσβήτει (pr. Σ). — 15 u. 25 ὁ ἄνθρωπος ὁ πρῶτος (FQ). — προεμένοις [8]) (FQ). — εἰ καὶ τὰ μάλιστα (FQ) [9]). — 16 ἁπάντων fehlt. — βιβλίον [10]) συγγραφήν. — δέδωκας (FQ). — 18 κείμενα ἐκείνους [11]). — ἀξιοῦμεν. — ταλάντων προσλ. — ἦν ἡ αἵρεσις. — ἐξάγειν ohne ἡμᾶς (FΣQ). — σωθέντα παρόντα [12]) (FQ). — εἰ δ' αὖ θέλοντος (FQ). — τοῖς ἐνθάδε πεποιημένοις (FQ). — 21 ὑπελάμβανεν (FQ). — τοῦτον τὸν σῖτον. — οὔ ἦν ἐλέγξαι (Q). — 22 τούτῳ ψηφιεῖσθε (AFQr) [13]). — 23 ὅπως Ἀθηναίοις (Q). — τί προγέγραμμαι [14]) (B). — 24 δ' ἀκούσεσθαι (pr. Σ). — μὴ ἐνδοῦναι τὰ πράγματα αὐτοῖς (FQ). — ἡμῖν νῦν (FΣQ). — 26 ἄνδρες Ἀ. ohne ὦ (AΣ). — πᾶσα fehlt (FQ). — ταῦτα ἐφρόνουν (FQ). — 27 ἐξήλεγκτο (FQ). — 28 ἔκλεπτεν ἢ εἰ (AFQ). — fehlt αὐτοὶ (FQ). — ἠδίκησεν (F). — ἀνὸς διά γε ὑμᾶς [15]). — 29 ἢ σὺ παρὼν (Q) λήψῃ (FQ). — οἴκημ' ἂν

---

[1]) Ist an nnd für sich nicht unrichtig, da γραφή anch schriftliches Dokument überhanpt heifst, hier ist aber συγγραφῶν notwendig, vgl. § 1: περὶ ὧν ἂν ὦσι συγγραφαί.

[2]) § 12 οἱ δὲ δανεισταί.

[3]) Kommt auch sonst in Prosa vor.

[4]) Dafs er aber so war d. h. so schlecht, wufsten wir nicht.

[5]) In FQ zu ἠργολαβέναι verstümmelt.

[6]) ἐνθάδε scheint uns richtiger als ἐνθένδε „sie nahmen das Schiff hier sofort in Beschlag“.

[7]) Diese Stellung ist dem Demosthenischen Sprachgebranch nicht fremd.

[8]) Denen, die das Geld preisgegeben (hergegeben).

[9]) Entspricht dem Sprachgebranch.

[10]) Ist nicht zn lesen βεβαίαν συγγρ.? vgl. τί — ἂν τὰ βέβαι' ἐποιοῦ;

[11]) Falsch statt ἐκείνου sc. σίτου. Dies ist möglich, obwohl ἐκείνῳ (Ar) besser. ἠξιοῦμεν pafst zn κἂν — φαίνηται nicht, und ἀφιστάμεθα ist doch wohl auch Präsens.

[12]) Ist dies acc. sing. masc.? Dies pafst nicht, weil der Redner vorher im Plur. spricht. Oder Nentrum Plur.? Dann ist der Ausdruck anch mit καί sehr schlecht.

[13]) Wie § 23 εἰσαγώγιμα τούτῳ ψηφίσαισθε.

[14]) Falsch ist παραγέγρ.

[15]) Nach der Lesart von D und aller anderen Handschriften, ausgenommen A, gehört νὴ Δί' zu περιεργαζόμεθα. D aber zieht διά γε ὑμᾶς noch zu ἄνθρωπος und

ἤιε [1]). — 30 *ἔνδειαν* (A r). — *ὑμῖν οἴεται.* — *γεγενῆσθαι* (FQ). — *αὐτὸν οὐ κλητεύσω.* — 31 *ἐλπίς ἐστιν* (FQ) *αὐτοῖς τοῦ παρακρούσασθαι* (AFQr). — *Δημοσθένη.* — *ἐμοὶ δ' ἐστὶν ἄνδρες Ἀθηναῖοι.*

---

116) **Placidus Cesareo. De Eumenidum specie ab Aeschylo adumbrata.** Turin, H. Loescher, 1899. 19 S. 8.

Die kleine Schrift, ein Sonderabdruck aus der Rivista di Filologia, Jahrgang 27, H. 2, verdient wohl die Aufmerksamkeit aller, die sich für Äschylus interessieren. Der Herr Verfasser behandelt in elegantem Latein den vielbesprochenen Eumenidenchor (Eum. vv. 322—399), indem er von der nicht unbegründeten Ansicht ausgeht, dafs dieser Chor derjenige Teil des Dramas sei, der den tiefsten Eindruck hervorrufe. Nach einigen Erörterungen darüber, in welcher Zahl der Dichter dieses Dramas sich die Eumeniden vorgestellt habe, kommt der Verfasser zu dem Resultat, dafs keiner der Gelehrten, die sich mit diesem Stoffe beschäftigt haben, etwas Einwandfreies darüber beigebracht habe. Er selber läfst die Sache unentschieden, erklärt sich aber durchaus gegen die Ansicht, dafs der Schrecken, den dieser Chor nach dem Zeugnis der Alten eingeflöfst haben soll, durch die grofse Zahl der Eumeniden oder durch die äufsere Art ihres Auftretens hervorgerufen worden sei; die Ursache dieser Furcht sei vielmehr das Wesen, der Charakter der Erinnyen gewesen, wie ihn Aeschylus zum ersten Male und vielleicht mit einer gewissen Berechnung auf die Bühne gebracht habe. Als das wirksamste Moment des erschütternden Eindrucks sieht nun der Herr Verfasser eine gewisse Dunkelkeit und Rätselhaftigkeit an, welche den ganzen Chor genau durchzieht, sowohl in betreff der Ausdrucksweise der Eumeniden als auch hinsichtlich der Eigenschaften und der Thätigkeit, die ihnen in dem Liede zugeschrieben werden. Und diese in dem ganzen Wesen der äschyleischen Erinnyen liegende Dunkelheit ist nun nach Cesareos Ansicht auch der eigentliche Grund der Schwierigkeit des Verständnisses dieses Chorliedes, jedenfalls ein bedeutsamerer Grund als die schwankenden Lesarten. Der Verfasser weist dies dadurch nach,

---

interpungiert erst nach *ὑμᾶς* in der oben bezeichneten Weise. Dann ist *Νὴ Δί'* bis *ἄνθρωπος* nicht Einwurf, wie Dindorf will, sondern Ausführung des Redners: Wenn du (aber) fälschlich angeklagt hast, so gehen wir beim Zeus nicht über das rechte Mafs hinaus, sondern der Mensch ist weg durch eure Schuld (letzteres besonders betont). Der Grund der Stellung von *νὴ Δί'* vor dem Einwurf ist nicht einzusehen.

[1]) Ionische Form.

dafs er die verschiedenen Lesarten und Heilungsversuche durchgeht und, indem er sich bald der einen, bald der anderen Auffassung anschliefst, zeigt, dafs in den allermeisten Fällen für den Sinn im Grunde genommen keine wesentliche Änderung in Bezug auf die Verständlichkeit eintritt, mag man sich der einen oder der anderen bedienen. Diese Ansicht hindert den Verfasser nicht, eine gedrängte, aber zugleich eingehende Abwägung der verschiedenen Konjekturen vorzunehmen. Wo es irgend geht, verfährt er dem Texte gegenüber konservativ, ein Prinzip, dem jeder besonnene Erklärer gewifs zustimmen mufs, und das umsomehr, als es sich hier um ein Chorlied handelt, in welchem der Dichter Dunkelheit der Rede und Verhüllung des klaren Sinnes in noch höherem Mafse sucht, als dies in der Chorpoesie der Griechen sonst schon zu geschehen pflegt. Ein hervorstechendes Mittel zu diesem Zwecke, welches gerade leicht auf den Gedanken bringen kann, dafs man es mit Textverderbnungen zu thun habe, erwähnt der Verfasser eingehender auf S. 14, nämlich die Vernachlässigung der rein logischen Grammatik, und auch in diesem Punkte kann ich ihm nur recht geben. Das abgerissene Nebeneinanderstellen von Begriffen und Gedanken, ohne die gegenseitigen Beziehungen klar und durchsichtig auszusprechen, ist durchaus affektvoller und begeisterter Rede angemessen und wirkt ganz besonders stark auf die Phantasie. Hinsichtlich der dunkeln Ausdrucksweise in dem äschyleischen Chorliede neigt im übrigen der Herr Verfasser der Ansicht zu, dafs sie mehrfach daraus entsprungen sei, dafs der Dichter sich selbst nicht klar Rechenschaft darüber geben konnte, wie er sich eigentlich die Eumeniden im einzelnen vorstellte. Dafs das möglich ist, läfst sich wohl nicht ganz leugnen; doch mufs man bei solcher Annahme immer zwischen zwei ganz entgegengesetzten Gründen eines derartigen Verfahrens des Dichters wählen: entweder hat er nicht recht gewufst, was er wollte und hat infolgedessen einen Ausdruck zuwege gebracht, der nur einen mangelhaften Sinn hat; oder er hat in dichterischer Begeisterung ohne klares Denken nur geistig angeschaut und hat deshalb, unfähig zu nüchterner logischer Gedankenentwickelung, um mich des Ausdrucks zu bedienen, in begeistertem Lallen, gewissermafsen unbewufst dunkle Worte von grofsem Tiefsinn geschaffen. Ich vermisse in der Ausführung des Herrn Verfassers eine deutliche Angabe darüber, welchen der beiden Gründe er dem Äschylus unterlegt.

Inwieweit ich dem Herrn Verfasser in Bezug auf die von ihm gebilligten Lesarten und Erklärungen folgen kann oder nicht, kann ich hier

nicht im einzelnen darlegen. Nur hinsichtlich zweier Lesarten möchte ich mich noch aussprechen, an denen Cesareo Anstofs nimmt, während sie mir ganz gut verständlich erscheinen. S. 12 erklärt er die Stelle ἀσινὴς δ' αἰῶνα διοιχνεῖ und nachher den Ausdruck πράκτορες αἵματος für durchaus dunkel und keinen faſslichen Sinn gewährend. Der zuerst genannte Satz ist der Abschluſs des über den Schuldlosen Gesagten: Wer seine Hände reinhält, an den dringt kein Groll von uns heran, und ἀσινὴς geht er durch das Leben. Dieses Adjektiv darf hier nicht aktiv genommen werden, sondern passiv: ungeschädigt, ungekränkt. Dann ist der Sinn ganz klar und unanfechtbar. Um πράκτορες αἵματος zu verstehen, braucht man sich nur zu erinnern, daſs das Verbum πράττειν nicht nur thun heiſst, sondern auch eintreiben, von einer Schuld u. s. w. gesagt. In diesem Sinne sind πράκτορες αἵματος dann: die Eintreiber der Blutschuld, und das ist eine Bezeichnung, die zu der Thätigkeit der Eumeniden, gerade wie sie Äschylus darstellt, vorzüglich paſst. Meines Erachtens ist in dem Chorliede nur eine Stelle ganz unverständlich, die ich in Übereinstimmung mit Cesareo einfach für unheilbar halte, nämlich 355—356: ὅταν Ἄρης τιθασὸς ὢν φίλον ἕλῃ. Hier ist wahrscheinlich schon Ἄρης verdorben und das folgende durch dieses Miſsverständnis umgebildet.

Das Gesagte möge genügen, um auf die besprochene Schrift mit warmer Empfehlung hinzuweisen, da sie trotz ihres geringen Umfanges viel Interessantes enthält.

Cöthen. **H. Kluge.**

117) **Sancti Aureli Augustini opera.** Sect. V. part. III. Ex recensione **Josephi Zycha.** Pragae, F. Tempsky; Lipsiae, G. Freytag. MDCCCC. XXXXVII u. 708 S. 8. (Fl. 11) ℳ 22.—.

Dieses umfangreiche Buch bildet das 41. Volumen des Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Acad. litt. Caes. Vindobonensis und enthält folgende Schriften des groſsen Kirchenlehrers: *De fide et symbolo, de fide et operibus, de agone Christiano, de continentia, de bono coniugali, de s. virginitate, de bono viduitatis, de adulterinis coniugiis libri duo, de mendacio, contra mendacium, de opere monachorum, de divinatione daemonum, de cura pro mortuis gerenda, de patientia.* Über die handschriftliche Überlieferung dieser Traktate handelt der Herausgeber in einer längeren Praefatio. Die genannten Schriften

sind nicht alle in denselben Codices enthalten, sondern die meisten haben ihre gesonderten Textesquellen, sodafs nicht weniger als 193 Manuskripte zu unterscheiden sind, bei deren Gruppierung sich die mannigfachsten Kombinationen ergeben haben. Man findet nun bei Zycha für jede Schrift das einschlägige Material in übersichtlicher Zusammenstellung geordnet und abgeschätzt, so dafs man sich schnell über alle vorkommenden Fragen unterrichten kann. Im grofsen und ganzen stehen der Kritik viele gute Quellen aus früher Zeit zu Gebote, und für die sonst unvermeidlichen Mittel der Textbesserung durch Abstriche, Recken und Strecken der Worte ist hier wenig Gelegenheit geboten, wo in der Regel die richtige Wahl unter dem Vorhandenen genügt. So kann man denn ganze Stücke lesen, ohne auch nur einer einzigen Konjektur zu begegnen. Eine andere Frage ist, ob sich der Herausgeber in der Regel richtig mit der handschriftlichen Auswahl abgefunden hat. Man mufs das zweifellos anerkennen, wenn auch nicht übersehen werden soll, dafs das eine oder das andere Mal noch anders hätte entschieden werden können. Bei einem Buche, an dem überhaupt erst einmal eine Textprüfung vorgenommen wurde und dann seitdem über 200 Jahre nichts geschehen ist, wird auch bei günstigen Vorbedingungen wie hier nicht alles mit einem Schlage in Ordnung gebracht sein. Aber im ganzen und grofsen ist die Revisionsarbeit durch den neuesten Herausgeber zum Abschlufs gebracht und wird nur noch in Einzelheiten der Berichtigung bedürfen. Und da die Kollationen jetzt in zuverlässiger Weise hier niedergelegt sind, so ist das Mitraten und Mitentscheiden eine dankbarere Arbeit als vordem geworden. Bei diesem Anlafs wollen wir unserseits gleich noch einiges zur Erwägung stellen. Durchweg einverstanden mit dem korrigierten Texte De agone Christiano, können wir dem Herausgeber nur am Schlufs nicht folgen, wo er Kap. XXXIII 35 (S. 137, 18) auf *beati enim* besteht, während der beste Codex C und von den andern noch MHB *ergo* bieten. Nimmt man dies nicht sowohl in streng folgerndem, als vielmehr in bestätigendem Sinne der Wiederaufnahme eines vorhergehenden Gedankens (*cor habere mundatum*), so ist kein Grund zur Ablehnung vorhanden. — Ebenda liest Zycha mit dem Vulgatatext: (*beati*) *mundo corde*, während C *mundocordes*, und die nächst bedeutende Handschrift P *mundicordes* bieten, letzteres auch noch eine Anzahl andere Mss. Man mufs da doch wohl bei *mundicordes* bleiben, das übrigens Zycha selbst *De sancta Virgin.* XXVIII S. 265, 20 im gleichen Citat aufgenommen hat, während die

Varianten *mundi corde* | *mundo corde* | *mundocordes* | *misericordes* lauten. Auch Eugen. Exc. 547, 4 (ed. Knöll) bietet *mundicordes*, ebenso 735, 4; 750, 6 in Anführung derselben Stelle. (Merkwürdigerweise geben White-Wordsworth zu dieser Vulgatastelle keine Varianten.) — *De bono viduitatis* Kap. XVI 20 (S. 328, 12) erscheint uns die Herstellung von *recordare* (*recordari* ClZ, *recordaris* Zycha mit P und anderen Handschriften) leichter und natürlicher. Zum Nachsatze steckt in dem überlieferten *agnoscis* wohl das üblichere Futurum *agnosces;* doch kann nach dem Sprachgebrauch der Zeit auch das Präsens genügen. — XVII 21 (S. 331, 4) empfehlen C und P die bekannte Schreibung *afluenter* (st. *affl.*). — XXI 26 (S. 338, 9) lesen wir mit C *pauperorum* — *De patientia* VI 5 (S. 667, 13) ist mit der besten Handschrift L *ex crimine;* VII 7 (S. 666, 17) *adoptionem filiorum;* XVIII 15 (S. 680, 12) *angelus;* XXIV 21, (S. 686, 7) *gravia* (st. *graviora*); XXVI 23 (S. 688, 7) *aestimandum* herzustellen.

Sehr dankenswert sind die Indices Scriptorum, die Zycha dem Buche begegeben hat.

---

118) **Hubert Demoulin, Encore les Collegia Juvenum.** Louvain, Ch. Peeters, 1899. 16 S. 8. 1 fr.

(Extrait du Musée Belge, Revue de philologie classique.)

Seiner im Jahre 1897 erschienenen Abhandlung (von uns in dieser Zeitschrift angezeigt Jahrg. 1900 S. 206) läfst der Verfasser hier einige Ergänzungen folgen, zu welchen ihn eine in der *Revue numismatique* (Paris) inzwischen veröffentlichte Untersuchung Rostovtsews veranlafst hat. Dieser konnte aufser dem auch Demoulin zur Verfügung stehenden urkundlichen Material zur Feststellung des Wesens der hier in Frage stehenden Collegia noch 38 Bleitäfelchen heranziehen. Demoulin stellt sie ebenfalls zusammen (S. 12—16) mit hinlänglich eingehender Beschreibung. Die Ergänzungen, die Demoulin auf Grund der neuen Untersuchungen den früher gefundenen Resultaten hinzufügen kann, sind im wesentlichen folgende. Augustus ist, wenn auch nicht der Gründer, so doch gewissermafsen der Reformator der Collegia Juvenum, die er als eines der Mittel betrachtete zur körperlichen und sittlichen Hebung der entarteten Aristokratie; jedenfalls dienten sie, dazu, die jungen Leute zum Militärdienste vorzubereiten. Im ersten Jahrhundert erscheint die Institution ausschliefslich in Italien und zwar vornehmlich in Latium und Etrurien. Unter Nero war vielleicht ihre Blüte-

zeit; aber auch in späterer Zeit wandten ihr die Kaiser ihr Interesse zu z. B. Domitian und Gordian I. Seit dem dritten Jahrhundert kommt sie in Italien allmählich in Verfall, verbreitet sich dagegen mehr in den Provinzen, namentlich an den Reichsgrenzen; die besondere Bezeichnung „Collegia" ist aufserhalb Italiens üblicher.

Der Aufsatz ist insofern eine nicht unwichtige Ergänzung der früheren Untersuchung, als der vorwiegend militärische Charakter der Collegia Juvenum aufser Zweifel gestellt ist und damit diese interessanten römischen Vereinigungen ihrem Hauptzwecke nach beleuchtet sind. Mit Recht weist Demoulin die vereinzelt auftretende Vermutung zurück, dafs unter diesen Collegia versteckte Bacchanalien sich erhalten hätten.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

119) **Anton Arendt, Syrakus im zweiten punischen Kriege.** I. Teil. Quellenkritik. Königsberg i. Pr., Bernh. Teichert, 1899. 114 S. 8.

Der Senior des historischen Seminars an der Albertus-Universität zu Königsberg legt hier seine Doktordissertation vor. In der Einleitung S. 3—17 wird die Geschichte von Syrakus unter Hiero II. und Hieronymus († 214) vorgeführt. Umfassende Studien in alten und modernen Schriftwerken finden sich hier verbunden mit besonnenem Urteil. In sechs Kapiteln werden alsdann die Autoren besprochen, die uns Nachrichten über Syrakus zur Zeit des zweiten punischen Krieges hinterlassen haben: 1) Polybius und Livius, 2) die Quellen des Plutarch, 3) des Diodor, 4) des Zonaras, 5) die übrigen prosaischen Quellen, 6) die poetischen Quellen.

Die Quellenuntersuchung über Livius wird aufgebaut auf „jene zuerst von H. Nissen aufgestellten, dann später ziemlich allgemein angenommenen Sätze", die S. 20 vorgeführt werden. Es wird hier verschwiegen, dafs die Philologen und die Herausgeber des Livius jenen Dogmen kräftig widersprochen haben und dafs neuerdings Henry A. Sanders in seiner von Arendt erwähnten Schrift über die Quellenkontamination bei Livius die Haltlosigkeit derselben dargethan hat (1898).

Manches, was Arendt über die Arbeitsmethode des Livius sagt, ist nicht haltbar und verstöfst gegen die dem Redelehrer und Geschichtschreiber einzuräumende Freiheit in der Quellenbenutzung. — Vor der Einnahme von Syrakus hatte der Prätor von Sizilien seinen Amtssitz in

Lilybäum; ὁ τεταγμένος ἐπὶ Λιλυβαίου στρατηγὸς τῶν Ῥωμαίων, der anf L. stationierte Prätor der Römer Pol. 7, 3, 1 ist also der Prätor von Sizilien, und dafs es in diesem Jahre Appius war, hat Livius XXIII, 31, 4 und 38, 12 berichtet. Dafs Livius XXIV, 6, 4 *Appius Claudius praetor, cuius Sicilia provincia erat* nicht auf jene Worte Polybs, sondern auf einen Annalisten zurückgehe (S. 38), glaube ich nicht. — In seinem Bericht über die Schlacht an der Trebia sagt Livius XXI, 55, 11 von den Elefanten: *eos velites ad id ipsum locati verutis coniectis avertere.* XXIV, 34, 5 bei der Belagerung von Syrakus wird bemerkt: *ex navibus velites, quorum telum ad remittendum inhabile imperitis est, vix quemquam sine vulnere consistere in muro patiebantur.* Arendt glaubt (S. 29), Livius habe die Worte „deren Geschofs zum Zurückschleudern für Unerfahrene unbrauchbar ist" nicht aus eigenem Wissen zum Berichte Polybs hinzufügen können. „Warum bringt er denn diese Bemerkung nicht XXI, 55? Warum gerade hier?" Offenbar weil dies hier erklärt, warum man die Veliten hiezu gebrauchte. Bei den Elefanten aber war es selbstverständlich, dafs sie keine Speere zurückschleudern. — Auf die Abschweifungen Polybs geht Livius nicht ein; so übergeht er auch Polybs Ausfall gegen die Logographen VII, 7 und stimmt mit diesen überein in dem harten Urteil über Hieronymus' Charakter. Es ist unzulässig, dies als ein gewichtiges Argument gegen die Benutzung des Polyb anzuführen.

Arendt kommt zu dem wunderlichen Ergebnis, dafs er für die Nachrichten über Syrakus bei Livius (XXIV, 4—7, 7; 21, 1—29, 12; 31, 12—34, 16. XXV, 23, 1—31, 11) und bei Polyb den Eumachus von Neapel als gemeinsame Quelle annimmt. Auch Diodor XXVI, 15—20 soll seine Notizen über Syrakus aus Eumachos haben. Die Meinung, dafs wohl Polyb von Eumachos abweichen konnte, nicht aber Livius von Polyb, ist ganz unbegründet und hat die Thatsache gegen sich, dafs Livius oftmals, wenn auch nicht gerade in obigen Abschnitten, über eine Begebenheit die Berichte mehrerer Quellen anführt.

Für Plut. Marc. 13—19 werden als Quellen statuiert: die Vita Archimedis von Posidonius, die römische Archäologie von Juba und eine Anekdotensammlung. Zonaras IX, 4—5 folgt dem Dio, der den Livius und daneben annalistische Quellen benutzt hatte; Silius Italicus schöpft aus Livius und einer andern Quelle. — In dem 2. Teile seiner Arbeit gedenkt Arendt „Die Ereignisse bei der Belagerung von Syrakus" zu behandeln.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

120) **Johannes Rosenboom, Proben aus einer Stoffsammlung zu lateinischen Klassenarbeiten** im Anschlufs an die Cäsarlektüre der Tertia. Beilage zum Programm des Realprogymnasiums zu Rheinbach. 1899. 12 S. 4.

Da diese Proben nur zur Benutzung für den Lehrer bestimmt sind, der ja die Texte zu den Klassenarbeiten diktiert, so sind nicht blofs die Anmerkungen überflüssig, sondern man darf wohl auch fragen, ob auf dieser Stufe nicht besser jeder Lehrer seine kurzen Klassenarbeiten selbst zusammenstellt, schon um in der Behandlung der Grammatik nicht an die Marschroute des Verfassers gebunden zu sein. Referent z. B. hält es für zweckdienlicher, in der Untertertia des Gymnasiums zuerst das in dieser Klasse ganz neu hinzukommende grammatische Pensum zu erledigen, die eingehende Wiederholung und Erweiterung der Kasuslehre dagegen ans Ende des Jahres zu verschieben. Dazu kommt, dafs die Schnelligkeit im Gange der Lektüre nicht immer die gleiche ist. Wer sich indes in der Anordnung des grammatischen Pensums und im Tempo der Lektüre an den vom Verfasser vorgezeichneten Gang binden will, findet in den vorliegenden Proben ganz praktische Unterlagen für seine Klassenarbeiten. Der Verfasser hat die grammatischen Regeln geschickt verarbeitet und sich bemüht, gutes Deutsch zu bieten. Nur wird in den dem Hauptsatze voranstehenden Zeitsätzen oft das deutsche Imperfektum dem Plusquamperfektum vorzuziehen sein. Der Wendung: „an so kriegslustigen Leuten Grenznachbarn zu haben“ dürfte die andere vorzuziehen sein: „so kriegslustige Leute zu Grenznachbarn zu haben“. Die in Bibrax und Noviodunum Belagerten würden richtiger „Einwohner“ genannt als „Städter“. Für: „worum sie gebeten hatten“ ist wohl üblicher: „um was sie gebeten hatten“.

Brieg. **Friedrich Paetzolt.**

121) **Nicolaus Welter, Frederi Mistral, der Dichter der Provence.** Marburg, N. G. Elwert, 1899. 356 S. 8. ℳ 4.—.

Dieses fesselnd geschriebene Buch ist dem Übersetzer Mistralscher Werke, August Bertuch, zugeeignet. Bertuch hat, wie die Widmung richtig hervorhebt, das Verdienst, Frederik Mistral in Deutschland Bürgerrecht verschafft zu haben. Man könnte den Titel etwas zu eng begrenzt nennen, denn der Verfasser geht weit über eine Lebensbeschreibung hinaus; er giebt eine ziemlich vollständige und geschickt gruppierte Übersicht über

die Bestrebungen und Werke der modernen provençalischen Dichter, „Felibres“, genannt. In der Einleitung schildert er die Jugendzeit des Dichters und versäumt nicht, treffliche stimmungsvolle Bilder von Sitten und Gebräuchen des Südens von Frankreich zu geben. Mistrals Schulzeit in Avignon; der für das Leben geschlossene Freundschaftsbund zwischen ihm und Roumanille; das Studentenleben in Aix; Aufgeben des Studiums, um der Dichtkunst leben zu können: das sind die Hauptpunkte der Einleitung. Es folgt hierauf eine Übersicht über die Entwickelung des Felibertums, die von gründlichen Studien und grofser Liebe für den provençalischen Dichterkreis Zeugnis ablegt. Auch der Nicht-Neuphilologe wird gewifs mit lebhaftem Interesse diesen Schilderungen folgen und den Wunsch empfinden, näher mit den bedeutenden Dichtern der Provence und ihren Werken bekannt zu werden. Beispiele und geschickt ausgesuchte Proben fördern das Verständnis. Bei allen Erörterungen steht aber Frederi Mistral im Mittelpunkte, und — sei es bei der Beschreibung des Kongresses von Arles (1852), oder desjenigen in Aix — inmitten der sich oft widerstrebenden und bekämpfenden Meinungen, (namentlich auch, als es sich um Einführung einer allgemein giltigen Orthographie handelt,) wird Mistrals Verdienst gebührend gewürdigt. Was das Wort „Feliber“ bedeutet, wird auch von Welter nicht mit Sicherheit gesagt; wohl aber erfährt man, auf welche Weise Mistral dazu kam, dem neuen Dichterbunde diesen Namen zu geben (Feliber = Lehrer, Schriftgelehrter). Von den Erfolgen der Werke Mistrals wird im nächsten Abschnitte erzählt; es wird geschildert, welche begeisterte Aufnahme seiner „Mirèio“ bereitet wurde, wie alle Dichter Frankreichs dem Genius der provençalischen Dichtung huldigten. Durch Proben aus den formvollendeten Übertragungen Bertuchs sucht Welter dem Leser einen Begriff der Mistralschen Muse zu geben.

Nach Form und Inhalt werden aufser Mirèio noch Calendau, Lis Isclo d'or, Nerto, La Rèino Jano, Lou Pouèmo dou Rose skizziert und besprochen. Interessant ist für denjenigen, der die Provence nicht kennt, die Schilderung der Sitten und Gebräuche, die im südlichen Frankreich herrschen.

So wirkt Welters Buch wie eine Unterhaltungslektüre, ohne des wissenschaftlichen Untergrundes zu entbehren, und wird manchen veranlassen, die Bekanntschaft der Werke Mistrals zu suchen, die ja bekanntermafsen zum leichteren Verständnis auch für die nordfranzösischen Leser mit einer französischen Lateralversion erschienen sind.

Charakteristisch für die allmähliche Ausbreitung der Feliber-Bestre-

bungen ist die Aufschrift der Armana (= Almanach) von 1860, welche besagt, dafs der Kalender von nun an nicht nur bestimmt sei für „tant pèr la Prouvènço que pèr lou Comtat“ sondern auch für „en tout lou pople dón Miejour (= dem ganzen Volke des Südens). Der erste Caponlié (= Oberhaupt) des Bundes wurde Mistral, der später freiwillig seine Würde an den verehrten Freund Roumanille abtrat. Die Bedeutung der Verbrüderung von Provençalen und Catalonen für die Ausbreitung des „lateinischen Gedankens“, die Einführung der Blumenspiele, der poetische Wettstreit unter allen Dichtern der romanischen Sprachen: alles findet bei Welter die gehörige Berücksichtigung. — Dabei läfst der Verfasser den Dichter nicht aus dem Auge; er schildert das Glück der Ehe, welche Mistral mit seinen 46 Jahren einging; er beschreibt den Bienenfleifs, mit welchem er in 20 Jahren sein unschätzbares Werk „Trésor dou Felibrige“ in einer täglich acht Stunden dauernden Arbeit zusammenträgt. Er weist auf die minutiöse Sorgfalt des Verfassers hin, in diesem Werke alles zu sammeln, was auf Sprache, Volkstum, Geschichte, Sage und Legende der Südfranzosen Bezug hat. — Dann aber berührt Welter die verschiedenartigen Strömungen, auch die später durch den Bund zurückgewiesenen Ideen, den „lateinischen Gedanken“ politisch zu verwerten u. s. w., und führt als Beweis, dafs die eigentlichen Felibres jeder politischen Tendenz abhold sind, den Ausspruch Mistrals an „Amemonn vilage mai que toun vilage, ame ma Prouvènço mai que ta prouvinço, ame la Franço mai que tout.“

Der „Epilog“ gedenkt des Redners und Novellisten Mistral; er zeigt, dafs der Dichter auf seinen Nachruhm verzichten würde, wenn die „Causo“ d. h. die Herstellung und Verbreitung der provençalischen Sprache es forderte; denn die Muttersprache zu fördern, sie zu einer geehrten und geachteten Schriftsprache zu erheben: das war das Lebenswerk des Dichters.

In ländlicher Abgeschlossenheit verbringt er den Rest seiner Tage; sein Volk würdigt seine hohen Verdienste; es kennt Mistrals Dichtungen und ihre Hauptpersonen, und wo der Dichtergreis sich zeigt, begrüfst ihn sein Volk mit jubelndem Zurufe.

Äufserst treffend ist der Vergleich, welchen Welter unter den 3 Hauptwerken Mistrals zieht S. 269. „Mirèio“ ist der Hymnus der Dichterjugend, der leichtbeweglichen, liebesfrohen zwanziger Jahre; „Calendau“ der kraftgeschwellte, weithin hallende Sang, das Sturm- und Trutzlied der Männlichkeit; „Nerto“ das Lied des reiferen Alters, innig und sinnig, ergreifend und beschwichtigend.“

So ist Welters Werk nicht nur für jeden Neuphilologen empfehlenswert; jeder Gebildete wird es mit Interesse studieren, da man nicht oft in einem Werke über provençalische Dichtungen Wissenschaftlichkeit und interessante Darstellung, Gelehrsamkeit und fesselnde poetische Sprache derart vereinigt findet, wie in dem vorliegenden.

Hannover. **O. Thöne.**

---

122) **K. Meier und B. Afsmann, Hilfsbücher für den Unterricht in der englischen Sprache.** Teil I: Englische Schulgrammatik von **K. Meier.** 213 S. 8. Teil II: Englisches Lese- und Übungsbuch. A. Unter- und Mittelstufe von **K. Meier** und **B. Afsmann.** 188 S. 8. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1899.

Zur Besprechung dieser beiden Bücher halte ich es nicht für überflüssig, einen Rückblick auf die Aussprachebezeichnung der englischen Sprache zu werfen.

Der Engländer Rothwell stellt in seiner sehr ausführlichen Grammatik (7. Auflage, München 1858) bestimmte Aussprachereglen klar und leicht verständlich auf; das ganze englische Wort steht in deutschen Lettern, etwas umständlich dargestellt, neben dem englischen. Nach der Robersonschen Methode giebt Oelschläger-Reutlingen, Anfang der sechziger Jahre, die Aussprachebezeichnung in seiner Grammatik mit geringer Abweichung der Orthographie des englischen Wortes recht verständlich in lateinischen Lettern unter dem Texte ohne Aussprachereglen an. Nach derselben Methode verwendet Boltz, Professor an der königl. Kriegsakademie Berlin, Ziffern und einige Zeichen, welche entsprechend kurz erklärt sind, über dem englischen Texte.

Einige Jahre später kommen Winkelmann und besonders Sonnenburg, welche die Aussprache auf wissenschaftlicher Basis behandeln. In der ersten Auflage behandelt Sonnenburg die Aussprache durch das ganze Buch. Das war unpraktisch. In der zweiten war sie mit der regel- und unregelmäfsigen Formenlehre erledigt. Das war praktischer. Spezielle Lautschrift findet sich in keinem der beiden Bücher. Dafs in den fünf erwähnten Büchern gute Erfolge erzielt werden konnten und erzielt wurden, unterliegt keinem Zweifel. Ein Sprung von etwa zwanzig Jahren! Bei Fölsing-Koch (23. Auflage): *to drive dräiv, J drove dröuv, driven dri|vin;* und gar erst *just.* Das letzere halte ich für ein gewaltiges Zerr-

bild, das sich hier nicht wiedergeben läfst; leichter wohl Johns *dżōns; houses háu/zīz; uncles vnklz.*

Und nun zu unseren Hilfsbüchern! Die Laut- und Schreiblehre beginnt auf S. 3—21. Teil I als erster Hauptteil. Alle Lautzeichen sind kursiv gedruckt. § 21. „Der kurze *a*-Laut wird dargestellt durch *o* oder *u* in geschlossener Silbe: *son mouth, dull, dust* etc.“ trifft nicht zu, da der richtige englische Laut überhaupt nicht dargestellt werden kann, er kann nur durch richtiges Vorsprechen erlernt werden. Hand in Hand damit geht in Teil II *Preliminary Lesson* und *Pronunciation Exercises* S. 1—22. Die letzteren nur in Lautzeichen. „Nach Ansicht der Verfasser empfiehlt es sich daher, die Aussprache der dem Englischen eigentümlichen Laute in einem Kursus zu üben, der lediglich der Aufnahme der Laute durch das Ohr und ihrer Nachahmung durch die Sprechwerkzenge gewidmet ist. Es ist ratsam, die so abweichende Rechtschreibung zunächst fernzuhalten, erstens weil sie den Schüler zu Aussprachefehlern verleitet, und zweitens, weil der Schüler mit jedem Schriftzeichen bereits gewisse Lautwerte verbindet, die, durch die Zeichen geweckt, Aneignung des neuen Lautes erschweren. Zu diesem Zwecke wird das Übungsbuch durch zwölf Lektionen in Lautschrift eröffnet, die zunächst nur für den Lehrer berechnet sind und dem Schüler höchstens zur Wiederholung des im Unterrichte dargebotenen Stoffes dienen sollen.“ Wozu denn diese Zumutung? [1]) Ob die Bemühung der Verfasser „die Lautschrift möglichst einfach zu gestalten“ gelungen ist, lasse ich unentschieden.

Der zweite Hauptteil enthält die Wortlehre S. 22—108; der dritte die Satzlehre S. 113—202, in allem 300 Paragraphen. Gar manche mit Unterabteilungen und Anmerkungen.

Zur Illustration § 222.

I. Der präpositionale Satzteil mit *of* nennt:

a) den Gegenstand, der in stofflichem Zusammenhang mit der Handlung steht: *to speak of* (sprechen von), 10 Verba.

b) den Gegenstand, der die Handlung oder dauernde Gefühle oder Zustände hervorruft: *to accuse of, to be ambitious of,* mit der deutschen Bedeutung, zusammen 26 Ausdrücke.

II. Der präpositionale Satzteil mit *to* nennt:

---

1) Der Lehrer hat doch wohl etwas Besseres zu thun, als 17 Seiten Lautschriftübungen einzustudieren!

den Gegenstand, an den etwas gerichtet ist, der vermehrt wird oder an den eine Annäherung gesucht wird: *to adapt to* (anpassen) 28 Verba; *to be adjacent to* (anstofsen) 14 Ausdrücke.

III. Der präpositionale Satzteil mit *with* nennt:

a) den Gegenstand (meist Person), mit dem eine Gemeinschaft vorhanden ist oder gesucht wird: *to agree with* (übereinstimmen), 16 Verba.

b) die Ursache, die einen aufsergewöhnlichen, oft krankhaften Zustand herrvoruft: *to burn with* (brennen vor) 8 Ausdrücke.

c) die Person, die ein Gefühl erregt: *to be angry with* (ärgerlich sein auf), 4 Ausdrücke.

d) den Gegenstand, womit ein anderer belastet wird: *to adorn with* (schmücken mit), 6 Ausdrücke.

IV. Der präpositionale Satzteil mit *for* bezeichnet:

a) den erstrebten Gegenstand: *to ask for* (fragen nach), 15 Verba.

b) die Person, in deren Interesse etwas geschieht: *to buy something for some one* (für jemand etwas kaufen), 10 Verba.

c) den Zweck, dem etwas dient: *to be adapted for* (geeignet für), 3 Ausdrücke.

V. Der präpositionale Satzteil mit *at* nennt:

a) den Gegenstand, auf den die Thätigkeit hinzielt: *to aim at* (zielen auf), 16 Verba.

b) die Sache, die meist ein vorübergehendes Gefühl erregt: *to blush at* (erröten über), 15 Ausdrücke.

VI. Der präpositionale Satzteil mit *from* nennt:

den Gegenstand, von dem eine Trennung herbeigeführt oder aufrecht erhalten wird: *to absolve from* (lossprechen von), 26 Ausdrücke.

VII. Der präpositionale Satzteil mit *on* nennt:

die Unterlage oder die Grundlage für die Handlung: *to act on* (handeln nach), *to feed on* (sich nähren von), *to fix one's mind on* (sich entschliefsen zu), 26 Verba.

Hieraus ist ersichtlich, dafs alles auf der breitesten „Unterlage oder Grundlage“ angelegt ist (7 S.).

Ich kann nicht umhin, noch die Behandlung der Präpositionen VII von § 189—201 (15 S.) so kurz als möglich zu gehen.

§ 189. Ortsverhältnisse. (Ruhelage). Der Standort eines Dinges fällt mit dem genannten Ort zusammen: 1. Der Ort ist ein Standpunkt. 2. Der Standort ist an einer Strecke oder auf begrenzter Fläche zu suchen. 3. Der

Standort ist irgendwo auf oder um den genannten Ort berum. 4. Der Standort ist in einem Raum oder Körper (drei Dimensionen!) oder auf unbegrenzter Fläche. § 190. II. Der Standort ist von dem genannteu Ort entfernt: 1. Er ist abgelegen. 2. Die Entfernung ist grofs. 3. Die Entfernung ist gering. 4. Der Standort liegt innerhalb eines gewissen Bereiches. 5. Der Standort ist senkrecht über einem anderen. 6. Der Standort ist senkrecht unter einem anderen. 7. Der Standort ist seitlich neben einem anderen. 8. Der Standort ist einem andereu gegenüber. 9. Der Standort ist aufserbalb eines begrenzten Raumes. 10. Der Standort ist vor einem anderen. 11. Der Standort ist hinter einem anderen. 12. Der Standort ist jenseits einer Grenze oder eines Bereichs. 13. Der Standort ist zwischen zwei Gegenständeu. § 191. B. Bewegungsverhältnisse. Bei Bewegungsverhältnissen ist zweierlei zu unterscheiden: I. Der Weg, den ein Körper zurücklegt. Er hat Ausdehnung (Anfang und Ende) und Richtung. II. Der Ort, wo die Bewegung vor sich geht. Und so gebt es mit „Bewegung" oder „bewegend" weiter. Sechzebnmal kommen die beiden Wörter *promiscue* vor, darunter ist sie einmal „kreisend" *(round)*. Dann kommen Stoff-Gemeinschafts-Zeitverhältnisse, Verbältnisse der Zeitdauer und Kraftverhältnisse. Die einschlägigen Präpositionen nebst guten Sätzen und Redensarten sind reichlich vorhanden, was dem Verfasser ein schönes Stück Arbeit gekostet. Ob aber die langatmigen Definitionen nötig sind, bezweifle ich sehr: sie ergeben sich leicht aus den Präpositionen selbst und, wenn daraus nicht genügend, aus den Sätzen.

Die Satzverbindung und ganz besonders das Satzgefüge ist sehr gut behandelt, ebenso der leidige, ohne und mit Umschreibung von *may, might* u. s. w. gebrauchte Konjunktiv. Schade, dafs derselbe in sieben verschiedenen Paragraphen getrennt gegeben ist. Bei „irrealer Fall" wäre für Realschüler „Lügenkonditionalsatz" am Platze gewesen, den Steinbart in seiner französischen Grammatik auch gebraucht.

Das Lese- und Übungsbuch enthält Reading, Writing, and Grammar Exercises (S. 23—80); Stoffe zu Übersetzungsübungen (S. 81—94); Reader (S. 96—169). Letzterer Anecdotes and Fables, Nature and Seasons 15½ Seiten; England and the English 23 Seiten; Every-Day Life (darunter 4 Briefe) 13½ Seiten und Tales 20½ Seiten. Zu diesem wird ein Wörterbuch getrennt erscheinen. Ein Vocabulary (19 S.) von Wörtern und Redensarten über Personen und Dinge aller Art, eine Regententafel,

einige Lieder und ein schöner, ziemlich grofser Plan von London bilden den Schlufs.

Auffallend finde ich die Orthographie von „Klawier“, Übungsbuch S. 182; von Druckfehlern nur in diesem: nnd statt und im Vorwort S. 5, Z. 18. Allen Beifall verdient die Auswahl der Stücke in dem letzteren: im praktischen Leben können sie fast alle sprachlich und stofflich sehr gut verwendet werden.

Die Ausstattung der Bücher ist sehr anerkennenswert.

Speyer. **Wilhelm Dreser.**

---

123) **H. Niemer, Über die Einübung der englischen Aussprache und Orthographie.** Programm des Progymnasiums zu Lauenburg in Pommern. Ostern 1899. 43 S. 8.

Die zunächst zum Gebrauch auf der untersten Stufe des Realkursus des Progymnasiums zu Lauenburg in Pommern bestimmte Abhandlung will eine Ergänzung des Lautierkursus der englischen Sprachlehre von Gesenius-Regel sein; und eine solche bringt sie auch in mehrfacher Beziehung, namentlich durch ein reicheres Material in Beispielen für die einzelnen Laute und durch Ausspracheerklärungen, die nach Sweet u. a. gegeben werden. Auch stellt Verfasser eine längere Reihe von Ausspracheregeln auf, die aber wohl weniger bestimmt sind auswendig gelernt zu werden, als den Schülern Gelegenheit zu geben, das in den Lehrstunden Gehörte zu Hause nachzuschlagen.

Beim Ausgehen von Musterwörtern hält es Niemer wie Glanning nicht für notwendig, dafs dieselben in ihrer Zusammenstellung Beziehung zu einander haben; erforderlich ist das meines Erachtens freilich nicht, aber dem Schüler wird die Arbeit sehr erleichtert, wenn die verschiedenen zu memorierenden Musterwörter einer Kategorie von Lauten zusammen irgend einen Sinn geben oder, wo das schwer zu erreichen ist, wenigstens gleichen Anlaut oder eine andere Gleichförmigkeit aufweisen.

Der Verfasser legt Gewicht darauf, dafs deutsche Schüler auf die wenigen kleinen Unterschiede aufmerksam gemacht werden, die zwischen der lateinischen Schrift der Engländer und der bei uns üblichen bestehen. Ich sollte meinen, diese Kenntnis könnten unsere Schüler wohl entbehren, bis der erste englische Brief, den sie erhalten, sie darüber belehrt.

Das Schriftchen wird durch seine übersichtliche Zusammenstellung des einschlägigen Materials auch Fachgenossen beim Anfangsunterricht dann und wann von Nutzen sein können.

Cöthen. **Hugo Bahrs.**

Vakanzen.

Barmen-Wupperfeld, O.R.S. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Kaiser.
Bochum, O.R.S. Obl. N. Spr. Meld. bis 1./6. Curatorium.
— H.T.S. Obl. N. Spr. oder Deutsch u. Gesch. (oder Rel.). Curatorium.
Breslau, I. R. S. (ev.). Obl. N. Spr. (Turnen). Meld. bis 15./6. Magistrat.
Dahme, Landw. Sch. Obl. Naturwiss. u. Math. Dir. Prof. Bosse.
Dortmund, R.S. Zwei Hilfsl.: 1) Math. Nat., 2) N. Spr. Städt. Schuldeputation.
Frankfurt a. M., Elisabethensch. (H.T.S.). Obl. N. Spr. 3900—7200 M. Meld. bis 26./5. Curatorium d. höh. Schulen.
Köln, R.S. Obl. Math. Nat. (u. evang. Rel.). Dir. Dr. Thomé.
Königsberg, N.M., G. Obl. Französ. Magistrat.
Krefeld, G. Obl. Math. u. Nat. Meld. bis 20./5. Dir. Dr. Wollseiffen.
Liegnitz, Landw. Sch. Obl. Frz. f. alle Kl., Rel. u. Deutsch f. mittl. Dir. Dr. Mahrenholtz.
Neifse, R.G. Math. Meld. bis 1./6. Magistrat.
Neunkirchen, Prg. Obl. N. Spr. Meld. bis 20./5. Dir. Wernicke.
Neu-Ruppin, G. Obl. Math. u. Nat. Magistrat.
Ohlau, G. Direktor. Meld. bis 24./5. Magistrat.
Recklinghausen, G. Obl. Math. u. Phys. Meld. bis 15./6. Dir. Dr. Vockeradt.
Siegen, R.G. Obl. Rel. u. Gesch.
Stendal, H.T.S. Direktor H.T.S. Magistrat.
Witten (Ruhr), R.G. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Matthes.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. **E. Ludwig** in **Bremen.**
Druck und Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha.**

Hierzu als Beilage: Preisverzeichnis des Philosophischen und historischen Verlages der **Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig.**

Gotha, 2. Juni. Nr. 11, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

124) **A. Oeri, De Herodoti fonte Delphico.** Diss. inaug. Basel, E. Birkhäuser, 1899. 68 S. 8.

U. v. Wilamowitz-Möllendorf bezeichnet in seinem Werke Aristoteles und Athen Band I S. 284 flg. die *ὑπομνήματα* des delphischen Orakels als eine Hauptquelle Herodots Diese *ὑπομνήματα* waren nach ihm eine Sammlung von Sprüchen des Gottes mit den zugehörigen Erzählungen, die sowohl die Veranlassung als auch die Erfüllung der einzelnen Orakel enthielt, eine Exegetenüberlieferung der Atthis analog, ein Buch von unschätzbarem geschichtlichem und poetischem Werte und doch kein ediertes Buch; freilich müsse man diesen Geschichten, um sie zu verwerten, ihre Appretur in *maiorem dei gloriam* auswaschen.

Diese Bemerkungen haben den Verfasser zu seiner Abhandlung veranlafst. Er fafst dieselben so, als ob Wilamowitz meine, diese Quelle sei allen Schriftstellern zugänglich gewesen, eine Meinung, die er unter Hinweis auf Herodots Vorgänger und Nachfolger für irrig erklärt. Ich

glaube nicht, dafs Wilamowitz dieser Ansicht gewesen ist; denn sonst hätte er nicht schreiben können: „Herodotos hat aus dieser Quelle das herrlichste geschöpft, aber auch Ephoros, oder wer zuerst die Orakel über die westhellenischen Gründungen, über Sparta, ja schon über die dorische Wanderung in die Litteratur eingeführt hat, ist imstande gewesen, sehr viel von dort zu nehmen."

Oeri ist der Ansicht, dafs es unter den griechischen Geschichtsschreibern nur Herodot gestattet gewesen sei, die delphischen *ὑπομνήματα* zu benutzen, und so mufs er sich auch die Frage stellen, was dies für einen Grund gehabt habe. Da er bei der Durchmusterung der Stellen, die nach ihm der genannten Quelle entnommen sind, überall einen apologetischen Charakter entdeckt zu haben meint, so ist er davon überzeugt, dafs die Priester Herodot ausersehen haben, um durch ihn ihre Darstellung der Ereignisse verbreiten zu lassen; denn wäre diese unter dem Titel *Δελφῶν ὑπομνήματα* erschienen, so hätten alle Leser den Betrug sofort erkannt, den Herodots Namen geschickt verdeckte. Demnach stellt der Verfasser geradezu den Satz auf, dafs nur die Stellen Herodots aus der delphischen Quelle geflossen seien, die das Orakel gegen irgend eine Anschuldigung rechtfertigten.

Gegen diese Ansicht des Verfassers erheben sich gewichtige Bedenken. Wie kommt es, so fragt man, dafs Herodot nur Apologetisches aus dieser Quelle schöpfte? Es war doch gewifs noch vieles andere darin enthalten. Warum hat er nicht auch von diesem Gebrauch gemacht? Ergiebt sich daraus sofort, dafs die Einschränkung des Verfassers unhaltbar ist, dafs Herodot, wenn er die *ὑπομνήματα* benützte, sicherlich nicht nur Apologetisches, sondern auch andere Geschichten daraus entnahm, so erhebt sich hinsichtlich des von dem Verfasser behaupteten apologetischen Charakters der Entlehnungen die weitere Frage, ob unser Geschichtsschreiber bewufst oder unbewufst der Apologet des Orakels wurde. Oeri ist dieser Frage nicht näher getreten, wahrscheinlich weil er unbewufstes Eintreten für Delphi bei einem Manne wie Herodot für ausgeschlossen hielt. Aber auch bewufste Rechtfertigung läfst sich auf Grund der von dem Verfasser angeführten Stellen nicht annehmen; dies zeigen am klarsten die Stellen, wo zwei Berichte einander gegenübergestellt werden, wie 1, 65: *οἱ μὲν δή τινες πρὸς τούτοισι λέγουσι καὶ φράσαι αὐτῷ τὴν Πυθίην τὸν νῦν κατεστεῶτα κόσμον Σπαρτιήτῃσι· ὡς δ' αὐτοὶ Λακεδαιμόνιοι λέγουσι Λυκοῦργον κτλ.*; denn hätte der Geschichtsschreiber den Ruhm des Orakels

gegen Mifsachtung in Schutz nehmen wollen, wie Oeri behauptet, so hätte er den für Delphis Bedeutung sprechenden Bericht dem athenischen gegenüber als wahr nachdrücklich hervorgehoben. Und endlich, warum wählten denn die delphischen Priester unter allen Geschichtsschreibern gerade den Herodot als ihren Sachwalter? Ahnten sie etwa seine Bedeutung schon zum voraus? Konnten ihnen die andern Schriftsteller durch Verbreitung der delphischen Auffassung nicht ebenfalls grofse Dienste thun? Ja, bedurften sie bei ihren Beziehungen und Verbindungen mit allen Städten und Staaten nicht nur Griechenlands, sondern auch der Nachbarvölker überhaupt der Beihilfe der Geschichtsschreiber zur Verbreitung dessen, was ihr Ansehen und ihren Einflufs förderte? Besorgten dies nicht überall ihre Anhänger und Freunde aufs schnellste und beste? Liefsen sich dazu nicht auch die Tausende, die jedes Jahr zum Orakel wallfahrten, vortrefflich benutzen? Daher bin ich auch der Überzeugung, dafs das meiste von dem, was der Verfasser unmittelbar der delphischen Quelle entnommen sein läfst, nur mittelbar auf diese zurückgeht, insofern es Herodot bei seinen Erkundigungen auf seinen Reisen da und dort erfuhr. Natürlich gebe ich dem Verfasser und Wilamowitz zu, dafs die Priester in Delphi über alles genau Buch führten und ihrer Darstellung ihnen günstige Farben liehen; aber ich behaupte auch mit Pomptow Rh. Mus. 1896 S. 333 Anm., dafs in unserm Herodot nicht eine Stelle ist, die darauf zurückgeführt werden müfste; auch was nach seiner eigenen Angabe auf Delphi zurückgeht, kann alles aus den Inschriften, Urkunden und Mitteilungen der Delphier geschöpft sein.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

125) **J. G. Brambs, Studien zu den Werken Iulians des Apostaten.** 2. Teil. Programm. Eichstätt 1899. 37 S. 8.

Auf den ersten Teil von J. G. Brambs' Studien zu den Werken Iulians des Apostaten habe ich in dieser Zeitschrift 1898, Nr. 19, S. 433ff. aufmerksam gemacht. Der jetzt vorliegende zweite Teil beschäftigt sich mit Iulians Verhältnis zu Demosthenes und Isokrates. Er ist mit demselben Fleifs und derselben Besonnenheit geschrieben, wie der erste, und fördert unsere Kenntnis von der Schriftstellerei des Apostaten wieder um ein gutes Stück. Wir sehen jetzt, dafs Iulian nicht nur die erste und zweite olynthische Rede und die Kranzrede des Demosthenes benutzte, wie man bisher annahm, sondern auch die erste philippische, die Rede de Cherson.

und c. Leptin., von den Reden de syntaxi, de Rhod. lib. und c. Aristog. ganz abgesehen. Auch ist nicht richtig, was W. Schwarz in seinen Iulianstudien, Philolog. 51, S. 641 sagt, nämlich dafs eine genauere Benutzung des Isokrates durch Iulian sich nicht erweisen lasse; im Gegenteil, wie der Verfasser jetzt zeigt, ist dieser Redner öfter die Vorlage für den Apostaten gewesen, der den Euagoras, Panegyricus, ferner die Reden ad Demonicum und ad Nicoclem verwertete. Recht interessant ist die Beobachtung, dafs die meisten Entlehnungen auf die erste Rede Iulians fallen; der Grund für diese Erscheinung liegt, wie der Verfasser bemerkt, einmal darin, dafs dies die älteste der von ihm erhaltenen Reden ist, sodann darin, dafs sie sich die Verherrlichung des Kaisers Konstantin als Aufgabe stellt, also von selbst auf die isokrateischen Vorbilder hinwies. Nach den Ergebnissen dieses Teiles der Studien sieht man der Fortsetzung mit Spannung entgegen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

---

126) **Heinrich Schiller, Über Entstehung und Echtheit des Corpus Caesarianum.** Programm. Fürth 1899. 48 S. 8.

Dafs die unter Cäsars Namen gehenden Schriften nicht alle von ihm verfafst sind, unterliegt schon längst keinem Zweifel; wie sie allmählich entstanden und wem die einzelnen Teile zuzuschreiben sind, liegt weniger zutage. In Rezensionen habe ich mehrmals Andeutungen gegeben, wie sich mir die Entstehungsgeschichte dargestellt hatte. Zu einer eingehenden Untersuchung fortzuschreiten hatte ich noch nicht Zeit gehabt; andere Aufgaben nahmen mich in Anspruch. Da scheint es mir um so dankenswerter, dafs H. Schiller, der ja schon lange seine Forschungen dem Corpus Caesarianum gewidmet hat, diese Frage in die Hand genommen hat. Das bisherige Ergebnis seiner Untersuchungen hat er in der vorliegenden Arbeit niedergelegt.

Der erste Abschnitt handelt von „der kaiserlichen Cäsarausgabe“. Ich hatte, gestützt auf die bekannte Suetonstelle (Divus Julius c. 56), angenommen, dafs, als nach Cäsars Tode Oktavianus Herrscher geworden war, er den Pompeius Macer beauftragt habe, eine Gesamtausgabe von Cäsars schriftlichem Nachlafs zu veröffentlichen, und hatte hierauf das jetzt vorhandene Corpus Caesarianum zurückgeführt. Gegen die Richtigkeit dieser Auffassung wird von Schiller als Hauptgrund angeführt, dafs *publicare* nicht, wie ich angenommen habe, „veröffentlichen“, sondern „in der

öffentlichen Bibliothek ausstellen“ bedeute. Immerhin kommt aber auch Schiller zu dem Satze: „Indem Augustus Cäsars Kommentarien in der Palatina ausstellen liefs, bat er sie wenigstens indirekt neu herausgegeben. Das Palatina-Exemplar gewann kanonische Bedeutung, hatte den Effekt einer Ausgabe.“ Aber dafs auf diese Ausgabe unsere Textüberlieferung in der Handschriftengruppe β zurückgehe, wie ich behauptet habe, bestreitet Schiller.

Der zweite Abschnitt handelt von „der Cäsarausgabe des Hirtius“. Ich hatte die Ansicht aufgestellt, dafs wir die Originalausgabe Cäsars von seinen Kommentarien nirgends besäfsen, sondern auch vom Bellum Gallicum nur die Ausgabe des Hirtius, in der Handschriftengruppe α. Dafs Hirtius mehr als das Bellum Gallicum herausgegeben habe, sei höchst wahrscheinlich, lasse sich aber nicht mehr feststellen, jedenfalls besäfsen wir in seiner Ausgabe nur den Gallischen Krieg. Schiller meint, dafs Hirtius sich beim Gallischen Krieg auf die Zufügung des 8. Buches beschränkt und in den früheren Büchern keine Änderungen vorgenommen habe; dafs er aber der Verfasser der Bellum Alexandrinum sei. Von der von Cäsar selbst veranstalteten Ausgabe seines „Gallischen Krieges“ meint er, dafs sie anonym erschienen sei. So erkläre sich die Anwendung der dritten Person von dem Handelnden, die ich der Thätigkeit des späteren Herausgebers zugeschrieben hatte.

Spuren von Thätigkeit des Hirtius für die andern Kommentarien hatte ich in der Beschaffenheit des Bell. civ. III, 2 zu entdecken geglaubt. Diese meine Vermutung widerlegt er — etwas gewaltsam, indem er 1. in das Kapitel eine Zeile einsetzt, 2. das störende Wort Galliae ebenso hier wie an den von mir angezogenen Parallelstellen VIII, praef. 1, und 48, 10 als unecht bezeichnet — aber nicht erweist.

Über das Verhältnis der Handschriftengruppen α und β zu einander und insbesondere über die Wechselbeziehungen, die zwischen beiden Gruppen zu verschiedenen Zeiten bestanden haben müssen, trägt der Verfasser eine Anzahl Sätze vor, die die höchste Beachtung verdienen. Sie fordern zu Untersuchungen heraus, die nicht kurzer Hand erledigt werden können. Heute nur ein paar Kleinigkeiten zu einzelnen Punkten. *considere* VIII, 15, 5 lehnt sich nicht nur an VII, 79, 3 an, sondern wird fast im ganzen Gallischen Krieg vom Lagern der Gallier gebraucht, natürlich in anderm Sinne als ihm VIII, 15, 8 durch den Zusatz gegeben ist. — In meiner früher ausgesprochenen Auffassung, dafs β aus α abgeschrieben sein müsse,

bin ich schon seit geraumer Zeit unsicher geworden, weil eine Anzahl Fälle, die auch hier aufgeführt werden, sich dann nicht erklären lassen.

Der dritte Teil der Schrift ist betitelt: Die julianische Ausgabe des Bellum Gallicum. Hier wird die Ansicht begründet, dafs Cäsars Bell. Gall. nicht in einem Zuge verfafst sei. Buch 1 scheint vom Verfasser gleich nach dem ersten Kriegsjahre geschrieben, wenn auch später etwas überarbeitet zu sein. Ebenso wird eine Überarbeitung der andern Bücher erwiesen.

Eine förmliche Redaktion des Bell. Gall. nimmt also auch Schiller an, nur will er nicht in Hirtius den Redakteur sehen. Aber er ist mit mir einig darin, „dafs das, was wir besitzen, nicht die julianische Ausgabe ist“, dafs es zweifelhaft ist, „ob Cäsar selbst überhaupt eine förmliche Gesamtausgabe veranstaltet hat“. Ob wir aus der Überarbeitung, wie sie uns vorliegt, noch die Gestalt des Urtextes werden herausschälen können, ist mir fraglich. Jedenfalls scheint es mir unrichtig, so lange für dieses Beginnen nicht eine sichere Basis gefunden worden ist, im Cäsartexte vereinzelte Stellen auszumerzen, die sicher nicht auf den ersten Verfasser zurückgehen.

Es giebt hier noch viele Arbeit. Wünschenswert wäre es, dafs auch andere, ausgerüstet mit Gelehrsamkeit wie Schiller, sich in umsichtiger Weise an der weiteren Lösung dieser Fragen beteiligten.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

---

127) **C. Sallusti Crispi de bello Iugurthino liber.** Für den Schulgebrauch erklärt von **J. H. Schmalz.** Fünfte verbesserte Auflage (Bibliotheca Gothana). Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. VIII u. 142 S. 8. ℳ 1.20.

Bei der 5. Auflage des durch Auswahl und Fassung der Bemerkungen gleich hervorragenden Kommentars kann ich mich wohl mit Verzicht auf Einzelbemerkungen um so kürzer fassen, als S. in der Vorrede die für Änderungen mafsgebenden Ausgaben von Opitz, Schlee und Wirz (Iug. 103—112; Zürich 1897), Kunzes Sallustiana (von mir in dieser Zeitschr. 1898, 54 f., 340 f. angezeigt) und briefliche Mitteilungen Blases nennt. Obwohl mehrere Zusätze namentlich durch Textesänderungen und eingehendere Beobachtung des Sprachgebrauchs veranlafst wurden, anderseits nur selten wenig fördernde Bemerkungen gestrichen werden konnten, ist

der Umfang doch durch den Druck der Anmerkungen in zwei Spalten um ein Blatt verringert worden.

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

128) **Johann Endt, Beiträge zur jonischen Vasenmalerei.** Gedruckt auf Kosten der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Graz, J. G. Calvesche Hof- und Universitäts-Buchhandlung, 1899. 79 S. und 3 Tafeln. ℳ 4.—.

Wie der Titel sagt und der Verfasser im Vorwort auch ausdrücklich betont, soll hier nicht die gesamte Keramik der Jonier, sondern es sollen nur die Hauptgruppen der altjonischen Thonindustrie in ihren gegenseitigen Beziehungen behandelt werden. Er bespricht nacheinander eine Reihe von Gruppen nach den Eigentümlichkeiten ihrer Formen, ihrer Dekoration und der bildlichen Darstellungen. Er beginnt mit den umstrittenen Caeretaner Hydrien, die gewöhnlich einer jonischen Kolonie in Süditalien zugeschrieben werden, und weist ihren Ursprung wegen ihrer Verwandtschaft mit den klazomenischen Thonsarkophagen einem nicht näher zu bestimmenden Ort am Golf von Klazomenä zu. Dann folgt eine allzu kurze Besprechung von Vasen von Naukratis und Daphnai „soweit sie mit den Caeretaner Hydrien verwandt sind". An sie reiht der Verfasser eine Gruppe von 16 Vasen, meist Amphoren, deren Reihe München 573 eröffnet und sucht an ihr die Punkte hervor, in denen sie sich, bei eigenartiger Behandlung des Ornaments, an die Caeretaner Hydrien anschliefsen. Der jonischen Vasenmalerei weist er sodann zwei etwas ausführlicher behandelte Amphoren Würzburg III, 328 und Berlin 2154 zu, von denen letztere Furtwängler als etruskisch bezeichnet, was allerdings nicht zutreffend ist. Die Phineusschale, über deren jonischen Ursprung Einstimmigkeit herrscht, und damit auch ihre Verwandten, möchte der Verfasser nicht sowohl mit v. Duhn Milet, als vielmehr den Inseln, wahrscheinlich Naxos, zuweisen. Um der Inschriften willen werden an diese noch zwei Amphoren (1. abgeb. bei Gerhard A. V. Taf. 205, 3. 4, und 2. Pariser Amphora Mon. Inst. 6, 73) angereiht, die der Insel Keos anzugehören scheinen. Eine grofse, von den bisher behandelten wesentlich verschiedene Gruppe umfasst die pontischen Gefäfse, von denen Verfasser 21 Amphoren und 16 Kannen aufzählt und ihre charakteristische Eigentümlichkeit bespricht. An sie reiht er eine Gruppe von Bechern, Näpfen und Tellern in München, Würzburg und Berlin, die ihm haupt-

sächlich wegen der Ornamente hierher zu gehören scheinen, sowie einige Amphoren und Kannen aus Berlin (1676), München und Leyden, und die Amphora Gerhard A. V. 185. Eine sehr knappe, um nicht zu sagen dürftige, Behandlung finden S. 65—67 die auf den vom Verfasser als jonisch in Anspruch genommenen Vasen vorkommenden Mythen, wobei zwischen den verschiedenen Gruppen nicht unterschieden wird. Eine kurze zusammenfassende Übersicht über die Wurzeln, Zeit und Ort der Entstehung der verschiedenen jonischen Gruppen beschliefst die Abhandlung, der noch die Besprechung von Nachahmungen der jonischen Vasen angehängt ist, bei denen nicht recht ersichtlich ist, worauf sich die Unterscheidung zwischen echt und unecht gründet.

So dankenswert die Arbeit des Verfassers an sich ist, kann ihm doch der Vorwurf nicht erspart werden, dafs durch die skizzenhaft abgerissene Art der Behandlung die Benutzung des Buches in hohem Grade erschwert ist. Zwischen den sehr erwünschten Abbildungen, die wir gern noch zahlreicher gesehen hätten, und dem Text fehlt das verknüpfende Band. Auch die Tafel der Ornamente und die der Vasenformen ist mit dem Text nicht genügend in Verbindung gesetzt, und die Erläuterung zu denselben giebt nur die Publikationsquelle, nicht aber die Seite und Gruppennummer des Textes, so dafs man zu beständigem Blättern und umständlichem Suchen veranlafst ist. Auch im Text selber ist die Identifizierung jeweils besprochener Gefäfse mit den Nummern der Gruppen oft sehr erschwert, z. B. S. 55, Z. 1 v. u., ist von „München 1291“ die Rede, statt dafs dazu gesetzt wäre „pontische Gruppe XVI, Abbildung 26“; liest man jene Münchener Nummer, so mufs man sich vorher besinnen, wo man im vorhergehenden wohl diese schon gelesen hat; und so geht es oft. Da man sich für die Lektüre ohnedies mit einem Berg von Nachschlagewerken umgehen mufs, so könnte man wenigstens in diesem Stück jede mögliche Erleichterung füglich erwarten. Es ist bedauerlich, dafs der Verfasser es auf diese Weise dem Leser unnötig erschwert hat, seinen Ausführungen zu folgen, bei denen es ihm doch darum zu thun sein mufste, seine nicht immer einwandfreien Zuteilungen durch möglichste Klarheit zur Evidenz zu bringen. Die Ausstattung ist sehr gut, wenn auch durchaus nicht frei von Druckfehlern (z. B. Stelle für Stele) und namentlich die Beigabe verschiedener zum erstenmal veröffentlichten Abbildungen sehr dankenswert, so dafs schon um ihretwillen diese Beiträge zur jonischen Vasenmalerei jedem Archäologen willkommen sein müssen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

129) **Sammlung der griechischen Dialektinschriften von J. Baunack etc.** Herausgegeben von Dr. **H. Collitz** und Dr. **F. Bechtel.** 3. Band, 1. Hälfte, 5. (Schlufs-)Heft. Die rhodischen Inschriften. Bearbeitet von H. van Gelder. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899. S. 411 – 687. ℳ 7.80.

Das neueste Heft der rühmlichst bekannten Sammlung, das sich in würdiger Weise seinen Vorgängern anschliefst, fufst hauptsächlich auf dem ersten Bande der von Hiller von Gärtringen herausgegebene ‚Inscriptiones Graeciae insularum maris Aegaei‘ und hat folgenden Inhalt. I. Stadt Rhodos (3749—4109). Die Inschriften sind nach folgenden Rubriken geordnet: Staatsdekrete, Schiedsspruch einer rhodischen Kommission, Subskribentenlisten und andere Verzeichnisse, Weihinschriften, Inschriften auf Fufsgestellen von Standbildern, Grabschriften. II. Jalysos und das Stadtgebiet von Jalysos (4109a—4117), darunter die älteste Inschrift dieses Heftes, das im allgemeinen mehr jüngere enthält, nämlich die des Söldners Telephos vom Kolofs von Abu Simbel (4109a), welche der Herausgeber mit Recht nach den Ausführungen von G. Hirschfeld, Rhein. Mus. 42, 222 in die Regierungszeit des Pharao Psammetich I. setzt. III. Kamiros und das Stadtgebiet von Kamiros (4118—4153). IV. Lindos und das Stadtgebiet von Lindos (4154—4244). V. Henkelinschriften (4245), im Ganzen 713 Nummern, von denen jede den Namen des eponymen Beamten, den des Monats im Genitiv und den des Fabrikbesitzers gleichfalls im Genitiv enthält. Diese Henkelinschriften stammen gröfstenteils aus Pergamon (herausgegeben von Schuchardt), aus Alexandrien, aus Südrufsland. Den VI. Abschnitt (Nr. 4246) bilden die Münzlegenden (19), den VII. die Inschriften der rhodischen Kolonieen, und zwar von Gela (4247—4252) und Akragas (4253—4257). Dazu kommt je eine aus Rhegion und Phaselis, die sich durch die charakteristischen Infinitive auf *-μεν* als Denkmäler des rhodischen Dialektes erweisen. Zu den Inschriften von Akragas hätte der Herausgeber wohl auch Cauer Delectus[2] 201 (Bleiblättchen aus Dodona) aus dem von Cauer Delectus S. 138 angegebenen Grunde stellen können. Es folgen noch die Inschriften der zum rhodischen Reiche gehörenden Gebiete (der rhodischen Peraia und der Inseln) Nr. 4260 bis 4334 und Nachträge, die Nummern 4335—4351 umfassend. Hinsichtlich der auf Nr. 4247 (Inschrift aus Gela, veröffentlicht von Salinas in Not. degli scavi 1896, 254 f.) vorkommenden merkwürdigen Form ‚*Πασιάδαϝο*‘ vgl. das längst bekannte ‚*Τλασίαϝο*‘ aus Korkyra, ist jetzt zu verweisen

auf Brugmann, Griech. Gramm.[3] 224 mit der dort verzeichneten Litteratur. ‚ϝ' ist als Übergangslaut zu betrachten (vgl. αἴωρος = *aworos* einer phrygischen Inschrift) und demnach — ᾰϝο gleich dem epischen Ausgang — ᾱο in Ἀτρεΐδᾱο u. s. w.

Innsbruck. **F. Stolz.**

130) **Alfred Gudemann, Latin literature of the Empire.** Selected and edited, with revised texts and with brief introductions. In two volumes. Vol. II. Poetry. New York and London, Harper & Brothers, 1899. IX. u. 493 S. 8.

Von der in Nr. 14 des vorigen Jahrgangs hier angezeigten Anthologie aus der lateinischen Litteratur der Kaiserzeit liegt jetzt der zweite Band vor, der eine Auswahl aus den Dichtern enthält. Von Zweck und Einrichtung der Sammlung gilt dasselbe, was von dem ersten Bande gesagt ist. Auch hier könnte man im Zweifel sein, ob Dichter wie Juvenal und Martial der Aufnahme in ein solches Werk bedurft hätten.

Der Inhalt ist folgender: Von den unter dem Namen Vergils überlieferten kleineren Gedichten sind ganz oder teilweise gegeben Culex, Copa, Moretum, Lydia und Aetna; dann folgen Abschnitte aus den fünf Büchern Astronomica des Manilius, eine Anzahl Fabeln des Phaedrus, Teile aus Senecas Tragödien Hercules, Troades, Medea, Phaedra, Oedipus, Agamemnon und Thyestes, und die unter demselben Namen überlieferte Praetexta Octavia. Ferner Proben aus den Satiren des Persius aus Lucanus' Pharsalia, aus den Eclogen des Calpurnius und des Nemesianus, aus den Punica des Silius Italicus, aus den Argonautica des Valerius Flaccus, aus Statius' Silvae, Thebais und Achilleis, aus den Epigrammen Martials und aus Juvenals Satiren. Endlich das Pervigilium Veneris, Stücke aus den zahlreichen Gedichten des Ausonius (darunter natürlich die Mosella) und aus Claudius Claudianus.

Bergedorf. **R. Düpow.**

131) **Ed. Bottek, Die ursprüngliche Bedeutung des Konjunktivs in lateinischen Nebensätzen.** I. Teil: Ut-, Ne-, Quo-, Quominus-, Quin-, Relativ- und Cum-Sätze. Wien, Alfred Hölder, 1899. 94 S. 8. ℳ 1. 80.

Nachdem B. bereits im X. Jahrgang der „Österreichischen Mittelschule", S. 393 Anm. eine Abhandlung über den Konjunktiv in tempo-

ralen *cum*-Sätzen angekündigt hatte, ist er durch die 1897 erschienene Schrift Armin Dittmars „Studien zur lateinischen Moduslehre" bestimmt worden, seine Untersuchungen auch auf einige andere konjunktivische Nebensätze auszudehnen. In dem vorliegenden ersten Teile behandelt er Konsekutiv-, Final- und Relativ-Sätze, sowie temporale *cum*-Sätze, in dem später erscheinenden zweiten werden nach einer Andeutung auf S. 93 die übrigen konjunktivischen Temporalsätze erledigt werden.

Die Art der Behandlung entspricht der Dittmarschen; es wird an einem Beispiele die Erklärung des Modus gegeben und darauf deren Richtigkeit durch eine gröfsere oder geringere Zahl von ähnlichen Belegen zu erweisen gesucht. Dabei wird die Schablone dieses psychologischen Schemas an viele Sätze angelegt, bei denen der Autor gar nicht mehr die ursprüngliche Parataxe empfunden hat (z. B. S. 15 Caes. B. G. V, 11, 4: *Caesar Labieno scribit, ut quam plurimas possit naves instituat*, Cäsar schreibt dem Labienus. Wie? Was? Er solle Schiffe ausrüsten) und die überdies öfter schlecht zu der Erklärung passen. Denn hier erwartet man nicht die Frage wie? *(ut)*, sondern was? *(quid)*. Ähnlich steht es mit Caes. B. c. I, 41: *Caesar ubi cognovit per Afranium stare, quominus proelio dimicaretur ... castra facere statuit*, was uns folgendermafsen erläutert wird: Als Cäsar erfuhr, dafs es von Afranius abhänge (= verhindert werden könne). Inwiefern? — Es sollte weniger (= nicht) gekämpft werden — so beschlofs er, ein Lager aufzuschlagen. Wer in aller Welt fragt aber hier inwiefern? und nicht vielmehr was?; überdies war es besser zu sagen, dafs es bei Afranius stehe. Nach meiner Ansicht hätte sich der Verf. mit Beispielen aus der ältesten lateinischen Litteratur begnügen sollen, wo wirklich noch vielfach die Beiordnung deutlich erkennbar ist. Denn in späteren Zeiten ist der ursprüngliche Sinn des Konjunktivs meist verwischt und die Konstruktion oft durch Analogie beeinflufst und beeinträchtigt. Kein Wunder, dafs auch die Maschinerie des wortgetreuen Übersetzens ab und zu versagt, z. B. in den Sätzen, wo *quominus* von einem verneinten Verbum des Hinderns abhängig ist (S. 22).

Ferner durfte B. nicht den Schwierigkeiten aus dem Wege geben, sondern mufste sie überall durch gewissenhafte Prüfung und Erklärung beseitigen. Daher hätte er S. 27 auf die genaue Fixierung der einzelnen Fälle, in denen der Lateiner *quin* verwendet, nicht verzichten dürfen.

Was endlich die von ihm aufgestellten Grundbedeutungen der verschiedenen Kategorieen von Konjunktiven anbetrifft, so wird man ihm in

vielen Stücken gern beipflichten; denn Dittmar geht entschieden zu weit, wenn er alles über einen Kamm scheren und aus „polemischen" Fragen herleiten will. Doch befriedigen die Ansichten B.s anch nicht überall; am meisten nehme ich Anstofs an der weiten Ausdehnung, die er den konzessiven Sätzen giebt. Als solche erklärt er nämlich unter andern S. 44 die adversativen, S. 46 die restriktiven Relativsätze und S. 91 die iterativen *cum*-Sätze mit Konjunktiv. Wie er sich das denkt, ergiebt sich aus folgenden Beispielen: Cic. Brut. 23, 127: *Hic, qui in collegio sacerdotum esset, primus post Romam conditam iudicio publico est condemnatus*, dieser war der erste, der nach der Gründung Roms durch ein Staatsgericht verurteilt wurde. *Qui?* Als welcher? Als was für ein Mann? Wie so? Mag er immerhin im Priesterkollegium gesessen haben = obwohl er safs. Varr. r. r. 2, 8, 4: *Quom peperit equa mulum aut mulam, nutricantes educamus.* Mag auch noch so oft *Cum* = *quotiescumque.* Warum aber bei Sätzen mit *quotiescumque* regelmäfsig der Indikativ steht und nicht der Konjunktiv, wird uns verschwiegen. Ebenso unsicher scheint mir die Erklärung des deliberativen Konjunktivs als eines Potentialis in rhetorischer Frage. Schon der Umstaud giebt zu denken, dafs die Römer in rhetorischen Fragen vorwiegend den Indikativ gebrauchen; noch mehr spricht der Sinn dagegen. Denn Plautus Pseud. 626: (*Quid dubitas dare?* Antwort:) *Tibi ego dem?* heifst nicht: Ich könnte dir geben?, sondern: Ich sollte dir geben? Ich hätte die Verpflichtung (sollen = schuldig sein), dir zu geben? Ebenso ist Plaut. Curc. 119: *Egon salva sim, quae siti sicca sum?* als Antwort auf ein *salve!* nur zu erklären durch: Du wünschst, dafs ich mich wohlbefinde, wo ich doch verdurste?

Doch trotz dieser Ausstellungen will ich das Verdienst B.s durchaus nicht schmälern, erkenne vielmehr gern an, dafs er das schwierige Problem in mancher Hinsicht der Lösung näher gebracht hat; es völlig gelöst zu haben, bildet er sich selbst nicht ein, wie er S. 5 bescheiden einräumt.

Eisenberg S.-A. **O. Weise.**

---

132) **Jos. Pirig, Abiturienten-Vorlagen und Klassenarbeiten für Prima.** Glogau, Flemming, 1899. VIII u. 52 S. 8. ℳ 1. 20.

Die 50 Übersetzungsstücke des vorliegenden Buches beziehen sich auf Livius, Tacitus, Cicero, Horaz, Cäsar (1) und Vergil (1).

Zunächst eine grundsätzliche Bemerkung. Übungsstücke, die sich an

Dichter anschliefsen, in dieser Sammlung 4 [1]), lehne ich von vornherein ab. Der Schüler soll die Dichter lesen, ihren Inhalt in sich aufnehmen, sein Sinn für ihre schöne Form soll geweckt werden, und indem ihm ihr Verständnis täglich leichter wird, soll er sie allmählich liebgewinnen wie seine deutschen Dichter. Nötigt man ihn aber, drei Oden des Horaz oder eine Virgilstelle für eine Klassenarbeit durchzuarbeiten, so dürfte das der sicherste Weg sein, ihm die Dichter zu verleiden. Dazu kommen die Gefahren des poetischen Sprachgebrauchs.

Ein praktisches Bedenken habe ich gegen die Vorlagen, denen eine zu umfangreiche Stelle zu Grunde gelegt ist. Wie soll sich der Schüler z. B. auf Stück 41 vorbereiten, das sich an Verr. IV 1—88 anschliefst? Auch 10—13 Kap. Liv. (Nr. 6, 13, 17, 23) sind mir zuviel. Jedenfalls ist bei solchen Vorlagen ein engerer Anschlufs an die Lektüre unmöglich. Ebenso halte ich aus naheliegenden Gründen die Stücke für unpraktisch, die sich an mehrere, weit voneinander entfernte Stellen, wohl gar aus verschiedenen Büchern, anlehnen. So bezieht sich Nr. 10 auf Liv. XXI 4. 53. XXII 3. 12. 28. 29. 39. 45, Nr. 33 auf Tac. ann. II 5. 26. 41. 43. 57. 69. 70—72. 82; ebenso ist es mit Nr. 14 u. 21. Diese praktischen Bedenken fallen natürlich fort, wenn man die betr. Stücke zu Abiturientenarbeiten verwenden will.

Im übrigen haften diesen Vorlagen manche Mängel an. Die Anlage der Stücke, die Verknüpfung der einzelnen Teile und Gedanken ist vielfach ungeschickt, die Darstellung wenig gewandt und lückenhaft. Ein paar Beispiele. Bei Nr. 2 beginnt der dritte Satz mit den Worten: „Terentilius hatte erwartet, wenn er jetzt mit seinem Antrage in (!) die Öffentlichkeit trete", während vorher von einem Antrage gar keine Rede ist. Bei Livius ist der Zusammenhang vorhanden; dort heifst es 9, 5: *quae ne aeterna illis licentia sit, legem se promulgaturum, ut* ... 6: *qua promulgata lege* ... In den beiden vorletzten Sätzen desselben Stückes bittet der Stadtpräfekt Q. Fabius die übrigen Volkstribunen, auf

1) Ich sehe dabei von Nr. 13 ab, weil darin nur die Stelle dissentientis condicionibus — captiva pubes wörtlich citiert wird; Hor. Od. III 5 wäre also aus der Stellenangabe über dem Stücke besser fortgeblieben. Bei dieser Gelegenheit seien einige ungenaue Angaben richtig gestellt. Bei Nr. 2 mufs es heifsen: Liv. III 9—10 statt 9, bei Nr. 13: Liv. XXII 54—61 statt 50—61; bei Nr. 33 steht fälschlich Tac. ann. II 47 statt 57, 70 fehlt; bei Nr. 50 mufs es heifsen: Aen. II 13—56, 199—233 statt 40—233. Über Nr. 48 liest man: Tac. ann. I 9, Horaz; was soll man damit anfangen? Die Angabe lautete besser: Tac. ann. I 9, Hor. Od. IV 5, 14, 15; denn diese drei Oden sind, soviel ich sehe, hauptsächlich berücksichtigt.

T. einzuwirken, dafs er vorläufig von seinem Antrage ablasse, und dann folgt als Schlufssatz: „T. gab jedoch erst nach, als einer der Konsuln in der Stadt angekommen war.“ Man vergleiche damit die Darstellung des Liv. 9, 13—10, 3 (destitit). — Nr. 13 ist überschrieben: Heldenmütige Haltung Roms nach der Niederlage bei Kannä. Nach zwei einleitenden Sätzen beginnt die Ausführung mit den Worten: „und die Behörden trafen so besonnene und mutvolle Mafsregeln, und die Bürger kamen denselben (wem?) so bereitwillig nach, dafs wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen können.“ Und was für Mafsregeln folgen nun? Versöhnung der Götter, Ernennung eines Diktators, der vier Legionen aushebt und 8000 Sklaven bewaffnet, dies kurz in einem Satze, dann ausführlicher der Beschlufs des Senates, die Gefangenen nicht loszukaufen. Das ist also die heldenmütige Haltung Roms nach der Niederlage bei K. Nebenbei sei erwähnt, dafs P. mit dem erwähnten Senatsbeschlufs einen andern, viel später gefafsten, der Liv. XXIII 25 erzählt wird, in ungeschickter und unhistorischer Weise zu einem verquickt, indem er schliefst: „Der Senat gab seine Meinung dahin kund, dafs die Gefangenen nicht losgekauft werden sollten, und dafs die nach Sicilien verbannten Überbleibsel des Heeres nicht vor Beendigung des Krieges nach Italien zurückkehren dürften.“ Dabei übersieht er ganz, dafs der letzte Satz unverständlich ist, weil von dieser Verbannung vorher gar nicht die Rede gewesen ist und nicht sein konnte. — Mehr Beispiele anzuführen, und sie begegnen auf Schritt und Tritt, erlaubt der mir bewilligte Raum nicht; es sei nur noch kurz auf das im ganzen wie im einzelnen höchst ungeschickte Stück 46 hingewiesen, worin des Horaz Oden III 1—3 zu einer Einheit zusammengeschweifst sind.

Das Deutsche ist nicht einwandfrei. So liest man Nr. 4: die sogen. Zehn-Tafeln-Gesetze — Nr. 6: Hannibal zog die Aufmerksamkeit und Zuneigung aller Soldaten auf sich — Nr. 18: Als die Vornehmen die Thorschlüssel ihm abverlangten; ibid. Entweder müfsten sie zu dieser Mafsregel schreiten oder selbst sich auf den Tod gefafst machen — Nr. 21: Wie wenig die R. sich in ihrer Hoffnung, die sie auf Scipio setzten, täuschten — Nr. 29: einige Manipeln — Nr. 42: Er bediente sich zur Wertschätzung der Kunstsachen zweier Brüder; ibid. alles, was von irgend einem Werte zu sein schien — Nr. 50: Bekanntlich nahm Lessing von dem Geschrei des L. den Ausgangspunkt für …

Ziemlich häufig sind sachliche Fehler und Ungenauigkeiten. In Nr. 4 (Die Gesetze der Decemvirn) hören wir nur von 10 Gesetztafeln und zum Schlusse von den „sogen. Zehn-Tafel-Gesetzen“ als der Quelle alles röm.

Rechtes. — In Nr. 25 werden Losorakel als etwas dem Germanenvolke allein Eigentümliches bezeichnet. — In Nr. 29 läfst P. die aufständischen Legionen den Lagerpräfekten Rufus im Lager mit Gepäck beladen und verhöhnen, während es auf dem Wege von Nauportus zum Lager geschah (vgl. Tac. ann. I 20). — In Nr. 37 heifst es von Cicero: „Indes ertrug er diese (die Verbannung) nicht so mutig, wie er sie auf sich genommen hatte." — Nr. 43 handelt von der Beraubung des syr. Prinzen Antiochus durch Verres. Aus diesem einen Prinzen werden in der Mitte des Stückes plötzlich zwei (durch zwei Sätze hindurch), dann ist wieder lediglich von A. die Rede. — In Nr. 50 heifst es: „schon wurden Stimmen laut, man solle das Geschenk der Diana (mufs heifsen Minerva) in die Mauern hereinziehen. Da eilte Laokoon, der dem Neptun einen Stier zu opfern im Begriffe war, herbei ..." Ganz falsch. L. eilt von der Burg herbei (V. 40 ff.), und erst viel später (V. 199 ff.) sehen wir ihn am Meere mit dem Opfer beschäftigt, bei dem der Angriff der Schlangen erfolgt.

Die Anforderungen, die P. in grammatischer Hinsicht an den Schüler stellt, halten das richtige Mafs ein; in stilistischer Beziehung geht er leider über den im Vorwort ausgesprochenen Grundsatz hinaus, dafs bei einem Primaner zwar gröfsere stilistische Gewandtheit vorausgesetzt werden dürfe als bei einem Sekundaner, „aber nur soweit die fortschreitende Lektüre sie dem aufmerksamen, durch die Hinweisungen des Lehrers geleiteten Schüler von selbst nahelegt". So soll, ohne dafs die zu Grunde gelegten Stellen einen Anhalt bieten, übersetzt werden: (Die Briefe) bieten einen höchst interessanten Einblick in die wechselvollen politischen Verhältnisse (Nr. 34). So erkennen wir aus einigen den günstigen Einflufs Ciceros auf Kurio (ibid.). Bekanntlich nahm unser Lessing von dem Geschrei des L. den Ausgangspunkt für seine scharfsinnigen Untersuchungen über den Unterschied ... (Nr. 50). Ohne Hilfe dürften wohl nur wenige Primaner diese Wendungen richtig treffen; ähnliche Schwierigkeiten finden sich vielfach. — Anderseits giebt P. in manchen Stücken Wörter an, welche die betr. Schriftstellerabschnitte darbieten, z. B. in Nr. 3 *taberna* (Laden), *cibaria* (Speisevorrat), *vallus* (Schanzpfahl), in Nr. 14 gar *tribu movere* (aus der Tr. ausstofsen), in Nr. 25 *virga* (Zweig), *surculi* (Stäbchen), *hinnitus* (Wiehern). Warum das geschieht, ist nicht einzusehen.

Aus vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, dafs diese Vorlagen in vieler Hinsicht einer gründlichen Verbesserung bedürfen, ehe sie den Fachgenossen zur Benutzung empfohlen werden können.

Emmerich. **H. Hammelrath.**

133) **K. Baedeker, Italien.** Handbuch für Reisende. Erster Teil: Oberitalien, Ligurien, das nördliche Toskana. Mit 25 Karten, 30 Plänen und 51 Grundrissen. 15. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker, 1898. 536 S. 8. — Dritter Teil: Unteritalien und Sizilien nebst Ausflügen nach den liparischen Inseln, Sardinien, Malta, Tunis und Corfu. Mit 28 Karten und 19 Plänen. 427 S. 8. 12. Aufl. Ebd. 1899. geb. ℳ 8.— und ℳ 6.—.

Ein Buch, das durch so viele Auflagen wie das vorliegende seine Brauchbarkeit bewiesen hat, bedarf zwar eigentlich keiner besonderen Empfehlung mehr, aber bei der grofsen Menge der Besucher Italiens und der nicht geringen Auswahl in Führern darf es doch wohl auch jetzt noch einmal ausdrücklich ausgesprochen werden, dafs die Führer Baedekers in Hinsicht auf Zweckmäfsigkeit und Zuverlässigkeit unbedingt den ersten Rang einnehmen. Dabei findet der Gelehrte so gut seine Rechnung wie der einfache Vergnügungsreisende. Jenem kann zwar natürlich das Reisehandbuch die Spezialausrüstung, deren er bedarf, nicht ersetzen. Aber es erleichtert doch auch ihm die Orientierung durch Hervorhebung des Bedeutendsten, durch Pläne der Sammlungen, durch Fingerzeige für deren Benutzung und die Erlangung des Zutritts, und es dient auch ihm, wo er den gelehrten Apparat nicht gerade bei der Hand hat, durch die Zuverlässigkeit seiner auf die besten Quellen gestützten Angaben und durch die kurzen geschichtlichen Notizen und durch die von berufensten Vertretern ihres Fachs verfafsten kunstgeschichtlichen Einleitungen. Hohes Lob verdient der Reichtum an Karten, namentlich Umgebungskarten, dann bei Unteritalien die geschickt angeknüpften Ausflüge in aufseritalienische Gebiete, nach Tunis, Malta und Korfu. Wie eingehend die Bedürfnisse auch gründlicher Besucher berücksichtigt sind, zeigt ein Blick auf den Abschnitt Pompeji, der allein dreifsig Seiten umfafst, und den Ansprüchen jedes Reisenden genügen dürfte, der nicht gerade Spezialstudien zu machen beabsichtigt. Ref. hat die beiden Bände speziell mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Archäologen durchgegangen und nichts gefunden, das zu Ausstellungen Anlafs geben könnte. Denn dafs z. B. bei Florenz Amelungs Führer durch die Florentiner Antiken, bei Neapel Heydemanns Katalog der Vasensammlung des Museo Nazionale nicht genannt ist, wird man dem Verf. billig nicht zum Vorwurf machen können, diese Werke mufs der Archäologe auch ohne Reisehandbuch kennen. Kurz, man mag diesen Führer betrachten von welcher Seite man will, man wird in ihm ein in

allen Stücken bewährtes Reisehandbuch finden, das ihm überall alle nur wünschenswerte Auskunft erteilt.

Calw. **P. Weizsäcker.**

134) **O. Wendt, Französisches Lese-, Lehr- und Übungsbuch für Bürger-, Mittel-, höhere Mädchen- und Realschulen.** Teil I. Dessau, Paul Baumann, 1900. 144 S. u. 38 S. Wörterbuch. 8. ℳ 2.—.

Der Verfasser erklärt in der Vorrede, dafs er der direkten Methode huldige und sich stets auf den Boden einer besonnenen Reform gestellt habe. Auch die besonnenste Reform legt Wert auf eine richtige Aussprache, die aber leider in dem ersten Abschnitt: „Vor- und Nebenübungen zur Aussprache“ (15 S.) nie und nimmer erreicht werden wird. Die Lautbezeichnung ist sehr unglücklich, *mât* und *bal* sollen dasselbe *a* haben, *ge, ga, gu* sind als hart (stimmlos) bezeichnet, S. 7 heifst es in der Anmerkung: *g* vor *u, a, o* lautet wie *ka*, in *aiguille* soll das *u* stumm sein, die Bindung wird folgendermafsen erklärt: „Vokale werden mit dem folgenden Konsonanten zusammen gesprochen“, *ç* soll ein zu *s* erweichtes *c* sein u. s. w. Das ist genau das Gegenteil von Reform. Dabei liefert schon dieser erste Abschnitt eine stattliche Zahl von Druckfehlern und Flüchtigkeiten. Ein Schulbuch dürfte doch nicht sagen: „Der Accent aigu ′ steht über dem geschlossenen *é* und hat den Laut *e*. Das ganze Kapitel über die Aussprache ist bedeutungslos. — Im übrigen enthält das für zwei Jahre berechnete Buch 24 Lektionen; die Lektion bietet I. Sprech- und Sprachübung. II. Grammatik. III. Aufgaben. IV. Lese- und Lernstücke. I. besteht aus Einzelsätzen, wie sie aus Grammatiken hinreichend bekannt sind, die nicht für die „Reform“ eingenommen sind. Der grammatische Teil umfafst etwa die Elementargrammatik und an Verben *avoir, être* und *montrer*. Das ist für zwei Jahre kaum genug, zumal die übrigen Verben sich so leicht im Anschlufs an *montrer* lernen liefsen. Eine zusammenhängende Grammatik fehlt, der Verfasser verspricht aber, sie demnächst herauszugeben. Die Aufgaben (III.) beweisen nicht selten, dafs der Verfasser ein erfahrener Schulmann ist, und die Lese- und Lernstücke (IV.) bieten manches Ansprechende und Gute, allerdings merkt man hier und da den Zwang, der das Stück zurechtmachte. Die Wiederholungslektionen sind gut gemacht. Das Buch enthält leider zahlreiche Druckfehler und Ungenauigkeiten, teilweise bedenklichster Art, auch

an offenbaren Fehlern mangelt es nicht. In einem Aufsatz über die Schweiz heifst es z. B. . . *Le Mont Blanc (!), auquel 4 fleuves doivent leurs sources, s'élève jusqu'à 4800 mètres. Ces fleuves, dont nous citons le Rhin (!) et le Rhône (!)* . . . S. 124 hat *désirer* den Infinitiv mit *de*. S. 134 den reinen Infinitiv, S. 120 steht . . *espéré d'avoir* . . S. 53 wird *en* ein Ortsadverb genannt, aber mit davon, deren, dessen übersetzt, S. 67 steht *vingt-et-une*, in der Regel S. 70 aber *vingt et un*, zugleich wird dabei erklärt, dafs die Bindestriche falsch seien; S. 69 heifst 81 *quatre-vingt-un*, S. 70 aber *quatre-vingt et un;* S. 71 wird umschrieben: *juin* (jüäng), aber *juillet* (geüie). Damit sei es genug. Das Buch ist nach meiner Meinung für die Schule unbrauchbar, auch wenn man über manche kindliche Einzelheiten hinwegsieht, die dem Neuphilologen geradezu wunderbar erscheinen müssen. — Das besonders beigegebene Wörterbuch bringt die zu den einzelnen Lektionen erforderlichen Wörter, teilweise recht seltene, die für Anfänger gar keinen Wert haben. Das Wörterbnch giebt hinsichtlich der Genauigkeit u. s. w. dem Hauptteil leider gar nichts nach. Man bedenke z. B. *nul part*, *guider* (kiede), *je vis* (ich) lebte, *la côté*, *hanter* = hantieren u. s. w.

Nauen. **L. Fries.**

---

135) **Alfred Lord Tennyson. A Memoir by his Son.** Copyright Edition. With Portrait. In four vols. Leipzig, B. Tauchnitz, 1899. (v. I pp. 296, v. II pp. 295, v. III pp. 288, v. IV incl. Indices pp. 303 = pp. 1182.) ℳ 6. 40.

136) **Evan J. Cuthbertson, Tennyson, the Story of his Life.** Illustrated. London and Edinburgh, W. & R. Chambers Limited, 1898. pp. 128. 8.

137) **Th. A. Fischer, Leben und Werke Alfred Lord Tennysons.** Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. IV u. 290 S. 8. ℳ 5.

138) **Emil Koeppel, Tennyson** (Geisteshelden, Biographieen, 32. Band). Mit Bildnis. Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1899. 175 S. 8. ℳ 2. 40.

Lord Hallam Tennyson hat sich ein namhaftes Verdienst erworben durch die Veröffentlichung der Erinnerungen an seinen Vater. Und warmer Dank gebührt dem Tauchnitzschen Verlage dafür, dafs er das Werk

zu einem relativ niedrigen Preise einem gröfseren Leserkreise auf dem Kontinente zugänglich gemacht hat.

Es liegt ja stets ein grofser Reiz dariu, den Spuren eines bedeutenden Menschen auch dort, wo er nicht unmittelbar mit der Öffentlichkeit in Berührung tritt, nachzugeheu — ein Reiz, der mit der sensationslüsternen Reporterneugierde allerdings nicht verwechselt werdeu darf — und dieses Vergnügen mufs sich naturgemäfs noch wesentlich steigern, wo wir die Wanderung an der Hand eines vor alleu berufenen Führers antreten dürfen, der im Besitz der verschiedenartigsten Hilfsmittel wie Tagebücher, mündliche Äufserungen über die verschiedensten Dinge, eine eingehende Korrespondenz (über 40000 Briefe haben dem Herausgeber vorgelegen), eine Reihe wertvoller Zeugnisse mehr oder minder bedeutender Zeitgenossen u. s. w., in der Lage ist, uns aus intimster Kenntnis ein überaus anschauliches und lebensvolles Bildnis zu entwerfen. Es ist keine eigentliche Biographie des Dichters, was der Sohn in diesen Bänden geben will; das hätte, wie wir in der Vorrede erfahren, gar nicht dem Wunsche seines Vaters entsprochen. Von den äufsereu Hauptereignissen dieses Lebens insbesondere sollte nur soviel gerade gegeben werden, dafs die Möglichkeit etwaiger späterer unauthentischer Darstellungen in dieser Richtung ausgeschlossen erscheine. Ein aus unzähligen verschiedenartigen Bausteinen und Steinchen musivisch zusammengesetztes Lebensbild ist es, an dessen „farbigem Abglanz“ wir das Leben selbst haben, das Leben eines bedeutenden und sympathischen Mannes.

Der Inhalt des Werkes ist, wie schon aus der Art und Zahl der angedeuteten Hilfsmittel hervorgeht, ein ungemein reicher und mannigfaltiger. Mag auch vielleicht kindliche Pietät die Grenzen des Mitteilenswerten hie und da ein wenig weiter gesteckt haben als es ein ferner stehender Beobacher gethan haben würde, im grofseu und ganzen werden wir in den vier Bändeu nicht vieles finden, das wir entbehren möchten. Sei es, dafs wir den Dichter selbst reden hören, sei es, dafs wir das Urteil anderer vernehmen, fast immer erhalten wir neue und interessante Züge zu dem Gesamtbilde.

Für den Umfang und die Vielseitigkeit von Tennysons Interessen darf als charakteristisch ein von ihm selbst gelegentlich entworfener wöchentlicher Arbeitsplan gelten, der für Montag Geschichte, für Dienstag Chemie, für Mittwoch Botanik, für Donnerstag Elektricität, für Freitag animalische Physiologie, für Sonnabend Mechanik und für Sonntag

Theologie verzeichnet. Am Schlusse heifst es dann: Nächste Woche: nachmittags Italienisch; die folgende Woche: Griechisch; abends: Poesie. Erwähnt mag dabei noch werden, dafs fast an allen Tagen als zweiter Gegenstand der Beschäftigung „deutsch" vorgemerkt ist.

Tennyson scheint in der That eine ziemliche Kenntnis der deutschen Sprache sich angeeignet zu haben, genügend auf alle Fälle, um deutsche Dichtwerke verstehen und geniefsen zu können. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht seine warme Verehrung für Goethe, dessen führende Stellung unter den lyrischen Dichtern der modernen Weltlitteratur er mit Nachdruck verteidigt hat. In dem von ihm sehr hochgestellten Liede der Mignon „Kennst du das Land" empfand er jedoch, beiläufig bemerkt, die Worte: „[möcht' ich mit dir o mein] Beschützer zieh'n" als einen „hideous sound", was mit Rücksicht auf Tennysons feines Ohr für sprachlichen Wohllaut immerhin interessant ist. Schiller, dessen kräftiges Pathos Tennysons dichterischer Eigenart ferner liegen mochte, findet sich dagegen nirgends von ihm erwähnt.

Auch über Welt- und Lebensanschauung, Gottes- und Unsterblichkeitsglauben begegnen wir, namentlich aus den späteren Lebensjahren des Dichters, so manchem schönen und charakteristischen Worte. Bei der gelegentlichen Erwähnung Giordano Brunos z. B. bezeichnet Tennyson dessen Anschauung von Gott in gewissem Sinne als mit der seinigen übereinstimmend. Bruno, sagt er, war ein Dichter "believing in an infinite universe as the necessary effect of the infinite divine Power". „Ich empfinde keinen Abscheu", heifst es ein andermal, „wenn ich Sünde und Elend sehe, sondern nur Scham um Gottes willen".

Spiritistischen Anschauungen, denen ein Bruder des Dichters völlig anhing, war er selbst auch zugethan. Dazu stimmt eine Äufserung wie diese: "Matter is a greater mystery than mind.... Spirit seems to me to be the reality of the world."

Dafs es auch sonst an prägnanten oder ein warmes Empfinden verratenden Aussprüchen nicht fehlt, braucht kaum gesagt zu werden, und nur die zwei folgenden kurzen Sätze, Briefen des Dichters an seine Braut entnommen, seien hier noch angeführt: "In letters, words too often prove a bar of hindrance instead of a bond of union." — "So much to do and so much to feel in parting from the house."

Inmitten der umfangreichen Korrespondenz nimmt der Briefwechsel der Königin Viktoria mit dem Laureaten eine besondere Stellung ein; ein

ehrenvolles Zeugnis liebenswürdigen Wohlwollens (ohne alle zur Schau getragene leutselige Herablassung) auf der einen Seite, freimütiger Loyalität auf der anderen.

Möge es genug sein mit diesen wenigen Proben und Andeutungen aus dem reichen Inhalt eines Werkes, dem eine möglichst weite Verbreitung aufrichtig zu wünschen ist. Es dürfte kaum jemand die Lektüre bereuen. —

Wesentlich anspruchsloser nach Anlage und Umfang giebt sich das Büchlein von Cuthbertson. Der Verf., der übrigens auch schon das Leben Shakespeares für die Serie von "Popular Biographies" beschrieben hat, will auch hier nichts weiter gehen als "a plain narrative of his (scil. Tennysons) life", für diejenigen insbesondere bestimmt, denen das "Memoir" von Hallam Tennyson aus irgend einem Grunde nicht zugänglich sei.

Der frische, durchweg von lebhafter Verehrung für den Dichter zeugende Ton, die glückliche Mischung von blofser Erzählung und eingestreuten Citaten vereinigen sich, die Lektüre des kleinen Buches zu einer anziehenden und den Gegenstand der Darstellung dem Leser schnell vertraut und sympathisch zu machen. Das, was der Verf. (S. 104) von den Aufzeichnungen eines gelegentlichen Reisegefährten Tennysons, Mr. Locker-Sampson sagt, gilt von seinen eigenen Mitteilungen: "Delightful thumbnail-drawings they are, not of Tennyson the poet but of Tennyson the man."

Der gewissermafsen anheimelnde Charakter der Darstellung wird noch erhöht durch die beigegebenen Abbildungen von Örtlichkeiten, die in des Dichters Leben eine bedeutsame Rolle gespielt haben, wie das Rektorat zu Somersby, der Schauplatz von Tennysons Kinderjahren, die Kirche von Shiplake, in welcher der Einundvierzigjährige getraut wurde, und schliefslich die beiden späteren Besitzungen des Dichters, Farringford auf der Insel Wight und Aldworth House in Sussex. Reproduktionen von Bildnissen Tennysons und seiner Gattin vervollständigen den illustrativen Schmuck des Buches, dessen behaglicher Grundstimmung sich selbst die kleinen landschaftlichen Vignetten passend anfügen. —

Wie Cuthbertsons Buch, so schliefsen sich natürlich auch die beiden deutschen, ungefähr gleichzeitig im Jahre 1899 erschienenen Lebensbeschreibungen Tennysons von Fischer und Koeppel, wenigstens in ihrem speziell biographischen Teile, an die Angaben des "Memoir" an. Allein die Aufgabe eines deutschen Tennyson-Biographen geht naturgemäfs weiter

als die seines englischen Kollegen. Während dieser die Werke des Dichters, die er im Gemeinbesitz weitester Kreise seines Volkes weiſs [1]), lediglich chronologisch einzuordnen braucht, hat jener seine Leser, die im groſsen und ganzen Tennyson kaum anders denn als Dichter von „Enoch Arden“ kennen, auch mit denjenigen Werken, die im Heimatlande den Ruhm und die Popularität des Laureaten vornehmlich begründen halfen, erst ausführlich bekannt zu machen.

Beide vorliegende Schriften sind dieser Aufgabe gerecht geworden, wenn auch in etwas verschiedener Weise. Denn während Koeppel seine Analysen in den fortlaufenden Text seiner Lebensbeschreibung einstreut, hat Fischer den beiden umfang- und gedankenreichsten unter den Dichtungen Tennysons: "The Idylls of the King" und "In Memoriam" besondere, sehr ausführliche Abschnitte seines Buches gewidmet, die zusammengenommen fast die Hälfte desselben ausmachen. Ich möchte dieser letzteren Anordnung als der übersichtlicheren den Vorzug geben, zumal die Ausdehnung der Inhaltsangaben auch auf viele der kleineren und weniger bedeutenden Dichtungen bei Koeppel geeignet sein dürfte, den nicht schon anderswoher vorbereiteten Leser zu verwirren. Auch steht es auſser Zweifel, daſs dem Genuſs und Verständnis so gedankenreicher Dichtungen wie die „Königsidyllen“ und „In Memoriam“ ein ausführlicher Kommentar wie der von Fischer gegebene ungemein förderlich sein muſs.

In Bezug auf den biographischen Teil hätte ich — dies gilt für beide Bücher — gewünscht, den Dichter selbst häufiger zu Worte kommen zu sehen. Ist für einen Dichter wie Byron jede seiner Handlungen, auch die relativ unbedeutendste, in gewissem Sinne bezeichnend, so giebt sich Tennysons Wesensbesonderheit doch am klarsten in seinen Worten zu erkennen. Und die eigentliche Aufgabe einer Biographie besteht doch meines Erachtens darin, die Darstellung einer Persönlichkeit und nicht nur eines Lebenslaufes zu geben. So mancher der von seinem Sohne über-

1) In wie hohem Grade diese Voraussetzung zutrifft, zeigt neben manchen zum Teil rührenden mündlichen und schriftlichen Äuſserungen der Verehrung aus den niederen Volksklassen, in charakteristischer Weise auch die Thatsache, daſs, als ein Redner im englischen Parlament einst seinen Antrag durch eine Strophe aus einem Tennysonschen Gedicht zu unterstützen suchte, sein Gegner sogleich mit einer anderen Strophe aus demselben Gedichte replizierte. Der zweite Sprecher war kein Geringerer als der damalige Premierminister Gladstone (übrigens ein Alters- und Schulgenosse und Freund des Dichters).

lieferten charakteristischen Aussprüche des Dichters hätte auch für den deutschen Leser die Plastik des Gesamthildes noch zu erhöhen vermocht. So bedeutungslose biographische Details wie die Notiz, dafs Tennyson und sein Freund einmal auf dem Vierwaldstätter See wegen Ermüdung der Schiffer selbst zu den Rudern greifen mufsten (vgl. Fischer S. 70) hätte ich dagegen leichten Herzens entbehrt.

Mit besonderer Anerkennung verdient die einfache, klare, und doch der Wärme nicht enthehrende Sprache des Fischerschen Buches hervorgehoben zu werden, Vorzüge, die leider der Koeppelschen Biographie nicht in gleichem Mafse eigen sind. Es fehlt dieser nicht an geschraubten und stellenweise unklaren, ja geradezu undeutschen Wendungen.

Ich greife einige Beispiele aufs Geratewohl heraus:

„Der von dem Leben in der Natur geweckte und geschärfte Sinn für den unerschöpflichen Reichtum ihrer Reize ermöglicht es der Phantasie des Dichters, litterarischen Eindrücken den entsprechenden landschaftlichen Hintergrund zu gehen.“ (S. 24.)

Ich habe diesen Satz zweimal lesen müssen, um den ziemlich einfachen Gedanken herauszuschälen, dafs der Verkehr in und mit der Natur dem Dichter bei der Zeichnung des landschaftlichen Hintergrundes in seinen Werken zustatten gekommen sei, ein Gedanke, der überdies in einfacherer Form auf S. 55 wiederkehrt.

Kaum besser erging es mir mit folgendem Satze:

„Die schweren, reimlosen Langzeilen des Gedichtes ‚Boadicea‘, eines leidenschaftlichen Racherufes der Britenkönigin gegen Rom, waren dem Dichter als ein Versuch dieser Art — auf klassischer Grundlage, Echo eines Metrums des Catull — besonders ans Herz gewachsen.“ (S. 97.)

Auf S. 107 heifst es:

„Shakespeares historische Dramen hatten ihre natürliche Grenze gefunden mit der Geburt der grofsen Königin, deren mächtige Erscheinung die Blütezeit seines Lebens überragte.“

Ich verstehe den Ausdruck „überragte“ hier nicht. Die „mächtige Erscheinung“ und die „Blütezeit“ scheinen mir, auch bildlich gesprochen, völlig inkommensurable Begriffe zu sein.

Mifsglückt scheint mir auch, wegen der Inkongruenz von Subjekt und Attribut, das Bild von dem „neugeschliffenen Kunstmittel der dramatischen Technik“ auf S. 112.

„Mit den hämischen Worten des Kritikers ins Gesicht gebrannt —

verlor Alfred Tennyson" u. s. w. (S. 18), ich halte das nicht für korrektes Deutsch. Ebenso wenig dies: „bis er am Landesende zu stehen kommt." (S. 152.)

Oder den Komparativ „unvergeſslicher" (S. 28)!

„1865 verfaſste er auf Bitten der Florentiner für die Feier des in diesem Jahre verborgenen sechshundertsten Geburtstages Dantes ein Huldigungsgedicht." (S. 105.) Warum denn „verborgen"?

Geradezu unheimlich aber — in ästhetischer wie in sprachlicher Hinsicht mutet mich der „uns aus der letzten Verszeile blutig entgegenrollende Kopf des Banditen" auf S. 162 an!

Diese Ausstellungen hier zu machen schien mir um so weniger überflüssig, als ich unlängst in einer Anzeige dieses Buches (Anglia; Beiblatt X, 12) der Bemerkung begegnete, Koeppel habe es „gleich Ten Brink, seinem unvergeſslichen Vorgänger auf dem Straſsburger Lehrstuhle, verstanden, eine Fülle von Inhalt in gedrängten Sätzen und kurzen Worten wiederzugeben". Die Gefahren, denen gerade ein derartiges Bestreben unter Umständen ausgesetzt sein kann, scheinen mir durch einige der oben erwähnten Miſsgriffe deutlich gekennzeichnet zu sein.

Alles in allem genommen zweifle ich übrigens nicht, daſs beide vorliegenden Bücher, jedes in seiner Weise, dazu beitragen können, die dichterische Bedeutung Tennysons weiteren Kreisen des deutschen Publikums einleuchtend zu machen und zum Studium seiner Werke anzuregen.

Stuttgart. **F. P. v. Westenholz.**

Vakanzen.

Aachen, R.G. Obl. Deutsch, Franz. u. Engl. f. alle, Latein. f. mittlere Kl. N.E. Meld. bis 10./6 Curatorium.
Aschersleben, H.T.S. Direktor. Rel., Deutsch u. Gesch. 4500—5400 u. 900 W. Bis 5./6. Magistrat.
Dresden, II. R.S. Obl. Math. u. Phys. Bis 9./6. Städt. Schulamt i. Altstädter Rathaus.
Görlitz, Reform-R.G. Obl. Lat., Deutsch oder Franz. Magistrat.
— G. Obl. N. Spr. N.E. Magistrat.
Groſs-Lichterfelde, R.S. 2 Hilfsl. Math. u. N. Spr. Curatorium.
Harzburg, Prg. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Koldewey.
Köln, R.S. Obl. Math. u. Nat. Dir. Dr. Thomé.
Magdeburg, König Wilh. G. Obl. N. Spr. Magistrat.
Meiſsen, R.S Obl. Math. Stadtrat.
Münster i. W., R.G. Obl. (kathol.). Bis 15./6. Dir. Dr. Jansen.
Neiſse, R.G. (kathol.) Obl. Math. Bis 1./6. Magistrat.
Remscheid, H.T.S. Obl. Deutsch, Gesch. u. Geogr. Dir. Pfaffenbach.
Rheydt, O.R.S. u. Prg. Hilfsl. alte Spr. Dir. Rolfs.
Sobernheim, R.S. Obl. Math. Direktion.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 16. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

139/140) **Th. Schaefer, Äschylos' Prometheus und Wagners Loge.** Bremen, G. Winter, 1899. 93 S. 8.

Herm. Schrader, De Plutarchi Chaeronensis Ὁμηρικαῖς μελέταις et de eiusdem quae fertur vita Homeri. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. 40 S. 8.

Die beiden obengenannten, ihrem Inhalte und Wesen nach sonst sehr verschiedenen Schriften verdanken ihre Entstehung und Veröffentlichung dem gleichen Anlafs, nämlich der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen.

Die Schrift von Schaefer ist ein Sonderdruck aus der Festschrift der Philologenversammlung und hat zum Zweck, auf den engen Zusammenhang hinzuweisen, der zwischen den germanisch-nordischen und den altgriechischen Mythen besteht, und einen Beitrag der Mythenforschung auf diesem, wie der Verf. (S. 93) hervorhebt, wenig angebauten Gebiete zu

liefern. Wie der Titel ergiebt, ist als spezieller Gegenstand die Vergleichung des Prometheusmythus mit dem Mythus von Loki gewählt, aber nicht in der ursprünglichen Gestalt, sondern so, wie er in dramatischer Auffassung verarbeitet und zurechtgelegt ist. Hierin, um es gleich im voraus zu sagen, liegt ein sehr bedenklicher Mangel der Darstellung und Untersuchung. Der Herr Verf. unterscheidet zu wenig — ich möchte sagen, gar nicht — zwischen dem vom Dichter für seine Zwecke umgemodelten Stoffe und dem Mythus, wie er, teilweise mit Widersprüchen behaftet, sonst in dem Sagenschatze des Volkes sich vorfindet. Der Verf. trägt deshalb auch gar kein Bedenken, Ergänzungen und Erklärungen zur Beurteilung des Charakters des äschyleischen Prometheus aus Hesiods Darstellung des Prometheusmythus heranzuziehen, obwohl er doch wissen mufs, dafs auch die alten Dramatiker (wie es z. B. von Sophokles feststeht) so frei mit ihrem Mythenstoffe verfahren, dafs selbst in verschiedenen Dramen eben desselben Dichters von einander abweichende Wendungen desselben Mythus und abweichende Charaktereigenschaften derselben Person zu beobachten sind. In ähnlicher Weise wird in der Darstellung des Verf. die mythische Gestalt des Loki mit der dramatischen des wagnerschen Loge verquickt. Es ist selbstverständlich, dafs auf diese Weise die Grundlage der ganzen Untersuchung unsicher und schwankend werden mufs. Auch werden die dramatischen Charaktere durch das Hereinziehen von Sagenzügen, die der Dramatiker nicht benutzt hat, gefälscht. Das tritt ganz besonders bei der Gestalt des Prometheus hervor, die in Schaefers Darstellung Züge erhält, wie sie Äschylus in seinem Drama zweifellos nicht haben will. Aber freilich, wenn wir nicht auf diese Weise aus dem äschyleischen Prometheus einen hinterlistigen, von Selbstüberschätzung und Ehrgeiz verblendeten Ränkeschmied konstruieren, dann steht es mit einer Vergleichung mit Wagners Loge schlecht. Der Herr Verf. hätte aber eben nicht diese beiden Dramenfiguren, sondern den Prometheus und den Loki der Sage mit einander vergleichen sollen. Denn dafs die Mythen von Prometheus und Loki Verwandtschaft mit einander haben, bestreite ich keineswegs; nur bestreite ich, dafs Prometheus der griechische Loki und Loki der nordische Prometheus sei. Mögen beide auf eine Grundanschauung zurückgehen, die nordische Form der Vermenschlichung ist doch etwas ganz anderes geworden als die griechische.

Ebenso wenig vermag ich dem Herrn Verf. bei der allegorischen Erklärung des äschyleischen Prometheus zu folgen; wenn er Wagners Loge

als Allegorie auffafst, so will ich nicht mit ihm streiten; der äschyleischen Dramatik aber ist eine solche Auffassung durchaus fremd. — Auch was Darstellung und Auffassung des äschyleischen Prometheus im einzelnen anlangt, so mufs ich sie ebenfalls als verfehlt ansehen; doch kann ich nicht auf die Einzelheiten tiefer eingehen, und ich begnüge mich deshalb mit kurzer Andeutung einiger Punkte. Falsch ist z. B. die Auffassung der Schicksalsorakel (S. 17); Sophokles ist weit entfernt davon, die dem Odipus erteilten Orakel nur als Warnungen aufzufassen, und es läfst sich eine solche Auffassung auch nur mit Hilfe sophistischer und wenig geschmackvoller Deutungen ermöglichen, wie z. B. Zügle deinen Jähzorn und deine Herrschsucht! erschlage keinen alten Mann, und heirate keine alte Frau! (S. 17). Unrichtig ist die Erklärung von Prometheus V. 248 f. (S. 19); dafs Äschylus nicht sagen will, durch die Herabholung des Feuers habe Prometheus den Menschen neue Hoffnung gebracht, geht schon daraus hervor, dafs es V. 252 heifst: πρὸς τοῖσδε u. s. w. Das Geschenk des Feuers kommt also zu der Einflöfsung der Hoffnung hinzu. Auch ist die Deutung von τυφλὸς als schwach, gering, aufserordentlich gezwungen. Für ganz verkehrt mufs ich es auch halten, wenn, wie es S. 22 ff. geschieht, für die Io des Äschylus eine Schuld konstruiert wird. Dafs der Dichter Io für unschuldig leidend hält, geht aus der ganzen Darstellung deutlich hervor.

So wären noch manche Punkte hervorzuheben, z. B. die allegorisierende Deutung der Mythengestalt der Hera (S. 25), gegen die ich Verwahrung einlegen mufs; doch genügt das bereits Hervorgehobene, um darzuthun, dafs ich triftige Gründe habe, die Resultate der besprochenen Schrift im ganzen abzulehnen. Leugnen will ich aber nicht, dafs sich im einzelnen auch viel Ansprechendes findet. Dieses Lob bezieht sich eben so gut wie auf die Hauptabhandlung auch auf die der Schrift angehängten kleineren Abschnitte: „Schatzhäuser". Feuerbohrer. — Sonnenstier, Medusenhaupt, Mimir, die manches Interessante und Ansprechende enthalten, wenngleich es auch hier nicht an Absonderlichkeiten fehlt, wie z. B. S. 92, wo das Gorgoneion als Nachbildung einer Schüssel mit dem Haupte des Jul- Ebers (!) erklärt wird, welches ein südländischer Besucher des Nordens, vor Schrecken versteinert, gesehen und den Griechen geschildert hatte. Trotz der ernsten Form, in der dies vorgetragen ist, habe ich doch den Argwohn nicht unterdrücken können, dafs der Herr Verf. sich hier einen Scherz mit der Verwunderung des vor Schreck ebenfalls fast versteinerten Lesers erlaubt habe.

Die zweite der oben genannten Schriften ist eine lateinisch geschriebene Spezialuntersuchung von H. Schrader über das Verhältnis der sogenannten Plutarchischen Lebensbeschreibung Homers zu den Ὁμηρικαὶ μελέται und zugleich über Zweck, Inhalt und Einteilung der letztgenannten Schrift Plutarchs. Der Verf. beginnt nach einem kurzen Vorworte zunächst mit Feststellung dessen, was über den Zweck der μελέται aus der Erwähnung bei Galenus (de Placitis Hipp. et Plat. III, p. 265, 16 ff. der Müllerschen, bezw. B. V, p. 300 ff. der Kühnerschen Ausgabe) sich schliefsen läfst. Nach genauer Erörterung der Stelle und mit sorgfältiger Berücksichtigung der Citate aus den μελέται bei Gellius (II, 8, 9 und IV, 11) und der Stelle des Sextus Empiricus (adv. math. I, 13) kommt Schrader zu dem Resultat, dafs Plutarch in jener Schrift die Ansichten angesehener Philosophen mit homerischen Versen zusammengestellt habe, die wirklich oder angeblich ähnliche Ansichten aussprechen. Im folgenden sucht dann der Verf. nachzuweisen, dafs in dem zuerst citierten Kapitel des Galenus teils Excerpte teils wörtliche Anführungen in gröfserem Umfange aus der in Frage stehenden Schrift Plutarchs zu finden seien.

Von S. 17 an behandelt der Verf. die Vita Homeri, als deren wahren Titel er nicht den in den Ausgaben gebräuchlichen (περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς ποιήσεως Ὁμήρου), sondern περὶ Ὁμήρου nachweist. Die fernere Erörterung beschäftigt sich damit, zu beweisen, dafs diese Schrift, wie sie uns überliefert ist, aus einer gröfseren Anzahl einzelner Stücke, die oft recht schlecht zu einander passen, zusammengeleimt sei, und zwar, dafs dies von mehreren Bearbeitern, wahrscheinlich zu Unterrichtszwecken, geschehen sei. Der mittlere Teil der Vita (Kap. 120—160) sei aus den μελέται des Plutarch geflossen, vielleicht auch unzusammenhängende Partieen des ersten Teiles, der im übrigen einer Allegoriensammlung der Stoiker entstamme; an dieses Gemenge hätten sich dann noch andere fremde Bestandteile angehängt.

Das ist in der Hauptsache der Gang dieser Schrift, den ich hier nicht näher verfolgen konnte, ohne zu tief in Einzelheiten zu geraten. Die Untersuchung ist sehr sorgfältig und scharfsinnig durchgeführt, wenn sie auch nicht durchaus zu einwandfreien Resultaten führen kann, da die vorhandenen Grundlagen derselben zu einer völligen Sicherstellung des Gefundenen nicht ausreichen. Als Punkte, in denen ich dem Herrn Verf. nicht zu folgen vermag, oder denen ich wenigstens zweifelnd gegenüber stehe, will ich nur den S. 14 und 15 geführten Beweis nennen, dafs

Galen selbst durch Überarbeitung seiner oben citierten Schrift Veranlassung zu dem Eindringen von Wiederholungen in dieselbe gegeben habe; und ferner den Nachweis innerer und äufserer Widersprüche innerhalb der Vita Homeri (S. 19—21).

Cöthen. **H. Kluge.**

141|142) **Ettore Romagnoli, Bacchilide.** Saggio critico e versione poetica delle odi. Roma, E. Loescher & Co. (Bretschneider u. Regenberg), MDCCCIXC. 58 S. 8. L. 1.50.

Bacchilide, Odi scelte commentate da **Domenico Nessi** (Raccolta di autori Greci con note Italiane XXIX). Milano, Albrighi, Segati & C., 1900. XX u. 116 S. 8. L. 1.50.

R. schickt seiner poetischen Übertragung der 17 bakchylideischen Gedichte S. 7—15 einen Aufsatz voraus, in dem in Anschlufs an Croiset, La poésie de Pindare und Fraccaroli, Le odi di Pindaro und Bacchilide (Rivista di filologia XXVI 40 ff.) und andere unter steter Heranziehung Pindars religiöse und philosophische Ansichten des B., die lyrische Komposition, seine hervorragende Naturmalerei und Charakterisierung der Personen besprochen, endlich einige wenige Bemerkungen über den Stil gemacht werden. Mit dem hohen Gedankenflug eines Lyrikers wie Pindar könne sich B. nicht messen, dagegen sei er als dramatischer Dithyrambendichter bedeutend; R. sieht in ihm das Morgenrot der Romantik.

In ähnlicher Weise bespricht das Verhältnis von Pindar und B. Nessi S. XIV f. seiner Schulausgabe, nachdem er vorher über die Lebensumstände des Dichters und die in dem Funde vertretenen Dichtungsgattungen gesprochen hat. Es folgen Bemerkungen über die Versabteilung, die in der Ausgabe genau nach dem Papyrus vorgenommen ist, und über die wichtigsten Eigentümlichkeiten des Dialekts, dann mit entsprechenden Einleitungen die Gedichte I, II, III, V, IX, XI, XV, XVII, XVIII, XIX, endlich (S. 101—111) ein Glossar, in das die dem B. eigentümlichen Worte sämtlich aufgenommen sind.

Die Anmerkungen unter dem Text sind teils sachlich, gröfstenteils aber sprachlich und diese letzteren um so elementarer, als N. den B. noch vor Homer lesen lassen will. Der Verzicht auf jede metrische Erklärung wird S. V mit der beschränkten Zeit entschuldigt; meines Wissens ist es in Italien weit verbreitet, wenn nicht etwa gar allgemein üblich, auf metrisches Lesen überhaupt zu verzichten.

Der Text schliefst sich an Kenyons zweite Ausgabe an; von den am Schlusse verzeichneten Ahweichnngen sind, soweit ich die Litteratur verfolgen konnte, folgende N.s eigene Vermutungen: V 46 *Βορέᾳ*, 100 *πολιῶν*, 163 *τᾷδε μυρομένοισι*, 193 *ὃν ἐν ἀθανάτῳ τι[μᾷ τ' ἔθεντο]*. IX 39 Auslassung von *παρὰ* nach *Ἀσωπόν*. XVII 30 *παρὰ Διός*, 31 *ἐλθοῦσα Φοίνικος*, 87 *κέλευσε δέ*, 118 *θέλως' ἂν οὐδέν*.

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

---

143) **Vergili Maronis, Bucolica et Georgica.** With introduction and notes hy **T. E. Page.** London, Macmillan and Co., 1898. XL u. 396 S. 8. 5 sh.

Anf seine von uns früher angezeigte Äneisausgabe hat Page jetzt die Bucolica und Georgica folgen lassen. Die Anlage ist hier dieselbe wie dort: nach einer Einleitung von 40 S. kommt der Text und von diesem getrennt S. 93—386 die Anmerkungen nebst einem Index. Die Einleitung ist lesenswert; sie hietet nicht nur das herkömmliche litterargeschichtliche Material, sondern auch eine ästhetische Würdigung der Dichtungen mit interessanten Seitenblicken auf verwandte Schöpfungen der modernen französischen nnd englischen Litteratnr. Ihren Abschlufs bildet eine schöne Ode Tennysons anf Virgil, die allen denen empfohlen sei, die an Virgils dichterischer Gröfse zweifeln.

Über die Grundsätze, nach denen Page seinen Text konstituiert hat, läfst er sich nicht aus; so weit ich gesehen habe, hietet er nichts Besonderes. Die erklärenden Anmerkungen sollen einer ersten Einführnng in die Bucolica und Georgica dienen. Sie halten einen glücklichen Mittelweg inne zwischen zu knapper und zu hreiter Behandlnng; dazu vereinigt sich hier ein gesunder realistischer Sinn mit einem offenen Auge für dichterische Schönheit. Im einzelnen wird man öfters anderer Meinnng sein können. Buc. 1, 48 ist zu *lapis omnia nudus* ein *sunt* zn ergänzen, nicht *obducat* aus dem folgenden Verse. Buc. 1, 80 übersetzt Page *poteras „you might have rested (had you been willing)"*; aber es ist von keiner Vergangenheit die Rede, es ist Condicionalis der Gegenwart, vgl. Schütz z. Hor. c. I, 37, 4, der andere Stellen anführt. Buc. 9, 6 versteht Page das *mittimus* dahin, dafs der neue Besitzer die Lämmer durch Möris nach der Stadt anf den Markt sendet. In Wirklichkeit wohnt er in der Stadt, und Möris mufs sie ihm dahin hringen. Buc. 9, 57 bezieht Page anf das Meer und meint, der Ausdruck passe besser für einen sicilischen,

am Meere weidenden Hirten als für den im Binnenlande lebenden Lycidas. Aber weshalb kann *stratum aequor* nicht der sich bei Mantua seeartig erweiternde Mincio sein, an dessen Ufern sich die Handlung doch abspielt? Georg. II, 478 wird Än. I. 742 *solis labores* als Sonnenfinsternis erklärt. Näher liegt es, an die schon von Mimnermos (*Ἠέλιος μὲν γάρ τ' ἔλαχεν πόνον ἤματα πάντα*) hedauerte tägliche Arbeit des Sonnengottes zu denken. Bisweilen sind die Anmerkungen ein wenig elementar; bisweilen vermifst man umgekehrt ein erklärendes Wort, wie Georg. II, 160 zu der berühmten Schilderung des Gardasees *fluctibus et fremitu resonans, Benace, marino*, wo Goethe in der Ital. Reise vom 12. September 1786 der heste Erklärer ist.

Bremen. **Ernst Ziegeler.**

144) **Richard Hildebrandt, Beiträge zur Erklärung des Gedichtes Ätna.** Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Nikolaigymnasiums zu Leipzig. Leipzig, Dürr'scber Kommissionsverlag, 1900. 35 S. 4.

In die Untersuchung des Lehrgedichtes Ätna ist nunmehr ein frischer Zug gekommen. Bücheler und Birt haben sich mit demselhen befafst. R. Hildebrandt, der schon in seinen Studien über „Vergils Culex“ das Augenmerk auf die „echt römischen“ Verse der Ätna gelenkt hatte, suchte im Philologus (LVI, S. 97 ff.) so manche Stelle des Gedichtes durch sprachkundige Erklärung ohne gewagte Textänderung ins recbte Licht zu setzen, ein Verfahren, das Sudhaus in seinem Ätnakommentar in teilweise übertriehenem Mafse nachahmte; in dem vorliegenden Programm beschäftigt er sich unter Beschränkung auf einzelne Gesichtspunkte mit der „stilistischen Eigenart“ des Gedichtes. Ausgehend von V. 18, wo Franke (Res metrica Aetnae carminis, S. 48) richtig eine Enallage feststellte, behandelt er zunächst diese Figur, deren Nichtbeachtung mehr als einmal übel angehrachte Konjekturen veranlafste. Und doch hatte schon Jacoh (Lucilii Iunioris Aetna, Leipzig 1826, S. 84) gesagt: *„Nulla figura Lucilio quam hypallage frequentior est“*, und zwar zu der Stelle *mellaque lentis Penderent foliis* (V. 13), die H. auffallenderweise nicht erwähnt. Dafs er V. 227 nicht berührt, wo alle Hss. aufser dem Mediceischen Fragment (G) *capitique attollere caelum* haben = *caputque attollere caelo* (G), erklärt sich daraus, dafs er für die Verse 138—287, soweit es irgendwie angeht, nur letztere Hs. gelten läfst. Aher eben diese Stelle,

wo G die Enallage, die „ein für den Stil der Ätna charakteristischer Zug“ ist (S. 9), einfach beseitigt, ist gerade infolge der Untersuchungen H.s geeignet, meine Ansicht über die Interpolation von G (vgl. JJ. LXVI, S. 845 ff.) aufs neue zu bekräftigen. Mit Hinweisen auf die Enallage bei Virgil war H. sehr zurückhaltend, obwohl Schmitt (Über Prolepsis und Enallage), Elster (Comm. de Hypallage) und W. Hertzbergs Äneis (Stuttgart 1859, S. XIV) eine überraschende Menge von Beispielen gerade aus diesem Dichter geboten hätten. Bestimmend war hierbei für ihn wohl die Ansicht, dafs die Ätna von Virgil weit abliege. Doch verfehlte er nicht, neuerdings auf Ähnlichkeiten mit der Äneis hinzuweisen (Anm. 2), und bekannte, dafs er sich bei der von ihm richtig festgestellten figura per personas in V. 587: *nobile sidus, Erigone, sedes vestra est* zunächst immer an Aen. I, 140 oder IX, 525 erinnert fühlt.

So dankenswert nun auch die zusammenfassende Darstellung des Gebrauchs dieser Figur in der Ätna ist, so fordern doch die S. 9 gezogenen Folgerungen zum Widerspruch heraus. Zunächst kann ich nicht zugestehen, dafs diese Figur „in ihrer kühnsten Form“ angewendet ist. Weder die Begriffsinversion, die übrigens nach H. nur an einer Stelle vorkommt, nämlich V. 18 *sparsumve in semine dentem* (Sudhaus liest, wie fast alle Herausgeber seit Scaliger, *semina*), noch die Trajektion des Adjektivs zeigt etwas Ungewöhnliches. Am schwersten will H. V. 578 eingehen: *Nunc gemina ex uno fumantia sacra vapore.* Er erklärt sowohl *gemina sacra* als auch *unus vapor*, jedes für sich betrachtet, für unrichtig. Und doch haben die meisten Erklärer, so auch Sudhaus, keinen Anstofs genommen. Man kann thatsächlich hier, ohne eine Enallage anzunehmen, sich zurechtfinden, genau so, wie in den auf gleicher Stufe stehenden Beispielen Verg. Aen. I, 4 u. VI, 268. Unter *gemina sacra fumantia* ist eben das Doppel-Rauchopfer zu verstehen, welches wunderbarerweise durch die Spaltung der einen Rauchsäule *(ex uno vapore)* entstand. Damit ist schon klar, dafs H. viel zu weit geht, wenn er sagt: „Wer so künstliche, vom Natürlichen so scharf abweichende Redefiguren mit solcher Vorliebe verwendet, ist eher ein Sprachkünstler als ein Anfänger.“ Sprachkünstler in unserem Sinne war keiner der römischen Dichter, nicht einmal der gröfste. (Vgl. O. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache, § 97.) Ich vermute hinter dem Verfasser, der solche rein technische Hilfsmittel, wie sie in den Rhetorenschulen erlernt und geübt wurden, allzu fleifsig anwendet, wirklich einen Anfänger, der die in sauerer Arbeit gewonnenen

Kenntnisse sofort auch praktisch verwerten will. H.s Darstellung der Figuren und Tropen des Abschnittes über die Reisen (S. 32 f.) bestärkt mich in dieser Ansicht erst recht. Auch Birt (Philologus LVII, S. 610) erklärte, er könne sich unser Gedicht ganz wohl als Jugendwerk etwa des älteren Plinius denken.

Von S. 12 ab beschäftigt sich H. mit den brachylogischen Ausdrücken, Ellipsen und der Figur ἀπὸ κοινοῦ. Er hält hierbei ängstlich an dem Text von C fest und nimmt lieber zu einer Reihe von Ergänzungen seine Zuflucht, z. B. V. 443, als dafs er nur einen Buchstaben ändert. Ich glaube aber, dafs es gerade demjenigen, der C für die Verse 138—287 als völlig interpoliert ansieht, erlaubt ist, auch vor und hinter dieser Partie zu mafsvollen Textänderungen zu greifen.

S. 30f. bespricht H. die Neigung des Dichters zur Parataxe und sieht hierin, wie in den Parenthesen, stillschweigenden Rückbeziehungen und Brachylogien einen hervorstechenden Zug des Stiles des älteren Plinius. Aber der Vergleich eines Dichters mit einem Prosaiker, namentlich einem solchen, dessen Arbeit zumeist eine rein kompilatorische ist, hat sein Mifsliches. Die Parataxe, die wir beim Dichter mit Vorliebe angewendet finden, hat einen ganz anderen Grund als die des rasch arbeitenden Notizensammlers, der flüchtig eine Bemerkung an die andere reiht. Für den Dichter ist Natürlichkeit und Ursprünglichkeit ein Hauptgesetz, diese aber erfordert, dafs sich die Rede in Hauptsätzen, nicht in oratorischen Perioden bewege (vgl. O. Weise a. a. O. § 86). Auch im römischen Musterepos, der Äneis, herrscht die Parataxe vor. „Die Periode tritt zurück gegen die einfachen Sätze, welche bald kürzer, bald durch Appositionen und Partizipialkonstruktionen erweitert, in zwangloser Parataxe und noch öfter asyndetisch an einander gereiht, das ganze Werk füllen.“ So E. Weifsenborn in den „Untersuchungen über den Satz- und Periodenbau in Vergils Äneide“ (S. 2). Übrigens ist der Stil des älteren Plinius sehr ungleich; die Präfationen sind manieriert rethorisch, schwülstig und verschnörkelt. Er selbst sagt: *„ingeniorum Graeciae flatu impellimur“*, und Joh. Müller (der Stil des älteren Plinius, Innsbruck 1883) spricht nicht blofs von der Kürze, sondern auch von der Fülle und Weitschweifigkeit des Ausdrucks (S. 104—114). H. zitiert hierbei zweimal Quintilians inst. or., in welchen dieser die *„minuti sensiculi“* der „neuen Richtung“ tadelt und ein strenges Urteil über die Manier „der Neuen“ fällt. Aber man kann doch Plinius, der 79 starb, und den Ätnadichter, der sicher vor diesem

Jahre schrieb, nicht in die hier gemeinte „Neue Schule“ einreihen, da ja die inst. or. erst 89—91 verfafst sind. Auch H. wird das Gedicht kaum in die Zeit des Tacitus verlegen wollen. Daher wären auch Ausdrücke wie „Es ist die kargende Tendenz des Tacitus“ (S. 29) besser weggelassen. Auch die Bemerkung in Anm. 23 (zu V. 58) „Der Gebrauch von *simul* mit Abl. ist Taciteisch“ erheischt eine Einschränkung. Wie Nipperdey zu Ann. III, 64 richtig angiebt, ist dieser Gebrauch der Dichtersprache entnommen; er findet sich schon Verg. Aen. V, 357 und XI, 827. *simul* mit Abl. = ἅμα mit Dat. gehört zu den griechischen Konstruktionen, von denen Sudhaus S. 88 spricht. Zu den dort erwähnten Ausdrücken möchte ich noch die richtige Lesart der Hss. (aufser G) in V. 280 *tartara mundi* = τάρταρα γαίης (Hesiod. Th. 841, wo vom Typhoeus die Rede ist) hinzufügen. G bietet hier das falsche *aut Tartara rumpi*.

Mit viel gröfserem Rechte hätte H. auf eine andere „Neue Schule“ hingewiesen. Ich meine die „junge Dichtergeneration“, deren Mittelpunkt Valerius Cato bildete. Diese erkannte, wie Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung I, S. 308 sagt, als die höhere Aufgabe dichterischer Erzählung nicht das dickleibige Epos von vielen tausend Versen, sondern das schlanke Epyllion, welches nicht mehr als eine mäfsige Rolle füllte und auf einmal genossen werden konnte; statt des Wortschwalls und der abgebrauchten Formeln rhapsodischer Diktion wollte sie eine gedrängte, anspielungsreiche, erlesene Sprache bieten, die Cicero, der diese sog. Attiker spöttisch „νεώτεροι“ nennt, als trocken, mager und nüchtern bezeichnet. Dafs auch der junge Virgil unter dem Einflufs dieser Richtung stand, ist bekannt. In dieser Zeit entstanden die Dirae und Lydia, von denen Ribbeck a. a. O. S. 310 sagt: In einfachster Weise setzt sich der Vers wie der Satz zusammen; der Ton naiver Einfachheit ist durchaus festgehalten. Als charakteristisch für ihre Sprache bezeichnet er: Beschränkung des Wortschatzes, kunstlose Wortstellung, lockerste Satzfügung, gewisse Härten des Ausdrucks, Anwendung von Parenthesen.

Freilich in diese Zeit will H. die Ätna nicht verlegen: sein Hauptargument für die späte Ansetzung schöpft er wieder aus V. 294 und behauptet wie Wernsdorf, es sei auf die Naumachie in dem Fuciner See unter Kaiser Claudius angespielt (S. 14). Der Triton in der Ätna ist ein hydraulischer; dagegen steht gar nicht fest, ob der aus dem Fuciner See auftauchende (vgl. Suet. Claud. 21) ein hydraulisches Organon war. War

er wirklich ein solches, so ist auf keinen Fall anzunehmen, dafs dieses das erste war; man wird doch die neue Erfindung nicht sogleich unterseeisch angewendet haben. Nach dem Bau des ersten Dampfers wurde nicht sofort das unterseeische Boot erfunden. Thatsächlich gab es schon lange vor Claudius Hydraulica (vgl. Cic. Tusc. III, 18). Dafs der Triton, von dem in der Ätna die Rede ist, gerade bei einer Naumachie angewendet wurde (Heron, Pneum. II, 35, S. 320, beschreibt einen Triton mit Trompete, die zu einem Badeofen gehörte und durch Dampf zum Tönen gebracht wurde), ist nicht zu erweisen. Wäre dies möglich, dann hätte man einen sicheren *terminus post quem* (vgl. Suet. Caes. 39 und 44). Wenn man *duci* (die Lesart von C heifst *duc*, die der übrigen Hss. *diu*) mit Munro schreiben will, so würde diese Bezeichnung weit besser auf Caesar als auf einen Kaiser passen. *ora* (seit Scaliger liest man gewöhnlich *aura*) wäre dann = *campus Martius* (vgl. Verg. Aen. II, 788, wo *ora* ohne Zusatz in der Bedeutung „Platz" gebraucht ist).

Mich erinnert der auffallende Doppelvergleich an dieser Stelle (V. 294 bis 299) an die ebenso auffallenden Doppelvergleiche in der Äneis, die E. Weifsenborn a. a. O. S. 48 zusammengestellt hat.

Wenn ich somit auch betreffs der Abfassungszeit anderer Ansicht bin, so erkenne ich doch rückhaltlos an, dafs H.s „Beiträge" eine Fülle fruchtbarer Anregungen bieten und das Verständnis des schwierigen Gedichtes in hohem Mafse fördern.

München. **Ludwig Alzinger.**

145) **Sylloge inscriptionum Graecarum** iterum edidit **Guilelmus Dittenberger.** Volumen prius. Lipsiae apud S. Hirzelium, 1898. X u. 644 S. 8. ℳ 14.

Dittenbergers Sylloge ist in den 15 Jahren seit ihrem ersten Erscheinen so sehr zum unentbehrlichen Buche nicht blofs für Epigraphiker, sondern überhaupt für jeden geworden, der sich ein lebendiges Erfassen des griechischen Altertums direkt aus den epigraphischen Quellen, den unmittelbaren Zeugen antiken Lebens, zu verschaffen suchte, dafs man der Neuauflage des seit einiger Zeit vergriffenen Werkes mit Spannung entgegensah. Obgleich man annehmen durfte, dafs Plan und Anlage der Sammlung, die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, kaum eine wesentliche Änderung erfahren würden, so war doch in Anbetracht des reichen Ertrages der epigraphischen Forschungen und Studien der letzten andert-

halb Decennien im einzelnen manche wesentliche Änderung zu erwarten. In der That sind diese Erwartungen in Erfüllung gegangen. Schon in der ersten Bearbeitung hatte der Verfasser, um ein handliches Buch von mäfsigem Umfange zu liefern, seine Sammlung auf solche Gegenden beschränkt, die schon vor Alexander dem Grofsen von Griechen bewohnt waren, und Kleinasien, mit Ausnahme der Küstenländer, sowie Ägypten und den Norden und Westen des römischen Kaiserreiches gänzlich ausgeschlossen. In der zweiten Auflage hat er eine ganze Anzahl zum Teil umfangreicher Urkunden, die für das Verständnis der staatsrechtlichen Verhältnisse der Diadochenreiche wichtig sind, weggelassen. Manche davon wird man wegen der vorzüglichen sachlichen Kommentare, von denen sie begleitet waren, nur ungern missen. Die Besitzer der ersten Auflage werden also gut thun, dieselbe in Ehren zu halten, bis die vom Verfasser in Aussicht gestellte spezielle „Sylloge inscriptionum Graecarum Orientis" erschienen ist. Ferner sind mehrfach unbedeutendere Stücke der ersten Auflage durch inzwischen gefundene wichtigere ersetzt, z. B. die Urkunden der Amphiktyonen von Delphi; andere sind gänzlich weggelassen worden, teils um Raum für die Aufnahme wichtigerer Stücke zu schaffen, teils, weil sie, wie z. B. die attischen Tributlisten und eine Anzahl Rechnungsurkunden, doch nur in gröfserem Zusammenhange, mit allen gleichartigen Urkunden verglichen, wirklich mit Nutzen studiert werden können. Trotzdem wird wegen der Fülle der neu hinzugenommenen Inschriften die neue Auflage bedeutend umfangreicher werden als die erste, ohne deswegen an Handlichkeit zu verlieren.

Über die Genauigkeit und Sorgfalt der Arbeit und die Vortrefflichkeit der auch im einzelnen überall durchgesehenen und verbesserten Kommentare brauche ich keine Worte zu verlieren. Dankbar anerkennt Dittenberger, dafs er von Otto Kern, der ihm die Aushängebogen seiner demnächst erscheinenden Inschriften von Magnesia am Mäander zur Verfügung stellte, sowie von anderen Gelehrten in seiner Arbeit unterstützt wurde.

Wer ohne grofsen Apparat und ohne weitere Anleitung in das sachliche Verständnis der griechischen Inschriften eindringen will, ohne über spezielle epigraphische Kenntnisse zu verfügen, die nur durch das Studium von Originalen, Abklatschen und der „Corpora" erworben werden können, der wird keinen besseren Führer finden als Dittenbergers Sylloge. Mögen recht viele Jünger der philologischen und historischen Wissenschaften sich unter Dittenbergers Führung in das Studium der griechischen Inschriften

versenken, damit die Hoffnung des Verfassers sich erfülle, *quam vanus esset eorum metus qui antiquitatis Graecae studiis hanc aetatem funestam fore opinarentur.*

Frauenfeld. **Otto Schulthefs.**

146) **Ad. Lehmanns kulturgeschichtliche Bilder.** II. Abteilung, alte Geschichte. h. 2. Inneres eines römischen Hauses. Rekonstruktion von **C. Weichhardt** u. **A. Dietrich.** Leipziger Schulbilderverlag von F. E. Wachsmuth, 1900. Auf doppeltem Papier mit Leinwandrand. *ℳ* 3.

Mit Benutzung aller Details ist hier eine lebensvolle Skizze gegeben, die sich durch frische Farben vorteilhaft unterscheidet von den in Braun gehaltenen Darstellungen antiker Bauwerke u. dergl., ja in dieser Beziehung selbst den Langlschen Bildern zur Geschichte, Wien, Ed. Hölzel, vorzuziehen ist. Das Bild versetzt uns in das Atrium des Cornelius Rufus in Pompeji. Man denke sich der auf einem Pilaster stehenden Büste des Besitzers gerade gegenüber, dann fällt der Blick durch das Tablinum in den Peristyl. Im Vordergrunde haben wir links einen bärtigen Sklaven knieend, der Bücherrollen in die dazugehörige Kapsel einsteckt. Am Impluvium spielt ein Knabe, indem er durch eine gewaltige Tritonmuschel Wind in die Segel eines Schiffchens bläst, das auf dem Impluvium schwimmt. Rechts im Vordergrunde steht der Hausherr mit echt römischer dignitas in einer toga mit angustus clavus. Neben ihm ein Jüngling, der, eine Bücherrolle haltend, mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des älteren Mannes lauscht. Im Hintergrunde des Atriums ist rechts eine Gruppe von Personen gezeichnet, die Hausfrau, an welche sich ein vier- bis fünfjähriges Töchterchen leise anschmiegt; hinter der Frau hebt eine Magd, eben aus dem conclave tretend, das jüngste Kind zu den Schultern der Mutter empor, während eine zweite Magd einen Korb mit Äpfeln und Trauben auf den gewaltigen Tisch hinter dem Impluvium stellt. Auf dem Tische und um denselben steht mancherlei Hausgerät, Sessel, Leuchter, Weinkannen, Lampen u. dergl. Im Peristyl sieht man noch zwei wassertragende Mägde. Die Felderdecke des Atriums tritt deutlich hervor. Auf den Wandflächen sind keine mythologischen Bilder, sondern nur Blumengewinde eingezeichnet, was lobenswert ist, denn die Bilder würden auf eine Entfernung von zwei bis drei Meter schon nicht mehr erkannt werden. Bei allen diesen Vorzügen ist es um so mehr zu

bedauern, dafs das Impluvium nicht senkrecht unter das Kompluvium, sondern viel zu weit nach links gelegt worden ist, wodurch der Raum rechts vom Impluvium viel zu schmal erscheint. Aber trotz dieses Fehlers ist das Lehmannsche Bild ein vortrefflicher Wandschmuck für unsere Gymnasialklassen.

Wolfenbüttel. **Bruncke.**

---

147) **J. Asbach, Darf das Gymnasium seine Prima verlieren?** Düsseldorf, L. Schwann, 1899. 18. S. 8. ℳ —.80.

Anlafs zu diesem zeitgemäfsen Schriftchen gab dem Verf. W. Münchs neuerdings aufgestellte Behauptung, dafs „die Zahl der früh zusammenbrechenden oder doch erlahmenden Lehrer eine grofse sei". Auf Grund seiner reichen Erfahrung tritt Asbach dem mit der Versicherung entgegen, dafs die ihm bekannten grofsen Lehrerkollegien jetzt wie früher in voller Frische und normaler Gesundheit ihres Amtes walteten trotz einer gewissen Überbürdung, welche die Folge der Umdeutung von Maximalstundenzahl in Pflichtstundenzahl sei. Gegenüber dem Vorwurf vieler Universitätslehrer, dafs die Fähigkeit zu selbständiger, zusammenhängender, genauer geistiger Arbeit den jungen Männern von heute sehr abhanden gekommen sei und dafs sie der Oberflächlichkeit und Unselbständigkeit verfielen, liefert der Verf. den Beweis, dafs die Abiturienten von heute, wenn die Schule ihre Pflicht gethan habe, mindestens ebenso gut vorgebildet zur Universität übergingen wie früher. — Münch und (vor ihm bereits) E. v. Sallwürk suchen nun die Möglichkeit einer Abhilfe in einer Neuorganisation des höheren Schulwesens. Unter Protest gegen das sogen. Reformgymnasium verlangt letzterer, dafs das Gymnasium, wenn es seine Schüler bis ins 17. Jahr gebracht habe, seine Pforten schliefse. Zwischen das nun abschliefsende Gymnasium und die Universität solle eine Vorbereitungsanstalt von geringerem Umfange — nach v. Sallwürk ist es die frühere Prima, während Münch den Anfang schon mit der Obersekunda machen will — treten, die den bestehenden Hauptrichtungen höherer Studien Rechnung trage, und zwar eine für die alten, eine zweite für die neueren Sprachen, eine dritte für Mathematik und Naturwissenschaften.

Dagegen bemerkt A. mit Recht, dafs es eine Härte und ein rücksichtsloser Eingriff in die menschliche Natur sei, von dem 16jährigen Jünglinge schon eine endgiltige Wahl seines Lebensberufes zu verlangen, die bei manchem 20jährigen noch schwierig sei. Auch würde die Drei-

teilung der Oberstufe nur eine dreifache Krönung der in dem 6- oder 7jährigen Gymnasialkursus erworbenen unvollständigen Bildung sein. Das frühe Abbrechen der klassischen Studien da, wo die Früchte reiften, sei unverantwortlich, da es dem Gymnasium darauf ankomme, eine zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten befähigende Allgemeinbildung zu verleihen. Eine derartige Neugestaltung des höheren Schulwesens würde endlich auf einen Umsturz des Bestehenden hinauskommen und bald noch tiefergreifende Änderungen zur Folge haben.

Der Verf. ist daher gegen ein Verlassen des seit 1890 betretenen Weges, wenn er auch wünscht, dafs die Reform damals einen anderen Weg eingeschlagen hätte. Da wir mit den Neuen Lehrplänen als einem historisch Gegebenen zu rechnen hätten, so könnten, wenn es an der Schwelle des neuen Jahrhunderts zu einer Durchsicht derselben kommen sollte, von den beteiligten Kreisen verschiedenartige Wünsche geäufsert werden. So müsse zunächst an den neunklassigen Schulen die sogen. Abschlufsprüfung wegfallen und die Lehraufgaben der UII und OII im Griechischen, Französischen und in der Mathematik in die rechte Gestalt gebracht werden; unter Beseitigung der dritten Turnstunde würde der erdkundliche Unterricht auf die oberen Klassen aller höheren Schulen auszudehnen und diesem Fache auch die Belehrung über unsere gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Entwicklung zuzuweisen sein; nicht minder sei eine Verstärkung des Lateinischen, namentlich in den mittleren Klassen, und eine solche der alten Geschichte in den oberen Klassen anzustreben; eine andere Verteilung des Geschichtspensums für die einzelnen Klassen (vgl. S. 15 und 16) und eine gröfsere Freiheit in der Behandlungsweise der einzelnen Disciplinen sei vonnöten; endlich müsse an dem Realgymnasium, wenn es nicht verkümmern solle, die lateinische Sprache in dem Umfange wieder hergestellt werden, wie er vor 1892 gewesen sei. Die Forderungen aber, die Münch und v. Sallwürck stellten, widersprächen dem Axiome, dafs man eine so tiefgreifende Umgestaltung, wie sie die Neuen Lehrpläne bedeuten, nur dann schon nach sieben Jahren umstofsen dürfe, wenn sie übereinstimmend als gänzlich verfehlt oder schlechthin untauglich erwiesen seien. Er warnt daher mit Recht vor Mafsregeln, die weder heilsam für den Augenblick noch nützlich für die Zukunft seien.

Der Verf. trägt seine Ansichten ruhig und sachlich vor; er hat eine reiche Erfahrung hinter sich, die ihn in den Stand setzt, so wichtige Unterrichtsfragen sachgemäfs zu behandeln. Ich kann nicht umhin, seinen

Ansichten beizupflichten und ebenfalls vor allzu tiefeinschneidenden Änderungsversuchen an den Neuen Lehrplänen bei dem noch kurzen Bestehen derselben eindringlich zu warnen. Die Behauptung des Verf. aber, dafs es für den Augenblick heilsam sein würde, dem Realgymnasium und der Oberrealschule die Berechtigung zum Studium der Rechts- und Heilkunde zu verleihen, erscheint mir noch nicht spruchreif.

Andernach. **J. J. Hövoler.**

---

148) **O. Kohl, Griechisches Lesebuch und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis.** I. Teil. Bis zu den liquiden Verben einschliefslich. Vierte Auflage. Halle, Waisenhaus, 1898. 115 S. 8. ℳ 1.—.

Wir können es bei der einfachen Anzeige bewenden lassen, dafs eine vierte Auflage dieses Buches erschienen ist, die sich von der dritten kaum unterscheidet. Neu ist nur eine zweite, systematisch geordnete Aufzeichnung der bemerkenswertesten syntaktischen Eigentümlichkeiten, die neben der Formenlehre mit zur Kenntnis und Einübung kommen sollen.

E. B.

---

149) **Fr. Holzweifsig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen.** Kursus der Quarta. Ausgabe B. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel), 1898. 188 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Der Verfasser will mit dieser Ausgabe B ein Lehrbuch für Quarta geben, welches neben Einzelsätzen zur Einübung eines engbemessenen Lehrabschnittes zusammenhängende Stücke enthält, die sich inhaltlich nicht zu eng an den Stoff der Lektüre anschliefsen. „Beide Forderungen", heifst es in dem Vorwort, „stehen nicht im Widerspruche mit den Lehrplänen und haben ihre volle Berechtigung." Demzufolge giebt der Verfasser lateinische und deutsche Einzelsätze, „in denen nur Wörter und Redewendungen gebraucht werden, die bereits in der lateinischen Lektüre vorgekommen sind", und zwar die lateinischen Sätze aus der Lektüre entnommen oder eng an sie angelehnt, die deutschen in gröfserer Anzahl teils mit buntem allgemeinen Inhalt, teils an die Lektüre angelehnt. Letztere bilden oft zusammenhängende Stücke. Diese Einzelsätze sind nach den grammatischen Abschnitten zusammengestellt und nehmen 62 Seiten ein. Darauf folgen gegen 60 Seiten zusammenhängende Übungsstücke in inhalt-

lichem Anschlufs an Herodot und Curtius ohne streng grammatischen Lehrgang.

Das Buch ist im ganzen recht geschickt bearbeitet, und wir erkennen an, dafs sehr tüchtige Quartaner damit herangebildet werden können, wenn der Lehrer sich nicht an die preufsischen Lehrpläne von 1892 zu halten braucht. Aber den Versuch des Verfassers nachzuweisen, dafs dasselbe nicht nur nicht im Widerspruche mit den Lehrplänen steht, sondern ihnen auch dem Geiste noch gerecht wird, müssen wir als verfehlt bezeichnen. Nicht darauf kommt es an, dafs die Übersetzungsstücke keine bis dahin fremden Wörter und Redewendungen enthalten, sondern die Lehrpläne verlangen ein „Übungsbuch, dessen Inhalt sich an das Gelesene anlehnt". Unter Inhalt verstehen wir zunächst den Stoff, dann auch die Sprache. Dagegen halten wir es für zwecklos für einen Quartaner, „den aus der Lektüre gewonnenen Wortschatz auf einen anderen Inhalt zu übertragen", also z. B. 30 Seiten Geschichte Alexanders des Grofsen in der Sprache des Cornel zu geben. Indes zeigt ja die preufsische Unterrichtsverwaltung die weitgehendste Nachsicht gegen die Lehrbücher hinsichtlich der Befolgung der Lehrpläne, und so wird wohl auch diese Ausgabe B ihre Freunde finden oder schon gefunden haben.

Arnstadt. **B. Grosse.**

---

150) **E. Renan et M. Berthelot: Correspondance.** 1847–1892. Paris, Calmann Lévy, 1898. 542 S. 8. ℳ 7.50.

Marcellin Pierre Eugène Berthelot steht philologischen Kreisen fern, ist aber dem Naturwissenschaftler eine sehr bekannte Persönlichkeit. Er wurde 1860 Professor der Chemie an der École der Pharmacie, nach wenigen Jahren Professor am Collège de France und Mitglied des Institutes, 1876 Generalinspektor des höheren Unterrichtswesens und 1881 lebenslängliches Mitglied des Senats. Von Dezember 1886 bis Mai 1887 war er Unterrichtsminister und später noch einmal kurze Zeit Minister des Auswärtigen. Seine angesehene Stellung verdankt Berthelot in erster Linie seiner rastlosen Thätigkeit auf dem Gebiete der Chemie, wo er geradezu bahnbrechend geworden ist. Seine eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen hat er in zahlreichen Schriften niedergelegt, die weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt geworden sind.

Diesem Manne verdanken wir die Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit seinem Freunde Ernest Renan, dem bekannten Orientalisten und

theologischen Schriftsteller, dem Verfasser der „Vie de Jésus“, die ihrerzeit, besonders in theologischen Kreisen, ein ungeheueres Aufsehen erregte und eine zahlreiche Litteratur für und wider sich erzeugte.

Die Bekanntschaft Berthelots mit Renan datiert vom November des Jahres 1845. Berthelot war damals 18 und Renan 22 Jahre alt. Renan, der sich dem Studium der Theologie gewidmet hatte, verliefs zu dieser Zeit gerade das Seminar Saint-Sulpice zu Paris wegen seiner radikalen religiösen Ansichten und wandte sich dem Studium der semitischen Sprachen zu. Eine gewisse Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse und auch der Ansichten gewann ihm die Freundschaft Berthelots, die durch ein tägliches Zusammensein der beiden immer mehr gefestigt wurde und ununterbrochen bis zum Tode Renans im Jahre 1892 fortbestand. Renan selbst spricht in seinen Büchern wiederholt von diesem selbstlosen Freundschaftsbunde, der niemals eine Trübung erfuhr und auch durch das Familienleben des einzelnen nicht beeinträchtigt wurde, sondern nur Förderung fand.

Wenn auch beide schon infolge ihres Berufes in ihren Grundanschauungen vollständig auseinandergingen — Renans Geist ist aufs Vergangene, der Berthelots auf das Künftige gerichtet — so war doch ein jeder in seinem Ideeenkreise von dem nämlichen Grundsatze — dem Streben nach der Wahrheit — beseelt.

Die im vorliegenden Buche abgedruckte Korrespondenz kann immerhin nur ein unvollkommenes Bild von dem Verhältnis der beiden Briefschreiber zu einander geben.

Nach dem Tode Renans übergab Madame Renan Herrn Berthelot die Briefe, die dieser an ihren Gatten im Verlaufe der Jahre 1847—1892 gerichtet hatte, mit der Bitte, seine und ihres Gatten gegenseitige Korrespondenz zu veröffentlichen. Berthelot hatte die meisten der von Renan an ihn gerichteten Briefe aufbewahrt, während die Mehrzahl der von Berthelot an Renan gesandten, besonders die aus den Jahren 1847—1856, verloren gingen. Nach dem Jahre 1856, dem der Vermählung Renans mit Cornélie Scheffer, existiert mehr Gleichgewicht. Herausgeber hat nur diejenigen Briefe zum Drucke gebracht, die für den Leser von Interesse sind; solche, die Gegenstände rein privater Natur behandeln, sind nicht wiedergegeben.

Die ganze Correspondance teilt Berthelot in 5 Serien ein. Die erste Serie p. 17—138 enthält 29 Briefe aus den Jahren 1847—1856, darunter befinden sich nur 4 von Berthelot, dagegen 25 von Renan; die zweite

Serie p. 141—286: 68 Briefe aus den Jahren 1856—1861, unter ihnen 20 Briefe Renans an Berthelot, 32 Briefe Berthelots an Renan, 9 Briefe von Renans Schwester Henriette an Berthelot, 3 Briefe Berthelots an Henriette Renan, 3 Briefe Renans und Henriettes an Berthelot und 1 Brief von Sophie Berthelot an Henriette Renan. Die dritte Serie p. 289—385 enthält 36 Briefe aus den Jahren 1862—1869: 18 Briefe Renans und 18 Berthelots; die vierte Serie p. 389—419 11 Briefe aus den Jahren 1870—1872: 8 von Renan und 3 von Berthelot. Die fünfte Serie endlich, p. 423—542 umfafst 72 Briefe aus den Jahren 1872—1892: 42 Briefe Renans und 30 Berthelots. Der Correspondance unmittelbar voraus geht eine „Lettre de Madame Renan à Monsieur Berthelot" vom 5. Mai 1894.

Der Inhalt des Briefwechsels ist ein sehr mannigfaltiger: zeigt er uns einerseits die vertrauten Beziehungen der beiden Schreiber zu einander und ihr Verhältnis zu bedeutenden Männern ihrer Zeit, so streift er auf der anderen Seite alle möglichen, des Interesse würdigen Gebiete. Er berührt die Philosophie, die Politik, die Kulturgeschichte und weilt an den Hauptereignissen der französischen Geschichte dieses Jahrhunderts. Er macht uns in lebhafter Schilderung mit einem grofsen Teile Europas, mit Syrien und Ägypten bekannt. Ferner erkennen wir aus ihm deutlich die Veränderung, die sich in Renan vollzieht, die Umwandlung vom Gelehrten zum geistvollen Schriftsteller.

Das Buch des Herrn Berthelot ist als ein Werk von hoher litterarischer Bedeutung anzusehen und verdient als Kommentar zu den Schriften Renans unsere volle Beachtung.

Darmstadt. **Karl Roller.**

---

151) **Karl Manger, Hilfsbüchlein für den französischen Unterricht.** Nürnberg, Koch, 1900. 126 S. 8.

Das Buch enthält die Texte von 22 in ebenso viel Jahren den Abiturienten der bairischen Realschulen vorgelegten Prüfungsarbeiten samt einem dazu gehörigen Wörterverzeichnis, ferner 400 Verbalformen in kleinen mit der deutschen Übersetzung versehenen Sätzchen zur Einprägung der Formenlehre und ein in französischer Sprache geschriebenes Questionnaire mit Antworten zur Wiederholung der Hauptsachen aus der Syntax.

Zurückgebliebenen Schülern namentlich von Realanstalten kann das praktisch zusammengestellte Buch gute Dienste leisten, und besonders

wird es für die angehenden Abiturienten bairischer Realschulen von Interesse sein sich im voraus über Art und Schwierigkeit der Aufgaben zu orientieren, die sie im Examen zu erwarten haben; erfreulicherweise wird ihnen nichts darin zugemutet, was sie nicht bewältigen könnten. Auch das Questionnaire wird manchem Schüler willkommen sein, zumal an Schulen, wo die Grammatik noch Selbstzweck ist. Zum Gebrauch in der Klasse würde sich das Buch kaum eignen, aber als eine Art grammatisches Repetitorium kann es seinen Zweck erfüllen.

Cöthen. **Hugo Bahrs.**

152) **Gedichte von William Shakespeare,** ins Deutsche übertragen durch **Alfred v. Mauntz.** Berlin, W. T. Bruer, o. J. XVI u. 362 S. 8.

In einem stattlichen Bande finden wir alle nicht dramatischen Werke Shakespeares in wohlgelungener deutscher Übertragung vereinigt. Dafs es bei den immerhin schwierigen Versmafsen dieser Dichtungen nicht leicht, ja vielleicht überhaupt nicht möglich ist, eine Übersetzung in dem Sinne zu geben, dafs die genau inne gehaltene metrische Form zugleich eine völlig sinn- und wortgetreue Wiedergabe des Textes umschliefst, das wird niemand verkennen, und der bescheidene Übersetzer hätte es eigentlich kaum nötig gehabt, sich so eingehend zu rechtfertigen, dafs er dieses und jenes Wörtchen unberücksichtigt gelassen, hier und da etwas eingefügt, auf die Wiedergabe von Allitterationen, Wortspielen und dergl. verzichtet hat. Zwar läfst sich auch in der Beobachtung dieser Eigenheiten viel erreichen, wie z. B. Freiligraths Übertragung von „Venus und Adonis" zeigt, aber da ergeben sich leicht andere Ungleichheiten; so kann man denn das von Mauntz befolgte Verfahren, durch Festhalten an Versmafs, Reihenfolge und Gedankeninhalt des Urtextes den Charakter der Gedichte möglichst zu wahren, entschieden billigen, und man wird sich wohl auch unschwer über einzelne Härten im Ausdruck hinwegsetzen, zumal wenn man berücksichtigt, dafs sich der Verfasser „früher nicht mit solchen Arbeiten beschäftigt hat". Anders ist es jedoch schon zu beurteilen, wenn er „an solchen Stellen, deren wörtliche Wiedergabe für den heutigen Geschmack zu schwülstig oder zu derb klingen würde, vom englischen Texte abgewichen ist und unter Festhaltung des ungefähren Sinnes Ausdrücke gewählt hat, welche die erwähnten Übelstände zu vermeiden scheinen". Damit sind zwei bezeichnende Eigentümlichkeiten des Cin-

quecento ausgelöscht, der Euphuismus und die Naivität der sittlichen Anschauung, ohne die man sich das damalige England nicht gut vorstellen kann, und deren Unterdrückung dem Werke thatsächlich — „Venus und Adonis" kommt hauptsächlich in Betracht — etwas von seinem Charakter nimmt. Dieses Zugeständnis hätte meines Erachtens dem heutigen Geschmacke nicht gemacht werden sollen; jungen Mädchen wird man ja das Buch ohnehin nicht in die Hand geben. Trotzdem aber hat sich der Übersetzer durch seine gewifs mühevolle Arbeit allgemeinen Dank verdient, denn auch gute Kenner des Englischen geben zu, dafs die Lektüre der Sonette eine keineswegs leichte Aufgabe ist. Trotz der angedeuteten Freiheiten ist die Übersetzung auch ein zuverlässiger Führer durch den Grundtext, da in den reichhaltigen Anmerkungen (S. 258—356) alle irgend erheblichen Abweichungen verzeichnet sind und meist eine ganz wörtliche Übersetzung angegeben ist. Diese Anmerkungen sind auch insofern wertvoll, als sie die Anklänge an antike Dichtwerke, vor allem an Ovid und Virgil, sowie an die ältere englische Litteratur, namentlich an Sidney, durch Angabe der betreffenden, ebenfalls verdeutschten Stellen vorführen.

In der ersten Abteilung „Erzählende Gedichte" finden wir „Venus und Adonis", „Lucretia" und „Einer Liebenden Klage", in der zweiten „Lyrische Gedichte" die Sonette und an geeigneter Stelle eingeschoben die Strophen des „Leidenschaftlichen Pilgers" und von „Phönix und Turteltaube", wozu im Anhange noch die übrigen Shakespeare zugeschriebenen Gedichte kommen. Jeder Gruppe geht eine kurze Einleitung voran; mit der Behandlung der Sonettenfrage werden nicht alle Leser durchweg einverstanden sein, besonders wenn man die seither erschienene Litteratur darüber in Betracht zieht, darunter hauptsächlich die Studien Sidney Lees (vgl. hierüber P. v. Westenholz in dieser Zeitschr. 1899, S. 213). Mauntz teilt die Sonette in drei „Serien": I. diejenigen, welche sich auf eine Frau beziehen, II. die, welche sich auf einen Mann beziehen, III. die, welche weder zu I. noch zu II. zu gehören scheinen. Im einzelnen ist die von der gewöhnlichen englischen abweichende Reihenfolge wesentlich dieselbe, die er selbst im Shakespearejahrbuch 1893, S. 329 ff. begründet hat. Doch ermöglicht eine vergleichende Übersicht am Schlusse auch leicht das Auffinden nach englischen Ausgaben.

Wie jede Übersetzung eine guter Kommentar zu dem übertragenen Werke ist, wofern nur die einfachsten Grundsätze und -bedingungen der

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 30. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

154) **Aeschyli Agamemnon.** Cum annotatione critica et commentario edidit **Fred. H. M. Blaydes.** Halis Saxonum in orphanotrophei libraria, 1898. XI u. 392 S. 8.

Der Herausgeber, dessen Arbeitsweise den Lesern dieser Zeitschrift schon bei anderen Gelegenheiten bekannt geworden ist, behandelt in der vorliegenden Ausgabe eine gröſsere Anzahl von Stellen, von denen hier einige mitgeteilt seien. 135 *οἴκῳ ... ἐπίφθονος ... κυσὶ M*: Blaydes liest *οἴκτῳ*, er hält also die von Matthiä zu Phoen. 1518 für möglich gehaltene doppelte Beziehung für unmöglich. — 195 *ἄλαι M*: *βλάβαι*. — 236 *φυλακὰν κατασχεῖν φθόγγον M*: das *ἐκ παραλλήλου* Matthiäs wird wieder verworfen und *φυλακᾷ* gelesen; *φυλακὰν κατέχουσα* Eur. Tro. 196 dürfe nicht verglichen werden; warum nicht? — 244 *ἀταύρωτος αὐδὰ M*, diese aeschyleisch sehr richtige Ausdrucksweise wird zerstört durch *αὐδᾷ*. — Goodwin scheint uns richtig 251 *τὸ δὲ προκλύειν* wegzulassen, das Übrige festzuhalten, ebenso Th. Plüss in seiner Ausgabe; bei Bl. willkürliche Änderung. — 322 *ἐγχέας ταὐτῷ κύτει M*: Bl. ändert unnötig *εἰ 'γχέαις ταὔτ' ἐς κύτος*; ebenso unnötig 323 *προσεννέποις* in *εἷς ἓν ῥέοι*. Wir glaubten nicht, daſs dergleichen geistreicher Unernst

jetzt noch für Wissenschaft gehalten werde. — 343 f. unnötige Umstellung. — 366 *ὑπὲρ ἄστρων βέλος ἠλίθιον σκήψειεν M*, tadellos; Bl. *ὑπὲρ αὐτὸν* (scil. *καιρόν*, sehr undichterisch) *σκήψῃ βέλος ἠλιθιωθέν*, tadelnswert. — 464 *τριβᾷ M* wird in der Anm. durch Beispiele belegt; dennoch steht im Text *τροπᾷ*. — 521 *δέξασθε νόστον βασιλέως* Anm., statt *δέξασθε κόσμῳ βασιλέα*. Wenn Aesch. den Gegensatz *καὶ νῦν* für allzu genau und prosaisch hielt, so müssen wir uns beugen. — 640 *τυχεῖν M* verständlich; Bl. *καμεῖν*, unverständlich. — 641 *ἐξαγισθέντας M*, unbekanntes Wort, jedenfalls nicht anzurühren; Bl. *ἐξαλισθέντας*, lächerlich, als ob sie sich wie Pferde auf der Weide wälzten. — 644 *δεσαγμένον M*, durchaus festzuhalten: einen so bepackten Paean nennt man einen Paean der Erinnyen. Bl. *σεσαγμένῳ*. — 656 *σὺν ζάλῃ M*, aus ungenügenden Gründen verworfen; dafür setzt Bl. zwei Dative *χειμῶνι τυφῶνι*. — 660 *ναυτικῶν τ' ἐρειπίων M*: Bl. *ναυτικοῖς τ' ἐρειπίοις*. *Errati causa obviam est*; gerade deswegen kann es Aeschylus geschrieben haben. — 767 *νεαρὰ* (scil. *ὕβρις τίκτει?*) *φάους κότον M*, Kolon hinter *μόλῃ*; B. *ὅταν ἐναίσιμον μόλῃ φάος τόκου*; allzu schwierige Stelle. — 804 *θνήσκουσι M*, nicht unmöglich; Bl. *ὀκνοῦσι*. — 850 *πήματος τρέψαι νόσον M*, schwerlich anzufechten; Bl. *πῆμ' ἀποστρέψαι νόσον*. — 876 *λελημμένης M*: Bl. *εἰλημμένης*. — Die berühmten Verse des Theodorus Prodromus (s. Dindorf) 895—902 werden von Blaydes wieder Aeschylus selbst zugeschrieben, wohl mit Recht. — Die Konjektur Weyrauchs 930 *ἔμπας τάδ' οὐ πράσσοιμ' ἂν* wird als *certissima* bezeichnet; eine andere Lösung wissen wir allerdings auch nicht. — Zu 996 sagt Bl. *Fatendum est lectioni κυκλούμενον facere nonnihil δίναις*; dennoch steht im Text *κυκώμενον* und 995 *ἐμφόβοις* statt *ἐνδίκοις* („wenn der Sinn gerecht ist"). — 1008 *τὸ μὲν* ... 1018 *τὸ δέ*; schwerlich darf nun *τὸ μὲν* beseitigt werden, wenn auch die Schwierigkeiten grofs sind. — 1045 *καὶ παρὰ στάθμην M*: Bl. *κἀπαράσταθμοι*, = und nicht der Schnur nach handelnd. — 1052 *ἔσω φρενῶν λέγουσα M* = so überrede ich sie, wenn ich ihr ins Herz rede; ohne erkennbaren Grund ändert Bl.: *ἔσω φρενῶν γ' ἂν οὖσα τ' πείθοι ἂν λόγῳ*. Satzbau, Wörter, Sinn im *M* sind möglich; dennoch wird geändert; von sechs Wörtern bleiben drei aufrecht. — 1061 *χαρβάνῳ M*; Bl. *χαρβάνως*. — 1125 „*Interpunxerim sic, ἄπεχε τᾶς βοός. τὸν ταῦρον ἐν πέπλοισιν*", sagt die Anm.; der Text liest anders, und zwar das Wahrscheinliche *ἄπεχε τᾶς βοὸς τὸν ταῦρον* (wie man Kinder vom Feuer entfernt). — 1127 *μελαγ-*

κέρῳ M unanfechtbar; Bl. *μελαγκρόκῳ*. — 1145 *βίον M*, nicht zu verändern; Bl. *φίλον*, damit eine ganz genaue Apposition zu *Ἴτυν* steht, als ob wir eine solche Genauigkeit bei Aeschylus suchen dürften. — 1172 *θερμόνους τάχ' M*; Bl. *θερμὰ νάματ'*; von irgend einer Sicherheit solcher Veränderungen kann doch nicht die Rede sein. Hier aber ist eine sichere Herstellung möglich: Herodot 9, 120 *οἱ τάριχοι τό ἐπάλλον τε καὶ ἤσπαιρον* zeigt, dafs *πάλλεσθαι* und *ἀσπαίρειν* gleich sind; und viele Stellen zeigen, dafs statt *πάλλεσθαι* auch *πάλλειν* steht, und dafs dieses *πάλλειν (φόβῳ)* nicht etwa nur einen scherzhaften, sondern sehr ernsthaften Sinn hat. *ἀσπαίρειν* wird aber den Getöteten oft zugeschrieben Homer, Pers. 976, Eur. El. 843; Kass. selbst wünscht 1293 *ἀσφάδαστος* zu sterben; es könnte ganz gut von Kass. heifsen: *τάχα ἐν πέδῳ ἀσπαρῶ* oder *σφαδάσω*. Da aber *πάλλειν* = *ἀσπαίρειν* oder *σφαδάζειν* ist, so kann sie auch sagen *τάχα ἐν πέδῳ παλῶ*; und das ist die einzig mögliche Lesart statt *βαλῶ*. Statt *θερμόνους* schreibe man nach Eur. Her. f. 1092 noch *θερμόπνους*, und dann haben wir unzweifelhafte Worte *ἐγὼ δὲ θερμόπνους τάχ' ἐν πέδῳ παλῶ* und einen unanfechtbaren Sinn: ich werde heifsatmend bald am Boden zappeln, zucken. — 1200 *πόλιν M*: Bl. *πάθη*. — 1229 Bl. *λείξασα ... φαιδρὸν οὖς*, nach Madvig. — 1299 *χρόνῳ πλέῳ?* Bl. *χρόνου πλέω*. — 1325 *Loci corrupti veram hanc emendationem reperisse mihi videor ἐχθροὺς φόνευσιν τοὺς ἐμοὺς τίνειν ἐμοῦ*; aber im Text steht dennoch eine andere Lesart. — Die Änderungen 1371, 1395, 1416, 1523, 1527, 1535, 1599 (*ἄγος σφαγῆς ἐμῶν* statt *ἀπὸ σφαγῆς ἐρῶν M*, cf. *ἀπεράω*) wären auch noch zu erwähnen.

Wir wandeln auf andern Wegen der Aeschyloskritik als der Verf., aber wir haben bei Anlafs der Adversaria in Aeschylum (N. ph. Rdsch. 1897, Nr. 23) den Fleifs in der Sammlung der Lesarten und Konjekturen und Erklärungen hervorgehoben, und die Bewunderung dieses Fleifses müssen wir auch in der Anzeige dieser Ausgabe des Agamemnon dankbar wiederholen.

Bern. **Karl Frey.**

---

155) **H. Klammer, Sophokles' Elektra.** Metrisch übersetzt. Programm des Gymn. zu Elberfeld. 1899. 67 S. gr. 8.

Diese deutsche Übersetzung liest sich glatt und eben. Die Dialogpartien sind in Trimetern, die Chöre in gereimten Versen wiedergegeben. Im Personenverzeichnis wird der Pädagog zu allgemein als alter Diener

des Orestes, besser in der Übersetzung selbst S. 65 als Pfleger bezeichnet. Der Chor besteht nicht aus Jungfrauen, sondern aus Frauen von Mykene. Es sind die Freundinnen der Elektra, aber im Gegensatz zu der einsam und unvermählt alternden Jungfrau vermählt. Vgl. Kaibels Ausgabe, S. 89!

Saargemünd. **G. H. Müller.**

---

156) **Demosthenes, On the peace, second Philippic, on the Chersonesos a. third Phil.**, w introd. a. not. by **J. E. Sandys.** London, Macmillan & Co., 1900. LXXII u. 260 S. kl. 8. 5 s.

Was wir in dieser Rundschau 1898, S. 2 f. über die Einrichtung, die Bestandteile und den grofsen Wert des vor drei Jahren erschienenen ersten Bandes der von Herrn Sandys besorgten Ausgabe der philipp. Reden gesagt haben, das gilt in gleicher Weise von dem vorliegenden zweiten und letzten.

In der Einleitung wird zunächst das Leben und rednerische Wirken des Dem. von der Zeit des olynthischen Krieges an bis zum Tode des Redners geschildert; dazwischen wird, an den betreffenden Stellen, Form und Inhalt der vier behandelten Reden genauer angegeben. Da noch in keinem englischen Werke der Verlauf der von L. Spengel 1839 eröffneten Diskussion über die Doppelgestalt der III. Philippika berichtet worden ist, so legt jetzt S. in einem besonderen Abschnitt (S. LIX—LXVII) den Gang der ganzen Erörterung dar. Ein ganz sicheres Resultat ist bekanntlich in der Frage bis heute nicht erzielt; S. schliefst sich im ganzen der von Weil und Blafs vertretenen Ansicht an.

In den bündigen und präzisen textkritischen Fufsnoten und erklärenden Anmerkungen liefert S. auch diesmal — abgesehen von der Kontroverse über die Gesamtpolitik des Redners, für welche in einer Schulausgabe auch nicht der rechte Platz wäre — das beste Kompendium der bisherigen Ergebnisse der einschlägigen Forschung. Am griechischen Texte hat der neue Herausgeber von sich aus nichts geändert; er begnügt sich, einige Verbesserungsvorschläge zu machen und im Kommentar kurz zu begründen.

In 8, 51 möchte er *οὐχ ὅπως* st. *οὐ μόνον*, in § 75 *ἔνεστι* st. *ἐπιστήμῃ* lesen. Beide Lesarten sind beachtenswert. In § 44 (nicht 30, wie S. VI steht) möchte er in dem Ausdrucke *τῶν ἐν Θρᾴκῃ κακῶν* das letzte Wort durch eine konkretere Bezeichnung, wie *καλιδίων*, *καλυβίων*,

κωμιδίων, πολιχνίων ersetzen. Diese Vermutung dürfte wohl weniger Anklang finden, eher, was nebenbei (p. 180) für 19, 156 proponiert wird, nämlich das äufsert verdächtige Θρᾴκην durch Ἐργίσκην (nach Aesch. 3, 82 u. Dem. 18, 27) zu ersetzen. Aufserdem will S. noch in 5, 23 fin. das τοῦτο vor μέντοι τοῦτ', das er in den Text gesetzt hat, mit αὐτὸ vertauschen, während Blafs erst ταὐτὸ probiert, bald aber wieder aufgegeben hatte. Die Konjektur ist nicht besser und nicht schlechter, aber ebenso unnütz wie die vielen Änderungen, die man am Schlufssatz des in Rede stehenden Paragraphen in neuerer Zeit vorgenommen hat. Den Wirrwarr hat der Schreiber des cod. Σ dadurch verursacht, dafs er nach τοι die Silbe νυν (die eine spätere Hand richtig hinzufügte) wegliefs und wahrscheinlich τοῦτ' st. τοιοῦτ' schrieb. Die Lesart des Σ: τοῦτο μέν τοι, ὅτι τοῦτ' ἐστίν, φυλακτέον ἡμῖν bat einzig Pauly 1857 mit Franke aufgenommen und würde sie wahrscheinlich später mit letzterem (in der 3. Auflage) preisgegeben haben. Seitdem haben sämtliche Herausgeber und Erklärer den Text der Pariser Herausgeber, der eine in dieser, der andere in jener Weise abändern zu müssen geglaubt, nur an μέντοι haben alle krampfhaft festgehalten, als könne an das μὲν τοίνυν der Vulg. nicht mehr gedacht werden. Das τοῦτο μὲν τοίν. bat freilich im Folgenden keinen Gegensatz. Allein das wird auch kein Gräzist verlangen, hier so wenig wie z. B. 16, 32. Aber, sagt Vömel, '*praecesserat τοίνυν paulo ante, idque suo loco*'. Soll damit gesagt sein, ein zweites τοίνυν dürfe so schnell nicht folgen, so mufs man sich über einen Kenner des Dem., wie Vömel es war, doch wundern. Man schlage nur Preufs' Index nach! Dem Redner ist es um eine richtige Schlufsfolgerung zu thun; 'man erwartet τοίνυν als Schlufs der Beweisführung', gesteht auch Rosenberg. Rehdantz dagegen will mit seinem τοῦτο μέντοι τοῦτ' ἔστιν einen kräftigeren Ausdruck ohne Folgerungspartikel gewinnen. Warum dann nicht lieber beides gewinnen mit τοῦτο μὲν τοίνυν, τοῦτ' ἔστιν? Da jedoch alle Handschr. mit ὅτι einen Kausalsatz einleiten, der ganz sinn- und sachgemäfs ist, so müssen wir ihn stehen lassen; pafst das auf ὅτι folgende τοῦτο nicht recht, so ist das eben ein Beweis, dafs das τοιοῦτο (bezw. τοιοῦτον) aller Handschr. aufser Σ vom Redner herrührt: Der gemeinsame Krieg der Amphiktyonen, vor dem Dem. (14—23) warnt, ist gerade deshalb zu verhüten, weil es damit die eben (18—23) dargelegte Bewandnis hat, weil alle Teilnehmer sich würden hinreifsen lassen, an der Vernichtung Athens mitzuwirken, auch wenn sie nicht im Sinn hätten,

so weit zu gehen. Mit dem vorausgehenden *τοίνυν* (*τῶν τοίν. ἰδίων..*) wird nur ein Teil des ganzen Beweisganges abgeschlossen (vgl. Rundsch. 1884, S. 1232). — Da wir gerade an der Friedensrede sind, so will ich noch zwei andere Stellen derselben berühren. In § 24 setzt auch S. *οὐδ'* vor *ὁτιοῦν* in den Text. Dafs der Zusatz entbehrlich ist, hat J. Dreher in dieser Rundschau (1885, S. 581 f.) dargethan. — Dafs die Stelle *νυνὶ γὰρ* ... *εἶναι* in § 21 interpoliert sei, hat Ref. ibid. 1884, S. 1231 f. ausführlich begründet. Verdächtigt hat sie zuerst Mentzner 1871. Neuerdings hat J. Slamečzka in der Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 49 (1898) S. 114 die Echtheit der Worte zu verteidigen gesucht, indem er seine Konjektur *δοκεῖ περιεῖναι* gegenüber der neuen Lesart von Bottek *δοκεῖ λῆμμα λαβεῖν εἶναι* anfrechthält. Die Herausgeber und Erklärer der Rede bieten allen Scharfsinn auf, dem elenden Sätzchen *οὐδὲν ἂν αὐτοῖς ἐδόκει εἶναι* durch alle möglichen und unmöglichen Emendationen einen vernünftigen Sinn und eine anständige Form beizubringen, vergessen aber in diesem Eifer allzu sehr den Zusammenhang der ganzen Argumentation. Slam. geht auch auf diesen ein. 'Es wird sich empfehlen', sagt er, 'die Parenthese (d. h. den fraglichen Passus) auch im Druck durch entsprechende Zeichen als solche zu charakterisieren.' Warum? Weil im Texte nichts andeutet, dafs der Hörer es mit einer Parenthese zu thun hat. Deshalb ist die Behauptung, das folgende *ταῦτα* an *τὸν μὲν φίλ. ... ἔχειν* anzuschliefsen 'mache nicht die geringste Schwierigkeit', etwas hyperbolisch. Nicht alle Erklärer haben *ταῦτα* so bezogen und viele andere Interpreten halten es nicht für überflüssig, ihre Leser auf jene Beziehung aufmerksam zu machen. Indes ist an diesem Umstand nicht so viel gelegen. Die Parenthese selbst ist nach Slam. 'dazu bestimmt, zu zeigen, inwiefern der Erfolg der Mühen für Theben nicht ehrenvoll war. Dieser Nachweis war aber am Platze, weil ja der Abschlufs des Krieges thatsächlich doch den Thebanern einen Gewinn eingetragen hat.' Also die Thebaner haben Gebietsteile gewonnen (zurückgewonnen), darum ist der Nachweis am Platze, dafs sie Schande geerntet! Das verstehe ich absolut nicht. Vom Sonderinteresse der Thebaner ist bei Dem. erst nachher (*τῷ ... ἐπιθυμεῖν*) die Rede; ob es thatsächlich befriedigt worden sei, darauf kommt es beim Argument des Redners ganz und gar nicht an, ja dasselbe ist wirksamer, wenn an jene Befriedigung nicht gedacht wird. 'Die Thebaner', sagt Dem., 'konnten Phil. nicht hindern, die Pässe zu besetzen und den ihnen für ihre Mühen gebühren-

den Ruhm für sich zu gewinnen.' Zu erklären wäre hier nur, inwiefern dies der Fall war oder worin denn dieser Ruhm bestand. Diese Erklärung giebt wirklich der Redner selber etwas später (§ 22) mit der kurzen Umschreibung *τὴν δόξαν τοῦ πολέμου τοῦ δοκεῖν δι' αὐτὸν κρίσιν εἰληφέναι.* Aber auch ohne weitere Erklärung war jener Satz (*τὸν μὲν ... δόξαν ἔχειν*) den Zuhörern verständlich genug. Derselbe soll nur das bezeichnen, was den Thebanern unlieb war (*οὐκ ἐβούλοντο*), was sie aber, um nur ihren besonderen Vorteil zu erreichen, im Kriege mit in den Kauf nahmen, ähnlich wie Philipp (§ 22) und die Thessaler (§ 23) ihrerseits. Ich bleibe dabei: Zu diesem Beweisgange pafst die Randglosse der 'Parenthese' wie die Faust aufs Auge.

Feldkirch. **W. Fox.**

157) **Carolus J. Hidén, De casuum syntaxi Lucretiana II.** Helsingforsiae 1899. (Habilitationsschrift.) 152 S. 8.

Während der erste, 1896 erschienene Teil von Hidéns Kasussyntax des Lukrez den Nominativ, Dativ, Akkusativ und Vokativ behandelt und der Genetiv einer demnächst erscheinenden Schrift vorbehalten ist, beschäftigt sich das vorliegende Büchlein mit dem Ablativ. Und zwar wird der darin vorgeführte Stoff nach den drei Gruppen des Localis (S. 3 — 27), Instrumentalis (S. 27 — 115) und eigentlichen Ablativs (S. 116 — 152) gegliedert. Doch hat der Verf. nicht alle belegbaren Beispiele aufgezählt, sondern sich bei bekannten Dingen mit einzelnen begnügt, bei weniger geläufigen aber Vollständigkeit erstrebt. Der Textkritik ist zur Genüge Rechnung getragen; daher werden die verschiedenen Lesarten und die abweichenden Meinungen der Gelehrten über eine ganze Reihe von Stellen gewissenhaft angeführt; auch verrät die Art, wie sich H. für die eine oder andere der vorgetragenen Ansichten entscheidet, ein gesundes Urteil. Überhaupt macht die Arbeit durchweg einen soliden und zuverlässigen Eindruck.

Doch würde sie noch mehr an Wert gewonnen haben, wenn sich der Verf. nicht auf Lukrez beschränkt, sondern Parallelen gezogen hätte. Bei einem epischen Dichter der Römer ist es immer belangreich, seine Vorgänger zu berücksichtigen, um zu erforschen, was er von diesen übernommen hat. So ergiebt sich bei einer Vergleichung mit dem Sprachgebrauch des Ennius, dafs Lukrez diesem manches verdankt; z. B. erinnern die beiden Stellen IV, 453 (*denique cum suavi devinxit membra sopore*

Somnus) und 1027 *(puri saepe ... si ... Somno devincti credunt se extollere vestem)* an Ennius ann. fr. 4: *somno leni placidoque revinctus* und der ablativus instrumenti doctis dictis (II, 987) findet sich wörtlich wieder bei Ennius ann. VIII, fr. 187. Dann hätten auch die syntaktischen Erscheinungen, die zuerst bei Lukrez hervortreten, genauer festgestellt werden können und wären nicht blofs an einzelnen Stellen wie S. 130 (vgl. 152) bei procul angegeben worden, wo wir den Hinweis finden, dafs unser Dichter dies Wort zuerst mit dem blofsen Ablativ verbindet. Dann würden ferner negative Ergebnisse verzeichnet worden sein wie dasjenige, dafs Lukrez abweichend von früheren Autoren (vgl. Terenz Phorm. I, 3, 11: *amore abundas, Antipho*) *abundare* mit dem Ablativ nicht bei Substantiven der Gemütsbewegung verwendet.

Aufserdem war zu erwägen, ob nicht ab und zu der Sprachgebrauch Epikurs und anderer griechischer Philosophen, aus deren Werken der römische Dichter schöpfte, von Einflufs auf den Ausdruck gewesen ist.

Endlich kann ich mich nicht überall mit der Anordnung des Stoffes einverstanden erklären. Wenn H., wie thatsächlich geschieht, den ablativus absolutus als solchen nicht anerkennen, sondern unter die Gattungen des ablativus loci, temporis, instrumenti etc. einreihen wollte, so mufste er das durchweg thun. So aber finden wir den absoluten Ablativ für sich behandelt S. 145—149, daneben sind jedoch Beispiele desselben in der ganzen Schrift verteilt, z. B. S. 24 *orienti lumine* (V, 664), *candenti lumine* (VI, 1197), S. 25 *tempestate coacta* (I, 761) u. s. w. Ferner werden zwar S. 116 die transitiven Zeitwörter von den intransitiven geschieden, aber was für die Konstruktion mit dem Ablativ noch wesentlicher ist, die Simplicia nicht von den Kompositis getrennt.

Eisenberg S.-A. **O. Weise.**

---

158) **Sancti Aurelii Augustini Episcopi De Civitate Dei Libri XXII.** Recensuit et commentario critico instruxit **Emanuel Hoffmann.** Vol. I. Libri I—XIII. Lipsiae, G. Freytag, MDCCCLXXXXVIIII. XVIIII u. 660 S. 8.

9 fl. 90 kr. = ℳ 19.80.

Die vorliegende Ausgabe gehört mit zur Sammlung des Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum, das auf Veranlassung und unter Leitung der Wiener Akademie herausgegeben wird, und bildet den vierzigsten Band desselben. Es ist die erste zuverlässige Ausgabe mit vollständigem kri-

tischen Apparat, die uns hier von dem Hauptwerke Augustins geboten ist. Denn der bekannte Benediktinertext basiert nur auf einem Teil der Pariser Handschriften, und in Dombarts erheblich höher stehender Handausgabe sind u. a. die beiden Lyoner Handschriften L Λ (l) und der Cod. Corbeiensis C noch nicht benutzt worden. Hoffmann hat diese, ferner den auch schon von Dombart berücksichtigten Veronensis und eine Reihe anderer wichtiger Mss. verglichen resp. neu verglichen und abgeschätzt und nach den gewonnenen Ergebnissen den neuen Text aufgebaut. Er folgt dabei wesentlich den ältesten und besten Handschriften LCV in den Büchern I—VIIII und XI—XIII, wobei zu bemerken ist, dafs L nur I—V, C nur I—IX, V nur XI—XVI enthält. Für das zehnte Buch hat sich der Herausgeber besonders an einen jüngeren Patavinus (p) gehalten. Es fällt jetzt zunächst vorteilhaft ins Auge, dafs der Text von den zahlreichen Interpolationen befreit ist, mit denen er um so mehr versetzt war, je weiter sich die Manuskripte — und De civitate Dei ist im Mittelalter sehr viel kopiert worden — in der Zeitenfolge von den ältesten Codices entfernten. Sind doch selbst CV nicht vollständig davon verschont geblieben, sodafs nur L ganz lauter erscheint. Im übrigen waren die Aufgaben des Herausgebers dadurch recht schwierig, dafs die ältesten Codices nicht alle in gleich vielen Büchern den Gesamttext bieten, sodafs wiederholt neue Kombinationen für die Grundlage angesetzt werden mufsten. Wie nun im einzelnen Falle die Lesart gewählt und bestimmt ist, so wird man darin dem Herausgeber meistens beistimmen. Das Gleiche gilt auch von den aufgenommenen eigenen Konjekturen, deren Zahl indes eine recht bescheidene ist. Wenn auch hier und da noch eine Änderung nötig oder erwünscht erscheinen sollte, in der Hauptsache dürfte mit dieser Rezension der Text abgeschlossen sein, und man kann nur bedauern, dafs nicht auch der zweite Teil schon mit vorgelegt ist, dessen Erscheinen wir mit gröfster Spannung entgegensehen.

Nachstehend mögen noch ein paar Bemerkungen Platz finden, die wir bei der Durchsicht des Buches gemacht haben. Lib. III c. 15 S. 132, 26 entscheidet man sich bei dem Schwanken der Schreibungen (*i* und *e*) doch wohl besser für *possent*. — Das. c. 16 S. 134, 17 hat Hoffmann eine treffliche Emendation im kritischen Kommentar vorgeschlagen: *nam et idem consanguineus Bruti,* die wir dringend zur Aufnahme in den Text empfehlen. — Lib. IV c. 10 S. 174, 27 ist *in singulis elementis* durchaus nicht unerträglich und darum beizubehalten

(nach LA). — Lib. V c. 12 S. 234, 22 führt die Lesart der bessern Überlieferung LA[1] *subigiendi* doch leichter und sicherer zu *subiciendi* als zu *subigendi*, wie Hoffmann mit A[2]C[2] abdpqk hergestellt hat. — Lib. VI c. 2 S. 272, 21 ist *discriptiones temporum* (!) für den Zusammenhang viel zutreffender als *descriptiones t.*, welches hier nach den anderen Handschriften geboten wird. — Lib. VIII c. 16 S. 381, 16 halten wir des Herausgebers Konjektur *suaque cuique elementa distribuens* . . . *nos posuit* etc. äufserlich für sehr unwahrscheinlich, da die Codd. fast alle *que (quae) sua*, einige *qui sua* oder anch *quia sua* etc. bieten. Mit *qui*, wofür man auch *cum* schreihen könnte, wie mit *quia*, wird dem Zusammenhange Genüge geleistet. — Zu Lib. IIII c. 26 S. 196, 16 ff. hätte Cic. de div. I 26 als Quelle angemerkt werden sollen, nach der die Traumgeschichte erzählt ist. — Unbeglaubigte Einschiebsel läfst der Herausgeber in eckigen Klammern an ihrem überlieferten Platze, sehr mit Unrecht. Bei allen diesen Stellen ist eine Rettung vollständig ausgeschlossen, und so sollte man mit dieser Praxis einen minder unterrichteten Leser oder jemand, der nur flüchtig nachschlägt, nicht immer noch einmal in Versuchung führen.

Hoffentlich läfst der zweite Teil dieser Ausgabe nicht mehr lange auf sich warten!

---

159) **Rudolf Herzog, Koische Forschungen und Funde.** Leipzig, Dieterich'sche Verlagshandlung (Theodor Weicher), 1899. 244 S. und 7 Tafeln. 8. ℳ 12.—.

Der Verf. bietet uns hier die Frucht einer von ihm in der Zeit vom 14. Juli bis 12. August 1898 unternommenen Durchforschung der Insel Kos, die eine unerwartete Ausbeute an neuem epigraphischen Material brachte. Es sind nicht weniger als 199 Inschriften, welche er neu entdeckte und in dem vorliegenden Buch zum erstenmal veröffentlicht; von den gröfseren Stücken sind auf den Tafeln Faksimiles beigegeben. H. liefert damit eine willkommene Ergänzung zu dem bekannten Werke von Paton und Hicks „The Inscriptions of Cos" (Oxford 1891); durch die Rücksichtnahme auf dasselbe ist er zum Teil in der Disposition seines Buches bestimmt.

Dieser Umstand und der unmittelbare Anlafs zum Entstehen des Buches bringt mit sich, dafs es einen etwas unorganischen Charakter an sich trägt. Der wichtigste und umfangreichste Abschnitt ist der erste,

welcher die von H. neu gefundenen Inschriften enthält; in dem zweiten Kapitel sind die nach dem Erscheinen der Sammlung von Paton-Hicks von anderen veröffentlichten Inschriften vereinigt, die von H. zum gröfsten Teil nachgeprüft wurden. Im dritten Kapitel werden Berichtigungen und Nachträge zu den Inschriften bei Paton und Hicks gegeben und im vierten Kapitel die koischen Inschriften aufserhalb Kos, darunter Inschriften von Koern und solche, die sich auf Kos beziehen, zusammengebracht. Die Forschungen sind in die „Anhänge“ S. 154 ff. verwiesen.

Bei aller Anerkennung für die Verdienste des Verf., der es versteht, seine in so liebenswürdiger Weise geäufserte Begeisterung für die Insel dem Leser mitzuteilen, und für dessen bienenartigen Fleifs, ist man doch verpflichtet, auf einige Schwächen des Buches hinzuweisen. So lobenswert Hs. Bestreben ist, „nach Möglichkeit jede Inschrift verarbeitet vorzulegen“, so ist er darin viel zu weit gegangen. Der Kommentar zu den Urkunden ist entschieden zu breit geraten, es wird zu sehr dem Leser Einblick in die Werkstätte der Verf. gestattet; er kommt bei der Rechtfertigung seiner Ergänzungen vielfach auf Gedanken zurück, die er dann verwirft und trotzdem mit reichlichen Parallelen zu belegen sich verpflichtet fühlt; die Erörterungen gehören nicht immer streng zur Sache, sondern ziehen auch Entfernteres herbei. Ich verweise beispielsweise dafür gleich auf die Inschriften n. 1 und 2, wo wir es mit vielen Möglichkeiten, aber nur wenig Gewifsheit zu thun haben, oder auf die Ausführung S. 128, Note 5 über *πλῆθος*. Eine knappere Fassung würde dem Buche sicherlich zum Vorteil gereicht haben. Dazu kommt, dafs die meisten Inschriften nicht von so grofser Bedeutung sind, um eine so breite Behandlung zu erfordern; die begreifliche Freude an seinen Funden hat den Verf. zu deren Überschätzung verführt. Von gröfserer Wichtigkeit sind zunächst n. 9 und 10, neue sakrale Vorschriften, welche H. Gelegenheit bieten, die Inschrift n. 29 bei Paton-Hicks in gelungener Weise zu ergänzen, und die Kataster-Inschrift n. 14, die unsere Kenntnis von dieser schwierig zu deutenden Klasse von Urkunden in wünschenswerter Weise vermehrt. — Dafür vermisse ich etwas anderes. H. war in der selten glücklichen Lage, dafs ihm eine grofse Zahl von Inschriften eines und desselben Platzes durch die Hände ging, man darf also voraussetzen — und einzelne zerstreute Bemerkungen sprechen dafür —, dafs er eine klare Vorstellung von den Eigentümlichkeiten und der Entwickelung der Schrift in Kos gewonnen hat. Es ist zu bedauern, dafs er dieselbe nicht in zusammenhängender

Darstellung mitteilte; nur auf diesem Wege, durch genaue Erforschung des lokalen Schriftgebrauchs, wird man die wichtige Aufgabe, die Paläographie der griechischen Inschriften von 400 v. Chr. ab festzustellen, einer Lösung zuführen können.

Im einzelnen finden sich ganz hübsche Beobachtungen, so S. 45 die Identifizierung des *Κλεόνικος Εὐκάρπου* auf der Stele von Bujukdere, S. 53 ein Beitrag zu der fälschlich so genannten „Hetären-Inschrift" von Paros, und vor allem S. 143ff. der Hinweis darauf, dafs sich durch die vielen Erdbeben in Kleinasien und die sich an sie knüpfenden Bittgesandtschaften und Dankbeschlüsse eine fest formulierte Terminologie der Rhetorik ausbildete; wir haben hier ein Seitenstück zu dem von Buresch ans Licht gezogenen genus der „Trostbeschlüsse". Auch der Nachweis, dafs der Byzantiner Agathias ein solches Dekret als Quelle benützte (S. 147, Note 1), ist durchaus überzeugend.

Die Anhänge enthalten, in bunter Folge, nicht immer erschöpfende Bemerkungen zur Topographie der Insel, Religionsgeschichtliches, Genealogisches, über C. Stertinius Xenophon (eine interessante, in die Geschichte des Kaisers Claudius verflochtene Persönlichkeit), und über die Universität Kos. Die speziell litterarhistorischen und kunsthistorischen Ausführungen, welche mir ferner liegen, lasse ich bei Seite und wende mich einigen anderen Dingen zu. Der Abschnitt „Genealogisches" (S. 178ff.) hat Verdienste durch die Aufstellung von Stammbäumen aus den Familienregistern von Kos. Daran knüpft H. die Erörterung einer allgemeinen, besonders mit dem Verzeichnis der Teilnehmer an den Kulten des Apollon und Herakles in Halasarna (Paton-Hicks n. 367. 368) zusammenhängenden Frage, er sucht in Anknüpfung an Rayet wieder Spuren des Matriarchats in Kos nachzuweisen. Ich halte dies bei dem so umstrittenen Charakter dieser Institution, mit der viel Mifsbrauch getrieben wird, nicht für glücklich und glaube, dafs es am besten ist, sich bei der Ansicht Patons (S. 256) zu beruhigen, dafs in der zitierten Urkunde die Namen der Mutter und ihres Vaters angeführt wurden, um dadurch deren echtbürtige Abkunft nachzuweisen. Allerdings bietet die Urkunde (und ebenso n. 405 bei Paton-Hicks) manche noch nicht genügend gedeutete Schwierigkeiten; ob aber die Zauberformel des Mutterrechts genügt, um sie zu lösen, erscheint mir als zweifelhaft. Auch die Stütze, welche H. für seine Ansicht aus der von ihm angenommenen Bedeutung der Termini *ἐνάτη* und *αματη* („Schwägerschaft") beibringt, ist doch recht unsicher; eine Nach-

prüfung dieser Etymologie von sprachwissenschaftlicher Seite ist dringend geboten. Solche Fragen, die sich an die staatsrechtliche Stellung der Geschlechter in den griechischen Staaten knüpfen, können nicht mit Beschränkung auf den einzelnen Punkt, sondern nur in großem Zusammenhang einmal erledigt werden. — Unter dem Titel „Die Universität Kos" (S. 194 ff.) giebt H. einen ansprechenden Überblick über die geistigen Bestrebungen auf der Asklepiaden-Insel. Doch ist gerade der Titel nicht sehr glücklich gewählt, denn der Verf. selbst betont es und weist nach, daſs nur in der Medicin von einer eigentlichen Schule gesprochen werden kann, daſs dagegen eine koische Dichterschule nicht existierte. Dafür bemüht sich H. eine „Rhetorenschule" in Kos wahrscheinlich zu machen; doch sind die Spuren einer solchen recht schwach.

Möge der Wunsch des Verf., daſs in Kos systematische Ausgrabungen in Angriff genommen werden, von welchen er mit Recht bedeutende Ergebnisse erhofft, bald in Erfüllung gehen.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

160) **Max Schmidt, Über griechische Dreireiher.** Beilage zum 9. Jahresber. des kgl. Prinz-Heinrich-Gymnasiums in Berlin 1899.

Der Verfasser, von dessen Vertrautheit mit der Litteratur des Gegenstandes die Berichte im 83. und 90. Bande des Jahresberichtes über die Fortschritte der klassischen Altertums-Wissenschaft Zeugnis geben, hat in dem vorliegenden Aufsatz zur Ermittelung der Breite der attischen Trieren einige Stellen über den Kanal des Xerxes herangezogen, was meiner Erinnerung nach bisher noch nicht geschehen war. Ihre Besprechung ergiebt, daſs diese Angaben mit den sonst erhaltenen Nachrichten und den technischen Voraussetzungen vereinbar sind. Die Verwendbarkeit der herodoteischen Angabe, daſs der Kanal für zwei Trieren des Xerxes mit beiderseits ausgelegten Rudern nebeneinander genügenden Raum bieten sollte, für die Bestimmung der Breite griechischer Trieren im Anfang des 5. Jahrhunderts ist zweifellos. In dieser von Herodot wiedergegebenen Überlieferung müſsten die Gröſsenverhältnisse der damaligen griechischen Kriegsschiffe selbst dann vorausgesetzt werden, wenn sie in Wirklichkeit mit denen der Perserflotte nicht übereingestimmt hätten, denn anders konnte die Breite des Kanals griechischen Lesern gar nicht anschaulich gemacht werden. Die Kenntnis etwa vorhandener Breitenunterschiede zwischen griechischen und phönizischen Trieren im Anfang des Jahrhun-

derts konnte Herodot bei seinen Lesern an dessen Ausgang nicht annehmen.

Für die über die Konstruktion der Trieren bestehenden Meinungsunterschiede ist die Beweisführung Sch.s wichtig, dafs Ruder von beträchtlicher Längendifferenz Verwendung gefunden haben, und dafs dennoch Schlag gehalten werden konnte. Da ich diese Beweisführung für mifsglückt halte, so mufs ich etwas näher darauf eingehen. Sch. stellt zur Berechnung der Ruderlänge eine gewifs unanfechtbare Formel auf. Darin sind zwei Unbekannte: *r*, die Länge des Ruders, und *h*, der senkrechte Abstand des Auflagepunktes des Ruders von der Wasserfläche. Nun werden zur Bestimmung von *r* eine Anzahl von Werten für *h*, nämlich 1/3, 1/2, 2/3, 3/4, 1, 1 1/4, 1 1/3 Meter u. s. w. eingesetzt und die entsprechenden Längen für *r* berechnet. Daran fügt der Verfasser den ebenso zweifellos richtigen Satz, dafs, wie immer man sich die Ruderer angeordnet denken möge, die Thraniten ihre Ruder immer ein Stück höher auflagern hatten als die Thalamiten. Er vergleicht nun die berechneten Längen bei der Höhendifferenz von 1/4, 1/3 und 1/2 M und erhält dabei Längendifferenzen von 1, 1·3, und 2 M. Sch. folgert nun daraus, dafs die vielgehörte Behauptung, mit Rudern von ungleicher Länge könne man nur bei geringfügiger Längendifferenz Schlag halten, „angesichts dieser Zahlen“ stark modifiziert werden müsse. Gewifs, wenn diese Höhendifferenzen bezeugt wären, aber das ist eben nicht der Fall. Die Zahlen für *h*, die Sch. in seine Formel einsetzt, sind nicht nur nirgends bezeugt, sondern die gesamte bildliche Überlieferung spricht (mit Ausnahme einer von mehreren Seiten vertretenen Deutung des sogen. Lenormantschen Reliefs) dagegen, dafs der Höhenunterschied der Auflagepunkte der Thraniten und Thalamiten 0.25 Meter oder mehr betragen habe. Die bildliche Überlieferung bestätigt also die Richtigkeit der vielgehörten Behauptung und sie widerlegt die Auffassung des Schiffes auf dem Lenormantschen Relief als Triere. Für ihre Richtigkeit spricht auch, was wir von den ungleich langen Rudern der venezianischen Zenzile-Galeeren wissen. Sch. sagt ironisch S. 24: Diese ganz geringe Differenz betrug schon auf den dreisitzigen Zenzile-Galeeren 0·86 M. Gewifs, aber der Verfasser hätte hinzufügen sollen, dafs die längsten dieser Ruder 11·1 M, die kürzesten 10·24 M mafsen, während er Differenzen von 1 — 2 M für Ruder von einer Gesamtlänge von 3·9 und 2·9, 4·87 und 3·9 beziehentlich 3·9 und 1·9 m in der oben charakterisierten Rechnung bewiesen haben will. Auch bei den fünfsitzigen

Zenzile-Galeeren ist die Längendifferenz der Ruder mit Rücksicht auf ihre Gesamtlänge ganz gering: 0·86 M Unterschied genügten, um drei Ruderer auf diesen Schiffen auf einer Bank unterzubringen, somit 0·28 M für einen, folglich genügt für fünf Ruderer — die höchste überhaupt bezeugte Zahl auf einer Bank — eine Längendifferenz der längsten und kürzesten Ruder von $1^1/_2$ M, die verhältnismäfsig ebenfalls als ganz gering bezeichnet werden mufs.

Die Möglichkeit des Ruderns mit sehr ungleich langen Rudern im verschiedenen Takt wird ferner durch den Hinweis auf den Musikdirigenten und die beiden Hände des Klavierspielers keineswegs bewiesen. Die schwerere Arbeit der Thraniten und damit ihr Anspruch auf höheren Sold bleibt auch bei „ganz geringfügigen" Längenunterschieden ihrer und der Thalamitenruder ausreichend begründet.

Der für diese prinzipielle Frage wichtige Aufsatz von R. Haak, Ztschr. d. Vereins deutscher Ingenieure, Bd. 29, S. 165 ff. über die attischen Trieren ist dem Verfasser entgangen. Darin werden die Ruder der drei Kategorieen mit rund 4·4, 4·1 und 2·5 M Länge, also ebenfalls sehr ungleich lang, angenommen. Seitdem ich das Original des Lenormantschen Reliefs in Athen zu untersuchen Gelegenheit gehabt habe, bin ich aber noch bestimmter der Überzeugung, dafs H., durch die Bilder des Projektionsapparates getäuscht, Überschneidungen der Längsplanken durch angebliche Ruderhölzer angenommen hat. Seine Rekonstruktion der Triere mit Zugrundelegung dieser irrigen Beobachtung mufs ich daher ebenfalls für verfehlt und die Verwendung sehr verschieden langer Ruder auch von dieser Seite für unerwiesen halten.

In dem Abschnitt über die Anordnung der Ruderer auf der Triere, in dem mit Recht aus den Zahlen der Seeurkunden (62 thranitische und je 54 zygitische und thalamitische Ruder) die Vereinzelung der Ruderer gegen das Vor- und Hinterschiff zu erschlossen wird, so dafs also nur in dem Mittelschiff vollständige Gruppen von allen drei Arten safsen, erwähnt Sch. die Triere Tropaea als Ausnahme, die eine geringere Zahl Thraniten als Zygiten gehabt haben soll. Das ist jedoch nicht richtig. Aus CIA II, 790 geht hervor, dafs die Tropaea ein altes Schiff und überdies damals ἀνεπικλήρωτος, also keinem Trierarchen zugewiesen war. Es könnten also Thranitenruder auf demselben gefehlt haben. Aber Schäfer, (Mitt. d. deutsch. arch. Inst., Bd. V) giebt in seiner Publikation hinter dem Zahlzeichen 50 noch eine Stelle an, an der also noch eine Ziffer,

vielleicht Δ, möglicherweise sogar ΔII ergänzt werden können Keinesfalls also beweist die Tropaea gegen die von Boeckh ermittelten und von Koehler (Mitt. d. deutsch. arch. Inst., Bd. VI) als ausnahmslos bestätigten Zahlen 62 und je 54 für die drei Ruderkategorieen auf der Triere.

Einen Rekonstruktionsversuch der Triere selbst wollte der Verfasser nicht geben, sondern durch seine Darlegungen nur die verschiedenen Möglichkeiten bezeichnen, die für diese Aufgabe theoretisch in Betracht kommen. Leider ist die Theorie ebenso umstritten wie die Interpretation der Bildwerke und der Nachrichten der Alten. Eine Einigung wird sich, wofern nicht neues Material zu Hilfe kommt, nicht erzielen lassen. Auch praktische Versuche, die über manche Streitfrage Sicherheit ergeben müfsten, sind, so sehr deren Notwendigkeit von verschiedenen Seiten betont worden ist, noch immer nicht angestellt worden.

Graz. **Adolf Bauer.**

---

161) **Josef Kubik, Pompeji im Gymnasialunterricht.** Wien, Alfred Hölder, 1900. VI u. 59 S. 8.

Ein mit Begeisterung für den behandelten Stoff verfafstes Büchlein liegt hier vor, aus dem man mancherlei Anregung schöpfen wird; aber in seinem Eifer geht der Verf. viel zu weit, deshalb ist sein Buch nur mit Vorsicht zu benutzen. Kubik bezweckt nämlich 1) alle diejenigen Stellen aus den Schulautoren — so weit sie ihm vorliegen — anszuheben, die eine passende Gelegenheit bieten, bei der Interpretation der Klassiker auf Pompeji hinzuweisen und 2) zu zeigen, wie weit man etwa in der Erklärung gehen dürfe. Ref. ist der Meinung, dafs der Unterricht in den klassischen Sprachen nicht durchaus unter archäologische Gesichtspunkte zu stellen ist und glaubt darlegen zu können, dafs K. einzelne Stellen, insonderheit des Horaz, unrichtig interpretiert, dafs er mit Heranziehung pompejanischer Funde über das erlaubte Mafs hinausgeht und dafs die angeführten Stellen der Schulautoren auch nicht annähernd vollzählig sind. Wenn diese Darlegung etwas über das Mafs einer Anzeige kleinerer Werke hinausgeht, so mag das mit dem von K. behandelten Gegenstande zu entschuldigen sein.

S. 4 meint K. Horaz Ep. II, 2, 71 *purae sunt plateae* beziehe sich auf die saubere Pflasterung der Strafsen in Rom und zieht auch Schillers „reinliche Gassen breiten sich aus“ heran, indes die folgenden

Worte *nihil ut meditantibus obstet* lassen eine solche Auffassung nicht zu. Das Freisein von Verkehrshindernissen wird in dem Einwande, den Horaz sich machen läfst, hervorgehoben und der Dichter klagt, dafs er auf seinen weiten Gängen, (vom Quirinal bis zum Ende des Aventin sind etwa 3 Kilometer) bei dem Getriebe der Grofsstadt nicht meditieren könne. — S. 5 erklärt K. zu Horaz Ep. I, 6, 51 *servum mercemur qui cogat trans pondera dextram porrigere* mit Berufung auf Th. Mommsen die *pondera* als „Schrittsteine an Übergangsstellen breiterer Strafsen und zwar von solcher Gröfse, dafs sich vier Menschen bequem ausweichen können“. Wozu das beschwerliche *trans pondera porrigere*, wenn die Steine so breit sind? *Pondera* ist durchaus richtig bei Kiefsling erklärt, jede andere Deutung abzuweisen. — S. 6. soll man bei den Worten Ep. I, 10, 20 *purior in vicis aqua tendit rumpere plumbum quam quae per pronum trepidat cum murmure rivum* von der reichen Wasserversorgung Roms durch Agrippa sprechen und auch die *fistulae*, Bleiröhren der Wasserleitung von Pompeji, erwähnen. Das erstere mag geschehen, aber der Nachdruck der Stelle liegt auf *purior*, nicht auf *plumbum*. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land wird hervorgehoben, dabei kann Pompeji füglich unerwähnt bleiben. — S. 8 zieht K. zu Ep. I, 1, 49 *quis circum pagos et circum compita pugnax* die *lares compitales* heran, „unter deren Schutz ein ganzes Häuserquartier stand“ und spricht von den Kapellen und Altären, die der Verehrung der Laren gewidmet waren. Sieht man die Stelle näher an, so handelt es sich gar nicht um römische oder italische *pagi* und *compita*, die Laren sind also überflüssig. — S. 9. verlangt K. die Worte Ep. I, 17, 8 *si te pulvis strepitusque rotarum, si caupona laedit* zu benutzen, um eingehend alle Arten von Tabernen in Pompeji zu besprechen. Das wird ja möglich sein, der Hinweis auf eine Schwemme oder Fuhrmannskneipe genügt aber zum Verständnis. Bei carm. I, 11, 6 *vina liques* denkt K. an die Seihegefäfse, die man im Sommer, um den Wein zu kühlen mit Eis füllte. Ich glaube kaum, das man zu Horazens Zeit schon so raffiniert verfahren ist, würde also eine derartige Bemerkung für überflüssig halten; desgleichen eine Notiz bei Sat. I, 1, 66 *at mihi plaudo ipse domi simulac nummos contemplor in arca* über die Art, wie die Geldkiste im Atrium aufgestellt und befestigt sei. — S. 25 wünscht K. bei Sat. II, 4, 16 *irriguo nihil est elutius horto* einen Hinweis auf die Nutz- und Ziergärten in den Stadthäusern; passender würde man auf Horazens Sabinum verweisen, *hortus ubi et tecto vicinus iugis aquae fons,*

die Hausgärten aber bei Ep. I, 10, 23 *laudatur domus longos quae prospicit agros* erwähnen, da wohl nicht nur das Haus des Mäcen gemeint ist, sondern jedes, das hinter dem Peristyl und Oekus noch einen gemalten Gartenprospekt bietet.

Für unthunlich erkläre ich es, bei Sat. I, 5, 48 *lusum it Maecenas* und Sat. I, 6, 49 *luserat in Campo* von den Sphaeristerien, den Ballspielräumen in den Privathäusern zu sprechen, da in den genannten Stellen vom Ballspiel im Freien die Rede ist. Ebenso verfehlt möchte es sein, bei carm. II, 7, 25 *quem Venus arbitrum dicet bibendi* die aleatoria, — Knobelzimmer, *sit venia verbo,* zu erwähnen. Warum man ferner nach S. 30 bei Ep. I, 3, 15 *quid mihi Celsus agit monitus multumque monendus privatas ut quaerat opes et tangere vitet scripta Palatinus quaecunque recepit* die im Apollotempel aufgestellte öffentliche Bibliothek mit ihrem Bildschmuck und Portraits in Medaillonform — *clipei aurei* — erörtern soll, ist nicht recht erfindlich, während es möglich wäre, bei der Erklärung von carm. II, 5, 21 und I, 8, 13 wo von Achill und den Töchtern der Lykomedes die Rede ist, die entsprechenden pompejanischen Wandgemälde zu erwähnen und überhaupt auf den Wandschmuck römischer Häuser hinzuweisen. Ob man aber mit K. behaupten soll „Die Leute besserer Stände kannten die ganze Mythologie mit allen ihren Sagen vom Wandschmucke ihrer Häuser her genau“ scheint mir doch zweifelhaft, besser gefällt mir die Umkehrung des Satzes, weil man sich für griechische Mythologie interessierte, darum liebte man mythologische Vorgänge auf den Wandgemälden darstellen zu lassen; diese Malereien waren oft sehr mäfsige Kopieen damals bekannter Werke von grofsen Meistern.

Geradezu ungeheuerlich scheint es mir zu sein, dem Horaz zuzumuten, ihm habe bei Epd. 13, 11 *nunc iuvat fide Cyllenea levare diris pectora sollicitudinibus nobilis ut grandi cecinit Centaurus alumno* — ein Gemälde vorgeschweht wie das Bild von Achill und dem Kentauren Cheiron, das jetzt im Neapler Nationalmuseum aufbewahrt wird. Mögen immerhin noch eine Reihe von Bildern in Pompeji gefunden werden, die sich auf die Heraklessage, speziell den Tod des Heros beziehen, so wird damit doch nicht K.s Wunsch gerechtfertigt, dafs man Sophokles' Trachinierinnen in der Schule lesen soll oder Grillparzers Medea, um die vielen auf diese Sage bezüglichen Bilder aus Pompeji benutzen zu können. — Man wird sich nicht mehr wundern, wenn K. ein pompejanisches Wandgemälde, das eine Art von chirurgischer Operation darstellt, einen Adonis zeigt, der die

kunstgerecht herumgewickelten *fomenta* festzieht — dazu benutzt, Tacitus Ann. I, 65 — Caecina in ärgster Bedrängnis — zu erklären, weil bei Tac. die Worte *non tentoria manipulis non fomenta sauciis* stehen. Mit besserem Recht könnte das Bild noch zu Hor. Sat. I, 1, 82 *fomenta paret* benutzt werden.

Ich könnte diese Ausführungen noch fortsetzen, glaube aber hinlänglich bewiesen zu haben, dafs K. mit Vorsicht bei der Horazinterpretation zu benutzen ist. Ich komme nun zu dem Beweise, dafs die „ausgehobenen" Stellen nicht vollzählig sind, bemerke aber, dafs aufser den von mir angeführten *loci* noch viele andere nachweisbar sind.

Zu den S. 13 erwähnten Fenstern im Obergeschofs der Häuser verweise ich auf Liv. I, 41, 4 *ex superiore parte aedium per fenestras in novam viam versus populum Tanaquil adloquitur.* Zu S. 16. Der Peristyl wird auch Hor. Ep. I, 10, 22 erwähnt. S. 17. Verschlufs der Häuser zu besprechen bietet auch Cic. in Verr. IV, § 94 Gelegenheit. S. 29. Baderäume in Privathäusern zu erörtern, giebt Cic. ad fam. 14, 20: *labrum si in balineo non est, ut sit (cura)* Veranlassung. Die Mosaiken werden bei Hor. Ep. I, 10, 19 und carm. II, 14, 26 zu besprechen sein, die Reliefdarstellung der Komödienszene (S. 40) pafst auch zu Sat. I, 4, 48 *at pater ardens* u. s. w.

Die Sonnenuhr kann auch bei Ep. I, 7, 47 erwähnt werden. Ausführlich handelt K. von den Gladiatoren; ihre Bewaffnung und Verwendung im Kriege zu zeigen, bietet auch Tac. Hist. II, 11, 12 und 35, 5 Gelegenheit. — Die Gräberstrafse von Pompeji bietet eine gute Erklärung zu Tac. Germ. 27 *„monumentorum arduum et operosum honorem . . . aspernantur.*

Schliefslich bemerke ich noch, dafs bei den Citaten zahlreiche Druckfehler untergelaufen sind. Es mufs heifsen S. 22 C. III, 23, **4** und 15. Epd. II, **66**. S. 30 Ep. II, 1, **216**. S. 43 in Verr. IV, **18**, 64. S. 50 Ep. II, 1, **189**.

Soll also K.s Pompeji ein brauchbares Hilfsmittel beim Unterricht werden, so bedarf es einer gründlichen Umarbeitung.

Wolfenbüttel. **Brancke.**

---

162) **Karl Hofer, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen** in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt. Zweibrücken, Buchdruckerei von August Kranzbühler, 1899. 42 S. 8. ℳ 1.—

Zu den anziehendsten Problemen der französischen Grammatik gehört das der Stellung des attributiven Adjektivs. So grofs die Beweglichkeit des attributiven Adjektivs in Vergleich mit anderen Sprachen im Französischen auch immer gewesen ist, so scheint sie in der neueren französischen Prosa noch gewachsen zu sein. Man glaubt, dafs gegenwärtig die Neigung bestehe, das Adjektiv mehr als bisher üblich vor das Substantiv zu stellen. Wie weit diese Erscheinung zurückgeht, steht nicht fest. Es würde wohl eine lohnende Aufgabe sein, den Ursprung und die Entwickelung dieser schwerlich zu leugnenden Erscheinung aus den Schriften hervorragender Prosaisten des 19. Jahrhunderts festzustellen. Erst nach Erforschung ihres Sprachgebrauches liefse sich genügende Klarheit über die Regeln, denen die Stellung des Adjektivs unterliegt, gewinnen. Neuerdings hat man behauptet, die gröfsere Beweglichkeit hinge mit einer Verschiebung der französischen Betonung zusammen. Das Endglied einer Wortgruppe soll danach nicht mehr regelmäfsig den Ton tragen, sondern dieser soll sich nach dem Anfang hin auf das vorletzte Glied ziehen. Sagt ein attributives Adjektiv etwas Bedeutendes über das zu ihm gehörende Substantiv aus, so mufs es betont werden. Wechselt die Tonlage, so mufs das Adjektiv seine Stellung ändern; es mufs also mit dem nach dem vorletzten Gruppengliede ziehenden Accent eine Stellung vor dem Substantiv erstreben. Diese Theorie hat viel Bestechendes. Wenn es auch richtig ist, dafs die Betonung mancher Wörter auf die vorletzte Silbe übergeht, so ist das doch kein so bedeutungsvoller Vorgang, dafs er in das syntaktische Gefüge des Französischen störend eingreifen könnte. Die analytische Art der Sprache, das Bestimmende dem Allgemeinen nachzustellen, widerstrebt dem ganz und gar. Immer steht in einer durch den Inhalt zusammengehaltenen Wortgruppe das Bedeutungsvolle im letzten Gliede, wie z. B.: *il a parlé, il a voulu marcher, le chemin de fer.* Diese Stellung ist dem französischen Sprachgeiste derartig angemessen, dafs man sich ihrer selbst bei der Hervorhebung eines einzelnen Wortes bedienen mufs, wie in *c'était moi qui l'ai dit.* Es ist also nicht einzusehen, weshalb das attributive Adjektiv diesem echt französischen Sprachgesetze nicht mehr geborchen solle. Wenn es rebelliert, so treibt es der Stil

einzelner neuerer Prosaisten dazu, die, weil sie durchaus eindrucksvoll schreiben wollen, von dem Herkömmlichen mit Bewufstsein abweichen. Man darf dieses stilistisch-rhetorische Mittel nicht auf eine Veränderung der grammatischen Gesetze zurückführen. Es bleibt vielmehr bei der von Gröber formulierten Regel: „Das dem Substantiv vorangehende Adjektiv attribuiert affektisch, das nachgestellte distinguiert verstandesmäfsig." Sie ist auch die Grundlage von Hofers Abhandlung über die Stellung des attributiven Adjektivs im Französischen. In Kapiteln behandelt er das „unterscheidende" und das „affektvolle" Attribut. Im Altfranzösischen gehen nach seiner Angabe die affektivischen Attribute alle, die distinguierenden nur zum Teil voran. Während schon im 16. Jahrhundert Palsgrave angab, dafs ein unterscheidendes Adjektiv dem Substantive stets folgen müsse, ist diese Regel doch erst im 17. Jahrhundert vollständig durchgedrungen. Bei der Besprechung des vorangestellten affektischen Adjektivs weist H. mit Recht darauf hin, dafs die eintretende Bindung mit dem nachfolgenden Substantive und der Gebrauch des partitiven Artikels die innige Verschmelzung beider zu einer Einheit bezeuge, wogegen die Nichtbindung des nachstehenden Adjektivs gröfsere Unabhängigkeit und dadurch auch stärkere Bedeutung des Adjektivs bekundet. Gleich anderen spricht sich H. dagegen aus, dafs der Wohllaut bei dem Umfange des Attributes einen Einflufs auf die Stellung ausübt; trotz adverbialer Bestimmung stehen die affektischen Adjektive voran: *un infirme et petit personnage, le jeune et déjà célèbre explorateur.* Sobald aber die Adjektive durch die Hinzufügung einer örtlichen oder einer zeitlichen Bestimmung einen anderen Charakter annehmen, stehen sie nach: *cette actrice toujours jeune.* Sehr eingehend wird die Kombination mehrerer Adjektive besprochen und sehr richtig der Begriffswandel einiger Adjektive wie bei *seul, pauvre, différent* darauf zurückgeführt, dafs sie bald affektisch, bald als blofse Formwörter gebraucht werden. Die am Schlusse der Abhandlung folgenden Erörterungen über die Stellung der attributiven Fremdwörter bietet keinen Anlafs zu weiteren Bemerkungen.

Hannover. **R. Philippsthal.**

---

163) **Friedrich Theodor Vischer, Shakespeare-Vorträge.** Zweiter Band: Macbeth. Romeo und Julia. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1900. XII u. 295 S. 8. ℳ 6.—.

Die Erwartungen, die der erste Band von Vischers Shakespeare-Vorträgen (vgl. d. Zeitschr. S. 90 d. Jahrgs.) erweckte, werden, was ge-

schmack- und geistvolle Darstellung anlangt, auch im zweiten erfüllt. In der Anlage unterscheidet sich dieser Band dadurch von seinem Vorgänger, dafs hier bei beiden Stücken hinter einer kurzen Einleitung zusammenhängend der Text in der von Vischer zum Teil neu bearbeiteten, etwas veränderten Übersetzung Dorothea Tiecks bezw. W. Schlegels gegeben ist, woran sich dann ebenfalls in ununterbrochener Folge die Besprechungen schliefsen. Dieses Verfahren wurde wegen äufserer Gründe eingeschlagen; es bietet aber, wie der Herausgeber selbst hervorhebt, den grofsen Vorteil, dafs man sowohl das Kunstwerk wie seine Beurteilung jedes als selbständiges Ganzes lesen und würdigen kann.

Die Einleitungen, zu denen die Nachträge die seit Vischers Zeit hinzugekommenen wichtigsten Forschungsergebnisse ergänzend hinzufügen, bringen in gedrängter Kürze die notwendigen Angaben über Entstehungszeit, Überlieferung, Quellen und Stoff. Die Erläuterungen sind wiederum äufserst anregend und lehrreich. Sie sind etwa zu gleichen Teilen erzählend und psychologisch-ästhetisch erklärend; durch diese Vereinigung der beiden Darstellungsarten, die keineswegs etwa unangenehm wirkt, weifs Vischer ganz trefflich das Verständnis der beiden Dramen zu fördern. Im „Macbeth", den er mit Recht als „die Tragödie des mifshandelten Gewissens" bezeichnet, ist natürlich die Zergliederung und Entwickelung des Hauptcharakters das Wichtigste, ohne dafs aber dabei die andern Gestalten des Dramas zu kurz kämen, besonders die Lady erfährt eine sehr eingehende und liebevolle Behandlung. Wiewohl sich Vischer ausdrücklich von Tiecks übermäfsig nachsichtiger, ja rühmender Meinung über die sittliche Güte ihres Charakters fernhält, so geht er doch in diesem Punkte vielleicht immer noch etwas zu weit in seiner Rettung; denn obschon Lady Macbeth ganz gewifs nicht, wie manche Kritiker wollen, nur die Megäre, nur ein weibliches Ungeheuer ist, so überwiegen doch die furchtbaren Seiten an ihr die liebenswürdigen so unverhältnismäfsig, dafs ein absprechendes Urteil über sie immerhin erklärlicher und richtiger erscheint als ein rechtfertigendes. Sehr glücklich und beachtenswert sind auch Vischers Ausführungen über die Hexen und die Rolle, die sie spielen, sowie seine gelegentlichen Äufserungen über das Verhältnis von Schillers Übersetzung zum Urtext. Die Schlufsbetrachtung ist eine meisterhaft zusammenfassende Charakteristik Macbeths.

In „Romeo und Julia" ist der Gang der Erläuterungen ungefähr derselbe. Mehr Wert noch als auf die Zeichnung der beiden Titelhelden,

die ja noch keinen voll entwickelten, sondern erst sich bildenden Charakter haben, ist hier auf den Nachweis von Shakespeares Kunst in der allgemeinen Charakteristik der Zeit, des Ortes, der sonst in die Handlung eingreifenden Personen gelegt. Auch die künstlerisch befriedigende, straffe Führung der Handlung wird hier, wie natürlich auch schon im „Macbeth", gebührend hervorgehoben. Dafs Vischer aber trotz aller Begeisterung für Shakespeare auch nicht für seine Schwächen und seine nicht selten unsern Geschmack verletzenden Eigentümlichkeiten blind ist, das zeigen seine ausführlichen Bemerkungen über den euphuistischem Stil, dem der Dichter gerade in diesem Jugendwerke — allerdings dem Zuge seiner Zeit folgend — bis zum Übermafse huldigt. Ja, er geht sogar so weit, unangenehme und anstöfsige Stellen im Texte der Übersetzung wegzulassen. — Im Schlufsabsatz finden wir hier neben der zusammenfassenden Charakteristik noch eine dankenswerte kleine Abhandlung über den Schicksalsbegriff in diesem Drama.

Wir glauben diesem Bande um des „Macbeth" willen eine besonders gute Aufnahme, vor allem bei den Lehrern, mögen sie nun das Drama im englischen oder deutschen Unterricht behandeln, versprechen zu dürfen; wenigstens verdient er sie. Denn er enthält eine Menge von vorzüglichen, auch in der Schule trefflich verwendbaren Anregungen, die sich gewifs jeder gern zu nutze macht. Und möglich ist dies um so leichter, als ja das Buch eben selbst die ausgezeichnete Erklärung eines hervorragenden Lehrers enthält; ob die Zuhörer nun Studenten oder reifere Schüler sind, das macht in diesem besonderen Falle und bei diesem Stoffe keinen bedeutenden Unterschied.

Breslau. **H. Jantzen.**

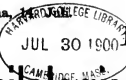
Vakanzen.

Barmen, O.R.S. Obl. Math. (f. Ostern 1901). Curatorium.
Bochum, O.R.S. Gesch., Rel. u. Turnen. Bürgermeister Graff.
Cottbus, R.S. Obl. f. Ostern 1901. Deutsch u. Französ. N.E. Magistrat.
Frankfurt a. M., Elisabethenschule. 2 Obl. N. Spr. 3900—7200 M. Curatorium d. höh. Schulen.
Frankfurt a. M., Sachsenhäuser R.S. Direktor z. O. 1901. 6200—8000 M. Bis 1./8. Curator. d. höh. Sch.
Gladbach, O.R.S. Obl. Math. u. Nat. N.E. Direktion.
Heide (Holstein), Mittelsch. Rektor. N. Spr. f. alle Kl. 4000—5200 M. u. 480 W. Bis 7./7. Schulkollegium.

Leipzig, Öffentl. Handelslehranstalt. Obl. Deutsch, Geogr., Gesch. 3000—6000 M. Bis 1./7. Handelskammer.
Wildungen, R.S. Obl. N. Spr. N.E. Rektor Dr. Koch.
Wittenberg, G. Obl. Math. Bis 25./7. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 14. Juli. Nr. 14, Jahrgang 1900.



Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

164) **H. Meylan-Faure, Les épithètes dans Homère.** Leipzig, Gustav Fock, 1899. 132 S. 8. ℳ 2.—.

Vorstehende Arbeit, eine Promotionsschrift (Lausanne), bietet, um es gleich vorweg zu sagen, eine fleifsige Zusammenstellung des hauptsächlichsten, die homerischen Beiwörter betreffenden Materials. Der Verf. hat sich aber auch seine eigene Meinung gebildet, sowohl über Entstehung und Entwickelung der Beiwörter im allgemeinen, als auch über einzelne Beiwörter hinsichtlich ihrer Ableitung und Bedeutung. In der Einleitung spricht er sich nach einigen vorläufigen Erörterungen über die Erscheinung der Beiwörter an sich und ihre bisherige Behandlung durch die Wissenschaft dahin aus, dafs weder der, hauptsächlich von Düntzer verfochtenen Ansicht beizutreten sei, dafs metrische Bedürfnisse die Hauptrolle bei der Verwendung der Beiwörter gespielt haben, noch auch der Meinung Helbigs, dafs konventionelle Gründe ausschlaggebend gewesen seien. Seine eigene Ansicht geht dahin, dafs die epischen Beiwörter aus der Hymnenpoesie stammen, dafs also den Göttern zuerst von den Dichtern Epitheta

verliehen seien, die dann auch Anwendung auf die Menschen und schliefslich auf andere Wesen und Dinge der den Dichter umgebenden Natur und der menschlichen Gebrauchsgegenstände gefunden und durch Nachahmung und Analogiebildungen sich vermehrt und weiter entwickelt hätten. Im einzelnen handelt er dann die homerischen Epitheta in fünf Kapiteln ab: 1) Die Beiwörter der Götter; 2) Beiwörter der Menschen, der Völker, der Helden, der Frauen, der Familie; der Mensch, seine Affecte und Leidenschaften; 3) die Beiwörter der Natur; 4) Beiwörter der Erzeugnisse der Zivilisation; der Tiere; 5) Entwickelung einiger Beiwörter. Den Schlufs der Abhandlung macht eine Zusammenfassung; angehängt ist ein Verzeichnis der besprochenen Beiwörter. — Was nun die eigentlich grundlegende Anschauung anlangt, dafs die homerischen Beiwörter sich aus einem kleinen Anfange, den Beiwörtern der Götter, durch Übertragung und analoge Weiterbildung entwickelt haben sollen, so mufs Ref. gestehen, dafs er diese Auffassung für durchaus verkehrt hält. Bevor die Götter als Herren von den Menschen angesehen und gepriesen wurden, empfand der unterworfene Mensch die Herrschaft menschlicher Gewaltherren, und es ist deshalb nicht wohl zu bezweifeln, dafs, gerade im vollen Gegensatz zu der Ansicht des Verf. die Eigenschaften, und somit auch die Bezeichnungen, die man den menschlich gedachten Göttern zuerteilte, von den menschlichen Fürsten hergenommen wurden. Überhaupt scheint mir die ganze systematische Konstruktion der Entstehung und Entwickelung der epischen Beiwörter, die der Verf. bietet, gar zu sehr nur der grauen Theorie, nicht der lebendigen Wirklichkeit Rechnung zu tragen. Wo sich Anwendung des gleichen Epithetons bei verschiedenen Substantiven findet, wo ähnliche Bildung zweier Epitheta vorliegt, überall sieht Verf. nur Übertragungen und Analogiebildungen; so mufs *δῖα γυναικῶν* dem Ausdrucke *δῖα θεάων*, so mufs *Ἄρης ἀνδρειφόντης* dem *ἀργειφόντης* nachgebildet sein; so ist auch „sans doute“ *ταννγλώχινες διστοὶ* eine Nachahmung des Ausdruckes *ἰῷ τριγλώχινι*. Ähnliches finden wir in der Darstellung des Verf. noch vielfach; Meylan-Faure scheint gar nicht daran zu denken, dafs der einzelne Dichter seine eigene Persönlichkeit und seine eigene schöpferische Phantasie haben kann und soll, dafs er von dem überkommenen epischen Sprachgut verwendet, was ihm pafst, dafs er aber nicht sklavisch daran gebunden ist, sondern den Bedürfnissen einer eigenen Auffassung und Einbildungskraft gemäfs auch eigene Zusammenstellungen schaffen kann und schaffen wird, ohne erst von irgend einem bereits vor-

handenen Ausdrucke zu entlehnen. — Im einzelnen findet man in der Schrift von Meylan-Faure eine Besprechung sämtlicher homerischen Epitheta — wenigstens ist es mir nicht aufgefallen, dafs eines fehlte —, wenngleich nicht alle in gleich eingehender Weise behandelt sind. Im ganzen ist wohl für die Bedeutnng der einzelnen nichts wesentlich Neues gebracht, und mit den seit alter Zeit hinsichtlich der Bedeutung zweifelhaften Beiwörtern hat auch Verf. nichts anzufangen gewufst, was wir ihm freilich nicht zum Vorwurf machen wollen und können. Eine besonders eingehende Besprechnng hat er dem Beiwort φίλος gewidmet (S. 123—127), und wenn man ihm vielleicht auch in seiner Etymologie des Wortes (von bhn = φυ = φϝ, letzteres nach Brugmann) nicht folgen will, so ist doch die ganze Entwickelung des Begriffes dieses Epithetons recht interessant dargestellt. — Erwähnt möge übrigens noch werden, dafs sich eine ansehnliche Liste von stehen gebliebenen Druckfehlern, besonders falschen Accenten der griechischen Wörter, aufstellen liefse; Anführung von Beispielen ist entbehrlich, da der Leser überall in dieser Schrift auf derartige Versehen stöfst.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

165) **The Gospel according to S. Luke in Greek** after the Westcott and Hort Text edited with Parallels Illustrations Various Readings and Notes by the Rev. **Arthur Wrigth** M. A. Vice-President of Qneens' College Cambridge. London, Macmillan and Co., 1900. XL n. 230 S. 4. geb. 7 sh. 6 d netto.

Bequemer kann man es einem kaum mehr machen. Im Jahre 1896 veröffentlichte der Veranstalter der hier anzuzeigenden Ausgabe ‘A Synopsis of the Gospels in Greek after the Westcott and Hort text’ (in gleichem Verlag und Format XXVI u. 168 S. geb. 6 sh.). Diese folgte, wie die meisten, der Anordnung des Markus, mufste also den Inhalt der anderen Evangelien aus ihrem Zusammenhang reifsen. Nun wollte er mit seinen Schülern auch einmal das Evangelium des Lukas im Zusammenhang lesen; so druckt er in der vorliegenden Ausgabe das dritte Evangelium in sinngemäfsen Abschnitten, und giebt rechts und links davon die entsprechenden Stücke aus Matthäus und Markus, während die vierte Spalte und der untere Rand für Johannes und sonstige Bemerkungen Raum bietet, und eine Einleitung die Ansicht des Verf. von der Entstehung der synoptischen Evangelien entwickelt. Dieselbe tritt der in Deutschland vorherrschenden

vielfach entgegen, betont mit Recht wieder mehr die Bedeutung der mündlichen Überlieferung, wird aber mit der speziellen Zuspitzung, dafs der Stoff aus c. 54 Sonntags- oder Sabbats-perikopen *(Church Lessons)* zusammengestellt sei, abgelehnt werden müssen. Bemerkungen exegetischer Natur sind dem Text nur da beigefügt, wo der Verf. Neues zu sagen hatte; sehr ausführliche beim Vaterunser. Für die lexikalische Statistik scheint der Herausgeber eine besondere Vorliebe zu haben. Wie oft ἐπιστῆναι, ὑπάρχειν, ἐπιστάτης, λίμνη u. s. w. vorkommen, wird bei jeder Gelegenheit angeführt, bis zu zehnmal; ebenso die Vorliebe des Lukas für die Witwen (s. 17. 33. 153. 177). Beachtenswert ist die Bemerkung, dafs das dritte Evangelium bei der Erzählung von der Verklärung den Ausdruck μεταμορφοῦσθαι wegen seines mythologischen Klangs zu vermeiden scheine. Noch manches Derartige wird der Lehrer dem Buch entnehmen können. Dafs es für Schüler und Studenten in allgemeinen Gebrauch komme, ist ja bei uns ausgeschlossen. Übrigens ist der Preis bei der trefflichen Ausstattung verhältnismäfsig billig. Auffallend ist, dafs Lukas ohne weiteres als Europäer betrachtet, ja nach Ramsay mit dem Mann aus Makedonien in Verbindung gebracht wird. Vielleicht wird auch in diesem Stück die alte Tradition Recht bekommen, die ihn für einen Syrer aus Antiochien erklärt. Von demselben Verf. erschien schon 1890 in gleichem Verlag ein anregendes Buch The Composition of the four Gospels. A critical enquiry und 1898 (bei Methuen & Co): Some New Testament Problems; diese beiden letzten mehr für den Theologen, während an den Textausgaben auch der Philologe seine Freude haben kann.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

166) **C. Cornelii Taciti Dialogus de oratoribus** recognovit **Alfred Schöne.** Dresden, Selbstverlag des Herausgebers, 1899. 95 S. 8. ℳ 3.—.

Wenn ich diese Leistung mit Schönes vor elf Jahren herausgegebenen kritischen Bearbeitung des Agricola vergleiche (s. m. Rezension in der N. Phil. Rdsch. 1890, Nr. 16), so springt ein beträchtlicher Unterschied in die Augen. Zwar neigt der Verf. noch stark zu operativen Eingriffen, wo er eine kranke Stelle des überlieferten Textes wahrzunehmen glaubt, er entschliefst sich rascher als andere zum Resezieren wie zum Flicken, ohne die Möglichkeiten einer vernünftigen Erklärung durchgeprüft zu haben — indessen, um bei dem Bilde zu bleiben, seine Diagnose ist

sicherer geworden, die Heilmittel werden etwas bedächtiger angewendet. — Die Mehrzahl der behandelten Stellen bietet der Erklärung Schwierigkeiten in Fülle, und manche lassen eine allseitig befriedigende Textgestaltung als Ding der Unmöglichkeit erscheinen. Da mufs es schon als ein annehmbares Resultat emsigen Forschens und Nachdenkens betrachtet werden, wenn nur der vierte oder fünfte Teil der vorgeschlagenen Änderungen ernstliche Beachtung findet. Jedenfalls aber hat ihre Begründung vielfach Anlafs zur genaueren Erörterung vergleichender stilistischer wie paläographischer Fragen gegeben, wodurch an sich unsere Kenntnisse in mancher Richtung erweitert werden. — Im Aufspüren und Nachweisen von Interpolationen leistet Schöne Aufserordentliches; Glossensammlungen, Handbücher der Paläographie und sonstige Hilfsmittel hat er eifrig benutzt; aber gerade die aufs feinste ausgedachten diplomatischen Analysen können zu bedenklichen Irrtümern führen, wenn eine scharfe Beobachtung des Sprachgebrauchs als Kontrolle der textkritischen Versuche fehlt.

S. giebt zuerst eine Übersicht der bekannten Handschriften, von denen er die Wiener, und zwar V_1 ganz, V_2 teilweise, selbst verglichen hat. Die Lesarten der Hss. A B C D Δ E sind auf grund von Michaelis' Ausgabe (1868), unter Berücksichtigung der von Andresen, Scheuer und Bährens gelieferten Zusätze und Berichtigungen, im Apparatus criticus aufgeführt. Wenige Varianten hat S. dem von Peterson benutzten Cod. Harleianus entnommen. — Im lateinischen Text finden sich irrtümlicherweise einige Lesarten, die mit der Absicht des Herausgebers im Widerspruch stehen, wie denn überhaupt die Überwachung des Druckes keine sehr sorgsame genannt werden kann. Gleich auf dem Titelblatt ist *Propriis* statt *Popriis* zu verbessern! — S. 56—95 folgen die mitunter recht umfangreichen „Adnotationes“, in denen S. seine Ansichten über viele problematische Stellen des Dialogs entwickelt und seine Vorschläge zur Heilung der wirklich oder vermeintlich korrupten Überlieferung begründet. Er besitzt keinen übertriebenen Respekt weder vor Autoritäten noch vor Majoritäten, und das ist löblich, nicht nur in wissenschaftlichen Fragen; wenn er aber wiederholt die Bezeichnung „völlig absurd“ auf solche Stellen des Autors anwendet, in denen bisher noch sämtliche Erklärer einen guten Sinn zu finden vermochten, so ist das unvorsichtig, um so mehr, da den eigenen Konstruktionen des Verf. mehrfach der Vorwurf der Verkehrtheit kaum erspart bleiben wird. Weil eine ausführliche Besprechung der zahlreichen Textänderungen, die S. anregt, unthunlich ist, will ich mich hier mit den

Fehlgriffen nicht weiter beschäftigen; vielleicht wird es zweckmäfsiger, sicher aber erfreulicher sein, eine kleine Auswahl derjenigen Vorschläge zu geben, die wohl begründet, oder doch wenigstens beachtenswert erscheinen.

5, 2 erklärt S. nicht ohne Wahrscheinlichkeit, unter Berufung auf ähnliche paläographische Vorgänge, die Variante *moderati* aus einer ursprünglichen Glosse zu *modesti*. — Gut geführt ist der Nachweis, dafs 5, 11 die sonst ansprechende La. Orellis und Ribbecks *etenim ego*, weil dem Sprachgebrauch des Tacitus widerstreitend, unrichtig ist. Ebenda schreibt S. nach Wageners Vorgang: *quatenus arbitrum ... invenimus* (Hss. *inveniri*), indem nicht nur Aper, sondern auch Maternus einen Schiedsrichter (in Secundus) gefunden habe; er vermifst jedoch ein Beiwort zu *arbitrum* wie *aequum* oder *iustum;* denn ein „gerechter Richter" müsse Apers Verlangen hinsichtlich des Verfahrens gegen Maternus nachkommen. Diese Erinnerung verdient Beachtung. Was den übrigen Wortlaut jener Stelle betrifft, so möchte ich S. darin recht geben, dafs das überlieferte *apud eos* (D *ipsos*) gar keinen, die Konjekturen *apud nos, apud te* etc. aber keinen befriedigenden Sinn geben. Er sucht den Fehler in dem Worte *apud*. Im Archetypus habe vermutlich gestanden *apte eo*, d. h. *aperte eo* („deshalb"), woraus durch Mifsdeutung der Abbreviatur *aput eos* entstanden sei. Mit *aperte (= non dissimulanter)* kann man sich einverstanden erklären; wozu aber das Korrelat zum folgenden *quod?* Das wäre wenigstens nicht der Schreibweise des Historikers Tacitus gemäfs. *Eo* in der Bedeutung von *ideo, propterea* kommt, aufser bei Komparativen, mit folgendem *quod* überhaupt nur ganz vereinzelt im Tacitus vor, so ann. 3, 72 8 *pollicitus est, eo quod nemo ... sufficeret;* vgl. 15, 28, 9 *eo maxime patuit, quia sqq.* Eine Wahrscheinlichkeit für *eo — quod* liegt mithin auch im Dialogus kaum vor; man sieht auch keinen Grund für die starke Hervorhebung ein. Aber warum soll — jene falsche Auflösung eines *apte* vorausgesetzt — die echte La. nicht *aperte coarguam* (s. Weifsenborn und Andresen) lauten können? Dafs das (sonst nur noch dreimal bei Tacitus vorkommende) Kompositum hier sinngemäfs ist, wird niemand bestreiten wollen.

Unmittelbar nach diesen textkritischen Ausführungen folgt bei S. einer der verkehrtesten Vorschläge, die er überhaupt vorgebracht, nämlich 5, 21 zu schreiben: *quid est stultius quam eam non exercere artem sqq.* Diese Konjektur erinnerte mich in ihrer Naivetät unwillkürlich an den

berühmten Ausspruch des Frankfurter Lokaldichters Fr. Stoltze: „Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei." — Eine umfängliche Amputation nimmt S. an dem Text 6, 3 vor. Er hält es nämlich für unglaublich, dafs Aper vor seinen gebildeten Zuhörern eine Hyperbel wie *omnibus prope diebus ac prope omnibus horis* gebraucht. Aber warum denn nicht? Man betrachte doch nur die hyperbolischen Wendungen des Julius Cäsar, der doch gewifs für gebildete Leser schrieb! Es hat wirklich keinen Zweck, solche lebhafte rhetorische Ausdrücke gleichsam dämpfen zu wollen. — Zu 6, 19 bringt S. noch einige Belegstellen bei, um Andresens Emendation *quamcumque or. voluerit* (Hss. *induerit*) zu bekräftigen, zugleich sucht er zu verdeutlichen, wie die Verderbnis in den Hss. entstanden sein könne. — Dafs 7, 11 sämtliche Änderungsvorschläge für die sinnlose handschr. La. in *alio* bisher mifsglückt sind, mufs ich S. zugehen. Was er nun statt *si non* ... *oritur* und zwar hinter *gratia venit* setzen will: *sed numine divino oritur (s; noie dio oritur)*, könnte man dem Sinne nach annehmen; einfacher aber und darum empfehlenswerter erscheint mir die Konjektur Hellers: *si non in caelo oritur* (vgl. 8, 7 *eloquentiae caelestis vis*). — 8, 4 hevorzugt S. die La. *non minus illustres*, die, wie auch Andresen bemerkte, in paläographischer Hinsicht leichter zu rechtfertigen ist als *notos*. — 10, 11 hat Andresen *sua* nach *natura* mit vollem Recht getilgt. S. bringt zur Unterstützung des Beweises für die Richtigkeit dieser Athetese noch weitere Stellen: Cic. Parad. 1, 14 *cum tibi sive deus sive mater, ut ita dicam, rerum omnium natura dederit animum;* Sen. rhet. contr. VII, 16, 13 *non idem omnibus mortalibus natura tribuit ingenium;* Plin. ep. VIII, 13, 1 *cui natura esse te simillimum voluit.* — Nicht übel urteilt S. ferner über 10, 19 *ceteris aliarum artium studiis*, wo er als echte La herstellen möchte: *ceterarum artium studiis.* Dagegen ist er 10, 25 allzu schnell fertig mit dem Wort „absurd" als Bezeichnung für die Überlieferung: *levitate iaculi aut iactu disci.* Hier darf ich S. wohl auf die näheren Ausführungen bei Dräger sowie in Gudemans und meiner Dialogusausgabe verweisen. — Dafs aus dem Worte *expressis* (10, 39) nichts Vernünftiges herauszulocken ist, darin hat der Verfasser vollkommen recht. — Eine sehr nützliche Zusammenstellung von Beispielen aus allen möglichen lateinischen Autoren giebt er zu 13, 20 *ad illosque fontes*, um den herrschenden Sprachgebrauch hinsichtlich der Wortstellung ins rechte Licht zu setzen. — 20, 25 nimmt S. die von einzelnen Gelehrten

als unlateinisch angefochtene Verbindung *quid enim si* mit Recht in Schutz; er führt Sen. de brev. vit. 8, 1 als Beleg an; Helmreich hat auch an Sen. rhet. erinnert, contr. X, 5, 16 *quid enim si Atheniensem a Philippo emisses?* — S.s Besprechung der heillos verdorbenen Stelle 21, 3 führt begreiflicherweise zu keinem bestimmten Ergebnis; 21, 7 schliefst er sich Bährens' von John (s. dessen Begründung) und mir gleichfalls angenommener La. *una aut altera* an. 21, 14 bevorzugt S. *quo minus* (Halm) *sublimius sqq.* als die durch den Sprachgebrauch und die gröfsere paläographische Wahrscheinlichkeit empfohlene Schreibung, ferner bestätigt er 21, 18 *sordes illae verborum* als die echte Überlieferung und beschreibt, wie die Korruptel *regulae* sich gebildet haben möge. 25, 27 erklärt sich S. für *et invidere et livere* (wie John); 26, 13 schlägt er vor zu schreiben *sicut histriones* (statt der sinnlosen Formen *sicut hisclam*), was dem Zusammenhang wohl entspricht; auf dasselbe kommt der Vorschlag Duveau's hinaus: *sicut in scaena.* — 35, 18 *declamatio quoque adhibeatur contraria*, mit Bezugnahme auf das kurz vorhergehende *exerc. contrariae*, ist keine üble Vermutung. Wenn überhaupt ein attributiver Zusatz zu *decl.* für erforderlich gehalten wird, so ist *contraria* jedenfalls ein passenderes Attribut als die von anderen Seiten vorgeschlagenen. — 8, 32 steht im Farnesianus: *ab ineunte aetate adolescentia*, was aus einer Glossierung entstanden sein soll (wenn nicht eine Dittographie vorliegt). Wie Heräus, Gudeman u. a. liest S., im Gegensatz zu den meisten übrigen Herausgebern: *ab in. aetate*, weil es wahrscheinlicher sei, dafs *aetate* durch *adulescentia* glossiert worden als umgekehrt. Er führt aus Glossensammlungen einige Beispiele an, in denen „*ab ineunte aetate*“ mit „*ab infantia*“ und „*ab ipsis rudimentis infantiae*“ erklärt wird, Beispiele, die also eigentlich gar nicht beweisen, was sie sollen. Besser ist die Empfehlung jener La. durch den Hinweis auf Plin. ep. 1, 19, 1; 5, 16, 8; 10, 4, 1. — Das Prädikat „absurd“ erhalten vom Herausgeber u. a. auch die Worte 15, 13 *et quod quibusdam solacio ... absit ab Aeschine sqq.* Er glaubt ähnlich wie Bährens den freilich der strengen Logik entbehrenden Ausdruck durch zwei kleine Änderungen *(video* in *idem, ut* in *vel)* sowie durch Umstellung der Worte *video ... accidisse* nach *solacio est* verbessern zu sollen. Ebenso wenig wie hier ist eine Textänderung nötig 16, 22 *ita tamen, ut ... essent*, das hätte S. aus Johns und meinen Erklärungen zu der Stelle entnehmen können; ein gleiches gilt von dem mit Unrecht angegriffenen

Satze 18, 21 *qui pro Catone ... magis mirarentur.* — Zu 17, 27 *nam Corvinus . . . duravit* bringt S. für den zweifellos korrupten Text als radikales Hilfsmittel die Ausstofsung sämtlicher störenden Worte in Vorschlag, so dafs nur der inhaltlich allerdings ziemlich einwandfreie Rest bleibt: *nam uterque paene ad extr. Aug. pr. duravit!* Wie aber die Interpolation und Verderbnis des ursprünglichen Wortlauts etwa vor sich gegangen sein, wie viele Irrungen und Wirrungen der Abschreiber an dieser Unglücksstelle zusammengewirkt haben können, das wird uns mit einer bewunderungswürdigen Phantasie vor Augen geführt. — 39, 3 ändert S. die Überlieferung, weil er, ohne triftigen Grund, an *paenulas* sachlich Anstofs nimmt, in *parvulas istas cellas* und bemüht sich, diese Vermutung nach der paläographischen Seite hin plausibel zu machen, ohne anderseits zu bedenken, dafs *cellā adstrictus* eine ganz unmögliche Verbindung ist. — Ähnlicher Fehlgriffe liefse sich unschwer noch eine ganze Reihe anführen; doch begnüge ich mich vorläufig damit, auf die Leistung S.s aufmerksam zu machen; denn es finden sich, wie bereits oben bemerkt, in dieser Ausgabe recht dankenswerte Ergebnisse emsigen Forschens, welche zum besseren Verständnis des Dialogus sowie zu einer befriedigenden Textgestaltung wesentlich beitragen können.

Frankfurt a. M. **Eduard Wolff.**

---

167) **Studies in Classical Philology,** edited by a committee representing the departments of Greek, Latin, archaeology, and comparative philology. Preprint from volume II. History of Greek Noun-Formation. I. Stems with -μ- by **A. W. Stratton.** Chicago, The University of Chicago Press, 1899. Leipzig, O. Harrassowitz. 129 S. (114—243). 8.

Vorliegendes Heft bildet den ersten Teil der vom Verf. laut Ankündigung in Johns Hopkings University Circulars Nr. 119, Bd. XIV, S. 82 in Aussicht genommenen Studie über Nomenbildung im Griechischen.

Die Materialsammlung, unter den Auspizien des Prof. Moritz Bloomfield im Frühjahr 1893 begonnen, hat die Citate des Wörterbuchs von Liddell und Scott als Grundstock, ist jedoch an der Hand von Indices und Spezialwörterbüchern und, wo dies nicht angängig war, auch durch eigene Lektüre des Verf., insbesondere Heranziehung der griechischen Lexikographen, teils ergänzt, teils berichtigt. Die reiche Fundgrube in Wilhelm Schmids Attizismus hat er sich dabei offensichtlich entgehen lassen. Was

die Inschriften anlangt, so hat Stratton von den attischen nur den ersten Band gelesen, für die übrigen sich auf die Indices verlassen; das inschriftliche Material der anderen Dialekte verdankt er Mifs Helen Mr. Searles, welche bekanntlich ein Wörterbuch der Inschriften vorbereitet; vgl. Jahrg. 1898, S. 608ff.

Den in diesem ersten Teile behandelten Stoff bilden die Stämme mit *-μ-*. Deren Gruppierung erfolgt nach den Ausgängen auf *μεν*, *μον*, *ματ* und *μο*, und zwar in der Weise, dafs nach einer allerdings knappen, aber auf der besten Litteratur beruhenden orientierenden Übersicht des Gebrauchs der S. 147 aufgeführten Suffixe in anderen indo-europäischen Sprachen, in welcher unter steter Bezugnahme auf die einschlägigen Untersuchungen und deren neueste Ergebnisse neben kurzen Bemerkungen über Vokalismus und charakteristischen Accent jeder Bildung zugleich Abweichungen von der Norm, wo möglich, zu erklären versucht werden, die betreffenden Wortbildungen selbst zur Vorführung kommen. Im innigsten Zusammenhange damit werden auch die durch Verschmelzung von Endungen mit den Schlufslauten bedingte Entwickelung neuer Endsilben sowie andere daran sich knüpfende Fragen in den Kreis der Betrachtung miteinbezogen. Doch sind, wie ich sehe, die lichtvollen Untersuchungen Hatzidakis nicht berücksichtigt, z. B. bei dem lukianischen *πασχητιασμός* (S. 215).

Die Behandlung der Wörter selbst aber ist insofern eine verschiedene, als der Verfasser, so weit die Litteratur aus der Zeitperiode bis etwa 280 v. Chr. in Betracht kommt, noch aufserdem nachzuweisen versucht, mit welcher Freiheit die verschiedenen Formen zu verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Litteraturgattungen gebraucht wurden. Zu diesem Behufe legt er Verzeichnisse an, aus denen recht augenfällig ersichtlich werden soll, in welchen Litteraturgattungen die Wörter jeder Klasse zur Anwendung kommen. Dabei unterscheidet er zunächst sechs Hauptlitteraturgattungen, je drei für Dichtung und Prosa, nämlich epische, lyrische und dramatische Poesie, Geschichte, Rhetorik und Philosophie. Diese sechs Arten werden hinter den einzelnen Wörtern in Kursivdruck angegeben, an jede schliefsen sich dann die Namen der dahin einschlägigen Autoren in alphabetischer Anordnung, doch so, dafs innerhalb der lyrischen Poesie wieder zwischen elegischer, jambischer, melischer und Chorpoesie unterschieden wird, ein Verfahren, das, weil nur äufserlich durch Strichpunkte angedeutet, in den weitaus meisten Fällen einen recht problemati-

schen Wert hat, und dafs aus dem gleichen Grunde beim Drama nicht blofs Tragödie und Komödie, sondern auch Dialog und lyrische Stellen getrennt vorgeführt werden. Freilich hätten folgerichtig die von Geschichtschreibern berichteten Reden ebenso gesondert behandelt werden sollen, ja die Konsequenz hätte erfordert, dafs der Verf. nach der Analogie, wie er z. B. bei *πήνισμα* (S. 184) zu verfahren für gut befunden hat, bei *χειρούργημα* (S. 164) die Bemerkung des Schol. nicht übersehen hätte, es sei dies ein leontinisches Wort des Gorgias, und dafs auch von Äschin. *ὑποκόρεσμα* (1, 126) und *κλῆμα* (3, 166) wohl als Worte des Dem. angeführt würden. Vermutlich liefse sich noch gar manches der Art aufstöbern, so z. B. das zweifelsohne aus Eur. El. 192 stammende *πρόθημα*. Indes darf nach der anderen Seite wohl zugegeben werden, dafs bei dem verhältnismäfsig geringen Umfang jener Reden einerseits und dem gewifs seltenen Vorkommen von Fällen letzterer Art anderseits das tabellarische Bild keine wesentliche Einbufse an Richtigkeit erlitten hat, so dafs daraus etwa irrige Schlufsfolgerungen von irgendwelcher Tragweite zu besorgen ständen, und das um so weniger, als die attische Beredsamkeit hinsichtlich des Wortschatzes ebenso wohl wie hinsichtlich der Syntax für äufserst konservativ zu gelten hat. Mifslicher finde ich den Mangel einer bestimmten Angabe der in diese Verzeichnisse aufgenommenen Litteratur. Denn abgesehen davon, dafs schon die vom Verf. beliebten sechs Hauptgattungen für einen Epistolographen wie Chion aus Herakleia, z. B. *οἰώνισμα* ep. 17, oder einen Idyllendichter wie Theokrit, z. B. *ἀμάρυγμα χείλεος* Zucken der Lippe 23, 7; *πένθημα* 26, 26; *μέλημα* 14, 2; *ἆθλημα* 21, 8; *γράμμα* 23, 46; *ἐπίχαρμα* 2, 20; *ἔρεισμα* 21, 12; *τύμμα* 4, 55 — im Abschnitte aus späterer Litteratur finden sich nur *πατάγημα* (S. 138) und *περόνημα* und *ἐκπερόνημα* (S. 143) — von vornherein keinen Platz verstattet, ist auch für manch anderen Schriftsteller kein fester Standpunkt eingehalten, sondern die Grenze mehr oder minder verschoben, insofern nämlich einige — und dabei sehe ich von Anthologieen (z. B. *ὑμήν* für Aristoph. in der Planudea), den orphischen Fragmenten, die doch auch, so weit sie auf Onomakritos zurückgehen, in diese Zeit gehören, u. ä. ab — bald im Verzeichnisse, bald unter der späteren Litteratur figurieren. Dahin gehört vor allem Hippokrates. Eine oberflächliche Durchsicht der Wörter bis S. 185 zeigt, dafs die weitaus überwiegende Menge der hier in Betracht kommenden Bildungen seines Sprachschatzes unter jenen erscheint, die, als nur bei

späteren vorkommend, von dem Verzeichnisse ausgescblossen sind, dafs aber auch eine immerhin erkleckliche Anzabl in diesem sich belegt findet, einige sogar doppelt verzeicbnet sind (so auch für Epikur ἐπαίσθημα), wogegen manche überhaupt nicht mit seinem Namen verseben sind; so wird z. B. für πρόθεμα, als nur aus späterer Zeit, blofs Polybius, für ἐπίθεμα dagegen im Verzeichnis einzig Aristot. als Litteraturquelle angegehen. Diese Beohachtungen, die in vollem Umfange auch für Theopbrast gelten, über die angeführten allgemeinen Bemerkungen hinaus im einzelnen zu erhärten, mufs ich mir scbon mit Rücksicht auf den Raum versagen. Äbnlich liegt die Sache bei Kallimachos, dessen Name z. B. bei ἄκμων, ἀλιτήμων, παλαιμοσύνη, πίλημα (fr. 125) φ. feblt. Lykopbron ferner erscbeint gelegentlicb der zwei Wörter, die von ihm ins Verzeicbnis aufgenommen sind, das eine Mal als Komiker (τράγημα), das andere Mal als Lyriker (ἀνάθημα), feblt dagegen bei θηλαμών (31: τάλαινα θ.), πολυδέγμων, στλέγγισμα (στέλγισμα? 874), τύκισμα (349) und παραγκάλισμα (113), während ἄλμα, στιχούργημα, θούλιγμα und ἴσμα unter seinem Namen bei der späteren Litteratur (S. 135, 139, 150, 151) angegeben sind. Desgleichen finden sich Wörter aus den platoniscben Briefen u. dergl. bald im Verzeichnisse, bald bei den späteren Litteraturquellen. Wörter wie ἀπήχημα Plato Ax 366 c, αἴχημα ib. 365 c, τάγμα def. 414 e (νόμου) und κατανόημα Epin. 987 d bätten doch wenigstens entsprechend jenen aus Briefen der Redner in den Fufsnoten angemerkt werden sollen. Doch genug biervon!

Die Verzeicbnisse selbst aber machen nocb einige Bemerkungen unumgänglich. Die Wörter sind alphahetisch nach den Ausgängen geordnet, wobei Adverbien als mit ihren Adjektiven zusammenfallend betrachtet, Komposita nnter die Symplexformen gruppiert sind. Der hierin liegende Vorteil hätte sich wobl aucb auf andere Weise erreichen lassen; denn jetzt erheischt die Bemeisterung dieser „alphabetischen Ordnung" einen gewissen Grad von Findigkeit, wie folgende Probe bekunden mag. Icb wähle dazu die 12 ersten der etwa 1200 anf diese Weise alphabetisch geordneten Wörter auf μα, also: θέαμα, ἴαμα, θυμίαμα, ἐπιθυμίαμα, κονίαμα, δεξίαμα, πυρίαμα, φυσίαμα, αἰτίαμα, ἑστίαμα, νᾶμα, θοίναμα etc. Indes soll die wirklicb tadellose Durchführung dieser Anordnuug ausdrücklicb bervorgeboben werden. Ein Stern vor dem Namen eines Schriftstellers sodann bedeutet, dafs in dem betreffenden Autor das Wort nnr an einer Stelle vorkommt; als ἅπ. λεγ. hat es aber aucb dann zu

gelten, wenn es zwei- oder dreimal in einem Passus („passage") vorkommt. In diesem Punkte nun dürfte das Buch am wenigsten verlässig sein; ich verweise nur auf ἄλοιμα, welches zwei Fragmente des Soph. bieten (73 [75] u. 830); ἐπίχαρμα Eur. (Phoen. 1549 u. Herc. Fur. 459); ἐπίγραμμα Thuc. (6, 54 u. 59); δέρμα Her. (2, 91 u. 4, 64); τέρμα Her. (4, 52 u. 7, 54), und sollte z. B. πλῆσμα bei Aristot. wirklich nur H. A. 6, 23 vorkommen? Von den Inschriften werden überhaupt nur „signifikante Formen" angeführt; ob das darin zum Ausdruk kommende subjektive Ermessen des Verfassers — ich vermisse z. B. αἱ ἡγεμόνες = die Hohlziegel — dem Werte der Arbeit wesentlichen Abbruch thut, mag dahingestellt bleiben.

Geht nun aus dem bisher Gesagten bereits sattsam hervor, wie berechtigt die Zweifel des Verf. betreffs der Vollständigkeit seiner Sammlungen sind, Zweifel, die er, soll ich sagen bedenklicher oder bescheidener Weise, gerade hinsichtlich jener Autoren hegt, bei denen er auf eigene Lektüre angewiesen war, seine Hoffnung, „selbst in diesen sei wenig ausgelassen worden", dürfte sich sowohl rücksichtlich der Wörter als der Stellen bei näherem Zusehen als allzu optimistisch herausstellen. Zur Erhärtung dieser Ansicht mögen mir noch folgende gleichfalls nur auf den oben näher bezeichneten Abschnitt sich beziehende Bemerkungen verstattet sein. Übersehen sind δαίμων Hippocr. (κατὰ δαίμονα, vergl. σὺν δαίμονι in der Ilias); ὑμήν Euhulos (fr. bei Ath. p. 586 F), nach den Wörterbüchern auch bei Aristoph.; übrigens hat das Wort hier eine andere Bedeutung als bei den Philosophen; κηδεμών Eur. (Med. 991) und Or.: Din. (1, 31); ἀφράδμων Aesch. (Pers. 409: ἀφραδμόνως); πότημα Hippocr., wogegen bei Aesch. Eum. 250 die Lexika πωτήματα geben, Dindorf allerdings ποτήμασιν schreibt; ἀπήμων Phil.: Plato (Phaedr. 248 c); ναματιαῖος Theophr.; βόαμα Com.: Ar. (Nub. 954); ἀκρόαμα Or.: Aeschin. (2, 241); συνάλλαγμα Or.: Dem. (24, 213); σάγμα (fr. 939); σύνταγμα Aeschin. (3, 95; 97); φλέγμα Hist.: Her. (4, 187); στήριγμα Eur. (J. A. 617); ἔσθημα Eur.; πλημμέλημα Aeschin (3, 106), Isocr.; ἔγκλημα Plato (Phil. 22 c), Arist. (Nic. 9, 1), hier sind, wie es scheint, die Philosophen überhaupt weggeblieben; θύλημα Theophr. (char. 10); νῆμα Trag.: Eur. (Or. 1433); σῆμα Dem.; σημεῖον Lyc. (90 u. 93); νουθέτημα Plato (Gorg. 525 c); ἀτύχημα Thuc.; κόμμα Or.: Din. (bei Harpocration, von Forman [Indices p. 78] als Fr. 18, 4 bezeichnet); ἔπαρμα Arist. (H. A. 7, 1); κάθαρμα Ar. (Plut. 456: ὦ καθάρματε u.

Ach. 44: *ἐντὸς τοῦ καθάρματος*); *ἕρμα* Simon. (85: *σήμαινε λαοῖς ἕρμ' ἔχων Κορίνθου*); *κέρμα* Or.: Dem. (21, 107); *κερματίζω* auch in einem Fragment des Tragikers Achaeos (bei Ath.); *τέρμα* Phocylides (130); *χερμάδιον* Hom. (Il. u. Od.); *ἄθυρμα* Arion (11); *ἔδεσμα* Or.: Isocr. (8, 109). S. 178 fehlt *τριμμάτιον*, das dem Komiker Diph. angehört (Ath. VI, 231 a), nnd zu *φιλημοσύνη* die Bemerkung, dafs das Adj. als nom. propr. vorkommt. S. 160, Z. 18 mufs es heifsen Aesch. (st. Ar.), bei *ζηλήμων* Ep. Od. (st. Op.). Während *μινύρισμα* (sicher seit Theocr. 4, 11) bei Philox. aus *μινύριγμα* verhessert wurde, ist das nnr an einer Stelle des Aristoph. vorkommende *λαῖμα* in jeder Beziehnng unsicher.

Trotz dieser hedauerlichen Mängel im einzelnen ist die Arheit selbst als eine höchst verdienstvolle und wenigstens nach ihrem positiven Gehalte anch als eine sorgfältige nnumwunden anzuerkennen; enthält sie ja nicht blofs entwickelnngsfähige Keime, sondern bereits herrliche Fruchtansätze, die geeignet sind, zu einem sicheren Verständnis der Typen der Nominalbildung, soweit deren Verwendung der geschichtlichen Zeit angehört, zu führen. Ihre eigenartigen Früchte aher werden freilich erst dann zu vollwertiger Reife gelangen, wenn ähnliche Studien auch für die anderen indo-enropäischen Sprachen gemacht worden sind; erst anf dem so bereiteten Boden kann der Banm der Erkenntnis erwachsen und sich entfalten, der da eine dentliche Unterscheidung ermöglichen wird, welche Formen von früherer Zeit ererbt nnd welche erst neu gebildet wurden; einstweilen aber hahen wir nnr Leskiens Bildung der Nomina im Litauischen, die wir dieser Arbeit an die Seite stellen können. Indes, bedünkt mir, darf auch schon jetzt der griechische Stilist die Untersnchung über den Gebranch der Wörter in den verschiedenen Litteratnrgattnngen, soweit deren Resultate in den Verzeichnissen klar entgegentreten, mit Recht willkommen heifsen, wenn ihm auch ein noch eingehenderes Studium der einzelnen Autoren unerläfslich bleibt.

Von den verhältnismäfsig wenigen Druckfehlern, die mir aufgefallen sind, wurden die heiden sachlichen oben richtig gestellt, die formellen verbessert der Leser von selbst.

München. **Ph. Weber.**

168) **C. O. Müller & F. Wieseler, Antike Denkmäler zur griechischen Götterlehre.** Vierte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe von **Konrad Wernicke.** Lief. 2: Poseidon. Demeter und Kore. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1899. Tafel XI—XX. Text S. 141—262. 8.

ℳ 5.—.

Über den Zweck, die Berechtigung und die Einrichtung der neuen Ausgabe des zweiten kunstmythologischen Teils von Müllers Denkmälern der alten Kunst hat sich schon C. Sittl bei Rezension der ersten Lieferung ausgesprochen. Hinzufügen möchte ich noch, dafs, da der erste Band keine Neubearbeitung mehr finden wird, zweckmäfsiger Weise manche Abbildungen aus diesem herübergenommen sind. Die Darbietung der Abbildungen in Umrifsstichen erfreut sich heutzutage keiner besonderen Beliebtheit, ist aber für den vorliegenden Zweck im allgemeinen ausreichend.

Der Text der zweiten Lieferung schliefst die Darstellungen der Demeter und Kore mit Tafel XXI ab, die XXI. Tafel wird aber erst in Lief. 3 erscheinen. Die Einrichtung, der Einzelerklärung der Bilder allgemeine Einleitungen vorauszuschicken, ist von Sittl als praktisch anerkannt und doch zugleich bemängelt worden. Gelegenheit zum Mäkeln kann, wer will, überall finden. Wie lehrreich die Einleitungen sind, sieht man gleich bei Poseidon. Denn hier ergiebt sich einmal, dafs die archaische Kunst noch keinen festen Poseidontypus geschaffen hat, und dafs er in folgezeit in der Hauptsache eine Variante des Zeustypus geblieben ist, ferner, dafs in der archaischen Periode eine verhältnismäfsig grofse Zahl der Poseidondarstellungen auf den Peloponnes entfällt. Bei Erwähnung des Poseidon am Altar des Hyakinthos, Paus. 3, 19, 3, sollte jedoch der Hinweis auf die Darstellung des Poseidon am amykläischen Thron (Paus. 3, 18, 10) um so weniger fehlen, weil der Künstler dieses Werkes ein J o n i e r aus Magnesia war. Unter den archaischen Vasenbildern mit Poseidondarstellungen vermifst man die Françoisvase, auf der er, wenn auch nicht im Bild erhalten, doch inschriftlich bezeugt ist. Als notwendig erweisen sich diese Einleitungen schon dadurch, weil man in der Reihenfolge der Bilder auf den Tafeln kein anderes Prinzip der Anordnung zu entdecken vermag, als die Rücksicht auf den Raum. In dieser Hinsicht dürfte wohl in den weiteren Lieferungen eine etwas planvollere Zusammenstellung erwartet werden, ohne dafs damit die Einleitungen als

überflüssig erklärt werden sollen. Wohl aber dürfte der Wunsch gerechtfertigt sein, dafs die Auswahl der dargebotenen Abbildungen noch mehr, als bisher schon geschehen, auch neuere Entdeckungen, die noch in seltenen und schwer zugänglichen Werken enthalten sind, herangezogen werden möchten. Demgegenüber soll auch die Anerkennung für Ausscheidung gewisser Monumente aus der früheren Ausgabe nicht unausgesprochen bleiben.

Auffallend war mir die Behauptung S. 199, dafs im Ostfries des Parthenon Demeter nicht mit Sicherheit erkannt sei, während zwei Figuren in der linken Hälfte des Ostgiebels als Demeter und Kore ziemlich allgemein anerkannt seien. Die als Demeter erklärte Figur des Ostfrieses trägt aber ihre Bezeichnung als solche mindestens mit demselben, wenn nicht mit besserem Recht, wie die beiden Giebelfiguren die ihrigen. Persönlich möchte ich noch bemerken, dafs die Ehre, den Artikel Skopas in Baumeisters Denkmälern III verfafst zu haben (S. 187), nicht mir, sondern Waldstein zukommt. Dagegen rührt der Artikel Ganymedes in Roschers Lexikon nicht von Drexler, sondern von mir her (S. 84 f.). S. 233, Z. 3 des Textes v. u. wird zu dem Typus der Demeterstatue aus Cherchel Tafel XVII Nr. 4 citiert; dies ist irreführend, da diese Nummer die verwandte Statue des Berliner Museums bezeichnet. Bei der Eubuleusbüste S. 239 vermifst man die Erwähnung von Heydemann, Marmorkopf Riccardi (13. Hall. Winckelmannsprogramm 1888), und unter den Bildern der eleusinischen Gottheiten die Abbildung und Erklärung der Petersburger Vase (Ermitage 525), die neben den Bildern der Mysterienweihe des Herakles (Tafel XX 8 und 9) in vielfacher Hinsicht lehrreich ist; vgl. Schreiber, Abb. der k. sächs. Ges. d. Wiss. Phil. hist. Kl. XVII, Nr. 6 (1897), S. 86 ff. Doch wünschen könnte man noch viel, aber man wird sich, wenn das Werk nicht zu sehr anschwellen soll, mit dem Satz zufrieden geben müssen: *est modus in rebus, sunt certi denique fines,* und auch das innerhalb dieser Grenzen Gebotene dankbar hinnehmen als das, was es sein will und zu werden verspricht, ein brauchbares Hülfsmittel zur Denkmälerkunde der griechischen Götterlehre.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

169) **Adolf Schulten, Das römische Afrika.** Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899. VI u. 116 S. 8. ℳ 2.—.

Ein treffliches Buch, welches die Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des alten Nordafrika in übersichtlicher Weise und ansprechen-

der Darstellung vorführt. Die Stndie ist die Bearbeitung eines Vortrages und richtet sich nicht allein an die Fachgenossen, sondern an jeden, der sich für das römische Afrika interessiert. Der Archäologie ist es ja vornehmlich zn danken, dafs die Freunde des klassischen Altertnms nicht ausschliefslich in den Kreisen der Gelehrten sich finden. Einen wissenschaftlichen Apparat, Nachweis nnd Kritik der Quellen nnd Begründungen, hat der Verf. in z. T. ausführlichen Anmerknngen (S. 94—116) hinzugefügt und darin die vorzüglichen Arbeiten der Franzosen auf dem Gebiete der Archäologie nnd Kartographie gebührend gewürdigt. Nach einem Überblick über den Gang der Knltnr in Nordafrika dnrchwandern wir das weite Gebiet von Tunis bis Tanger, von Algier bis in die Wüste hinein, nm überall Spnren römischer Kultur zu finden. Die höchste Blüte der afrikanischen Provinzen war im dritten Jahrhnndert unter der Dynastie des Septimius Severus, der, selbst ein geborner Afrikaner, viel für seine Heimat that. Daher stellt Verf. vornehmlich den Zustand des Landes in dieser Periode dar, nachdem er vorher die Fundamente aufgedeckt hat, auf welchen sich der stolze Bau der römischen Knltnr erhob, von den Eingeborenen gesprochen hat, die unter römischem Einflufs aus Nomaden in Ackerbauer verwandelt sind, nnd auch die karthagischen Elemente hat erkennen lassen, die der fremden Knltur sich nnterwerfen mufsten. Es ist eine Reihe von Bildern, in denen nns der Verf. das römische Nordafrika vorführt. Wir lernen weite städtische Anlagen kennen mit Überresten der grofsartigsten Banwerke (z. B. das noch heute mächtig über einem ärmlichen Araberdorf emporragende Amphitheater von Thysdras, welches dem römischen Kolosseum wenig an Gröfse nachsteht), eine vollständige römische Stadt, das „afrikanische Pompeji“, Timgad (römisch Thamngadi), die sich im Sande der Wüste erhalten hat, die reiche Zahl von Triumphbögen, deren Afrika soviel besitzt als die übrigen Provinzen und Italien znsammen, darunter das prächtigste Beispiel dieser Gattung von Baudenkmälern, den vierthorigen Trinmphbogen des Caracalla in Tebessa. Dann werden wir durch die Kultur und die Bevölkerung des platten Landes geführt, — mehr als 20000 Inschriften sprechen noch heute eine beredte Sprache, nnd nicht minder belehrend sind zahlreiche Mosaikbilder. Interessante Streiflichter fallen auf Boden- nnd Wirtschaftsverhältnisse, den blühenden Landbau, dem Afrika wie Ägypten seinen Reichtum verdankte, auf soziale Zustände nnter den Herrschenden wie den Unterthanen, Znstände nnd Mifsstände, die gerade diese Gegenden für die Ausbreitung

in Beziehung zum XXI. Buche und die letzten 33 in Beziehung zum XXII. Buche des Livius gesetzt und geben demnach die wichtigsten Ereignisse aus dem Anfang des zweiten punischen Krieges wieder. Angehängt ist der Sammlung ein nach den einzelnen Stücken geordnetes Wörterverzeichnis, das ermöglichen soll, diese Stücke auch dann zu übersetzen, wenn die entsprechenden Abschnitte des Livius vorher nicht gelesen sind. Soweit die äufsere Einrichtung des Buches. — Was nun seinen Wert für den Unterricht betrifft, so hat der Verf. im richtigen Verständnis der für den lateinischen Unterricht geltenden Bestimmungen es verstanden, den richtigen Mittelweg zu finden in den Anforderungen, die heutzutage im Übersetzen in das Lateinische an die Schüler der Mittelstufe gestellt werden können, er hat sich ebenso von jedem zu freien Ausdruck wie von jedem zu engen Anschlufs an den Schriftsteller fern gehalten, jede Häufung von grammatischen Schwierigkeiten gemieden, aber doch häufig genug zur Wiederholung, Befestigung und gelegentlichen Erweiterung der grammatischen Kenntnisse Gelegenheit geboten, ohne den Übungsstoff an bestimmte Abschnitte der Grammatik anzuschliefsen. Das Wörterverzeichnis am Schlusse des Buches scheint aber nicht recht praktisch zu sein. Sind die Abschnitte des Livius, über die die Stücke handeln, bereits übersetzt, so hat der Schüler die Pflicht, falls er die Vokabeln nicht mehr kennt, diese aus dem Livius selbst zu entnehmen; er ist dadurch gezwungen, die gelesene Stelle nochmals durchzustudieren, was für ihn von Vorteil sein wird; findet er dagegen die fehlenden Vokabeln oder einen Teil davon in dem angehängten Wörterverzeichnis, so fällt die nochmalige für ihn heilsame Durcharbeitung der Lektüre fort. Sind aber die das Übungsstück betreffenden Abschnitte des Livius nicht übersetzt, so ist es wahrlich nicht zu viel verlangt, wenn der Schüler die ihm fehlenden Vokabeln in seinem Handlexikon aufsucht. Von Wert würde es aber sein, wenn der Verf. die in den Übungsstücken vorkommenden lateinischen Redensarten, wie deren viele ja auch das Verzeichnis enthält und die der Schüler nicht so leicht in einem Lexikon findet, alphabetisch in einem Anhang zusammenstellen wollte, wodurch nicht nur das zeitraubende Diktieren der Redensarten überflüssig, sondern es auch durch fortgesetzte Durcharbeitung und Wiederholung ermöglicht würde, der notorischen Unkenntnis der Schüler in dieser Beziehung einigermafsen abzuhelfen.

Posen. **J. Rittau.**

---

172) **Thiers, Bonaparte in Ägypten und Syrien.** Aus der Geschichte der französischen Revolution von Thiers. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Karl Beckmann.** Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Band 16. (S. 1—79 Text, 81—122 Anmerkungen.) Mit einer Karte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. VIII u. 122 S. 8.

geb. ℳ 1.20.. Wörterbuch ℳ —.40.

Die vorliegende Ausgabe von Thiers' Bonaparte in Ägypten und Syrien unterscheidet sich von den zahlreichen anderen wesentlich dadurch, daſs sie „mit der Rückkehr Bonapartes nach Frankreich schlieſst, den weiteren Verlauf des Feldzuges am Schluſs des Textes in etwas ausführlicherer Weise, als es die historischen Schulbücher thun können, skizziert". Zu dieser nicht unbeträchtlichen Kürzung wurde der Herausgeber durch mehrfache Erwägungen veranlaſst; einmal, weil nach seiner Ansicht „das Interesse des Schülers gerade mit der Persönlichkeit des Hauptheldenverknüpft ist", sodann weil er „das Ganze innerhalb eines Semesters bewältigen will". In dem ersten Punkte stimme ich ihm völlig bei; hinsichtlich des zweiten muſs ich dagegen einige Bedenken erheben. Zunächst gebe ich dem Herausgeber recht, daſs er die Lektüre von Thiers' Schilderung des Zuges Bonapartes nach Ägypten und Syrien der IIb zuweist, auch darin, daſs er mit Rücksicht auf den im Übersetzen noch wenig geübten Untersekundaner eine Reihe von Übersetzungshilfen giebt. Trotzdem aber ist es meines Erachtens nicht möglich, die 78 Seiten in einem Semester zu lesen, auch im Wintersemester nicht, und sicher nicht auf dem Gymnasium. Wollte man dies, so müſste man doch wohl entweder die ganze Zeit der Lektüre widmen oder aber kursorisch lesen; ersteres verbietet sich durch das für IIb leider viel zu reichlich bemessene Pensum von selbst, letzteres aber wäre auf dieser Klassenstufe wohl kaum zu empfehlen. Warum soll man aber die Lektüre Thiers' nicht über das ganze Jahr verteilen? Man wird auſser einigen Gedichten und den in jedem Übungsbuch enthaltenen Lesestücken kaum noch einen zweiten Schriftsteller lesen. — Die Ausgabe verdient, im ganzen betrachtet, uneingeschränktes Lob. In der biographischen Einleitung kennzeichnet der Herausgeber Thiers' politische Stellung, insbesondere sein Verhältnis zu Napoleon, und giebt eine kurze, der Auffassung des Untersekundaners angepaſste Charakteristik von Thiers' beiden Hauptwerken. Eine historische Einleitung fehlt; sie kann meines Erachtens auch recht wohl entbehrt werden. In den An-

merkungen, namentlich den historischen, ist weise Mafs gehalten worden; insbesondere kann ich dem Herausgeber nur recht geben, wenn er in den biographischen Notizen das unbedingt Notwendige bringt und nicht, wie dies leider nur zu oft geschieht, an jeden Namen eine ganze Lebensgeschichte anknüpft, die entweder den Schüler von der eigentlichen Lektüre ablenkt oder, was schliefslich noch das beste ist, von ihm gar nicht gelesen wird. Hinsichtlich der Übersetzungshilfen, die, wie auch hervorgehoben werden soll, nicht unter dem Text, sondern unter den Anmerkungen am Schlufs des Buches sich befinden, stimme ich ebenfalls dem Herausgeber bei; vielleicht ist 1, 11: *Que l'Italie fût affranchie*, um das konzessive Verhältnis mehr hervorzuheben, besser: „mochte nun“, 7, 29 *obstiné à le combattre* „bekämpfte ihn besonders hartnäckig“, 29, 9 *art* „Geschicklichkeit“ zu übersetzen. In einem Punkte bin ich allerdings anderer Ansicht. Nach meinem Dafürhalten bleiben nämlich grammatische Erläuterungen am besten dem Lehrer überlassen. Freilich darf dieser, sobald der für die häusliche Präparation aufgegebene Abschnitt Schwierigkeiten enthält, nicht vergessen, diese vorher zu erläutern. Im übrigen möge der Schüler die grammatischen Erscheinungen eben in seiner Grammatik selbst aufsuchen; je öfter ihm auch die Lektüre dazu Veranlassung giebt, um so vertrauter wird ihm jene werden. Glaubt indessen der Herausgeber der grammatischen Erläuterungen nicht entbehren zu können, so hätte er auch 1, 3 *soins non moins vastes, et qui*, 9, 12 *de chez vous*, 50, 17 *en amena*, 52, 16 *de treize vaisseaux* erklären können. — Das Wörterbuch ist zuverlässig; *hésiter* hat S. 12 auch die Bedeutung: Bedenken tragen; es fehlt *le zélé* (S. 52). Die Aussprache ist, wenn nötig, angegeben; sie hätte auch bei *chebec, dey, gaieté, innombrable, Mamelouk, radoub, cingler, triangle* hinzugefügt werden können. — Die beigegebenen beiden Kartenskizzen geben eine Übersicht des ganzen Kriegsschauplatzes (1:4000000) und Alexandria und Abukir (1:600000); wir finden die sämtlichen nötigen Angaben; wäre es indessen nicht angebracht gewesen, die Namen auf der Karte in Übereinstimmung mit denen im Text zu bringen?

Weder im Text und in den Anmerkungen noch im Wörterbuch habe ich irgend welchen bedeutenderen Druckfehler gefunden, sodafs auch aus diesem Grunde die Benutzung von Beckmanns Ausgabe Thiers' empfohlen werden kann.

Waldenburg i. Schles. **Ludwig Klinger.**

173) **Robert Märkisch, Die altenglische Bearbeitung der Erzählung von Apollonius von Tyrus.** Grammatik und lateinischer Text. VI. Heft der „Palaestra", herausgegeben von **Alois Brandl** und **Erich Schmidt.** Berlin, Mayer & Müller, 1899. 62 S. 8. ℳ 1.60.

Der erste Abschnitt (S. 1—16) dieser Arbeit enthält eine Untersuchung über die Laut- und Formenlehre des altenglischen Appolonius von Tyrus, aus welcher erhellt, daſs als Entstehungszeit dieses Denkmals ungefähr das 11. Jahrhundert anzusetzen ist. Im zweiten Abschnitt (S. 17—36) sind die syntaktischen Eigentümlichkeiten des erwähnten Textes zusammengestellt. Interessant ist, daſs neben der regelmäſsigen Stellung des Subjektspronomens hinter dem Imperativ (z. B. *gehŷr đû*) auch einmal die Vorsetzung desselben vorkommt (*and đû siđđan onfôh*), wie sie im Neuenglischen Regel ist; vgl. *(you) let that dog alone!* Bei der Aufzählung der Fälle, wo der bestimmte Artikel fehlt, findet sich in der Rubrik „vereinzelt" auch das Beispiel *Antiochus cync* mit der Bemerkung, daſs diese Konstruktion oft bei Aelfric vorkommt (S. 28). Es wäre sehr wichtig gewesen, diesem Beispiel diejenigen Fälle entgegenzustellen, in denen die nachgestellte substantivische Apposition mit dem Artikel versehen ist, damit man sehe, ob der Artikel nur bei stärkerem Nachdruck oder auch sonst vorkommt. Im dritten Abschnitt (S. 36—51) versucht der Verf. den lateinischen Text, wie er dem altenglischen Übersetzer vorgelegen haben mag, herzustellen. Der vierte Abschnitt (S. 51—62) bringt endlich eine Vergleichung der ae. Übersetzung mit der lateinischen Vorlage. Wir ersehen daraus, daſs sich der Übersetzer nicht sklavisch an seine Vorlage hält, sondern daſs er sich bald Kürzungen, bald Erweiterungen erlaubt und sich bei der Übertragung der lateinischen Konstruktion stets von der Rücksicht auf den Geist seiner Muttersprache leiten läſst. Bei der Aufzählung der verschiedenen Erweiterungen, die sich der Übersetzer dem lateinischen Text gegenüber erlaubt, vermissen wir einen Hinweis auf die Neigung zur Tautologie, die ja eine der wichtigsten Eigentümlichkeiten des altenglischen Stils ist. Dazu gehören z. B. folgende Übersetzungen: ait — *andwirde and cwæđ;* quaeritur — *gesôht and geâcsod;* silentio — *stilnes and swîge;* pius — *gôd and ârfæst* (S. 56). Die Belege werden nach Zupitzas Ausgabe (Archiv XCVII, S. 17 ff.) gegeben.

Wien **J. Ellinger.**

D ist in Jonien geschriehen und von der Insel Chios nach Mailand gehracht worden [1]). Jonischen Ursprungs ist auch Σ, denn hier finden sich ehenfalls jonische Formen.

Dafs eine Beziehnng zwischen D und Σ hesteht, könnte man schon aus der unhestrittenen Verwandtschaft von F und Σ schliefsen, also von vornherein ist eine mittelhare Beziehung von D und Σ durch F sicher. Wenn aher aus der Sammlung hervorgeht, dafs D ungefähr von 20 Stellen = Σ ist, an 15 = FΣ, an 8 = FΣQ, an 10 = AΣr, an 4 = ΣQ, an 2 = AΣ, an 2 = ΣBQ, an einer = ΣB, also im Ganzen in acht Privatreden sich 62 mal mit Σ herührt, so ist das kein Zufall. Im höchsten Grad auffallend ist ferner, dafs in Rede 36, 25 die Lesart *νόμον ϑήσων*, die Σ bietet, sich auch in D, sonst aher in keiner anderen Handschrift findet. Auch die Fehler *συνδικοῦντι* st. *συναδικοῦντι* (34, 28), *ἀποδεδωκέναι* st. *ἀπολωλεκέναι* (35, 2) hat D mit Σ gemein, ersteren freilich auch mit F, letzteren mit FQ. Darans erhellt, dafs D eine über das Medium von F hinausgehende selhständige Berührung mit Σ hat. Anderseits ist ebenso klar, dafs Σ die Vorlage von D nicht sein kann, da D sich ja anch mit Ar, einer selbständigen Klasse, herührt. Nun ist der Schreiber von D kein selhständiger Kritiker, der etwa eklektisch in der Konstituiernng seines Textes zu Werk gegangen wäre, sondern er ist, wie man aus dem Ganzen sieht, ein einfacher Ahschreiher. Seine Vorlage war ihm als Ganzes gegeben, das eine aus verschiedenen Elementen bestehende, aher keine schlechte Ausgabe, eine editio mixta, gewesen sein mufs.

Rede 33.

Ὑπόϑεσις Τῆς πρὸς Ἀπατούριον παραγραφῆς.

1 *ἴδια.* — 2 *μὴ κωμάζειν εἰς μ.* — 3 *τὸ πρᾶγμα διαιτητὴς μὲν* [2]). — *ταῦτά τε δ.* — *Παραγραφὴ πρὸς Ἀπατούριον.* — 1 *εἰκῇ* [3]). — 2 *καϑεσταμένοις* (FQ). — *μὴ συκοφαντῶναι* (FQ). — 3 *οὔτ' ἐγγείου.* — 4 *ὦ δικασταὶ* [4]). — *πολὺν χρόνον ἤδη* [5]). — 6 *προσιόντες*] *δέσμοι* (AΣQr). — *οὗτος καὶ Παρμένων* (FQ). — 7 *ἐμοὶ μὲν οὐκ* (FQ). — *λαβόντα με* (FQ). — *προσκεκ-*

---

[1]) Eine jonische Form ist 32, 29 *ἧμε.*

[2]) Beweist, dafs ursprünglich *διαίτῃ, τῆς μὲν* gelesen wurde, wie auch Bekker konjiziert.

[3]) So schreibt auch Dindorf.

[4]) So überall in der Rede. Verwandtschaft mit A.

[5]) Ist jedenfalls unrichtige Stellung, weil dadurch mit *ἐπὶ* Hiatus entsteht.

ρουκῶς τούτῳ (A). — *προειρημένον ἀργ.* (FQ). — 10 *ἐνῆσαν τῷ ξ.* — 11 *ἠρώτα ἢ οὐχ* [1]). — 12 *πιστεύσοντα* (pr. FQ). — *ἧττον περιιδεῖν.* — 14 *συνείσονται αὐτῷ* [2]). — 16 *εἰδότες* om. *ταῦτα* [3]). — *διαμφισβητεῖν* (Αγρ. FQ). — 18 *συγκατασκευάζων ἐστὶν* (FQ) *Ἐρυξιὰς.* — 20 *τῷ μὲν Παρμ.* (AFQr). — *καὶ συμπεσούσης* (FQ). — 21 *ἠμφισβήτησεν* (AFQr). — *ἀπορηθὲν.* — *ὑπομεῖναι ἄν τις* (*ἄν τις* auch FQr) *ποιῆσαι οὐδείς* [4]). 22 *καὶ ἐμοὶ* (Σ) *δικάζεσθαι* (ΣQ). — 24 *οὗτος γὰρ.* — *χρέος* (r). — 26 *ἢ προπέρυσιν* (*γρ.* FQ) *ἐδικάσατό μοι ἢ λόγον* [5]). — 27 D schreibt jeweils *ἐνεγυησάμην* und *ἐνεγεγυήμην* wie AQ, bezw. AFQ. — 28 *συνέβαλεν* mit AΣr. FQ *συνέβαινεν.* — *εἰσπρᾶξαι* (FQ). — 29 *ἄξιον δὲ καὶ* (FQ). — *οὐδ᾽ ἂν ἔτι τῆς* [6]) (FQ). — *ἀρνεῖσθαι ἀνῆλθον* (AQr) [7]). — 30 Nach *γνώσεως* fehlt *γενήσεσθαι ἑτέρας* [8]). — 31 *ὅταν δὲ* (FQ). — *καὶ ἄνευ τῶν διαιτητῶν* (F). — *πῶς ἂν τῷ ἀνθρώπῳ τούτῳ.* — 33 *οἴκαδε καὶ τὰς.* — 34 *μὴ γὰρ ὅτι γε* (FQ) [9]). — *ἀπόφασιν* (AΣ). — 36 *ἐὰν πιστεύσωσιν* (FΣQ). — *ἀντιλέγωσιν ἑαυτοῖς* (Q) ohne *ἰ᾽* wie FQ; *ἐπανέλ-*

---

[1]) Ist die richtige Lesart st. *ἢ* (FΣQ).

[2]) Hiatus.

[3]) Ist auch wirklich unnötig.

[4]) Hier liegt eine Verschlechterung der ursprünglichen Lesart vor. Nach *ἐποιήσατο* ist die verallgemeinernde Wiederholung *ποιῆσαι* unwahrscheinlich. Das Richtige scheint *τις* anzudeuten, also entweder *ὑπομεῖναι ἄν τις* oder *ὑπ. ἂν οὐδείς.* Und die Übersetzung ist: was weder einer von Euch noch von den anderen Athenern sich gefallen lassen würde oder wagen würde. Der Hiatus *ποιῆσαι οὐδείς* ist auch beseitigt.

[5]) Diese Lesart halten wir für richtig: Niemand wird bezeugen, anwesend gewesen zu sein, wo dieser einen Prozeſs mit mir führte oder irgend eine Verhandlung mit mir pflog über das, worüber er jetzt mit mir prozessiert. *ἢ λόγον* etc. ist eine verallgemeinernde Berichtigung des vorhergehenden *ἐδικάσατό μοι* und so letzteres ganz am Platze. Ferner ist der Satz eine Zusammenfassung des vorher Gesagten, wo er § 25 das Gleiche sagt: *μὴ ὅτι δικάσασθαι, ἀλλ᾽ οὐδ᾽ ἐγκαλέσαι μοι ἐτόλμησεν.*

[6]) *ἔτι* statt *ἐγὼ* beachtenswert.

[7]) Gemeint ist jedenfalls *ἂν ἦλθον.* Die Wiederholung des *ἂν* ist teils durch die Entfernung des ersten *ἄν*, teils durch das unmittelbar Vorhergehende *εἰ ἠγγ.* veranlaſst. Drittens ist der rhythmische Fall besser.

[8]) FQ fehlt *γενήσεσθαι*, Ar fehlt *γράψεσθαι.* Auffallend ist an der Stelle einerseits die Wortfülle, andererseits die Auslassung in den bezeichneten Handschriften. Was aber *ἑτέρας* betrifft, liegt nicht Pleonasmus in den Worten: Da sie über das bevorstehende Erkenntnis a n d e r e schriftliche Übereinkommen zu treffen begannen — wie hätte ein Schiedsamt oder Bürgschaft möglich sein sollen, wenn nicht a n d e r e Verträge gemacht würden? Besser so: Da sie Verträge abzufassen begannen, wie hätte das möglich sein sollen, wenn nicht andere Verträge abgefaſst würden?

[9]) Warum *γε* nicht aufgenommen wird, ist nicht einzusehen, da gerade in dieser Verbindung *γε* gern gesetzt wird.

θωσιν (FQ)[1]). — *ἀφανίσας τίς τ' ἀληθὲς* (FQ). — *πιστεύοιτε* (ΣBQ nach Blafs). — 37 *εἰ δ' ἀπολωλέναι φήσει, τότε πόθεν λάβω ἐγὼ*[2]). — *εἰ γὰρ παρ' ἐμοὶ* (FQ). — *Ἀπατούριον* (FΣQ). — 38 *κοινῶς* (FQ). — *ὅσα ἠδυνάμην.*

Rede 34.

Ὑπόθεσις τοῦ πρὸς τὴν Φορμίωνος παραγραφήν.

4 *οὐχὶ ἀναιροῦντος* (F). — *ὅλως Ἀθήνησι* ebenso § 4.

Πρὸς Φορμίωνα ὑπὲρ (B) *Δανείου.*

1 *ὦ δικασταί*[3]). — 2 *ὑπὸ τῆς νεὼς* (FQ). — *μάλιστα τῶν ἐμπόρων* (Σ). — *αὐτοῖς* om. (FΣQ). — 4 *οὕτως λέγουσιν* (Σ). — *ὑπὲρ τῶν* Ar). — *παραγράψασθαι* (F). — *ἐλπίζω ἐξ αὐτοῦ.* — 5 *ἐξετάσαιτε.* — *δανείσασθαι μὲν τὰ χρήματα* (γρ. FQ). — *μόνον* om. (FQ). — 6 *Κίττῳ* (Ar). — *λάθρα.* — *Λάμπιδος χιλίας δραχμάς* (FΣQ). — 7 *ἑκατὸν δεκαπέντε.* — *εἰ ἤμελλεν τ. δ. ποιεῖν* (FQ). — 8 *Μαρτυρίαι. Ἀπογραφή.* — *δέδωκα* (AFQr). — *ἐπακολουθεῖν* (FQ). — *τῳ Παρισάδῃ* auch § 36. — 9 *εἶναι τὸν ἄ͂ον* (FQ). — 10 *κατελέλειπτο* (mg. ed. Paris. a. 1570). — *ὅτι οὐ σ.* (FQ). — 11 *φασὶν* (FQ). — *ὑπὲρ τούτου* (FQ). — 12 *ὁ Φορμίων* (FQ). — *νῦν λέγει* (FQ). — 14 *μαίνῃ* (AFQr). — *προσκαλεῖς,* ebenso § 15 (FQ). — § 15 *εἰπεῖν αὐτὸν* (Ar). — *ἐν τῷ τοιούτῳ κ.* (FQ). — *κλητήρων* (FQ). — *ΜΑΡΤΥΡΙΑ* (Σ). — 16 *ἀγγελίας* (FΣQ). — *τοιοῦτο* (AΣr) *ἄνδρες Ἀθηναῖοι*[4]). — 17 *καί μοι λέγε* (FQ). — 18 *Φ. τούτου* (AFQr). — *τὰ ἐναντία* (Σ). — *εἰρήκειν.* — 21 *ἐφῆκεν*[5]). — 22

---

[1]) *ἑαυτοῖς* ohne *ᾖ* auf *ἀντιλέγωσιν* bezogen und *ἐπανέλθωσιν* scheint besser: Damit, wenn sie sich in etwas widersprechen, sie auf die Abmachungen zurückkommen können, um damit eine gerichtliche Prüfung zu veranstalten bezüglich dessen, was bestritten wird.

[2]) Wenn *τότε* überhaupt richtig ist, so müfste es zum Vordersatz gezogen werden: Derjenige der die Verträge hat, soll sie sogleich bringen. Wenn er aber dann sagen wird etc.

[3]) So immer in der Rede, nur § 29 *ὦ ἄ.* st. *ὦ δικασταί.* § 43 *ἄνδρες δικασταί* mit *Σ*.

[4]) Dafs die Anrede hier ein nachträglicher Zusatz ist, beweist schon der Umstand, dafs sie ausgeschrieben ist. D sonst immer *ὦ ἄ.*

[5]) *Σ ἀφῆκεν*, was Blafs aufnahm, aber weder Dindorf, noch Bekker, berücksichtigten. Dindorf zitiert wie Blafs die Stellen aus § 45 (*γνόντος ἀπιέναι*) ohne sich dadurch zu einer Änderung hier bewogen zu fühlen. Er weist nur die LA. zweier H.s zurück, die zu *ἐφῆκεν* noch *ἰέναι* setzen und sagt, dafs § 45 *ἰέναι* bezw. *ἀπιέναι* richtig sei in unmittelbarer Abhängigkeit von *γνόντος*. *ἀφιέναι*, das nur loslassen, freilassen heifst, ist nicht der richtige Ausdruck für: vor den Gerichtshof fordern oder verweisen. *ἐφιέναι* kann öfter nachgewiesen werden z. B. Dem. 40, 31 wo auch *Σ ἐφῆκεν* ohne Variante

ἤμελλεν ἀποδώσειν οὗτος (FQ). — ἀπήλλαξε [1]). — 24 ἔγγειος ohne Artikel (ΣQ), ebenso ἐφεκτὸς (F). — τὸ δὲ σύμπαν (ΣB). — 28 σὺ δ' ἐπισκήπτῃ (FΣQ). — συνδικοῦντι (FΣ). — καὶ οὐδὲ (FQ). — ἡμεῖς ἀπεδώκαμεν (FQ). — 29 ἀπέδωκεν (FQ) [2]). — τ. παῖδα τούτου (FQ). — 30 ἀποδιδῶσι [3]). — τριςκαιδέκα [4]). — 31 ἀδικῶν. τί. καὶ εἰ . . ἀπεδίδους [5]). — ἀπήλλαξα (F). — οὐδ' ἐμοὶ (FQ). — 33 καὶ παρενθέσθαι (Σ) [6]). — καὶ τὰ χρήματα ἐξ ἀρχῆς (FQ) [7]). — 34 μεταβαλόμενος (FQ). — 35 ἐλέγξαι (Q). — πρὸς ἐμέ om. (F). — 36 πρὸς πάντας om. ὑμᾶς (F). — Λάμπις om. ὁ (FQ). — προσκοινωνήσας [8]). — 37 διεμετροῦντο

---

liest. „Vor Gericht gehen" kann verschieden ausgedrückt werden: ἰέναι, ἀπιέναι oder εἰσελθεῖν (§ 43). Aus ἀπιέναι folgt aber noch nicht, daſs man auch ἀφιέναι sagen muſs.

[1]) D läſst hie und da am Schlusse der Sätze, ja Abschnitte ν ἐφελκ. weg, auch 33, 10 ἰδάνεισε (Satzende). Umgekehrt setzt D ν im Satz, trotzdem ein Konsonant folgt § 43 γέγονεν, μή. Wir werden am Schluſs der Kollation eine Zusammenstellung darüber geben.

[2]) Ist von Blaſs mit Recht aufgenommen st. ἀποδέδωκεν.

[3]) Hier hat D entgegen FQ, mit denen D sonst so oft übereinstimmt, die richtigere Lesart.

[4]) Aus dem Accent ist zu schlieſsen, daſs in der Vorlage τρεῖς καὶ δέκα stand.

[5]) Es scheint, daſs καὶ εἰ μὲν nicht der dem Zusammenhang entsprechende Übergang ist: Du suchtest Dich vor allen Leuten zu verbergen wie ein Übelthäter. Nun erwartet man doch einen adversativen Übergang. Wenn Du aber . . ., so wären keine Zeugen nötig. τί getrennt von ἀδικῶν kommt wohl dem Sinne näher: Wie? müſstest Du Dich auch vor den Leuten verbergen, wenn Du mir das Darlehen zurückgegeben hättest? Also τί; καὶ εἰ μὲν . . . ἀπεδίδους; οὐδὲν ἔδει μαρτύρων.

[6]) Hier stimmt D mit Σ und wie scheint auch mit B überein. Das Wort kommt aber bei klassischen Schriftstellern nicht vor. Der Sinn erfordert auch καὶ γὰρ vgl. ὑπόθεσις 1: κελεύοντος (Λάμπιδος) αὐτὸν ἐνθέσθαι τῇ νηὶ τὰ ἀγοράσματα τῶν χρημάτων.

[7]) An der Stelle ist offenbar eine Verschiebung und Verschlechterung der Worte eingetreten. Einen Fingerzeig zum Bessern giebt A mit εὐθὺς δὲ und mit der Interpunktion nach παραβεβηκὼς δέ. παραβεβ. gehört aber jedenfalls zum Vorhergehenden und λαμβάνεις ist falsch; es muſs λανθάνεις heiſsen. Du aber hast offenbar diesen Punkt des Vertrags verletzt und gleich von Anfang an das Geld gar nicht hineingelegt. εὐθὺς δ' ἐξ ἀρχῆς gehört zusammen. Setzt man aber ἐξ ἀρχῆς mit DFQ vor οὐ, dann kommt der Ausdruck auf die bekannte Wendung τὴν ἀρχὴν οὐ hinaus. Wegen εὐθὺς jedoch ist die andere Stellung zu belassen. Solche Schlimmbesserungen wie λαμβάνεις für λανθάνεις sind meiner Wahrnehmung nach ziemlich viele bei Dem. gemacht worden und zwar gehen sie durch alle Handschriften hindurch, auch Σ nicht ausgenommen.

[8]) Scheint auch mir unrichtig und kommt bei Dem. sonst nicht vor, dagegen κοινωνεῖν wie hier XXV, 61: μηδένα μηδενὸς τούτῳ κοινωνεῖν. Dagegen ist ὁ zu verwerfen.

ἄλφιτα om. τὰ (FQ). — 38 οἵ τε σιτηγοῦντες [1]). — 40 ἵνα — δόξαν ἔχωμεν (FQ). — ἵνα om. καὶ (FQ) ἀπολάβωμεν (FQ). — ἐδανείσατο Ἀθήνησι. — ἐν Βοσπόρῳ (r). — ἑτερόπλοια (AB). — 41 οὐδ' οὕτως — πρός τε τούτοις ὅτι — παραλαβόντα τὸν παῖδα τὸν ἐμὸν [2]). — 42 ὁ νόμος αὐτοῖς [3]). — συμβολαίων Ἀθήνησι (FQ). — 43 γέγονε om. μοι (Q). — παραγράφονται δὲ τὴν δίκην οὐκ εἰσ. οὖσαν (FQ). — ἠδικούμην τι Ar [4]). — ἡμετέρῳ (Σ). — τούτους παρ' ὑμῖν (FQ). — 44 καθ' ἑαυτῶν εἶναι. — νῦν δὲ (FQr). — εἰς τὸ Ἀθηναῖον δ. — 45 πάθοιμι μὲν τὰ δ [5]). — 46 ἀληθῆ (FQ). — εἰ μὲν γὰρ μαρτυρία ἡ τοῦ Δ. — ἔφασαν αὐτοὶ (FQ). — 47 ψηφίσεσθε [6]). — 48 ἐν τεκμηρίῳ (FQ). — τοῖς ὕστερον τεκμαιρομένοις [7]). — ἐκπαιδεύσεως (FQ), Randbem. in D: καὶ παρασκευῆς. — 51 αἱ γὰρ ἐμπορίαι (FQ). — 52 ὑμᾶς δὲ συνεπανορθοῦν τοὺς ἐπανορθοῦντας φαίνεσθαι. — περὶ τὸ ἐμπόριον (AΣQr).

Rede 35.

Ὑπόθεσις Τῆς πρὸς τὴν Λακρίτου παραγραφήν.

2 διὰ τὸν ἄντακτα [8]).

---

[1]) οἵ τε — καὶ τριῶν scheint besser als οἵ γε.

[2]) οὐδ' beachtenswert. Dann entspricht ἔτι δ' οὔτ' dem πρός τετ., welches jetzt keine Responsion hat. Das wird auch der Grund sein, warum Blaſs mit Fuhr πρὸς δὲ τ. will.

[3]) Ist natürlich unrichtig, doch zweifle ich, ob nicht διαμαρτυρεῖ zu lesen, denn διαμαρτύρομαι heiſst bei Dem. Götter und Menschen zu Zeugen anrufen, beschwören, nicht Zeuge sein.

[4]) Ich notiere diese Lesart bloſs, um zu zeigen, daſs τι auch hier erscheint wie § 31 ἀδικῶν τι. An beiden Stellen unberechtigt.

[5]) Also τὰ, das Dindorf aus Σ ergänzte, μὲν ist aber zu μέντἂν zu vervollständigen.

[6]) An dieser Stelle herrscht in den Handschriften groſse Verwirrung. Σ μάρτυρι. FQD σκήπτεται, μαρτυρεῖ. ΣFQD om. νῦν τὰ ἐναντία μαρτυρεῦ. A om. ᾧ. Mir scheint σκήπτεται μάρτυρι und νῦν τὰ ἐναντία μαρτυρεῖ, ferner γνόντες — οὐκ εἴητε μάρτυρες τοῦ πρ. zu lesen sein. Ebenso ὡς οὐκ ἀπείληφε. FQ om. οὐκ. Sinn: Lampis, der früher geleugnet hat, das Geld empfangen zu haben, bezeugt jetzt das Gegenteil. Nun meint der Redner, wäre es doch sonderbar, wenn ihr, während Lampis, der früher jenes geleugnet hat, jetzt das Gegenteil bezeugt, nach der Erkenntnis, daſs er das Geld erhalten hat, nicht den wirklichen Sachverhalt durch Verurteilung bezeugen würdet. Schäfer: vos autem — rem testari damnando reo recusetis. Sonderbar ist nicht, daſs die Richter erkennen könnten, Lampis habe das Geld erhalten, denn das wissen sie schon und ist im Vorausgehenden gesagt, z. B. § 46: οἵ φασιν εἰδέναι τὸν Λάμπιν μαρτυροῦντα ἀπειληφέναι τὸ χρυσίον. Sonderbar wäre vielmehr, wenn die Richter trotz jener Erkenntnis nicht verurteilen würden.

[7]) Für den passiven Gebrauch von τεκταίνεσθαι findet sich in früherer Zeit kein Beispiel.

[8]) Der Buchstabe zwischen ἄ und τ ist nicht deutlich, ν oder υ. ἄτακτα F.

Πρὸς τὴν Λακρίτου παραγραφήν.

1 *οἱ Φασηλῖται ὦ δικασταί* [1]). — 2 *ἑαυτῶν ἀποδεδωκέναι* (FΣQ). — 3 *ἐγὼ δέ ὦ δικασταὶ δανείσας χρήματα* [2]). — *δ' ἐκείνου* (BQ). — 6 *αὐτὸς μὲν* om. (FQ). — *ὁπόθεν δήποθεν* [3]) (FQ). — 7 *ὅπως ἂν* (AΣr). — *αὐτοὺς ποιήσειν* (FQ). — *ὑπισχνοῦντο* (Ar). — 8 *δ' ἦν ἄρα* (FQ). — 9 *ἔπειτα καὶ περὶ* (FQ). — 10 *Ναυκράτης* (FQ). — *ἀργύριον τρισχιλίας δραχμὰς.* — *τῆς ἐπ' ἀριστερᾷ.* — *ἐπὶ διακοσίας.* — *ἐπὶ τριακοσίαις τὰς τρισχιλίας* (FQ). — 11 *τὰ ἐκ τοῦ οἴνου ἀντιφροντισθέντα* (FQ). — *τῶν ἄλλων* (FQ). — *ἀνέπαφον* om. *κρατεῖν* (FQ). — 13 *συλαίωσιν* [4]). — *ἐάν τι ᾖ* (Q). — *σωτήρια ἔστω* [5]). — 14 *Ἀναγυρράσιος* [6]) *παρ' ἑαυτὸν* (FQ). — *Κηφισόδωρος.* — *Ἠλιόδ. Π.* om. (FQ). — 15 *ἐδανείσατο χρ.* [7]). — 16 *ἐπιδ. Ἀθήναζε* (FQ). — *θαυμασίως* om. *ὡς* (AFQr). — 18 *ἐδανείζετο* (FQ). — 19 *προσῆκε τοῖς χρήμασι. ἐχρῶντο ὅσον* [8]). — 20 *ἐν τῷ πλοίῳ* om. (FQ). — *ἁλικαρνασεὺς* (A). — *Ἀχράδης* (FQ). — *ἐξυπεταίων* (FQ). — 21 *περὶ μὲν δὴ* (AFQr). — *καὶ ἤρξαντο — παραβαίνειν ἀρξάμενοι* [9]). — *καὶ οὐδὲ* om. *ὅτι* (FQ). — 22 *τῶν ἐν τῇ συγγρ. γεγρ.* (FQ). — *οὐκ ἐπ' ἐλ.* (FQ). — 23 *ἀργύριον ἕνδεκαμνᾶς* (Ar). — 24 *εἰσὶ τούτων* [10]). — *ἀπόδωνται.* — *ἡμῖν τὸ ἀργύριον* (A). — *ἀνέπαφα* om. *ταῦτα* (FQ). — 25 *ὕθλον.* — *οὔτε γὰρ ἠγόρασαν* (FQ). — *ὅτου ἐπιλαβώμεθα.* — *ἕως ὅτου* [11]). — 26 *ὠφλ. οὐδεμίαν αὐτοῖς* (FQ). — *δεδομένων συλὰν* [12]). — *πρᾶγμα πώποτε μιαρώτερον.* — *πεπραγμένοι* (FQ). — 28. 53 *εἰς φώρων* (B) [13]). — *ἔξω τοῦ ὑμετέρου ἐμπορίου.* — 29 *δείγματι τῷ ἡμετέρῳ.* — 30 *ὀνόματι τούτων* (FΣQ). — *ἐνωχλοῦμεν* (ΣQ). — *Ἀρτέμωνος* om. *ὁ* (FQ). — 31 *Θεοδοσίαν.* — *ἐν πλοίῳ ἐνόντα*

---

[1]) *ὦ δικασταὶ* in der Rede immer.

[2]) Ist falsche Stellung (Hiatus).

[3]) Dittographie.

[4]) *σῦλαι ὦσιν.*

[5]) *σωτηρία δ' ἔσται* nach Ar.

[6]) Ebenso unten.

[7]) Falsch st. *ἐδάνεισα τὰ χρ.*

[8]) *ὅσον* (FQ) falsch st. *ὅτι.*

[9]) *ἀρξάμενοι* ist Glossem, vgl. jedoch § 27 *εὐθὺς ἀπ' ἀρχῆς ἀρξάμενοι.*

[10]) Diese Umstellung scheint berechtigt.

[11]) *ὅτου* natürlich veranlafst durch die vorausgehenden *ὅτου*; es ist aber sehr wohl möglich, dafs ursprünglich *ὅτε* dastand, wie Berhardy will, Syntax S. 196.

[12]) Weist auf die richtige Accentuation des Gen. *συλῶν* hin. Oder *δεδομένον συλᾶν*?

[13]) Nur notiert, weil B ebenso liest.

(FQ). — *αὐτὰ ἄγειν* [1]). — 32 *τουτωνὶ* (FQr). — *καὶ ἐπὶ τῷ πλοίῳ* (FQ). — 33 *καί μοι λέγε* (FQ). — *ἐπὶ τῷ πλοίῳ* om. (F). — *Ἐρασικλέους τοῦ Ἱππίου* (FQ). — *μόνα κερ.* (FQ). — 34 D hat die Stelle *καὶ ὅτε* bis *Παντικαπαίου* zweimal, das erste Mal mit dem Zusatze *εἰς τὸν Πόντον* zu letzterem Worte [2]). — *παραγενέσθαι τῶν ἐκ Θεοδοσίας τινὶ οἰκούντων Κῴια* (FQ). — 35 *τούτων γ᾽ ἐστίν* (FQ). — *εἰς* (FQ) *ἐμπορίαν*. — *πάντα γὰρ* (Q). — *οἶνος* om. *ὁ* (AFQr). — 37 *ἀναγίνωσκε*. — Hier ist die *συγγραφή* von § 10—14 wiederholt wie FQ mit folgenden Änderungen: *τὴν ἐπ᾽ ἀριστερὰ*. — *ἐπὶ τόκῳ διακοσίαις*. — *ἐναυκλήρει* (FQ). — *ἄλλῳ οὐδενὶ ἐπὶ τούτοις* (FQ). — *τὰ* (om. F). *χρήματα ἐκ* (om. Q). *τοῦ οἴνου*. — *κοινῇ ψηφισάμενοι*. — *τὴν ὑποθήκην τοῖς δανείσασιν*. — *καὶ καθάπερ* (FQ). — *ἐκβάλωσι* (FQ). — *τὴν ἐπὶ κυνὶ* (FQ). — hier *σρία ἔστω*. — 39 *ἡ μὲν* om. *γὰρ* (FQ). — *οὔτε* (FQ) *προσφέρειν* (FQΣ). — *ἑαυτῶν οὖσιν* (FQ). — 41 *καὶ οἰόμενος δεινὸς* (FQ). — *παρέξειν* (Q). — *ἐπαγγέλλεται καὶ* (FQ). — 42 *πονηρότατοι ἄνθρωποι* (FQ). — *αὐτῶν τούτων* (FQ) — *ἐπεὶ οὖν* (Σ). — 44 *πλεῖον* (FΣQ). — *ἄρ᾽ οἴεσθε* (FQ). — *οἷς* (Q). — *ἢ φάσκειν*. — *ἢ ἀφίστασθαι* (AΣr). — *Φασήλιδι*. — 45 *εἴγε* (FQ). — *ἂν αὐτὸς* (FΣQ). — *διά τι* [3]). — 46 *βδελυρός ἐστι* [4]) (FQ). — 47 *δεινὸν ἂν* (FQ). — *ἢ ἐν τίνι χρόνῳ* del. Schäfer [5]). — 48 *προστέτακται τῷ ἄρχοντι* (FQ). — Nach *καθιστᾶσιν* steht: *οὗτοι εἰσάγοντες εἰς τὸ δεσμωτήριον* [6]). — *οὐδεμίαν ἂν* [7]) (Q). — 50 *καὶ εἰς τοὺς* (ΣFQ). — *ἂν* nach *ἀφικόμην* [8]) (FQ). — *ἴστε γὰρ* (Σ). — 51 *ἐκδοῦναι* om. (FQ). — *μηδενὶ* om. (Q). — *καθάπερ* (FQ). — *κατὰ ταῦτα* [9]). — 52 *τὰ πάντα ὅσα* (FQ). — 53 *εἰς δὲ τὸ*

---

[1]) Entweder *ἀπάγειν* (Schäfer) oder *κατάγειν*, wodurch der Hiatus vermieden würde (§ 58 *τὰ χρήματα — Ἀθήναζε κατηγμένα*).

[2]) Der Grund liegt darin, dafs der Schreiber, nachdem die Stelle einmal geschrieben war, wieder auf das Vorhergehende *εἰς τὸν Πόντον* abirrte und so seine Worte noch einmal schrieb.

[3]) Gebauer *διὰ σὲ*.

[4]) Subjekt ist *Λάκριτος*.

[5]) Mit Recht beanstandet Schäfer *χρόνῳ*, da nachher von keinem Zeitpunkt die Rede. Es ist aber offenbar *ἐν τίνι ἄρχοντι* zu lesen. Die Buchstaben der beiden Wörter sind sich beinahe gleich. *παρὰ ποίᾳ ἀρχῇ* bezieht sich auf die Behörde der *ἕνδεκα*. Dann werden genannt: *ἄρχων* (*ἐπώνυμος*), *βασιλεύς*, *πολέμαρχος*.

[6]) Dasselbe *γρ.* FQ, aber *δικαστήριον*.

[7]) *ἂν* wahrscheinlich durch Dittographie entstanden.

[8]) Ist auch besser.

[9]) *ταὐτά* ist scheints Konjektur von Blafs. Handschriftlich ist es nicht. Sehr ansprechend schlägt Blafs vor, *καὶ τἄλλα* bis *αὐτῶν* nach *κατὰ ταῦτα* zu setzen: in dieser Weise sind auch die andern Bestimmungen über jede einzelne Ware bezeichnet.

ἡμέτερον (ΣQ). — 54 εἰς Χῖον. — 55 πρὸς τ. π. τὸν ἑαυτῶν (FQ). — 56 βοηθεῖν τοῖς (FQ). — τούς τε (FQ). — αἷς ἔνιοι.

Rede 36.

Ὑπόθεσις τῆς ὑπὲρ Φορμίωνος παραγραφῆς.

1 κατέλιπε. τὴν μῖα [1]). — ἀσπιδοπηγίου [2]). — γίνεται. — 2 οὖν αὐτοὺς (F). — 3 χρήματα ἢ διὰ [3]) τοῦ Π.

Παραγραφὴ ὑπὲρ Φορμίωνος [4]).

2 οὑτοσί om. (FQ). — γένοιτο παρ' ὑμῶν [5]) κυρία. — 3 ἀκούοντες (AFQr). — 4 συνθῆκαι — ὁ Π. τὴν τράπεζαν τουτῳί. — 5 δι' ἀπορίαν τοῦτο. — εἴκοσι [6]). — προϊέμενος (AFQr). — 8 κατὰ διαθήκην (FQ). — ἐπετρόπευσεν. — ἀπὸ κοινῶν om. ὄντων (FQ). — ἔσται περὶ ὃν [7]) νείμασθαι. — 9 ἐμισθώσατο (FQ). — ἐπιγιγνομένας (FΣQ). — 10 αὐτὸν πάντων (Q). — λαβὲ ταύτην (AFQr). — 11 σωφρόνως (FQ). — 12 σημεῖα τοῦτον (Q). — ἐστιν ἁπάντων τεκμήριον ἐπὶ τοῦ. — εἰς ταῦτα τοῦτον (FQ). — δεύτερον δὲ τοῦτον (Q). — ταῦτα. τοῦ ἴσου ἀργυρίου. φανήσεται [8]). — 13 ἀπεστέρητο [9]). — ἐκείνοις nach προσῆκεν om. (FQ). — αὐτὴν ἐμισθώσατο (FQ). — 14 τ' ἀφεῖσαν (FQ). — πεπονθότας (Q). — τοῖς τούτου παισί. — 15 δοῦναι δωρεάς. — 17 ὦ δικασταί. — τεθνεώτων ohne τούτων. — 18 ἠφάνικε πεισθεῖσα ὑπὸ τούτων. — 19 τίς ἂν ἐν. [10]) — 20 Πασικλῆς om. ὁ (FQ). — 21 ἐλάγχανεν (AΣr). — 22 οὐδ' ἀδικοῦντα

---

[1]) Ist also als neuer Satz gedacht.

[2]) So immer.

[3]) ἠδιὰ F.

[4]) Nach dem Titel der ὑπόθ. scheint ὑπὲρ Φορμίωνος παραγραφή richtiger.

[5]) Ebenso Harpocrat.

[6]) So auch § 3.

[7]) ὃν ist natürlich unrichtig: ὅ. Die LA scheint beachtenswert, da der Satz ἁρπάζοντος bis ἔγνωσαν formellen und sachlichen Bedenken unterliegt. Erstens heifst οὐδ' ὁτιοῦν, bei Dem. eine beliebte Wendung, soweit ich beobachtete, stets: auch nicht das Geringste. Ferner sollte nach εἰ gesagt werden μηδ' ὁτιοῦν, denn nach der bisherigen LA. ist doch οὐδ' ὁτιοῦν von εἰ abhängig gedacht. Oder soll οὐδ' — περιὸν selbständiger parataktischer Satz sein? Besser ist doch der Gedanke: sie überlegten bei sich, dafs, wenn sie zur Ausgleichung für den Aufwand des Sohnes das Übrige nehmen, dann auch nicht das Geringste vorhanden sein wird, während sie doch beschlossen haben, das Vermögen für den Sohn zu verwalten. Allerdings giebt περὶ ὅ diesen Sinn nicht. Aber die Vulg. ist auch unrichtig.

[8]) οὐ om. (FQ). ἀργυρίου οὐ wird Dem. kaum gesagt haben. Deshalb bin ich mit Seager für φαν. οὐ προσμεμισθωκώς.

[9]) So auch Schäfer.

[10]) Ist der bessere Sprachgebrauch.

(B). — 23 ἤδη om. (FQ). — γεγενημένου om. μὲν (FQ). — πάντων πάλιν ἀφέσεως (FQ). — 24 εἰσαγώγιμον εἶναι τ. δ. (FQ). — 25 ὧν om. ἄν (BQ margo Σ). — νόμον θήσων [1]) (Σ). — 27 ἄλλου ἕνεκεν. — ἱκανὰ τὰ πέντε ἔτη (FQ). — ἐνόμισε [2]). — συμβάλλοντας (Σ). — ἀντὶ τούτων τέθεικεν. — τοῖς εἰρημένοις (FQ). — 28 ἄνδρες δικασταί. — οὐδὲν δρῶντες (FQ). — ἔγημε Φορμίων. — οὐθ᾽ ὑμῶν (Σ). — 29 ἄνδρες Ἀθηναῖοι. — 30 μὲν δωρεὰν. — χρηματίζεσθαι (FQ). — 31 ὁμοιότερός σου (Σ). — τουτονὶ — εἰ ἔγημεν (FQ). 32 αὐτὸς ἠξίους (FQ). — 33 εἰπεῖν ἔχων (FQ). — ἀλλ᾽ ἔστ᾽ εἶναι [3]). — αὐτῷ ἤθελε (FQ). — 34 ὅτι ἂν om. μὲν (FQ). — ἐρεῖ ὅσα μὲν [4]). — 35 ὑπὸ τῶν τούτου (FQ). — τούτοις τῳδ᾽ εἰπεῖν παραχρ. ἐχρῆν εἰ (FQ). — 36 πλείω (FQ). — 37 ἐμισθώσατο om. ὕστερον (FQ). — 38 νεμηθείσης (Ar). — καὶ τῶν [5]) ἀπὸ. — 40 λαβέ μοι om. (FQ). — 41 ἔτ᾽ ἔχων (FQ). — εἰσπράττῃ. — 42 οἶμαι μὲν τοίνυν (FΣQ). — 43 κέκτηται Φ. (Reiske). — σοὶ om. (FQ). — Π. πατὴρ ὁ σός. — 44 εἶναι θαυμαστὸν ἡλίκον. — ἐκείνῳ ταῦθ᾽ (AFQr). — 45 δῆτα om. (FQ). — τὸν πρᾶ τὸν σὸν (FQ). — φήσει δεινὰ (FQ). — 46 ἐκεῖνος ὁρᾷ (FQ). — ἐκ τοῦδε (FQ). — ποιεῖς σὲ (FQ). — 47 ἐλεγχεις, δεικνύεις (FQ). — Ἀθηναῖον [6]). — 48 μηδὲν ὑπόλογον εἶναι [7]). — κατὰ σοῦ λέγεις (F). — 49 παρασχόντα χρήσιμον αὐτὸν (FQ). — αὐτὰ εὑρήσεις (FΣQ). — 50 πότε εἶχεν [8]). — πολλῶν βελτίων (FQ). — 51 ἡγεῖτό σου; auch ὄντος σου. — ζῶντα (FQ). — 52 λυσιτελέστερον om.

---

[1]) Diese Übereinstimmung beweist natürlich nicht Herleitung aus Σ, sondern gemeinsame Quelle.

[2]) Scheint Glossem zu sein, da beide Sätze sehr wohl von ἡγήσατο abhängen können (Kürzen).

[3]) FQ ἀλλ᾽ ἔτ᾽. Dies natürlich unrichtig. Bei der Lesart von D wäre Übergang in die direkte Rede anzunehmen: sondern es ist möglich, dafs dies lauter Erdichtung und Tücke sei.

[4]) ωσαμὲν pr. Σ. hier ist also ὡς ὅσα verquickt, kommt aber D am nächsten.

[5]) Vorher lesen FQ auch χωρὶς τῶν.

[6]) Schon die nachdrücklich betonte Stellung weist auf die Richtigkeit der Lesart hin: was für einen Menschen sie in dir zu einem athenischen Bürger machten.

[7]) Reiske vermutet auch ὑπόλογον und Dobree schreibt μηδέν᾽. Darnach wäre ὑπόλογον als Masc. zu fassen. Die handschriftliche Grundlage (D und teilweise auch A) spricht aber für das Neutrum. Das Adjektivum kommt auch sonst vor. Wenn die Vulg. μηδὲν ὑπὸ λόγον liest, so ist klar, dafs ὑπὸ λόγον im Lauf der Zeit durch Mifsverständnis aus ὑπόλογον entstanden ist.

[8]) Es ist ausgeschlossen, dafs Dem. ποτὲ an den Anfang eines Satzes stellt. πότ᾽ εἶχεν ἀγρόν; scheint richtig. Ferner scheint richtig die LA. bei Aristid. 389 W.: εἶτα νῦν πολλὰ πολλοῖς ὀφείλων ἐκεῖνος αὐτὸν ἐκτήσατο (von Blafs zitiert).

ἐστὶ (FQ). — *οὐδέποτε* (FQ) st. *οὐκ ἄν ποτε.* — 53 *ἔτεσι.* — *καὶ τίς οὐκ* (FQ). — *ἰδίας δίκας* (FQ). — *ἀλλὰ καὶ* (FQ). — *κατηγορεῖς* [1]). — *οὐ Καλλίππου* (FQ). — *οὐ πολλῶν ἄλλων.* — 54 *νομίζειν χρὴ ποιεῖν νυνὶ* (FQ). — 57 *τῇ πόλει γεγονὼς* (FQ). — *πολλῶν πλειόνων χρ.* om. *ἐστὶ* (FQ). — 58 *ἐὰν* (FQ) *μὴ προῇσθε* (Ar). — *παρά τωι δέοντα.* — 59 *οὐκοῦν ἄξιον.* — *ἐν τίνι ἂν μᾶλλον βοηθήσειέ τις ἂν αὐτῷ.* — *ἔστιν ἄλλη μ. πλὴν ἢν* (FQ). — *ἐξέρα τὸ ὕδωρ* om. (Q).

---

174) **Fried. Blaydes, Adversaria critica in Sophoclem.** Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1899. IV u. 280 S. gr. 8.

Der bekannte Verfasser der Adversaria zu den Tragikern und zu Aristophanes, giebt jetzt, fast 80 Jahre alt, auch besondere adversaria zu Sophokles heraus. Wenn seine Konjekturen bis jetzt nicht die gewünschte Anerkennung fanden, so liegt das wohl 1. an seiner extremen kritischen Richtung, die auch gesunde Stellen angreift, 2. an dem Mangel methodischer Begründung seiner Vorschläge und 3. nicht zum wenigsten daran, dafs zu einer verbesserungsbedürftigen Stelle nicht eine, sondern zwei, drei, ja vier Änderungen vorgeschlagen werden und damit auch die zwingende Notwendigkeit der Verbesserung selbst aufgehoben wird. Doch ist immerhin die grofse Belesenheit in den alten Schriftstellern und in der einschlägigen kritischen Litteratur, sowie die aufserordentliche Ausdauer des greisen Gelehrten anzuerkennen.

Die schwierige Stelle O. T. V. 11 *τίνι τρόπῳ καθέστατε δείσαντες ἢ στέρξαντες* ist nicht verstanden. Die Partizipia sind gesund und der Sinn ist: „in welcher Stimmung seid Ihr gekommen?" „Fürchtet oder liebt Ihr mich?" V. 1219 wird auf dreifache Weise unter Beibehaltung von *περίαλλα* und im Anhange S. 280 noch einmal auf sehr gewaltsame Weise durch Einschiebung von *Ἴτυν* zu heilen versucht. Aber es ist *ὥσπερ τ' ἄμ'* statt *ὡς περίαλλ'* zu lesen. Der Chor beklagt laut die Leiden seines Herrschers, g e r a d e a l s o b e s s e i n e e i g e n e n w ä r e n. Trach. V. 56 ist gesund. Die Worte *τοῦ καλῶς πράσσειν δοκεῖν* sind Infinitiv der Absicht und *καλῶς πράσσειν* heifst hier: „gut, ehrenvoll handeln." Die Heilung von V. 419 ist verfehlt. Mit Meineke ist *σύγ' ἀγνοεῖν* und mit mir *θροεῖς* zu lesen. V. 649 wird auf doppelte Weise

[1]) Es ist zu bemerken, dafs der Redner § 54, wo er von diesem spricht, auch das Präsens gebraucht: *ἐκείνων κατηγορῶν.*

zu heilen versucht. Aber *πελάγιον* ist aus *παλαιόν* verdorben. V. 1020 hat *ἐς πλέον* st. *ἔμπλεον* schon Meineke vorgeschlagen. Nur zwei annehmbare Vermutungen sind mir aufgestofsen: O. T. V. 230 *ἦξ* st. *ἐξ* und Oc. V. 48 *ἐνδείξῃ* st. *ἐνδείξω*. Doch hat die erstere schon Vanvillers gebracht.

Saargemünd. **G. H. Müller.**

---

175) **Gustav Schimmelpfeng, Erziehliche Horazlektüre.** 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1899. ℳ 1.20.

Diese Schrift ist aus einem Programm des auf diesem Gebiete bewährten Forschers hervorgegangen, das er 1892 hat erscheinen lassen. Hinzugefügt ist die Übersetzung der 7. und 10. Epistel und Ansprache 6 und 7. Es liegt dem Verf. wesentlich daran, zu zeigen, wie die Horazlektüre zur Erziehung unserer deutschen Jugend zu verwenden ist. Er sieht den Zweck aller Erziehung darin, dafs das Herz fest werde. Das wird erreicht, wenn der Lehrer selbst ein Charakter ist, wenn er ferner jede sich darbietende Gelegenheit benutzt, um das Nachdenken seiner Schüler über sittliche Fragen zu wecken. Dazu hält er den Horazunterricht für besonders geeignet. Zum Beweise dafür nimmt er Horaz IV, 7. Horaz habe aus dem Motiv der Selbstsucht oder der Flüchtigkeit des kurzen Lebens oder der Hoffnungslosigkeit nicht geschlossen: Darum geniefse, sondern: veredle dich! nütze anderen! Ich halte gerade dieses Gedicht zu diesem Beweise für weniger geeignet. Dagegen stimme ich dem bei, was der Verf. über Epist. 1 und 2 des ersten Buches sagt, für die er die Überschrift aus dem Konfirmationsgelübde Kaiser Wilhelms I. wählt: „Ich will unablässig an der Verbesserung meines Herzens und Lebens arbeiten.“ Schon aus dem bisher Gesagten geht hervor, worin der Wert der kleinen Schrift zu erkennen. Es plaudert ein geistreicher belesener Horazkenner über Themata, die auch ein dritter für Abiturientenentlassungen zuweilen wählen könnte. Seine Übersetzungen sind fliefsend, dabei sich eng an das Original anschliefsend. Doch will ich natürlich nicht sagen, dafs ich immer mit der Übersetzung übereinstimmte. Wenn es z. B. am Schlusse der zehnten Epistel des ersten Buches heifst:

Ausgenommen, dafs du nicht bei uns warest, sonst heiter,

so bleibt doch eine Härte, sowohl in dem „Ausgenommen“, wie in der Voranstellung, eine Härte, die sich im Lat. Texte nicht geltend macht. Auch Fabeltexte hat der Verf. aus Horaz herausgezogen und selbständig weiter

gebildet und ausgeführt mit einer grofsen, jetzt selten werdenden Kenntnis des lat. Dichtergebrauchs. — Die Reden selbst, die nun im Anschlufs an Horaz gegeben werden, verquicken ohne gewaltsames Zerren die Grundfragen der Zeit des Horaz mit Wünschen und Strebungen unserer Tage und werden viele dankbare Leser finden. Freilich wäre es wenig zu billigen, wenn ein Redner solche Stoffe immer wählte. So sehr Horaz sich zu solchen Reden eignet, so giebt es doch auch bei anderen Schriftstellern goldene Worte mit teilweise noch tieferem Inhalt.

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

176) **Transactions and proceedings of the American Philological Association.** 1898. Vol. XXIX. Ginn & Co. Boston. Leipzig, O. Harrassowitz. 157 u. LXXV S. 8.

Der vorliegende Band der Transactions and proceedings of the American Philological Association enthält eine stattliche Anzahl von umfangreicheren Aufsätzen und kleineren Beiträgen, die sich über das ganze Gebiet der Philologie erstrecken. Es ist natürlich, dafs bei einem so reichen Inhalt die Arbeiten nicht alle an Wichtigkeit und Bedeutung einander gleich stehen; dies kommt auch bei keiner anderen Zeitschrift vor; aber alle sind wohl beachtenswert, und wenn das kräftige Leben und rege Streben der amerikanischen philologischen Gesellschaft überhaupt noch eines Beweises bedürfte, die vorliegende Veröffentlichung würde diesen vollgültig erbringen.

Ich will hier von den kürzeren Aufsätzen absehen und nur die längeren Abhandlungen berücksichtigen. Es sind sieben an Zahl. Auch von diesen liegen drei meinen Studienkreisen ferner, nämlich E. W. Fay, The origin of the gerundive, G. Hempl, Language-rivalry and speech-differentiation in the case of race-mixture, F. A. March, Orthography of english preterits. Es mag also genügen, sie hier anzuführen, damit die Leser dieser Zeitschrift, die sich dafür interessieren, sie zu finden wissen.

Etwas ausführlicher will ich auf die vier anderen Aufsätze eingehen. Der erste ist von J. E. Harry und beschäftigt sich mit the omission of the article with substantives after *οὗτος ὅδε ἐκεῖνος* in prose. Der Verfasser stellt drei Fälle fest, in denen der Artikel nach diesen Pronomina ausgelassen wird, erstens bei Eigennamen, zweitens bei bestimmten Zahlwörtern und drittens bei Substantiven, auf die ein Relativ-

satz folgt. Diese Feststellungen des Verfassers sind richtig; allein sie erschöpfen das Thema nicht, und es ist notwendig, auch die übrigen Fälle, die der Verfasser nur streifte, genau zu untersuchen, um auch hier zu bestimmten Regeln zu kommen. — Recht anerkennenswert ist die Abhandlung von H. L. Ebeling, The Admetus of Euripides viewed in relation to the Admetus of tradition. Der Verfasser führt sein Thema sorgfältig durch. Er kommt dabei natürlich auch auf den Admetus des Phrynichus zu sprechen und vergleicht diesen mit dem des Euripides; beide haben recht wenige Berührungspunkte mit einander. Euripides' Zweck ist ein ganz anderer; er will die Schwäche des Admetus zur Darstellung bringen und zugleich nebenbei den Wert einer guten Frau, das Recht des Alters und die Tugend der Gastfreundschaft zeigen. Danach ändert er den Charakter des Admetus, dessen Entwickelung den Mittelpunkt des Stückes ausmacht. — H. W. Smyths Aufsatz, Mute and liquid in greek melic poetry giebt eine willkommene Ergänzung zu dem von dem Verfasser in der gleichen Zeitschrift Bd. XXVIII, S. 111 ff. veröffentlichten Aufsatz über dasselbe Thema. Es werden hier die bei Bakchylides, sowie in den durch die Oxyrrhynchus-Papyri erhaltenen Fragmenten der Sappho und des Alkman vorkommenden Fälle von Muta cum liquida, in derselben Weise geordnet, nachgetragen. Eine Vergleichung des Bakchylides mit Pindar zeigt, dafs der erstere viel zurückhaltender im Gebrauche der sogen. attischen Korreption ist, als der letztere. — Eine sehr sorgfältige Arbeit ist der Aufsatz von J. D. Wolcott, New words in Thucydides. Der Verfasser zählt im ganzen 957 neue Wörter in dem Geschichtswerke des Thukydides auf. Die Gründe für diese ausgedehnte Verwendung neuer Wörter findet er zunächst darin, dafs Thukydides der älteste attische Prosaiker ist, und dafs man schon deshalb einen beträchtlichen Unterschied zwischen seinem Wortvorrat und dem der Dichter des Herodot und Hippokrates erwarten darf. Sodann gebrauchte er den altattischen Sprachschatz, von dem ein grofser Teil später in Vergessenheit kam, woraus es sich auch erklärt, dafs manche bei Thukydides vorkommenden Wörter erst später wieder bei ihn nachahmenden Schriftstellern gefunden werden. Ferner veranlafsten ihn seine Vorliebe für Substantiva und Abstrakta, die seiner Darstellung Würde verliehen, sein Wunsch nach Kürze des Ausdrucks und seine Sucht nach Antithesen und Paronomasien, bestimmte Wortklassen zu bevorzugen; ja, er scheute sich auch nicht, das, was er zu diesem Zwecke brauchte, falls

er es nicht schon vorfand, selbst zu bilden. Endlich brachte es auch sein Stoff mit sich, dafs er manche militärische, seemännische, politische, geographische Ausdrücke verwenden mufste, die sonst selten sind. Der Verfasser fügt noch bei, dafs diese neuen Wörter über das ganze Geschichtswerk gleichmäfsig verbreitet sind, so dafs daraus keine Beweise zur Beantwortung der Frage nach der Abfassung des Werkes genommen werden können; nur so viel steht danach fest, dafs eine längere Pause während der Abfassung der einzelnen Teile nicht eintrat.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

177) **Albert Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte.** Einsiedeln, Waldshut und Köln, Druck und Verlag von Benziger & Co., 1898/99. Liefer. 13—20. à ℳ 2.—.

In den seit meinem letzten Bericht erschienenen Lieferungen hat das Werk Kuhns einen beträchtlichen Schritt vorwärts zu seiner Vollendung gethan: die mittelalterliche Kunst liegt bis auf die Malerei der gotischen Stilperiode abgeschlossen vor. Die Vorzüge des grofs angelegten Werkes treten in diesen Lieferungen besonders vorteilhaft zu Tage. Klar und verständlich sind die konstruktiven Anlagen der beiden grofsen mittelalterlichen Baustile, ihr Unterschied und ihre Verwandtschaft vor Augen geführt und ihr ästhetischer Gehalt entwickelt. Zweckmäfsig ist die konstruktive Anlage des gotischen Stils an das Beispiel des Kölner Doms angeknüpft, von dem eine grofse Anzahl von höchst lehrreichen Ansichten sowohl des Ganzen, als einzelner Teile in vorzüglicher Abbildung mitgeteilt sind. So übersichtlich aber die Systeme der beiden Stile im ganzen auch gegeben sind, so wünschenswert wäre ein näheres Eingehen auf die charakteristischen Verschiedenheiten der Grundrifsbildung innerhalb eines jeden von beiden gewesen, die nur flüchtig angedeutet werden. So erfahren wir z. B. nichts von den bedeutungsvollen Unterschieden der Cluniacenser, Cistercienser und anderer romanischer Kirchenbauten, und ähnlich ist es bei dem gotischen Stil, wo doch z. B. die Choranlagen mit und ohne Kapellenkranz auf verschiedene Bauschulen hinweisen. Hiervon finden wir kaum Andeutungen. Im speziellen Teil, der die hervorragendsten einzelnen Denkmäler behandelt, begegnen wir einer oft ziemlich mageren Aufzählung nach geographischen Gesichtspunkten, ohne Hinweisung auf die Schulzusammenhänge, die doch in der mittelalterlichen Baukunst auch schon zu einer Zeit, wo noch die Mönche vorwiegend die Baumeister waren (z. B.

Hirsauer Bauschule), eine so grofse Rolle spielten. Das einzige Mal, wo ein Hirsauer als Baukünstler genannt wird, beim Bau des Kaiserhauses in Goslar seit 1047, müssen wir die Richtigkeit dieser Angabe bestreiten, denn damals befand sich Hirsau, wenn es überhaupt schon bestand, seit Jahrzehnten im Zustand völliger Auflösung, und war nicht in der Lage Baumeister abzugeben. Es ist auch längst erkannt, dafs die Bezeichnung des Benno als Hirsauer auf eine Verwechlung von Hirsau und Reichenau beruht.

Die Behandlung der mittelalterlichen Plastik beschränkt sich nicht auf das, was man in engerem Sinn darunter versteht, sondern erstreckt sich auch auf das Kunsthandwerk, ebenso wird in der Malerei natürlich nicht blofs die Wand- und Tafelmalerei, sondern auch die Miniatur-, Email- und Glasmalerei, Gravierung und Niello hereingezogen. Ein schon wiederholt beklagter Übelstand zieht sich auch durch diese Lieferungen fort, und wirkt stellenweise geradezu irreführend, z. B. bei dem Abschnitt, der am Kopf der Seiten die Marke: Denkmale des gotischen Stils trägt, während auf den Seiten selbst schon die Bildwerke der spätgotischen Plastik abgebildet sind, die einem späteren Abschnitte angehören. Dagegen können wir dem Bilderschmuck selbst, sowohl den Vollbildern als den Textbildern, uneingeschränktes Lob zollen, wie auc hdas Streben nach einer möglichst reichhaltigen Aufzählung aller irgendwie bemerkenswerten Denkmäler volle Anerkennung verdient. Überhaupt empfiehlt sich das Werk, wenn man auch im einzelnen manches anders wünschen möchte, durch den Reichtum des dargebotenen Stoffes sowohl, als durch seine übersichtliche Gliederung und die Beherrschung des Gegenstandes für solche, die anschauliche und leichtverständliche Belehrung suchen, wenn auch nicht zum ausschliefslichen Gebrauch, so doch als ein recht zweckmäfsiges Handbuch, dem wir darum glücklichen Fortgang und baldige Fertigstellung wünschen.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

178) **R. Graf, Unregelmäfsige griechische Verba** in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Metzler, 1900. 22 S. 8. ℳ —.70.

Die erste, 1892 erschienene Auflage dieses Verbalverzeichnisses habe ich seiner Zeit in der N. Ph. R. besprochen und empfohlen. Einschneidende Änderungen hat der Verf. nicht vorgenommen, einige Verben: *κοιλαίνω*, *νέω* ich häufe, *σημαίνω*, *χρώννυμι*, *χώννυμι* fortgelassen, dagegen bei *εἰμί*, *εἶμι*, *οἶδα* und *φημί* nicht mehr auf die Grammatik verwiesen, sondern die Formen aufgeführt, *μείγνυμι* für *μίγνυμι* eingesetzt. Alle diese Ände-

rungen wird man billigen. Unter Nr. 264 *χρή* steht „Impf. *χρῆν* und (mit fehlerhaftem Augment) *ἐχρῆν*"; fehlerhaft sollte man nicht sagen. Dafs Accente, jota subscripta und spiritus bei dem kleinen Druck in grofser Zahl (namentlich bei Nr. 73 *εἰμί*) abgesprungen sind, ist zu bedauern. — Möge das Büchlein recht viel benutzt werden.

Wolfenbüttel. **Brunoke.**

---

179) **J. W. Stowasser, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch.** Zweite, verbesserte und mit Nachträgen versehene Auflage. Prag und Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1900. XX u. 1104 S. Lex.-8. In Halbfranzeinband 13 K. = ℳ 11.—.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den modernen Schulbetrieb, wenn ein Hilfsmittel, wie das vorliegende Handwörterbuch sich dem Schulpublikum in einer neuen Auflage vorstellt. Denn heutzutage, wo die Thatsache verminderter Lehrstunden bei unverminderten Aufgaben der Lektüre und daneben der Angstruf der Überbürdung eine förmliche Litteratur der mannichfachsten Präparationshilfen zur Folge gehabt haben, hat ein Lexikon viel von seinem ehemaligen Machtbereich verloren.

Über die Anlage und Eigenart des Stowasserschen Wörterbuchs, das 1894 in erster Auflage erschien, haben wir uns damals bereits ausgesprochen und dabei auf den umfangreicheren Schriftsteller-Canon der norddeutschen Gymnasien hingewiesen, der eine gröfsere Ausdehnung des Wortschatzes nötig macht. Dem hat die neue Bearbeitung insofern Rechnung getragen, als jetzt dem Lexikon ein Anhang mit dem vokabularischen Material zu Ciceros Briefen beigegeben ist. Die Einarbeitung dieses Teilbetrages in den Gesamttext wurde bis zum nächsten Druck verschoben, der dann überhaupt die noch anderweit festzustellenden oder schon festgestellten Bedürfnisse berücksichtigen soll. Immerhin ist im Haupttexte auch schon jetzt eine gröfsere Anzahl störender Versehen und Irrtümer beseitigt. Unter diesen Verhältnissen können wir diesmal von einer eingehenden Besprechung absehen und wollen nur noch bemerken, dafs die äufsere Ausstattung des Werkes wieder alle Anerkennung verdient. Auch das Gesamtgewicht des Buches ist bei der zweiten Auflage nicht unerheblich erleichtert und das Lexikon dadurch noch handlicher geworden.

Wir benutzen die Gelegenheit, um an dieser Stelle noch auf zwei in gleichem Verlage erschienenen Spezialwörterbücher aufmerksam zu machen, die sich in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung an Stowassers Lexikon

anschliefsen und die sich auch ausdrücklich zu diesem Vorbilde bekennen. Es sind dies „Weidners Schulwörterbuch zu Cornelius Nepos, bearbeitet von Johann Schmidt, zweite Aufl. 1898 (191 S. 8, geb. 2 ℳ)", und „Schulwörterbuch zu Ovids Metamorphosen, sowie zu einer Auswahl aus den elegischen Dichtungen von Hugo Jurenka, 1898 (336 S. 8, geb. ℳ 3. 40)". Von ähnlichen Hilfsmitteln unterscheiden sich die genannten u. a. dadurch, dafs die Kennzeichnung der Einzelstellen nach Kapiteln und Paragraphen resp. Verszahlen auf ein geringes Mafs beschränkt ist, so dafs der Schüler zum Studium des ganzen Artikels gezwungen ist und die Entwickelung der Wörter in semasiologischer Beziehung mitthätig verfolgen mufs. Beide Wörterbücher sind mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet. **R.**

---

180) **F. Friedersdorff, Lateinische Schulgrammatik.** Zweite Auflage, durchgesehen und umgearbeitet von **Franz Friedersdorff** und **Heinr. Begemann.** Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. VIII u. 204 S. 8. geb. ℳ 1. 80.

Diese Schulgrammatik ist ursprünglich hervorgegangen aus einer Umarbeitung der Zumptschen Grammatik, war aber schon in der ersten Auflage (Berlin 1893) naturgemäfs ein ganz neues und selbständiges Werk geworden. Die gegenwärtige Auflage enthält nun wiederum eine Anzahl hauptsächlich durch den neu hinzugetretenen Mitarbeiter veranlafster Änderungen. Da mir die erste Auflage nicht vorliegt, so vermag ich nicht festzustellen, worin diese Änderungen hauptsächlich bestehen. Es kommt darauf auch weniger an, als auf eine Würdigung der Brauchbarkeit dieser Grammatik, und ich finde nicht, dafs sie in dieser Hinsicht hinter anderen vielgebrauchten Schulgrammatiken zurücksteht. Die Verf. sind bestrebt gewesen, alles Entbehrliche aus dem Lehrstoffe auszuscheiden und doch den Rat suchenden Schüler nicht ohne Auskunft zu lassen. Die Anordnung und Gliederung ist klar und logisch (bes. z. B. die Paragraphen, die von der *consecutio temporum* und der *oratio obliqua* handeln), die Fassung durchweg knapp, durchsichtig und lernbar; das Dargebotene erstreckt sich auf die feststehenden Thatsachen, während ihre geschichtliche, logische und psychologische Begründung dem belebenden Unterricht des Lehrers vorbehalten bleibt. Einige Einzelheiten in der Formenlehre, mit denen wir uns nicht ganz einverstanden erklären können, möchten wir nicht unbemerkt lassen. Für unpraktisch halten wir die Umstellung

in der Reihenfolge der Kasus (Nom. Akk. Gen. Dat. Abl.), die diese Grammatik wieder aufnimmt; zweckmäfsig würde diese in einer Schulgrammatik höchstens dann sein, wenn sie überhaupt im sprachlichen Unterricht (auch im Deutschen, Französischen u. s. w.) eingeführt würde. Die Nominativform des Particips im Inf. Perf. *(auditus, a, um esse)* ist unangemessen, da der absolute Infinitiv den Akkusativ erfordert. Die Aufführung des Part. Perf. als Stammform (st. des Supinums) ist mindestens unnötig und führt zu Inkonsequenzen; denn die Verf. haben sich selbst genötigt gesehen, bei Intransitiven das Supinum als Stammform anzuwenden *(evasum, cessum)*. — Die langen Vokale sind in der Formenlehre als solche bezeichnet, für den Anfänger ein nicht zu unterschätzender Vorzug; in der Syntax scheint die Bezeichnung nicht überall durchgeführt (z. B. beim Ablativ § 116). Die Schreibung sexcenta in einem Beispiele des § 162 A ist wohl Druckfehler, denn unter dem Zahlwörterverzeichnis steht sescenti. Nicht ganz klar erscheint in § 160 die Bezeichnung „vorzeitige und nachzeitige" Handlung. Eine dankenswerte Beigabe ist der „grammatisch-stilistische Anhang", der in knapper Zusammenstellung die wichtigsten Erscheinungen der Stilistik enthält.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

181) **Karl Reufs, Lateinische Stilübungen im Anschlufs an Livius und Tacitus.** Beilage zum Programm des Grofsherzoglichen Gymnasiums in Pforzheim. Pforzheim 1898. 14 S. 4.

Verf. giebt hier eine Probe von Aufgaben, wie sie für die obersten Klassen oder auch für Abiturienten geeignet erscheinen, wenngleich der Umfang jedes Stückes für eine Arbeit zu grofs ist. Es sind im ganzen 13 Stücke (6 zu Liv. I, 2 zu XXI, 2 zu Tac. ann. IV, 2 zu ann. I, 1 zu ann. II). Was das Mafs der Anforderungen betrifft, die an den Schüler gestellt werden, so dürften sie den entsprechenden Stufen angemessen sein. Der Wortschatz der einzelnen Stellen ist gut verwertet, Grammatik und Stilistik kommen zu ihrem Rechte. Übersetzungshilfen werden dem Schüler nur in verschwindenden Ausnahmen und auch da nur sehr beschränkt gegeben. An einigen Stellen erscheint der deutsche Ausdruck zu eng an das lateinische Original angelehnt (z. B. S. 7: „um auch mit Thaten seinen Worten gleichzukommen"); im allgemeinen ist die Ausdrucksweise geschickt. Wir halten die vorliegenden Proben von Übersetzungsaufgaben

für brauchbar, und vielleicht wird mancher Fachgenosse, dem es gerade um Verarbeitnng dieser Stellen zu thun ist, danach greifen.

Hanau. **O. Wackermann.**

182) **G. Dubray, Gentillesses de la langue française.** 2e Edition. Vienne, Gerold et Cie. 190 S. 8. 1 fl.

Das Buch, eine Auswahl von hübscheu Wörtern und geschmackvollen Wendungen, die geeignet sind der Sprache und dem Stile ein ächt französisches Kolorit zu geben, soll nicht in systematischer Ordnung und Reihenfolge etwa wie ein Schnlbuch durchgenommen werden.

In sehr flüssigem und elegantem Französisch geschrieben, wendet es sich an solche, die des Französischen nach der grammatischen und lexikalischen Seite hin schon vollständig mächtig sind. Denn oft zeigen gerade diejenigen, die sich durch sorgfältiges Studium der französischen Litteratnr ein gutes, korrektes Französisch angeeignet haben, im mündlichen wie schriftlichen Gebrauche der Sprache eine gewisse beschränkte, dürftige Ausdrucksweise.

Diesem Übelstande soll das Buch abhelfen, es wird in demselben eine stattliche Zahl von sprichwörtlichen und sonstigen Wendungen geboten, die, mit Mafs und Geschmack angewendet, die Sprache in Wort und Schrift abwechselnder, lebhafter, malerischer erscheinen lassen.

In alphabetischer Folge sind unter bestimmten Stichwörtern eine Reihe solcher Ausdrücke zusammengestellt und erklärt und durch der Litteratur entnommene oder aus dem Munde Gebildeter gehörte Sätze in ihrem Gebrauche erläutert worden.

Diese Erläuterungen bezeugen guten Geschmack und tüchtige sprachliche Kenntnisse und werden oftmals auch dem Lehrer für die Erklärung der Schriftsteller von Nutzen sein können.

Auch steht dem Verfasser eine liebenswürdige, hnmoristische Art der Erläuterung zu Gebote, so z. B. wenn er bei der Erklärung der Ausdrücke Antiphrase und Ironie erzählt, dafs einer seiner Mitschüler, ein Neger, von seinen Kameraden stets nur mit dem Namen Boule de Neige bezeichnet und gernfen wurde. Es werden manchmal hübsche belehrende Zusammenstellnngen gemacht, so bei der Besprechung von *beau-fils* = *jeune homme élégant, affecté et fier de sa petite personne*, in chronologischer Folge die entsprechenden einander ablösenden Ausdrücke angeführt: *Muguet, petit-maître, mirliflore, merveilleux, muscadin, lion, dandy, gandin, cocodès,*

petit crevé, gommeux, pschutteux. Besonders aufmerksam gemacht sei auf die Wörter *chandelle, cheval, chien, cœur, lapin, lune, oeil* neben vielen anderen.

Selbstverständlich ist immer nur eine Auswahl von solchen Wendungen geboten, und es würde leicht sein, mit Hilfe des in phraseologischer Hinsicht so aufserordentlich reichhaltigen Dictionnaire de l'Académie und sonstiger neuerer und älterer lexikalischer Werke die Zahl derselben erheblich zu vergröfsern.

Zu dem Worte *un va-nu-pieds (un sans-le-sous, un couche-dehors un crève-la-faim)* bemerke ich, dafs davon neuerdings auch das Wort *vanupiédisme*, allerdings in ganz anderem (Kneippschem!) Sinne gebildet ist.

In der Wendung *avoir maille à partir avec quelqu'un,* in der *partir* noch die Bedeutung von *partager* hat, konnte neben *départir* auf das noch bekanntere *département* hingewiesen werden, und unter den sonderbaren Heiligen *saint Lâche (patron des paresseux), saint Difficile (patron des délicats, sur tout sur le manger), saint Frusquin (le bien qu'on possède), sainte Nitouche* (früher *sainte N'y touche, une personne qui fait ses fredaines à petit bruit),* hätte auch der so eifrig verehrte *saint Nega* Erwähnung verdient.

Mein Urteil über das Buch geht dahin, dafs es recht brauchbar, nützlich und belehrend ist, also seinen Zweck erfüllt und denen, die sich im idiomatischen Gebrauche des Französischen in Wort und Schrift weiter bilden wollen, zu angenehmer, anregender Lektüre und auch zu genauerem Studium mit gutem Gewissen empfohlen werden darf.

Strafsburg i. E. **R. Mollweide.**

---

183) **Rudyard Kipling, Stalky & Co.** Ein Band. Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1899. 288 S. 8. ℳ 1.60.

Englisches Schulleben und Schülerstreiche könnte man kurz als Inhalt dieses Bandes bezeichnen. Stalky und seine Genossen (M'Turk und Beetle) sind drei Zöglinge (die Dreizahl erinnert an Kiplings früheres Werk Soldiers Three) der Militär-Vorbereitungsanstalt Westward Ho zu Bideford im südwestlichen England, die sich durch freches Auflehnen gegen jede Autorität in ihrer Schule, aufser gegen den Leiter der Anstalt, und durch schlau ersonnene Streiche gegen ihre „Feinde" hervorthun. Das füllt acht Kapitel des Bandes, das neunte und letzte zeigt den Stalky als

Soldat in Indien. Das vorangedruckte Gedicht sagt, dafs das Werk zum Lobe des Anstaltsvorstehers und anderer „berühmter Männer" geschrieben worden ist, die ihre Zöglinge gesunden Menschenverstand und treue Pflichterfüllung gelehrt haben.

Die überaus verwegenen Streiche des Kleeblatts werden sicher das Entzücken besonders der jugendichen Leser bilden. Wenn man aber bedenkt, in welcher raffinierten Weise die drei Jünglinge unbeliebte Lehrer, übereifrige Aufseher und andere „Feinde" quälen und hintergehen, so wird man einerseits sich sagen müssen, dafs solcher Scharfsinn, solche schlaue Berechnung, solch' treffender Witz und solche ausgesuchte Grausamkeit schwerlich in so jungen Gemütern zu finden sein dürften, wie sehr alle drei auch zu einander passen und einander zu ergänzen verstehen. Dazu mufs es befremden, dafs sie, ganz im Gegensatz zum englischen Charakter, solche Verächter der üblichen Spiele und körperlichen Übungen sind. Anderseits würde man es sich überlegen müssen, ob man das Buch Altersgenossen der Helden in die Hände geben dürfte, bei denen doch vielleicht Lust zum Nachahmen geweckt werden könnte, wodurch sie etwas schwer zu behandelnde Schüler werden müfsten.

Das Buch ist trotzdem nicht uninteressant. Der eine der Jünglinge, Beetle, trägt unverkennbar Züge des Verfassers des Buches. (Seine schlechten Augen werden z. B. wiederholt erwähnt und auch als Grund angeführt, warum er Litterat und nicht Soldat geworden ist.) Die einzelnen Kapitel sind nicht gleichwertig. In Ambush und A little Prep sind wohl die lesenswertesten. Das neunte zeigt, wie Stalky zur Bekämpfung der Feinde ähnliche List anwendet wie als Schüler gegen seine Lehrer.

Für nicht englische Leser ist das Verstehen etwas durch die Fülle der Slang-Ausdrücke erschwert, die das Werk an sich nicht entbehren konnte, weil es sonst kein so lebenatmendes Bild englischen Schülerlebens werden konnte, wie es doch trotz aller zu erhebenden Einwände ist. Denn es ist unverkennbar, was und wie die Schüler hier reden, das und so haben sie sicher einmal in Bideford oder anderswo geredet und werden es wieder thun. Kiplings Humor und vorzügliches Erzählertalent täuschen uns beim Lesen darüber hinweg, dafs solches Thun und Denken reiferes Urteil als das von Schülern zur Voraussetzung hat.

Etwas unwahrscheinlich ist in dem geschilderten Lehrerkollegium die Persönlichkeit des Padre. Denn wenn er wirklich eine so grofse Macht über die drei Schlingel besafs, warum hat er sie nur ein einziges Mal

(The Moral Reformers) angewendet, um ibren übergrofsen Thatendrang auf Erreichung eines guten Zweckes hinzulenken? Freilich hätten dann keine Streiche ausgeführt werden können, und das Buch hätte ungeschrieben bleiben müssen. Vielleicht wäre es wohl auch seine Pflicht als Lehrer gewesen, selbst gegen so groben Unfug vorzugehen und dessen Abstellung nicht dem zufälligen — übrigens überaus grausamen — Einschreiten der drei Taugenichtse zu überlassen. Zweifelhaftes Lob ist es auch für die „berühmten Männer", dafs bei ihnen Schläge ein täglich angewendetes Disziplinarmittel sind, und dafs sich der Leiter der Anstalt im Handhaben des Stockes auszeichnet.

Im Ganzen wird das Werk, so lesbar und interessant es auch sonst ist, kaum viel zur Vergröfserung des Ruhmes seines Verfassers beitragen. Ein naheliegender Vergleich mit einem ähnlichen Werke der englischen Litteratur, Tom Brown's Schooldays, fällt sehr zu Ungunsten des moderneren aus.

Borna **E. Teichmann.**

Vakanzen.

Barmen, H.T.S. Obl. Naturw. od. N. Spr. Dir. Dr. Draeger.
Breslau, ev. R.S. I. Obl. Math. Meld. bis 1./8. Magistrat.
Detmold, G. Hilfsl. alte Spr. Dir. Dr. Gebbardt.
Düsseldorf, R.S. Obl. Math. Nat. Dir. Dr. Masberg.
Frankfurt a. M., Humboldtsch. (H.T.S.). Obl. N. Spr. 3900—7200 M. Städt. Schuldeputation.
Gladbach, O.R.S. Obl. Math., Nat. Dir. Dr. Klausing.
Grimma, R.S. u. Prg. Obl. Lat., Deutsch u. Gesch. Realschulkommission.
Grofs-Lichterfelde, G. Obl. Math., Nat. Curatorium.
Iserlohn, R.S. Obl. Gesch., Lat., Deutsch. Direktor Suur.
Nordhausen, H.T.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Potsdam, R.S. Obl. Math., Nat. (Turnen). N.E. Dir. Schulz.
— R.G. Obl. N. Spr. Dir. Walther.
Rofsleben, G. Obl. Math., Nat. Rektor Dr. Sorof.
Viersen, Prg. Hilfsl. alte Spr. Dir. Dr. Löhrer.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 11. August. **Nr. 16. Jahrgang 1900.**

Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

184) C. O. Zuretti, Omero. L'Iliade. Vol. II. Libri V—VIII. Torino, E. Loescher, 1900. XVI u. 188 S. 8. 2 Lira (ℳ 1.40).

Der Verf. der obengenannten Iliasausgabe ist einer der besten italienischen Homerkenner und hat in dem vorliegenden Kommentar eine sehr tüchtige und brauchbare Arbeit geliefert. Nicht ganz möchte ich allerdings die vorausgeschickten Winke über Prosodie und Metrik in dieses Urteil einbeziehen. Ich mufs offen bekennen, dafs ich nicht recht verstehe, was eigentlich mit diesen Bemerkungen anzufangen ist, da sie für den Anfänger entschieden viel zu wenig systematisch angelegt sind, für den Kenner aber finde ich nichts besonders Wissenswertes darin; im Gegenteil finde ich manche Spuren von flüchtiger Behandlung des Gegenstandes. So ist z. B. die Darstellung der Vokalsteigerung und die daraus hergeleitete Erklärung von prosodischen Schwankungen wie Ἄρες, Ἆρες u. ä. nur

hergestellt. Aus dem Satze, dafs derjenige jemandes Sklave ist, für den der andere Geld bezahlt hat, wird im Scherz die extreme Konsequenz gezogen, dafs dann diejenigen, die für ihre eigne Freiheit Geld bezahlt haben, ihre eignen Sklaven sein müfsten. (Zu dieser Rede will ich am Schlufs noch einiges bemerken.)

Soviel über die Behandlung des Textes. Was die Übersetzung selbst anlangt, so ist sie — der Vorwurf kann Herrn K. nicht erspart bleiben — durchaus nicht frei von groben Mifsverständnissen und Fehlern. Ich mufs mich auch hier auf einige Beispiele beschränken. I, 10 ist völlig mifsverstanden durch Verwechslung von Subjekt und Objekt im Acc. c. Inf. Es heifst: „Wir müssen die zunächstliegende und Dich am meisten angehende (Rede) ermitteln und nach Anrufung der Peitho etc. so eifrig als möglich durchgehen.“ III, 3: „Ebenso (καθάπερ) gegen schmeichlerische Menschen“ ist falsch. Die κόλακες werden nur zum Vergleich neben die ἡδοναί gestellt; sie entsprechen den ἔλεγχοι τῆς ἀρετῆς, nämlich den πόνοι. III, 137 und 138 ist durch ungenaue Beobachtung der Syntax der Sinn entstellt, denn die Perser schlossen das Wild nicht in den Park ein, wenn sie die Lust dazu anwandelte, sondern sie hielten es eingeschlossen und jagten es, wenn sie Lust hatten; und ebenso werden nicht „die im Frieden gemachten Gefangenen“ umgebracht, sondern höchstens werden „die Kriegsgefangenen in der Heimat ergriffen und getötet“. VI, 41 mufs es heifsen: „Denn deren, die von ihm Böses erlitten haben und ihn verachten, sind dann (wenn der Tyrann alt ist) mehr.“ VI, 49: Nicht „welchen es gut geht“, sondern „die von ihm Gutes empfangen haben“ ist zu schreiben. X, 2. Statt „die sich selbst nicht recht zu raten wissen“ mufs es heifsen: „Die ihn nicht recht zu gebrauchen wissen“. X, 14: Nicht „bist du des Geldes wegen nicht in Sorge?“, sondern „fürchtest du nicht das Geld?“ XIII, 24 ist ein grober sinnentstellender Fehler, der wie so mancher andere durch falsche Übersetzung der griechischen Negation entstanden ist. Es mufs heifsen: „Auch jene kamen ohne jede Bildung und ohne alle Fähigkeit etc. Sie waren nur geübte Reiter etc.“ Denn darauf kommt es ja gerade an, dafs weder Griechen noch Perser die richtige παιδεία hatten, sondern dafs es lediglich Zufall war, wenn die Griechen siegten. XIV, 12 a. E. mufs ein Punkt stehen. Der Sinn ist von K. mifsverstanden. Der Gedanke ist: „Ob sich das hier nur um einen Tag handelt, nämlich den des Gerichts, darauf kommt es bei unserer Frage nicht an. Denn es soll schon vorgekommen sein, dafs jemand für einen

Tag Sklave gewesen ist." XV, 13 ist die Konjektur von Wilamowitz, die ich auch für richtig halte, falsch übersetzt; καὶ δοῦλοι ὄντες ist nicht konzessiv. Es heifst: „Glaubst Du, dafs alle, die Sklavendienste thun, dies mit Recht und als wirkliche Sklaven thun, und nicht vielmehr, dafs . . ." XV, 16 ist der Sinn durch Mifsverständnis der Negation völlig verkehrt. Οὐ γὰρ . . . οὐχ ὁμολογήσομεν gehört zusammen: „So werden wir ihm doch wohl ebenso wenig abstreiten, dafs er frei ist" (denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig).

Die Sprache der Übersetzung ist nicht „leicht und gefällig", sondern oft unklar, die verbindenden Partikeln sind nicht immer richtig gewählt, an vielen Stellen lassen sich unbeschadet der Genauigkeit bessere Ausdrücke finden. Auch hier mögen wenige Beispiele von vielen genügen. Die Satzverbindung ist schlecht III, 115; hier kann καίτοι nicht durch „indessen" gegeben werden. VI, 1 steht besser: „Darin ahmte er etc."; § 6 fehlt die Anknüpfung an den vorigen Paragraphen (z. B. „ferner"). VI, 19 und 21 ist δὲ fälschlich mit „aber" übersetzt. Auch § 49 und 50 sind falsch mit dem Vorhergehenden verbunden, ebenso X, 21. XIV, 3 fehlt die Verbindung.

Ungenaue oder schlechte Übersetzung einzelner Worte findet sich z. B. III, 7 und 10, wo an ersterer Stelle σωφροσύνη mit „Besonnenheit", an letzterer mit „Selbstbeherrschung" übersetzt ist. III, 16 ἀηδέστερον ist nicht „widerlicher", sondern hier „unbefriedigender, trauriger". III, 87 ist die Negation falsch übersetzt, es mufs heifsen: „Für sich allein ist niemand einer Aufgabe gewachsen", nicht „jeder". III, 123 καλοκαγαθία ist nicht „Rechtschaffenheit" etc.

Schlechter Ausdruck findet sich z. B. III, 59: „Damit bei den hinterlistigen Anschlägen der Feinde diese ihm nicht verborgen bleiben." Anderes übergehe ich aufser der Übersetzung des doppelsinnigen χρῆσθαι in Or. X. Das wird § 17 wiedergegeben mit „beraten", dann weiterhin mit „verkehren, umgehen, sich abgeben, erstreben, zu thun haben, gegenüber stehen" und schliefslich mit „auf jemand wirken". Die letzte Bedeutung hat weder mit χρῆσθαι etwas zu thun, noch pafst sie in den Zusammenhang. Einfacher wäre es gewesen, Herr K. hätte sich mit „gebrauchen" begnügt, das er mit „anwenden, benutzen etc." genügend variieren konnte, wenn ihn die zu häufige Anwendung desselben Wortes störte.

Durch die angeführten Beispiele glaube ich dargethan zu haben, dafs K.s Übersetzung der Dionischen Reden in der vorliegenden Fassung noch

nicht den gerechten Anforderungen genügt, die man an eine solche Arbeit stellen mufs. Es bedarf vielmehr einer sehr sorgfältigen Revision, ehe die Übersetzung mit wirklichem Nutzen als Hilfe zum Verständnis des Urtextes oder auch als Ersatz desselben gebraucht werden kann. Dabei würde es sich sehr empfehlen, die oft langen Perioden Dios aufzulösen und in verständliche, deutsche Sätze umzuwandeln, mehr als dies bisher geschehen ist. Auch müfsten die Inhaltsangaben vor den Reden sprachlich korrekter und sachlich übersichtlicher gestaltet werden. Dafs die Überschriften der Reden auf dem Titelblatt nicht formell von denen im Texte abweichen dürfen, wie dies im fünften Bändchen mehrfach der Fall ist, ist selbstverständlich.

Die Besprechung der vierzehnten Rede habe ich ans Ende gestellt, weil sie sich nicht so kurz abthun läfst. Wir haben es hier mit einem Halbdialog zu thun. Dio wendet sich gegen das Urteil der Menschen, und die Bekämpfung desselben wird allmählich zu einem lebhaften Zwiegespräch, bis zuletzt die zusammenhängende Rede das Ganze zu einem ruhigen Abschlufs führt. Das Ende der dialogischen Partie ist leicht erkennbar, § 21 beginnt wieder die zusammenhängende Rede. Schwieriger dagegen ist die Frage nach dem Anfang des Dialogs. Dafs Dio Zuhörer hat, dafs es sich also um einen Vortrag handelt, geht aus dem Anfang von § 3 mit ziemlicher Sicherheit hervor. Aber noch spricht Dio immer von der Meinung dritter Personen (§ 3 *ἔροιτό τις αὐτούς*, § 4 *τὸν δὲ τοῦτο ἀποκρινάμενον εἴ τις ἐπερωτᾷ* etc.). § 8 aber hören wir, dafs Dio jemanden anredet (*φὴς—ἔφης*). Von da an werden wir erwarten, dafs dieser Angeredete antwortet, sei es in seinem oder der grofsen Menge Namen. Seit Reiske haben die Herausgeber dies bei § 14 eintreten lassen. Doch sah sich schon Arnim genötigt, den ersten Satz von § 13, der eine Entgegnung enthält, durch den Druck als gedachten Einwurf des Gegners hervorzuheben, auf den im folgenden durch *ἐρεῖς τοῦτο* Bezug genommen wird. Das gleiche hätte er aber auch in § 11 und 12 thun müssen, wo in derselben Form eine entgegengesetzte Ansicht eingeführt wird. Und so hat denn auch K. mit vollem Recht bei § 11 den Dialog beginnen lassen. Dasselbe hatte ich früher schon bemerkt, bin aber darin noch weiter gegangen. § 10 *οὐδεὶς ἂν εἴποι — χρηστὸν εἶναι* gehört ebenfalls dem Gegner. Unsicher bin ich, ob auch der im Namen der Menge gemachte Einwand § 9 *ἀλλ' ἴσως ἐροῦσιν* dem Gegner gehört. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, weil es den Übergang aus dem Vortrag in

den Dialog noch natürlicher macht. Dio kämpft im Kreise seiner Hörer gegen eine verbreitete Meinung und wendet sich im Verlauf der Rede besonders an einen der Anwesenden, ihm dadurch die Rolle der Gegner zuweisend. Der nimmt sie auf und opponiert zunächst in ihrem Namen, dann, durch den Gang der Untersuchung angeregt, auf eigne Rechnung, bis Dio alle Einwände widerlegt hat (§ 20). Das ist in der That ein lebendiger Dialog, kein ängstlich nach der Schablone gearbeitetes litterarisches Produkt, wie Hirzel Dios Reden auffassen will, sondern ein treues Bild von der thatsächlichen Lehrmethode Dios (Arnim S. 282).

Ich führe kurz die Worte an, vor denen ich Personenwechsel annehme: § 9 *ἀλλ' ἴσως* — § 10 *τί δή;* — *οὐδεὶς ἄν* — *τὰ αὐτὰ δέ* — § 11 *ἀλλ' ὑπέρ* — *οὔκουν* — § 12 *ἀλλὰ μήν* — *τί δέ;* § 13 *ἀλλὰ μήν* — *οὐ δή* — § 14 *οὐκοῦν*. Das übrige ist klar. In der K.schen Übersetzung fehlt fälschlich der Personenwechsel vor § 14 „Beim Zeus“ und am Anfang von § 15.

Cuxhaven. **Hans Wegehaupt.**

186) **Jos. Koehm, Quaestiones Plautinae Terentianaeque.** Dissert. Giefsen, J. Richter, 1897. 56 S. 8.

Der erste Teil dieser Dissertation, die leider (nicht durch die Schuld des Ref.) etwas verspätet zur Anzeige gelangt, handelt nach der Überschrift '*De nonnullis vocabulis*'; K. bespricht die Ausdrücke 1) *mortales* (Leute), 2) *filius filia—gnatus gnata*, 3) *adulescens adulescentulus*, 4) *vir*, 5) *uxor-coniunx*. *Mortales* findet sich bei *Terenz* überhaupt nicht, bei *Plautus* dagegen an 17 Stellen (in den Komikerfragmenten noch zwei Mal und zwar bei *Naevius* und *Pomponius*); an drei Stellen steht es im Gegensatz zu *immortales*, an den übrigen entspricht es unserem 'Leute'. K. schliefst nun daraus, dafs es auch von Sklaven, Kupplern u. dergl. gebraucht wird, '*vocabulum mortalium communis sermonis fuisse*', zumal es auch bei Terenz '*qui multo politius scribit quam Plautus*', fehle; ob diese Behauptung zutrifft, erscheint mir zweifelhaft, da *mortales* im Verhältnis zu *homines* doch der seltenere Ausdruck ist und zudem, wie Lindskog schon bemerkt hat (Berl. ph. Wochenschr. 1897, 1477), meist in gehobener Sprache angewendet wird. Was Nr. 2 betrifft, so konstatiert K. richtig, dafs *gnatus* bezw. *gnata* im Gegensatz zu *filius filia* mehr dem '*gravior et vere poeticus sermo*' eigentümlich ist; hieraus erklärt K. auch, weshalb bei den szenischen Dichtern nur der Vokativ von *gnatus*,

nicht ebenso von *filius* vorkommt. Zu Nr. 3 werden, wie K. darlegt, die beiden Ausdrücke je nach dem metrischen Bedürfnis *promiscue* angewendet, ohne dafs sich ein Bedeutungsunterschied feststellen läfst.

Bezüglich des Gebrauchs von *vir* (Nr. 4) kommt K. zu dem nicht besonders überraschenden Resultat, dafs die Grundbedeutung 'Mann' *(mas)* sei, und dafs es aufserdem die Bedeutung 'Ehemann' *(maritus)* hat, was sich entweder aus einem entsprechenden Attribut oder aus dem Zusammenhang ergiebt; was er sonst darüber vorbringt, ist nicht stichhaltig. Bezüglich der Wörter *coniunx* und *uxor* weist K. nach, dafs ersteres von den Komikern nie gebraucht wurde, somit Dziatzkos Erklärung zu Terenz Ad. 973 unzutreffend ist.

Im zweiten Teil der Dissertation behandet K. '*nonnullos locos*' des Terenz und zwar Heaut. 628; 1060—66; Phorm. 759; Ad. 940; meist schlägt er eine andere Verteilung des Textes an die einzelnen Personen vor, im Phormio sucht er die Lesart des Bembinus durch eine Konjektur zu retten, doch vgl. darüber Hauler in Dziatzkos Phormio[3] S. 210; die Angaben über Eugraphius zu Heaut. 628 sind nicht zutreffend (was jedoch K. nicht wissen konnte, da er auf die unzuverlässigen Ausgaben angewiesen war); das Lemma beginnt nicht mit *ERGO*, sondern mit *dominus*, (wofür eine junge Hdschr. *domina* hat) und lautet dann weiter *damno ergo* (od. *ego, ego) erus (herus, erus) auctus est;* hinsichtlich der anderen Stellen ist zugegeben, dafs K.s Bemerkungen beachtenswert sind, für völlig überzeugend kann ich sie nicht halten.

Ist so der positive Gewinn aus dieser Dissertation auch nicht gerade bedeutend, so ist doch anzuerkennen, dafs der Verfasser sich mit grofsem Fleifs seiner Aufgabe unterzogen hat und in der Fachlitteratur gut Bescheid weifs.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

---

187) **Alfred Knorr, Beiträge zur Erklärung einiger Stellen aus Horaz und Vergil.** Belgard 1900. Progr. 4.

Es handelt sich zunächst um Od. I, 35, 21—28, eine Stelle, die sicherlich noch immer der Erklärung bedarf. Ist zu *comitem abnegat* zu ergänzen *se* oder *te?* Knorr sagt, es sei für den Sinn ziemlich gleichgiltig, wenn er auch aus Gründen mehr für *se* eintritt. Den Hauptgrund der Unklarheit des Sinnes, die er mit drastischen Farben malt, sieht er aber in *mutata ueste;* dafür schlägt er vor *mutata mente*. Freilich zieht

diese Konjektur, die ja an und für sich nicht so undenkbar wäre, eine andere nach sich: *ac* für *at*. Als Sinn erhält er dann S. 8: „Dir dienen, dich begleiten die Hoffnung und die seltene Treue, gehüllt in weifses Gewand, und sie versagen dir auch nicht ihre Begleitung, wenn du in veränderter Gesinnung feindselig die Häuser der Mächtigen verläfst. Und die Folge davon ist, dafs auch die Genossen, die bis dahin das Glück, den Reichtum der Mächtigen mit ihm geteilt haben, ihn verlassen: nicht nur die wankelmütige Menge und die treulose Dirne, sondern auch die Freunde u. s. w. Nun steht der von der Fortuna Verlassene ganz vereinsamt da; nicht einmal die Hoffnung richtet ihn auf. Könnte der Dichter die unumschränkte Macht der Fortuna wohl besser schildern?" — Aber man braucht doch wohl keine Konjektur. Wie kann da von „Hoffnung und Treue" die Rede sein, wenn sie nur stets im Gefolge des Glücks ist. Man übersetze: *nec* mit „aber nicht", und man erhält einen vernünftigen Sinn. Auch der Hoffende, der Treue heftet sich an die Sohlen der Glücksgöttin, aber so weit geht er nicht, dafs er sich dem Unglücklichen entzieht, wie das Volk und die Dirne es thut. *nec comitem abnegat* steht parallel zu *uelata*, wie vorher *gestans* neben *abest*. „In deinem Gefolge ist auch Hoffnung und Treue; aber sie ist in ein weifses Gewand gehüllt und bleibt Begleiterin, wenn du in schwarzem Gewande erscheinst und aus einer Freundin eine Feindin geworden die einflufsreiche Familie hinter dir läfst." — Mehr hat auf mich die Auseinandersetzung des Verf. über I, 14 eingewirkt. Auch ich hatte schon früher der Vermutung Ausdruck gegeben, dafs I, 14 gar keine Allegorie sei. Thatsächlich ist sie, wenn Horaz wirklich bei dem Schiff an den Staat dachte, sehr verhüllt, und aus der Beschreibung des Schiffes und den kleineren Nebenangaben, wie z. B. der Erwähnung der Cykladen, ist nichts zu schliefsen. Kann es nicht das Schiff gewesen sein, das ihn nach Hause trug, nachdem er am Palinurus viel Gefahren überstanden hatte? *taedium* und *desiderium* würden dadurch natürlicher erklärt werden. — III, 20 nimmt Knorr an *palmam* und *fertur* Anstofs. *palmam* will er mit „Hand" übersetzen, als wenn Nearch zum Zeichen seiner Gleichgiltigkeit mit den Füfsen gespielt habe, und für *fertur* will er etwas wie *gaudet* lesen. Aber *palma* mufs wohl „Siegespreis" heifsen, wenn dem Gedichtlein nicht eine Pointe verloren gehen soll, und *fertur* macht aus dem Gedichte erst etwas, wenn das Ereignis, das gewifs symbolisch zu fassen ist, als ein ihm gewichtig überbrachtes hingestellt wird. — An folgenden Vergilstellen schlägt Knorr

andere Auffassungen vor: I, 108. *dorsum immane mari summo:* ein unheimliches Riff bei hohem Wasserstande. — Aen. 1, 286 ff. werden die Verse: *nascetur pulchra Troianus origine Caesar — uocabitur hic quoque uobis* auf Julius Cäsar bezogen, wie es schon Servius that, nicht auf Augustus. Unter den vielen bemerkenswerten Gründen wird besonders darauf Gewicht gelegt, daſs Vergil nicht gut die Wiedergewinnung der Spolien von den Parthen mehr hätte besingen können. Aber schon in früheren Jahren nahm man die Unterwerfung des Orients als ganz sicher an. Vgl. Hor. Od. I, 12 am Ende. — Hübsch wird Aen. II, 594 *cura nostri* mit „Rücksicht auf uns" übersetzt und III, 225 *clangoribus* auf das „Schlagen der Flügel" gedeutet, IV, 450 wird *fatis (exterrita)* mit Deuticke und Brosin aufgefaſst als „durch ihr künftiges Schicksal". IV, 492 wird *inuitam* zu erklären versucht: „Bei der Zauberei werden die schrecklichen Gottheiten der Unterwelt zu Hilfe gerufen; ihr Erscheinen muſs den Sterblichen Grauen erregen, und daher läſst sich g e r n wohl kaum ein Mensch dazu bringen, mit ihnen in Berührung zu kommen. — Es folgen noch Aen. IV, 508. 544. 607. VI, 309. VIII, 85. IX, 175. 308. Überall gesundes Urteil und Beherrschung der Litteratur, dennoch sind die angeheuen Gründe, weil subjektiv, nicht immer im stande, andere zu überzeugen.

Hirschberg. **E. Rosenberg.**

188) **Julian Marcuse, Diätetik im Altertum.** Eine historische Studie. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1899. VI u. 51 S. 8. ℳ 1.60.

In der zur Besprechung vorliegenden Studie liefert Verf., Arzt in Mannheim, in einfacher und anziehender Darstellung den Nachweis, daſs die diätetische Behandlungsmethode, die heutzutage immermehr in den Vordergrund des medizinischen Interesses tritt, bereits im Altertum gepflegt wurde und sogar einen bedeutenden Grad technischer Ausbildung erreichte.

Nach einem kurzen Überblick über die orientalische Diätetik, die, mit der Ethik sowie mit der öffentlichen Gesundheitspflege eng verknüpft, gleichsam die Methode der Prophylaxis darstellt, wendet sich Verf. zu den Anfängen der griechischen und römischen Diätetik, die im wesentlichen dem Grundsatze der Abhärtung huldigte. Das Verdienst, die diätetischen Vorschriften und Gebote wissenschaftlich formuliert zu haben,

gebührt in Griechenland Hippokrates, während in Rom Asklepiades als der erste Vertreter der diätetischen Disziplin uns entgegentritt. Mit Celsus, dem lateinischen Hippokrates, tritt die Geschichte der Medizin in das Zeitalter der Encyklopädie. Die diätetischen Schriften der späteren Zeit aber sind fast alle beeinflufst durch Galenus aus Pergamon, den Verfasser des Werkes *de sanitate tuenda*. Die gewaltige Bedeutung dieses genialen Forschers wird im Zusammenhange mit den Schöpfungen des Hippokrates und Celsus an der Hand ihrer Werke einer eingehenden gemeinverständlichen Betrachtung gewürdigt, aus der so viel mit Gewifsheit hervorgeht, dafs die in den Lehren jener medizinischen Autoritäten niedergelegten Grundprinzipien ihre Lebenskraft und Giltigkeit bis in unser Jahrhundert hinein erhalten haben.

Auf Einzelheiten der gehaltvollen, an überraschenden Parallelen zwischen einst und jetzt überaus reichen Auseinandersetzung näher einzugehen, mufs ich mir versagen; ich möchte niemandem den Genufs, den die Abhandlung selbst gewährt, durch eine dürftige Inhaltsangabe schmälern. Jedem Gebildeten, dem der Sinn für historische Entwickelung nicht abhanden gekommen ist und der der Frage: wie schützten und erhielten die Alten ihre Gesundheit? nicht gleichgiltig gegenübersteht, sei Marcuses anregende und belehrende Schrift hiermit bestens empfohlen.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

189) **Hugo Winckler, Altorientalische Forschungen.** Zweite Reihe, Band II (1899). S. 191—400. Leipzig, Eduard Pfeiffer, 1900. 8. ℳ 2.—.

Der auf dem Gebiete des alten Orients aufserordentlich fleifsige Forscher veröffentlicht hier eine Reihe weiterer Untersuchungen zur alten morgenländischen Geschichte; die meisten beziehen sich auf die Geschichte der semitischen Völker, besonders die alttestamentliche der Israeliten, für deren Aufhellung die Funde zu Babylon und Ninive ja von hervorragender Wichtigkeit sind. Aber auch für speziell klassische Philologen sind einige Aufsätze von Wichtigkeit.

Der erste Aufsatz: „Zur inneren Politik im neubabylonischen Reiche" behandelt den Gegensatz der weltlichen Macht zur stark emporstrebenden Hierarchie unter den letzten babylonischen Fürsten.

Mehrere Artikel Wincklers betreffen die Wiederherstellung Judas, die biblischen Bücher Esra, Nehemia, Esther, Daniel. W. kommt zu

anderen Annahmen über die Identifikationen der dort genannten persischen Fürsten als bisher üblich gewesen sind. In der jüdischen Überlieferung ist der Name des Kambyses verloren gegangen; für ihn tritt Ahasveros ein, das der Form nach fast genau dem Xerxes (Kshayarscha) entspricht. Esther 1 und Esra 4, 6 ist also Ahasveros = Kambyses, auch Arthachsasta Esra 4, 7 ff. und 7, 1 ist Kambyses, Nehemia c. 13 dagegen Darius; Nebukadnezar bei Daniel 2, 1 ff. und 4, 1 ff. ist Nabunid, Darius der Meder ist Kambyses. — Bei der Abfassung der Judith-Geschichte, der zum Teil Mythen zu Grunde liegen, sind Überlieferungen über den Zug des Cyrus gegen Kleinasien und den des Asurbanipal gegen Arabien benutzt. Holofernes, in andern Bearbeitungen Osnappar, ist verdreht aus Asurbanipal.

Für die Leser dieser Rundschau ist von höherem Interesse ein Aufsatz über kleinasiatische Geschichte. In Kleinasien haben sich nach den Ergebnissen der alten Funde verschiedene Völkerstämme in der Herrschaft abgelöst; es erscheinen die Lukki (Lykier), die Hatti-Kummeh (Hethiter), Muski (Moscher), Hilaku (Kiliker), Phryger, Lyder. Das phrygische Reich unter Midas war wohl die erste indogermanische Staatenbildung in Kleinasien; die Phryger werden aus Thracien gekommen sein. Eine Erinnerung an die ausgedehntere Herrschaft der Kiliker ist noch, dafs Andromache den am Ida-Gebirge wohnenden Kilikern entstammt. Nachdem durch den Einfall der Kimmerier das Reich des Midas zerstört war, erhob sich das Lyderreich, der letzte Ausläufer der Hethiterherrschaften. Homer kennt keine Lyder, sondern nur Phrygier und Mäonier. W. erörtert auch die bei Eusebius und Hieronymus erhaltenen Thalassokratien, die seit längerer Zeit nicht mehr eingehend besprochen sind; seine Vorschläge sehen, was den Effekt betrifft, plausibel aus, wegen der Änderung verschiedener Zahlen, zu der er sich genötigt sieht, doch wieder bedenklich.

In einem anderen Artikel: „Zu den karthagisch-römischen Verträgen“ entscheidet W. sich dafür, dafs der erste Vertrag etwa ins Jahr 376 zu setzen ist, da die älteste Geschichte der römischen Republik nur eine Wiederholung der zweiten Periode (500—450 und 450—376) ist. In dem Vertrag von 348 sind die Worte καὶ Τυρίων nicht als von Polybius aus κυρίων verlesen mit O. Hirschfeld anzusehen.

Gegen Ende des Bandes folgen zwei längere Artikel: Zur altarabischen Zeitrechnung, und: Himmel, Kalender und Mythus. Mir liegen diese Sachen recht fern; es scheint mir aber sicher, dafs auch in den römischen

Kalender, in die Monatsnamen der Mythos hineingreift und alte Beziehungen zwischen orientalischen und römischen Mythen existieren.

Sollte es nicht die weitere Verbreitung der Arbeiten W.s fördern, wenn die Artikel von allgemeinerem Interesse, die ein anderes Publikum finden als die alttestamentlichen oder streng orientalischen Aufsätze, gesondert erscheinen?

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

190) **A. Rose, Die Griechen und ihre Sprache** seit der Zeit Konstantins des Grofsen. Nebst einem Vorworte von D. N. Botassi. Leipzig, W. Friedrich, o. J. X und 332 S. 8. ℳ 5.—.

Der Verf. hat sein Buch zuerst in englischer Sprache erscheinen lassen; dann hat er erst die deutsche Bearbeitung folgen lassen, die sich, von wenigen Stellen abgesehen, so flott liest, als ob sie das Original wäre. Er verfolgt damit den Zweck, Europa und Amerika für das jetzige Griechenland zu interessieren und die Aufmerksamkeit auf die politische Stellung und die Sprache der heutigen Griechen hinzulenken, und dies gelingt ihm auch in vortrefflicher Weise.

Das Buch besteht aus acht Aufsätzen, die zum Teil aus Vorträgen oder Vorlesungen hervorgegangen sind, und einem Schlufswort. Fünf von diesen beschäftigen sich mit der griechischen Geschichte; das dritte Kapitel behandelt die Byzantiner, das vierte die Griechen unter türkischem Joch, das fünfte die griechischen Befreiungskriege, das sechste das Königreich Griechenland vor dem Kriege von 1897 und das siebente Kreta. Alle diese Kapitel haben das Gemeinsame, dafs sie die Griechen in möglichst günstigem Lichte erscheinen lassen. Mit grofsem Geschick versteht es der Verf., bei seinen historischen Darlegungen die den Griechen günstigen Züge herauszuheben und ihre lobenswerten Eigenschaften zur Anerkennung zu bringen, während er die Türken von der schlechtesten Seite schildert. Wenn man die historischen Kapitel liest, fühlt man sich unwillkürlich für die Griechen eingenommen und begeistert; was sie ausstehen mufsten und zum Teil noch müssen, erregt unser Mitleid, was sie allein oder mit fremder Unterstützung ausführten und erreichten, flöfst uns Bewunderung ein, und von selbst erhebt sich in uns der Wunsch, es möge dem wackeren Griechenvolke gelingen, sich vollends von der Fremd-

herrschaft frei zu machen und in sich zu einen, um dann einer seiner Vergangenheit würdigen Zukunft entgegenzugehen.

Neben diesen historischen Kapiteln enthält das Buch noch drei, die sich auf die griechische Sprache beziehen; das erste bringt Geschichtliches über die griechische Sprache, das zweite verbreitet sich über die richtige Aussprache des Griechischen, und das achte tritt für das Griechische als allgemeine Sprache der Ärzte und Gelehrten überhaupt ein. Dieser Vorschlag wurde auch schon von anderer Seite gemacht, und es läfst sich nicht leugnen, dafs sich das Griechische wegen seiner Bildungs- und Entwickelungsfähigkeit mehr als Gelehrtensprache empfehlen würde, als das erstarrte und tote Latein. Allein die notwendige Voraussetzung dafür wäre, dafs das Griechische an den Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten als lebende Sprache unterrichtet und betrieben würde. Dies liegt aber bis jetzt diesen Lehranstalten vollständig fern, die das Griechische nur in der Absicht lehren, um die in dieser Sprache abgefafsten Meisterwerke der Epik, Lyrik, Dramatik, Historiographie und Rhetorik im Urtext lesen und geniefsen zu können. Ob hier je eine Änderung in dem von dem Verf. gewünschten Sinne eintreten kann, erscheint mir zweifelhaft. Jedenfalls liegt aber hierin auch der Grund, warum man bei uns allgemein die neugriechische Aussprache zurückweist; sie hat für die in Betracht kommenden Litteraturperioden — das wird selbst der Verf. bei unparteiischer Prüfung zugeben müssen — keine Berechtigung, obwohl sie in ihren ersten Anfängen schon in jene Periode zurückgreift. Übrigens behauptet der Verf. zwar wiederholt, die sog. Erasmische Aussprache sei falsch, macht aber keinen Versuch, dies zu beweisen, sondern begnügt sich mit der Berufung auf E. Engel, Die Aussprache des Griechischen, einen Zeugen, der von der ernsten Wissenschaft nicht als vollwichtig anerkannt werden kann. Ich glaube, dafs es auch in dieser Hinsicht trotz aller Agitation aus schwerwiegenden Gründen beim Alten bleiben wird.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

191) **Ch. Mücke, Vom Euphrat zum Tiber.** Untersuchungen zur alten Geschichte. Leipzig, E. Pfeiffer, 1899. 109 S. 8. ℳ 3. —.

Die neuere Forschung hat mit einer ganzen Reihe von Geschichtchen, die in früherer Zeit als Geschichte hingenommen wurden und uns in der Jugend die trockene Geschichte mundgerecht machten, aufgeräumt und sie

dahin gewiesen, wohin sie gehören, ins Gebiet der Legenden und Mythen. Es ist eine Eigenschaft der Legenden, dafs dieselben Züge sich in mehreren wiederholen; die nie rastende Volksarbeit bei der Umbildung und Überlieferung überträgt Neues auf ältere Zeit und läfst alte Sachen sich in neuerer Zeit wiederholen. Auch unsere aufgeklärte Zeit ist nicht frei von solchen Legenden; die Wunder von Marpingen und Dietrichswalde kommen uns ganz mittelalterlich vor; die Sage von dem Ausschlag gebenden Eingreifen der Landwehr 1813 und noch bei Bellevue am 7. Oktober 1870 ist schwer auszurotten. Da ist es nicht zum Verwundern, wenn in alter Zeit Sagen und Berichte über ein Unternehmen von einem Schriftsteller ohne weiteres auf ein anderes übertragen werden.

Mücke geht solchen Mythen in der alten Geschichte mit Kühnheit, aber auch mit Umsicht nach. Er behandelt zunächst die athenischen Tyrannenstürzer. Die Geschichte des Zusammenbruchs der pisistrateischen Tyrannis und der Aufrichtung der Demokratie ist thatsächlich voll von Schwierigkeiten und auch Widersprüchen. Aus dem Umstand, dafs Xerxes die Bildsäulen der Tyrannenmörder nach Asien schleppt und Alexander sie später zurückschickt, schliefst M., dafs es Götterbilder waren, die Xerxes raubte, um dadurch die Stadt unbewohnbar zu machen; orientalische Sitte sei dies, wenn sich eine unterworfene Stadt wieder empörte; Athen habe deshalb nach Hippias' Vertreibung die persische Oberhoheit halb anerkannt. Die geraubten Götter seien die Dioskuren, an deren Stelle bei der Neugründung andere gesetzt seien. Ich vermag dem kühnen Fluge Mückes nicht ganz zu folgen; wegen des bekannten Volksliedes zu Ehren des Harmodius und Aristogiton und der Ehrung ihrer Nachkommen halte ich diesen Verlauf der Sache nicht für möglich; wohl aber denke ich mit M., dafs die inneren Unruhen vor Solons Gesetzgebung durch die allerdings auch nicht klare Überlieferung über die Zeit um 510 erst ihr überliefertes Aussehen bekommen haben und zum Teil eine Doublette sind.

Mehr stimme ich dem Verf. in dem nächsten Abschnitte bei, in dem er die römische Geschichtslegende angreift. Der Sturz der Tarquinier und die Vertreibung der Decemvirn sind Doubletten und knüpfen ebenfalls an die Dioskurensage an: das entehrte Weib, das als Opfer fällt, das rächende Paar, die namensgleichen Konsuln von 509 L. Valerius und M. Horatius und von 448, die nach den „Vertreibern" Konsuln werden, das sieht nicht nach Geschichte aus. Auch die Diktatoren zwischen 509 und 450 sehen aus wie eine Doublette der Königsgeschichte, in der Romulus und Remus

wieder das Dioskurenpaar bilden. Donhletten sind ferner Coriolan und und T. Manlius Capitolinus, Porsena und Breunus. Wenn man auch nicht überall so weit gehen will wie M., so mufs man doch zugeben, dafs der Einflufs griechischer, resp. indogermanischer Mythen auch auf die römische Geschichte recht bedeutend ist.

Der dritte Artikel behandelt die Alexandersagen. Selhst die zuverlässigsten Quellen, Ptolemäus und Aristohul, haben sich von dem Zauber orientalischer Mythenhildung nicht frei halten können. Mücke weist hin auf die Ähnlichkeit der Schlacht gegen Poros und der fabelhaften der Semiramis mit Stratobates; er vergleicht Oxyartes, den Vater der Roxane, mit Oxyartes, den Ninus mit Hilfe der Semiramis besiegt, den Kampf um die Burg des letzteren mit dem um die Burg des ersteren, beidemal durch Leute, die πετροβατεῖν verstehen, den dürstenden Alexander (in Gedrosien) mit dem dürstenden David (2. Samuelis 23, 15 ff.), die zwölf Altäre am Indus mit denen am Jordan. Ktesianische Berichte und sonstige orientalische Legenden haben auch die Überlieferung über Alexanders Züge beeinflufst, das darf man Mücke unbedingt zugeben.

Wie die Semiramis-Sagen auch Xerxes' gewaltigen Zug romantischer gemacht haben, zeigt Mücke in der vierten Abhandlung (der Xerxes- und der Keltenzug): hier wird aber anderseits auch nach den Zügen des Darius gegen Indien und dem Zuge des Xerxes die alte Semiramis-Sage durch spätere Zuthaten erweitert sein. Sicher diente der Xerxeszug wieder den Geschichtschreibern als Vorbild bei dem Berichte über die Einfälle der Kelten von 278, da sich einiges fast ganz genau wiederholt, so z. B. dafs Weiber, „deren wenige waren", von den Persern (resp. Kelten) zu Tode genotzüchtigt wurden. Auch in dem römischen Kriege mit Brennus wiederholen sich manche Einzelheiten aus dem Xerxeszug, wobei vielleicht die Beziehungen Roms zu dem delphischen Orakel und den griechischen Städten Unteritaliens die Vermittelung herbeiführten.

Mückes Ergebnisse erfordern gewifs eingehendere Nachprüfung, die sie zum Teil einschränken oder umstürzen wird; der Hauptpunkt, dafs die Legendenbildung weiter geht, als bisher angenommen wurde, kann jedoch als gut begründet angesehen werden.

Warum schreibt M. konsequent Termopylä?

Oldesloe. **R. Hansen.**

192) **Julius Baumann, „Schulwissenschaften" als besondere Fächer auf Universitäten.** Vortrag, gehalten auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Bremen 1899. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899. 44 S. gr. 8. ℳ —.75.

Der sehr beachtenswerte Vortrag verteidigt mit Recht die Einführung ordentlicher Professuren für Schulwissenschaften an Universitäten und giebt recht gediegene Vorschläge zur Ausführung dieser Absicht. Unter den Schulwissenschaften unterscheidet Verf. treffend althumanistische, neuhumanistische, deutschhumanistische, geographische, historische, mathematische und naturwissenschaftliche und wünscht, dafs die Vorlesungen und Übungen auf der Universität mehr auf den praktischen Beruf der künftigen Schulmänner gerichtet würden wie bisher. Im einzelnen verwirft er die allgemeine Prüfung, welche auch die neue preufsische Prüfungsordnung für das höhere Lehramt wenigstens in beschränkter Weise beibehalten hat, gänzlich, sogar, trotzdem er selbst von Fach Philosoph ist, die in der Philosophie. Er weist auch treffend auf die erst neuerdings recht bekannt gewordene Bedingtheit der geistigen Thätigkeiten durch leibliche Funktionen und den Zusammenhang der Geisteswissenschaften mit den naturwissenschaftlichen Elementen hin. Als Führer auf dem Gesamtgebiete der Mathematik bezeichnet er mit Recht die jetzt begonnene Encyklopädie, bezüglich der Geschichte betont er mit Recht die Kulturgeschichte, die Geschichtsphilosophie und Anthropologie.

Wollstein. **K. Löschhorn.**

193) **K. P. Schulze, 50 Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für die Prima eines Gymnasiums.** Berlin, Weidmann, 1898. 62 S. 8. ℳ —.80.

Von inneren und tieferen Gründen abgesehen, sind fleifsige Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische selbst noch in Prima schon aus dem äufseren Grunde unabweisbar, weil für die Reifeprüfung eine schriftliche Übersetzung ins Lateinische gefordert wird. Zum zeitgemäfsen Hilfsmittel zu solchen Übungen bietet sich vorstehend genanntes Büchlein an.

Die „50 Aufgaben" rollen uns eine nach der zeitlichen Aufeinanderfolge geordnete Reihe von geschichtlichen Bildern auf, die zum grofsen Teil in Anlehnung an die Lektüre des Cicero, Cäsar, Livius, Horaz und Tacitus die wichtigsten Momente aus der römischen Geschichte von der

Erbauung Roms bis zu der nationallitterarischen Bedeutung von Tacitus' Germania zur Anschauung bringen. Dienen sie so alle der wünschenswerten Konzentration des lateinischen Unterrichts, so bieten einige noch den Vorteil, das Verständnis der zu grunde liegenden Quellenschriften vorzubereiten und zu unterstützen, so daſs sie stofflich als Einleitungen zu diesen Schriften verwandt werden können.

Was die Darstellung anlangt, sind die Vorlagen, wenn sie „sich auch nicht allzu weit von der antiken Ausdrucksweise entfernen", ziemlich glatt und flieſsend und recht lesbar. Im einzelnen hätte immerhin, besonders in der ersten Partie der Aufgaben, der Satzbau noch mehr, als es schon geschehen ist, in Übereinstimmung mit den Gesetzen der deutschen Sprache gebracht werden müssen. Die Überladung durch schwerfällige Zwischensätze und das Nachschleppen von Nebensätzen zweiter und dritter Ordnung hätte hier und da leicht durch Zerlegung der Perioden in einzelne Satzganze vermieden werden können; eine gröſsere Schwierigkeit für die Umformung in lateinische Perioden wäre dabei schwerlich Schülern erwachsen, welche schon von Tertia an gewöhnt worden sind, die schwerfälligen Perioden der lateinischen Schriftsteller in mehrere deutsche Sätze aufzulösen. Als Härte, wenigstens in der deutschen Darstellung, ist der unvermittelte Übergang aus der indirekten Rede in die direkte zu rügen S. 5, Z. 16 „Hierüber" ..., S. 16, Z. 4 v. u. „Dabei" ..., sowie der umgekehrte aus der direkten in die indirekte S. 19, Z. 7 „Aristomachus" ... Der deutsche Ausdruck an sich ist im allgemeinen sehr frei. Hierbei wird es zwar für den geübteren Schüler meist leicht sein, aus der phrasenhaften, abstrakten Umhüllung, in der ihm in mehr als ausgiebiger Weise der deutsche Ausdruck entgegentritt, für den lateinischen Ausdruck den einfachen, konkreten Kern herauszuschälen. Doch wird der Schüler in vielen Fällen, wo es sich um die Wiedergabe von einfachen Begriffen handelt, eine Lücke in seinem Wissen wahrnehmen und für die häusliche Vorbereitung auf Hilfe ausschauen, welche ihm etwa ein deutsch-lateinisches Wörterbuch oder gedruckte Phraseologieen bieten können. Das Gesagte gilt nicht bloſs für die Stücke, welchen eine deutsche Schrift als Quelle zu grunde liegt, sondern auch für diejenigen, welche nach lateinischen Quellen bearbeitet sind. Denn diese bieten mit wenigen Ausnahmen (z. B. Aufg. 21 und 26) nur eine sehr dürftige Ausbeute für den lateinischen Ausdruck; der Verfasser selbst bemerkt, daſs die an die lateinischen Schriftsteller sich anlehnenden Auf-

gaben „der Vorlage mehr den Inhalt als die Form entlehnen und so gehalten sind, dafs ein Primaner auch ohne Kenntnis des Originals fähig sein soll, sie zu übersetzen". Dafs letzteres überall ohne Beihilfe des Lehrers möglich sei, glauben wir eben bezweifeln zu müssen. Für den allgemeineren Gebranch des Bnches, das, wie es vorliegt, nur den deutschen Text enthält, würde u. E. die Zufügung von einzelnen lexikalischen Bemerkungen und selbst stilistischen Andeutungen von grofsem Vorteil gewesen sein; denn die Geisteskräfte des Gymnasiasten sind bei dem gegenwärtigen Unterrichtsbetrieb in vielen, wenn nicht den meisten Anstalten durch das schwer auf ihm lastende Fachlehrertum so allseitig in Spannung gehalten, dafs der Lehrer des Lateinischen, selbst abgesehen von der in den beiden letzten Jahrzehnten arg beschnittenen Stundenzahl, den Ansprüchen anf ein sicheres Wissen und Können im Lateinschreiben engere Schranken wird setzen müssen. Kommt allerdings nicht eine umfassende häusliche Vorbereitung in Frage, sondern soll die Hauptthätigkeit für die Durcharbeitung der Aufgaben dem Schulunterricht vorbehalten bleiben, so möchte das Buch manchem Lehrer, welcher abseits von den ausgetretenen Pfaden einer geistlosen Schulbücherweisheit seine eigenen Wege zu wandeln liebt, recht willkommen sein, um den Schülern über die marktgängige Ware von grammatischem, stilistischem und lexikalischem Lernstoff hinaus Belehrung und Anregung zu bieten; denn sind auch manche Aufgaben, ohne mit grammatischen Schwierigkeiten und Raritäten überladen zu sein, zunftmäfsig zugeschnitten, so weht doch in den meisten ein freier Geist, dessen Erfassung und Wiedergabe zu freier Behandlung herausfordert und Lehrer und Schüler zu gemeinsamer fruchtbarer Thätigkeit anzuspornen geeignet ist. In diesem Sinne wünschen wir dem Buche viele Freunde, überzeugt, dafs sein Schulgebrauch dazu beitragen wird, nicht nur die sprachliche Fertigkeit der Jugend, sondern überhaupt auch ihre geistige Schulung in hohem Mafse zu fördern.

Düren. **Konrad Rantz.**

194) **Hans Hammelrath und Christoph Stephan, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische** für Sekunda und Prima im Anschlufs an die Lektüre. I. Heft: Übungsstücke im Anschlufs an Livius. Berlin, Weidmann, 1899. IV u. 62 S. 8. kart. *M* —,80.

Mit diesem Heft beginnt eine Sammlung von Übungsstücken für die obere Stufe höherer Lehranstalten, wie deren viele in den letzten Jahren

entstanden sind und die alle nicht nur Zeugnis ablegen von dem rastlosen Streben in den Lehrerkreisen, den Bestimmungen der Lehrpläne von 1892 über die im Unterricht noch immer sehr wichtigen schriftlichen Arbeiten gerecht zu werden, sondern auch willkommenes Material liefern zu einem Vergleich mit den anderweitig gestellten Anforderungen im Lateinischen und unter Umständen zu einer neuen Gestaltung der mündlichen und schriftlichen Übersetzungen im Anschlufs an die sich nur zu häufig wiederholende Klassenlektüre.

Die Verfasser dieser neuen Sammlung von Übungsstücken hatten die Absicht, hierin der noch immer geltenden, wenn auch durch die Minist.-Verf. vom 27. März 1897 näher bestimmten Vorschrift der Lehrpläne von 1892, dafs die Texte für die Übersetzungen „fast nur als Rückübersetzungen ins Lateinische“ behandelt werden sollen, in der Weise Rechnung zu tragen, dafs sie die Übungsstücke in Bezug auf den Wortschatz eng an Livius angelehnt, in Bezug auf Gedankengang, Satzbau und Konstruktionen freier gestaltet haben. Doch haben die Verfasser nach Ansicht des Berichterstatters diese ihre Absicht in den wichtigsten Beziehungen nicht völlig erreicht; wohl in jedem Stücke lassen sich Stellen nachweisen die denselben Satzbau und dieselbe Konstruktion haben wie der Text des Originals, so dafs, wie es in der bereits angeführten Minist.-Verf. vom 27. März 1897 heifst, „ihre Bearbeitung“ in der That „den Wert eine selbständigen Leistung verliert“ und dadurch nicht selbständige Denkarbeit, sondern mechanisches Auswendiglernen gefördert wird. Verfafst sind die Übungsstücke im Anschlufs an die I. und III. Dekade des Livius, und zwar beziehen sich sechs Stücke auf das I., fünf auf das II., je sieben auf das V. und VIII., sechzehn auf das IX., drei auf das XXI., sieben auf das XXII., fünfzehn auf das XXIII. und sechs auf das XXIV. Buch. Auffallend kurz bedacht sind die Bücher XXI und XXII, die erfahrungsmäfsig doch am häufigsten gelesen werden; auch behandeln diese wenigen Stücke nicht, wie man erwarten konnte, die wichtigsten der in diesen Büchern geschilderten Ereignisse. Der deutsche Ausdruck ist einfach und klar, weder zu frei noch zu eng an den lateinischen Text sich anschliefsend. Nur selten sind dazu Angaben für die Übersetzung unter dem Text gegeben, doch erübrigen sich manche auch noch davon, so z. B. im ersten Stück *proelio decertare* = eine entscheidende Schlacht liefern, im neunzehnten Stück *se applicare ad* = sich jemand anschliefsen, im dreiundzwanzigsten Stück *et profecto* = und wirklich, im vierundzwanzigsten

Stück *prorogare* = (ein Amt) verlängern, im einundvierzigsten Stück *is* = ein. Von dem Anschlufs an bestimmte Abschnitte in der Grammatik ist mit Rücksicht darauf, dafs die Übungsstücke für die oberen Klassen bestimmt sind, mit Recht abgesehen worden.

Posen. **J. Rittau.**

195) **Alfred Schreiter, Die Behandlung der Antike bei Racine.** Leipziger Dissertation. Leipzig, Emil Graefe, 1899. 119 S. 8.

In einer kurzen Einleitung hebt der Verfasser die Unterschiede hervor zwischen der Euripideischen Tragödie und der älteren dramatischen Dichtung in Bezug auf Technik und Inhalt. Das Resultat der Philosophie des Euripides sieht er in der Überwindung aller Vorurteile, aller zwischen den einzelnen Ständen sich erhebenden Schranken. Durch die Auffassung der sozialen Stellung der Frau erhebt sich Euripides bedeutend über seine Zeit und in mancher Hinsicht kommt er der christlichen Anschauung darin nahe. An den zahlreichen Frauencharakteren seiner Tragödien bewährt sich die Stärke seiner Schaffenskraft, welche in der Schilderung der Leidenschaft liegt. Wenn nun Racine sich an Euripides bildete und ihn sich zum Vorbilde nahm, so bewies er seine Selbständigkeit durch die Kunst, mit der er die sich entgegenstehenden Ideen der in weiter Ferne liegenden Welt der Antike in harmonische Verbindung brachte mit der Lebenssphäre eines von christlichen Ideen geleiteten Geschlechtes. — Die Racinischen Dramen behandelt Schreiter in zwei Abteilungen. Die eine Gruppe umfafst die Stücke, welche aus dem antiken Sagenkreise stammen, der andern liegen geschichtliche Stoffe des klassischen Altertums zu Grunde. Es bleiben also aufserhalb der Besprechung Bajazet, Esther, Athalia. Ganz sachgemäfs gliedert sich die Erörterung folgendermafsen: Zunächst wird der Inhalt der antiken Dramen oder die aus dem Altertum überkommene geschichtliche Überlieferung angegeben; darauf folgt die Analyse der französischen Stücke. Daran schliefsen sich ausführliche Bemerkungen über Racines Stellung zu den Vorlagen, Vergleichungen der Verwendung des Stoffes, der Charaktere, Begründung der Unterschiede, Übereinstimmungen, Anklänge, Neuschöpfungen. Hierbei urteilt der Verfasser ruhig und ohne Übertreibung. Er betont, dafs Racine der rationalistischen Tendenz seiner Zeit gegenüber vor allem die Welt des Gemütes ergründete.

Wer sich mit Racine beschäftigen will, wird Schreiters Schrift mit Nutzen gebrauchen. **I. H.**

196) **Adolf Kretschmer, Die französische Sprache in Grammatik, Wort und Schrift für den Schul- und Privatunterricht.** Korneuburg bei Wien, Kühkopf & Habel, (Kommissionsverlag), 1898. 239 S. gr. 8. Preis 2 fl. oder 4. Kr. oder 4 ℳ

Wenn das Titelblatt nicht ausdrücklich als Jahr des Erscheinens 1898 angäbe, so könnte man in den verzeihlichen Irrtum verfallen, das Buch sei etwa 50 oder 60 Jahre früher erschienen. Trotz des sehr prunkvollen Titels, ist es nämlich nichts anderes als eine nach Ahnscher Methode zusammengestellte Sammlung möglichst nichtssagender französischer und deutscher Einzelsätze. Mit diesem Urteil thut man der Arbeit aber noch allzu viel Ehre an, denn von einer Methode ist schlechterdings überhaupt nichts zu verspüren. Verf. verspricht zwar in seiner Vorrede eine Anordnung des Stoffes, „die Verwandtes, Ähnliches zusammenhält“, mir ist es trotz lebhafter Anstrengung aber nicht gelungen den Faden des Zusammenhangs zwischen Lektion 1 (Das Zeitwort und seine Formen) und Lektion 2 (Umwandlung der Hauptwörter in die weibliche Form) zu entdecken. Einige sehr dürftige Konversationen und eine Sammlung von Briefen und Geschäftsformularen machen die dünne Suppe nicht fetter. Vom Geist der Sprache, von besonderer Eigenart französischen Lebens ist im ganzen Buche keine Spur enthalten. Als Probe für das nicht immer einwandfreie Deutsch des Verf. greife ich folgende der Übung 2 auf S. 66 vorhergehende Bemerkung heraus: „Indem das Participe passé aller mit *être* konjungierten Verben in Zahl und Geschlecht mit dem Subjekte übereinstimmt, so werden wegen der diespunktlichen Zusammengehörigkeit in dieser Lektion auch intransitive Verben angewendet.“ Weitere Einzelheiten beizubringen lohnt sich nicht.

Vor dem Buche kann nur gewarnt werden, es ist weder für den Schul- noch für den Privatunterricht irgendwie brauchbar. Es ist geradezu unerfindlich, wie eine derartige Arbeit sich in einer Zeit, da auf dem Gebiete der französischen Schulgrammatik an vortrefflichen Arbeiten durchaus kein Mangel ist, ans Licht wagen kann.

Friedberg (Hessen). **Aug. Gebhard.**

197) **Arthur Symons, The Symbolist Movement in Literature.** London, William Heinemann, 1899. 197 S. 8. geb.

Um die Mitte der 80er Jahre etwa entstand in der französischen Litteratur eine gegen den Naturalismus gerichtete Strömung, die unter

größter Betonung des musikalischen Elementes in der Poesie sich von der realen Wirklichkeit der Erscheinungen abwandte und zeigen wollte, daſs die Dinge auch eine Seele hätten, daſs die unsichtbare Welt keine bloſse Phantasie sei. Diese neue lyrische Dichterschule, die ja auch in Deutschland neuerdings Anhänger gefunden hat, nennt man Dekadenten oder Symbolisten. Zu den bereits vorhandenen Studien über dieselbe von Larivière, Lemaître, Brunetière u. a., die zum Teil scharfe Kritik üben, kommt nun auch das vorliegende Buch des englischen Dichters und Kritikers Symons, der selbst ein warmer Freund und Vertreter dieser Richtung zu sein scheint. Ausgehend von einer Betrachtung und Erklärung des Begriffes Symbolismus, behandelt der Verfasser die Hauptvertreter der französischen Dekadenten und zwar zunächst den unglücklichen Romantiker Gérard de Nerval (1808—1855), der nach Symons' Ansicht der Begründer der neuen Schule ist, sodann die eigentlichen Häupter derselben: Villiers de l'Isle-Adam (1838—1889), den genialen aber liederlichen Arthur Rimband (1854—1891), den ebenso genialen und noch liederlicheren Paul Verlaine (1844—1896), bei dem vor allem das musikalische Element hervortritt („de la musique avant toute chose, de la musique encore et toujours"); Jules Laforgue (1860—1887), der sechs Jahre lang Vorleser der Kaiserin Augusta war, und endlich Stéphane Mallarmé (1842 bis 1898), der gewissermaſsen ein dichterischer Richard Wagner ist. Im Anschluſs daran kennzeichnet Symons noch den Naturalisten Huysmans (geb. 1848), der sich in seinem Roman „La Cathédrale" (1898) auch als Symbolisten erwies, und Maurice Maeterlinck (geb. 1862), den „belgischen Shakespeare", wie seine Anhänger ihn nennen, der in seinem „Trésor des Humbles" (1896) dem Mystizismus anheimfiel.

Das Buch ist ein schätzenswerter Beitrag zu diesem zumal bei uns noch ziemlich unbekannten Gebiete der neuesten französischen Litteratur.

Erfurt. **Fr. Blume.**

---

198) **F. W. Gesenius, A Book of English Poetry for the Use of Schools.** Third Edition. Revised by **Fr. Kriete.** Dazu Anmerkungen und Wörterbuch. Halle, Gesenius, 1900. VIII u. 142 u. 61 S. 8. Geb. ℳ 2.—.

Die vorliegende Gedichtsammlung ist dem Vorworte nach gegen die früheren Auflagen so umgearbeitet worden, daſs die Anmerkungen zu den Gedichten ins Deutsche übertragen und in einem besonderen Hefte ge-

geben worden sind und dafs ein Wörterverzeichnis beigefügt ist. Die Sammlung enthält 102 der schönsten und bekanntesten englischen Gedichte — soweit sie für die Jugend geeignet sind — aus der älteren und neuen Zeit; dabei sind die lyrischen Gröfsen Burns, Byron, Longfellow, Moore, Tennyson und Wordsworth besonders berücksichtigt worden, dagegen fehlen Namen wie Shelley, Browning u. a. Die Gedichte sind nach ihren Schwierigkeiten in drei Gruppen geteilt und innerhalb derselben nach Stoffen geordnet. — Der zweite Teil (S. 119—135) enthält kurze Nachrichten über das Leben der Dichter, unter denen ich William Jones, den Verfasser des letzten Gedichtes „The Burial of Schiller" vermisse. — Im dritten Teil (S. 136—140) sind die Melodien von vier bekannten Liedern beigefügt. — Die Anmerkungen zu den Gedichten (S. 1—12) enthalten sprachliche und sachliche Erläuterungen „*in order to clear up all difficulties of forms of expression or of matters referred to*" (Preface). — Das Wörterverzeichnis endlich (S. 13—60) ist in recht geeigneter Weise mit Lautschrift versehen.

S. IV, Z. 13 v. o. lies *it* statt *nit* und *and* statt *ad;* Anhang S. 12, Z. 4 v. o. lies 102 statt 101, S. 54 lies *throne, to, throng.*

Die Gedichtsammlung ist zu Schulzwecken bestens zu empfehlen.

Erfurt. **Fr. Blume.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 25. August. Nr. 17, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

199) **Klassiker-Ausgaben der Griechischen Philosophie.** IV: Platons Gorgias von **J. Stender.** Halle a. S., Buchhandlung des Weisenhauses, 1900. 194 S. ℳ 1.50.

Mit Recht wurde unter die „Klassiker-Ausgaben" Platons Gorgias aufgenommen: er bezeichnet die obere Grenze, bis zu der man in der Lektüre Platonischer Schriften mit Primanern gehen kann, und bis zu der man, wo möglich, gehen sollte; bietet er doch eine philosophische Untersuchung im grofsen Stil über ein Thema, das nicht über dem Gesichtskreis dieser Altersstufe liegt und bei ihr auf lebhaftes Interesse rechnen darf, in einer Form, die zugleich Platons schriftstellerische Kunst, sowohl in der Komposition als in der Gesprächsführung, zu wirksamer Anschauung bringt. Der Bedeutung des Gegenstands entspricht seine im ganzen sorgfältige und sachverständige, den Bedürfnissen einer Oberprima wohl angepafste Behandlung, wenn es auch an einzelnen Anstöfsen nicht fehlt. Da der Kommentar offenbar und mit Recht dem Schüler das Wörterbuch nicht ersetzen soll, wären die einfachen Bedeutungsangaben

für einzelne Wörter, z. B. 524 *κομᾶν* langes Haar tragen, besser weggeblieben. Anderseits geht der Kommentar manchmal zu weit in dem, was er dem Lehrer vorwegnimmt, bezw. dem Schüler zumutet, so mit der Frage zu 460t „warum ist der Satz, dafs Wissen zugleich Tugend bedeute, nicht richtig?“ oder zu 474 A „der Mensch ist nach Protagoras das Mafs aller Dinge; was heifst das?“ oder zu 524 B „was ist Materialismus, Pantheismus, Dualismus?“ So mag der Lehrer fragen, der die vom Durchschnittsschüler zu erwartende Antwort als Ausgangspunkt benutzt, um in den Kern der Frage hineinzuführen, oder auch, wenn zunächst keine Antwort erfolgt, Hilfsfragen stellt; ist aber der Schüler solchen Fragen gegenüber auf sich selbst angewiesen, so ist zu fürchten, dafs er sich mit einer oberflächlichen Antwort begnügt oder die Antwort in einem Konversationslexikon sucht; Schüler, die wirklich das Zeug haben, solche Fragen bei der Präparation selbst befriedigend zu beantworten, werden sich an den Stellen, die zu solchen Fragen Anlafs geben, auch selber ihre Gedanken darüber machen. Wenn Verf. es mit Recht ablehnt, systematische Logik zu treiben, so ist doch der Grund „die gehört in Unterprima“ nicht zutreffend: sie gehört überhaupt nicht in die Schriftstellerlektüre, und die Gelegenheiten zu einem beiläufigen logischen Repetitorium wären wohl besser unbenutzt geblieben; auch hier bleiben die Fragen des ob, wieviel und wie besser der Entscheidung des Lehrers vorbehalten, zumal es auch hier Punkte geben kann, über die der Lehrer seine Schüler vielleicht anders unterrichtet hat, als im Kommentar vorausgesetzt ist, wie denn der Unterschied zwischen „kontradiktorischen“ und „konträren Begriffen“ (zu 495 E) besser ersetzt wird durch den zwischen disjunkt-koordinierten Begriffen einer zwei- und einer mehrgliedrigen Einleitung. Ob zu 447 B am besten vorausgesetzt wird, Gorgias habe in einem Gymnasium einen Vortrag gehalten und werde von Sokrates auf dem Weg zum Haus des Kallikles getroffen, ist sehr zweifelhaft: wenn auch die Andeutungen über die Eingangsszene kaum genügen, um eine sichere Entscheidung zu treffen, so fehlt doch alles, was auf ein unterwegs stattfindendes Zusammentreffen zwischen Sokrates und Gorgias hinwiese, und die Worte *ἐκέλευε γοῦν νῦν δὴ ἐρωτᾶν ὅτι τις βούλοιτο τῶν ἔνδον ὄντων* 447 C, zusammengenommen mit *παρ᾽ ἐμοὶ καταλύεται Γοργίας καὶ ἐπιδείξεται ὑμῖν* 447 B. legen entschieden den Gedanken nahe, dafs Platon als Schauplatz der *ἐπίδειξις* des Gorgias von Anfang an das Haus des Kallikles annimmt (wie es für Protagoras das Haus des

Kallias ist). Das γένος ἐπιδεικτικόν als „die aufzeigende“ (was soll das heifsen?), „Lob und Tadel vorbringende Redegattung“ zu bezeichnen (zu 467 A) hätten den Verf. sprachliche und sachliche Gründe abhalten müssen, wie sie sich besonders deutlich gerade aus dem ersten Kapitel des Gorgias ergeben: das *medium* ἐπιδείκνυσθαι bezeichnet als Zweck des Redners (im Gegensatz zu den γένη πρακτικά) zu zeigen, was er kann, und dafs für die ἐπίδειξις Lob und Tadel ganz unwesentlich ist, zeigt Gorg. 447 fin., wonach ein Hauptpunkt der ἐπίδειξις des Gorgias darin bestand, sich beliebige Fragen zur sofortigen Beantwortung vorlegen zu lassen. S. 156 ist „Abfassungszeit“ mit „fingierter Zeit“ des Gesprächs verwechselt, was um so irreführender wirkt, als im selben Zusammenhang von der wirklichen Abfassungszeit die Rede ist. Wenn es zu 457 B unter Ignorierung des bekannten Satzes, dafs gerade das Gute dem Mifsbrauch am meisten ausgesetzt ist, mit Beziehung auf die Rhetorik kurzweg heifst „eine Kunst, die unsittliche Absichten fördern hilft, ist darum selbst nicht sittlich“, so ist dabei das Wesentliche, zumal für den Standpunkt des Sokrates, übergangen, dafs Gorgias die Rhetorik als δημιουργὸς πειθοῦς περὶ τὸ δίκαιόν τε καὶ ἄδικον bezeichnet hat (455 A) und also folgerichtig zugeben mufs, der Rhetor bringe seinem Schüler ein εἰδέναι τὰ δίκαια καὶ τὰ ἄδικα bei (460 A). Ob der Schüler mit der Unterscheidung der τέχνη ἀριθμητική und λογιστική als Zahlentheorie und praktischer Rechenkunst (zu 451 B) etwas anzufangen weifs oder nicht etwas anderes hineinlegt, als was Platon meint, wenn er die Arithmetik, in allerdings sachlich nicht ganz klarem Ausdruck als die τέχνη bezeichnet, die es mit allem Geraden und Ungeraden zu thun hat, ist zweifelhaft; wenn Platon fortfährt, die λογιστική habe es wie die Arithmetik mit dem Geraden und Ungeraden zu thun, aber im Unterschied von dieser mit den Gröfsenverhältnissen der Zahlen, so scheint für die Arithmetik eben das Zählen selbst mit der Unterscheidung von gerade und ungerade und das Zahlenschreiben übrig zu bleiben; nach 450 E fin., wo οὔτε ἀριθμητικὴν οὔτε γεωμετρίαν einander gegenüber gestellt sind, liegt es übrigens nahe, die ἀριθμητικὴ τέχνη als den allgemeinen Begriff und die λογιστική als Anwendung der Arithmetik auf die Gröfsenverhältnisse zu fassen. Ob μᾶλλον 498 B ohne weiteres als sinnlos zu bezeichnen sei, ist doch die Frage: ein Oxymoron liegt ja freilich darin, aber dieses würde recht gut die unbehagliche und gereizte Stimmung des Kallikles malen, der sich zu einem für ihn verhängnisvollen Zugeständnis gedrängt sieht, aber wenigstens dem

Sokrates nicht den Gefallen thun will, die von diesem offenbar (s. gleich nachher *οὐδὲν διαφέρει*) erwartete und an sich nächst liegende Antwort *μᾶλλον οἱ δειλοί* zu geben. Die Bemerkung (zu 448 C) „die antiken Sprachen haben drei Formen der Frage, die im Deutschen anderer Wendungen bedürfen, die Verbindung einer subordinierenden Konjunktion mit einem Interrogativum, die Verbindung eines Fragepronomens mit einem Partizip und einem anderen Fragepronomen in einem Satz" macht den ganz zufälligen Umstand, daſs das Deutsche gewisse Wendungen der beiden alten Sprachen nicht hat, zum maſsgebenden Gesichtspunkt, auf Grund dessen Verschiedenartiges zusammengeworfen, Zusammengehöriges auseinandergerissen wird: an der vorliegenden Stelle handelt es sich um die Fähigkeit der beiden Sprachen, Frage- und Relativ-Sätze so zu bilden, daſs das Pronomen, das den Frage- oder Relativsatz einleitet, Bestandteil eines zu diesem gehörigen Nebensatzes wird, wobei es höchst gleichgültig ist, ob dieser Nebensatz ein Partizipialsatz oder ein Satz mit verbum finitum ist. Was hat aber mit dieser Fähigkeit die andere Eigentümlichkeit der beiden Sprachen zu thun, daſs sie eine Mehrheit von Fragen in einem einzigen Fragesatz zusammenzufassen pflegen, während das Deutsche für jede Frage einen besonderen, wenn auch abgekürzten, Fragesatz braucht? Je mehr über die Schwierigkeit geklagt wird, unter der Herrschaft der jetzigen Lehrpläne noch befriedigende Ergebnisse in den alten Sprachen zu erzielen, um so strenger muſs darauf gehalten werden, daſs den Schülern nichts in die Hand gegeben wird, was der Unklarheit oder Oberflächlichkeit des sprachlichen Verständnisses bei ihnen Vorschub leisten könnte. Deshalb muſs auch gegen Übersetzungen wie „die Geschäfte der Kunst" für *τὸ τῆς τέχνης* (450 C), „obgleich es dir so scheint" für *ἐπεὶ δοκεῖ* (471 E), „sich mit dem Vorhandenen zufrieden geben" für *τὸ παρὸν εὖ ποιεῖν* (499 C) Einsprache erhoben werden; in allen diesen Fällen giebt die sprachlich genaue Übersetzung zugleich den besseren Sinn, wenn er auch vielleicht weniger an der Oberfläche liegt. Unrichtig ist, daſs *ἆρα* ohne *οὐ* in der Regel auf eine erwartete Verneinung hindeute, wie zu 467 E bemerkt wird, nachdem es schon vorher im Dialog mehrfach vorgekommen ist, ohne daſs anscheinend hier Anlaſs zu dieser Bemerkung gewesen wäre; in der That leitet *ἆρα* ohne *οὐ* Fragen ein, bei denen der Fragende auf die Antwort „ja" wie „nein" gefaſst ist, mag er auch im einzelnen Fall nach Lage der Dinge die eine oder ein andermal die andere für wahrscheinlicher halten, wobei es gleichgültig

wäre, wenn bei Durchzählung der Fälle sich für die eine Seite ein Mehr ergeben sollte; denn hier entscheidet nicht die Zahl der Fälle, sondern die Erwägung, dafs die Sprache eine Frageform, die eine bestimmte Antwort (sei es „ja“ oder „nein“) erwarten liefse, nicht auch da anwenden könnte, wo diese Antwort sicher nicht in erster Linie erwartet wird. Wenn sich das Interesse an einem Kommentar naturgemäfs hauptsächlich in dem äufsert, was man anders wünschen möchte, so freut sich der Rezensent, zum Schlufs nicht blofs aussprechen zu können, dafs mit dem Angeführten das, was er an der Einzelerklärung auszustellen hätte, wirklich erschöpft ist, sondern auch auf besondere Vorzüge hinweisen zu dürfen: diese findet er in einigen sehr zweckmäfsig ausgewählten Citaten aus der griechischen Litteratur und namentlich in den beiden Beilagen, die geeignet sind, dem Schüler das Verständnis des Ganzen zu erleichtern und sein Interesse vielseitig anzuregen und zu vertiefen; die eine giebt eine gedrängte Disposition des Dialogs, die andere mit den nötigen Stellennachweisen eine Reihe engerer und weiterer Themen, für deren Behandlung sich im Dialog die Materialien finden, und die in ihrer Gesamtheit übersichtlich angeordnet zugleich ein anschauliches Bild von dem reichen Inhalt des Dialogs gewähren.

Cannstatt. **Th. Klett.**

---

200) **Sophocle, Oedipe Roi,** traduit en vers par **Philippe Martinon** Paris, A. Fontemoing éditeur, 1899. 76 S. 8.

Martinon, Professor am Lyceum zu Algier, hat seiner wohlgelungenen Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des Oedipus auf Kolonos die des Königs Oedipus auf dem Fufse folgen lassen. Was ich an jener lobend hervorheben mufste, findet sich auch in dieser wieder. Die Verse sind glatt und fliefsend wiedergegeben, sowohl die Alexandriner des Dialoges, als auch die freieren der Chorgesänge. So liest sich das Büchlein, zumal die Sprache edel gehalten ist, sehr angenehm. Im Vorwort entschuldigt sich der Verf. bescheiden, dafs er es gewagt habe, nach Jules Lacroix diese Tragödie zu übersetzen. Aber seine Arbeit beweist, dafs diese Entschuldigung unnötig war.

Saargemünd. **G. H. Müller.**

---

201) **T. Rice Holmes, Caesar Conquest of Gaul.** London, Macmillan and Co., 1899. Mit 11 Abbildungen und Karten. 846 S. 8. geh. 21 sh.

Ein dickes Buch, aber auch ein inhaltreiches Buch. Es ist aus der Absicht des Verf. hervorgegangen, zu bewirken, dafs die Erwachsenen in England sich mehr mit Cäsar beschäftigen möchten als bisher. Er will ihnen die Forschungen zugänglich machen, die in anderen Ländern über Cäsars Eroberung von Gallien angestellt worden sind, und zwar in einer Form, dafs sie sich möglichst selbst über die Richtigkeit ein Urteil bilden können. Er läfst deshalb die einzelnen Schriftsteller selbst reichlich zu Worte kommen oder führt wenigstens ihre Ansichten ausführlich an. Und wo man bis zur Wahrheit nicht mehr vordringen kann, da soll man wenigstens einsehen, warum die Lösung der Frage nicht mehr möglich ist.

Eine Übersicht über die Anlage des Buches wird zeigen, wie vielseitig der Verf. seine Aufgabe fafst. Nach einem Vorworte kommt eine Abhandlung über Cäsars Büsten, dann einige bibliographische Angaben, hierauf eine gegen einen englischen Cäsarherausgeber Stocke gerichteter Abschnitt, in dem jener getadelt wird, dafs er sich zu sehr Napoleon III. angeschlossen hätte, dagegen der Oberst Stoffel gepriesen, auch ein Brief von ihm mitgeteilt wird. Das eigentliche Buch zerfällt in zwei Teile, deren zweiter bei S. 165 beginnt. Der erste umfafst neun Kapitel, in denen nach einer längeren Einleitung, die Hauptfeldzüge Cäsars in Gallien behandelt werden, während der Züge nach Germanien und Britannien nur Erwähnung geschieht. Dieser erste Teil ist im wesentlichen erzählender Natur; nur teilt er die Ereignisse nicht einfach so mit, wie sie Cäsar überliefert hat, sondern wie sie sich dem Verf. auf Grund seiner Forschungen darstellen. Cäsars Worte sind sogar nicht selten zu knapp wiedergegeben, während sonst mit Worten nicht gekargt wird.

Der umfangreichere zweite Teil, S. 165—825, ist Betrachtungen und Erörterungen gewidmet. Er zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste behandelt recht kurz die Handschriften, im wesentlichen nach Meusel, dann die Abfassungszeit und, sehr breit, die Glaubwürdigkeit Cäsars; der zweite Abschnitt, der gegen 80 Seiten umfafst, hat ethnologischen Inhalt, der dritte rein erdkundlichen. Hier werden nach einigen einleitenden Artikeln auf 178 Seiten die gallischen Völker und Ortschaften behandelt. Der vierte Abschnitt ist einigen sozialen, politischen und religiösen Fragen gewidmet. Dabei schliefst der Verf. seine Mitteilungen und Untersuchungen

gern an Behauptungen irgend eines Schriftstellers an, z. B. F. de Coulanges „über Monarchie in Gallien“, Mommsens Ansicht „über die Macht der adeligen Familien in Gallien“ u. s. w. Doch begegnen auch Überschriften wie „Die Sklaverei in Gallien“, „Die Druiden“ u. s. w. Im sechsten Abschnitte werden auf 44 Seiten die wichtigsten militärischen Fragen besprochen. Abschnitt 5 und 7 endlich bieten kritische Erörterungen zu der Einleitung des ersten Teiles und zur Darstellung der Feldzüge Cäsars daselbst. Dieser letzte Abschnitt umspannt mehr als 200 Seiten. Er ist nicht in sich zusammenhängend, sondern es sind immer bestimmte Fragen herausgegriffen, über die der Verf. bei seiner umfänglichen Lektüre Stoff gefunden hatte, der ihm der Mitteilung oder der Erörterung würdig erschien; z. B. „Auf welchem Wege zog Cäsar gegen die Helvetier“? „Über die wahrscheinliche Länge des Weges von Vesontio zu Ariovist“, „War Kotta dem Sabinus untergeordnet?“, „Über gallische Wälle“, „Die Vorgänge vor Alesia“ u. s. w.

Die Belesenheit des Verf. ist sehr umfassend. Die einschlägige deutsche und französische Litteratur ist ihm ebenso bekannt wie die englische. Von bedeutenderen Werken habe ich nur nicht beachtet gefunden Rüstow, Geschichte Julius Cäsars von Kaiser Napoleon dem Dritten. Kommentiert von R. — Stuttgart 1867, 588 S. Freilich erweckt der Verf. auch zuweilen Schriftsteller wieder zum Leben, die für die Nachwelt schon tot sind. Napoleon des Dritten Schriftstellerei schätzt er nicht hoch ein; er meint, nur der Teil seiner Veröffentlichungen habe Wert, der sich auf Stoffels Ausgrabungen stütze. Diesen, allerdings sehr verdienstvollen, Forscher behandelt er mit der gröfsten Hochachtung, während v. Göler gelegentlich etwas schlechter wegkommt. Von den Textverbesserern hält er nicht viel; aber doch sieht er z. B. I, 53, 1 sich selbst veranlafst, eine Vermutung aufzustellen, nämlich statt des überlieferten *milia passuum circiter quinque*, wofür andere *quinquaginta* schreiben, will er *quindecim* einsetzen.

Seine Absicht, alle der Erklärung bedürftigen oder zweifelhaften Punkte zu behandeln, hat er mit rühmlicher Ausdauer annähernd durchgeführt. Man wird nur selten etwas vermissen. Z. B. eine Erörterung über die Principes (vgl. die treffliche Abhandlung Braumanns, Berlin 1883). Die dreiste Behauptung Cäsars, er habe die Helvetier auf ihrem Zuge angegriffen, damit sie nicht einen Landstrich besetzten, der der römischen Provinz so nahe liege, nimmt der Verf. anscheinend gläubig hin, obwohl

doch das Gebiet der Santonen, das sich die Helvetier angeblich als neue Heimat erkoren haben, viel weiter von der Provinz entfernt liegt als ihre ursprünglichen Wohnsitze (Kraffert will deshalb Sotiates für Santones einsetzen). Die wichtige Frage, ob die römischen Legionen von Anfang an Soldaten verschiedener Altersklassen enthielten und ob diese einzelnen Altersklassen nach Vollendung ihrer Dienstzeit entlassen wurden und oh oder wie sie ersetzt wurden, berührt er nicht. Er setzt einfach voraus, dafs Cäsar die Ergänzungsmannschaften (S. 565) unter die alten Legionen verteilt habe, was aus mehreren Gründen unwahrscheinlich ist.

Anzuerkennen ist, dafs H., obwohl ihm das anfangs nicht leicht ist, die Kunst des Nichtwissens zu üben versteht. Er hätte sie noch öfter üben sollen; denn Cäsar sagt eben stets nur so viel, als für seine Sache zweckdienlich ist, und schreibt für Römer seiner Zeit, nicht für wifsbegierige deutsche oder englische Forscher. So manches hätte der Verf. weglassen können, ohne den Wert des Buches zu beeinträchtigen. Was soll z. B. eine Untersuchung über die Frage, ob Ariovist sich dadurch habe täuschen lassen, dafs Cäsar alle seine leichten Truppen vor dem kleinen Lager aufgestellt hatte, und ob er diese für Legionssoldaten gehalten habe? Und warum behandelt er Eichheims und Rauchensteins Schriften über den Helvetierkrieg so ausführlich, deren Behauptungen kaum irgendwo Glauben gefunden haben? Davor mufste ihn sein „gesunder Menschenverstand“ behüten, der sonst oft in erfreulicher Weise hervortritt.

Mit seinen Aufstellungen wird man nicht immer einverstanden sein. So ist es z. B. unerweislich, dafs die Centurionen der ersten Kohorten stets alle zum Kriegsrate zugezogen worden seien, und ebenso unzutreffend ist, was er S. 23 über die *praefecti fabrum* sagt. Aber auch, wo man seinen Ansichten nicht zustimmt, ist man dankbar für das zusammengebrachte Material. Besonders wertvoll dünkt mich das geographische Verzeichnis, wo alles Feststehende kurz behandelt, dagegen alles Zweifelhafte unter Berücksichtigung aller Ansichten ausführlich erörtert ist.

Der Verf. hat sich mit seinem Werke den Dank nicht nur aller Cäsarfreunde, sondern auch aller Forscher auf diesem Gebiete verdient, indem er mit unermüdlichem Fleifs so viel Material zusammentrug, wie wohl kaum einem einzelnen bisher zur Verfügung stand, und es dem Leser in einer Form bot, dafs dieser selbst sich ein Urteil bilden kann; sollte dies auch blofs lauten: Das läfst sich nicht mehr feststellen. Aber

bei dem Umfange seiner Studien und seinem eifrigen Streben, die Wahrheit zu finden, haben auch des Verf. eigene Entscheidungen ansehnliches Gewicht, wenn man sich ihnen auch nicht immer anschliefsen wird. Gröfsere Kürze der Darstellung wäre wünschenswert gewesen.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

202) **P. Cornelius Tacitus, Dialogus de oratoribus,** erklärt von **Constantin John.** Berlin, Weidmann, 1899. VII u. 164 S. 8. ℳ 2.10.

Die vorliegende, „dem Andenken des Meisters in klassischer Exegese und Sprachkunde, S. W. Teuffel" gewidmete Ausgabe sammelt und sichtet die Früchte langjähriger Beschäftigung mit dem Dialogus und, was hinzuzufügen kaum nötig ist, mit der gesamten einschlägigen Litteratur nach sachlicher wie sprachlicher Seite hin. Wer sich mit den verdienstlichen Arbeiten über den Dial., die von John seit 1886 in Programmen und Zeitschriften veröffentlicht worden sind, näher bekannt gemacht hat (vgl. meine Anzeige in der Wochenschr. f. klass. Phil. 1887, Nr. 51), wird das neue Werk mit der bestimmten Erwartung zur Hand nehmen, reiflich überdachte und gut ausgewählte Resultate jener Forschungen, zugleich auch viel Neues zu finden — und diese Erwartung wird nicht getäuscht.

Die Einleitung ist aufsergewöhnlich umfangreich (61 Seiten) und nach allen Seiten hin gründlich; der Herausgeber wollte eben mit den seit nunmehr drei Jahrhunderten immer von neuem auftauchenden Zweifeln an der Echtheit des Dial. (zu dieser Thomasgemeinde gehören von den Neueren bekanntlich Novák und Weidner) einmal endgültig aufräumen. Er widmet deshalb dem Gegenstand besondere Aufmerksamkeit, indem er, auf Wölfflins u. a. Nachweisungen, namentlich auch auf das nahezu vollendete Lexikon Taciteum gestützt, eine gedrängte Übersicht derjenigen sprachlichen Ursprungsmerkmale bietet, die auch „minderem Scharfblick", um eine Wendung des „Vorworts" zu gebrauchen, die Echtheit der Schrift einleuchtend machen müfsten.

Allerdings hängt die Frage der Urheberschaft auch aufs engste zusammen mit den zeitlichen Fragen: 1) Wann hat das in der Schrift erzählte Gespräch stattgefunden? 2) Wann ist die Schrift abgefafst und wann veröffentlicht worden? — Das Gespräch mufs, nach John, im Hinblick auf Agr. 9, 23 jedenfalls vor dem Jahre 77 gehalten worden sein,

und zwar weist die Stelle Kap. 17, 13 auf die Mitte des Jahres 74 hin. Mit Recht geht J. bei Zusammenstellung der einzelnen Zeitangaben von der Voraussetzung aus, dafs die Zahl *„centum et viginti"* (17, 15 u. 24, 13) trotz ihrer Wiederholung nicht anders als eine abgerundete zu nehmen sei. Vespasians Thronbesteigung übrigens datiere nachmals vom Tage seiner Akklamation als Imperator (1. Juli 69), nicht vom Antritt des ersten Konsulats am 1. Januar 70. — Tacitus als Verfasser vorausgesetzt, könne der Dial., wenn der sonst sorgfältig gewahrte Schein der Wirklichkeit nicht gröblich zerstört werden solle, nur vor Domitian geschrieben worden sein. Die Möglichkeit, dafs trotz den Worten Agr. 2f. die Abfassung in Domitians ersten Jahren, die Herausgabe erst nach dessen Tode erfolgt sein könne, will J. nicht gelten lassen. Er findet hingegen im Dial. manches, was auf die frühere Entstehung und auf die Jugendlichkeit des Verfassers hindeute. Dieser behauptet allerdings lediglich aus seiner Erinnerung zu schöpfen und beansprucht dabei eine ins Einzelne gehende Treue; die Wichtigkeit der Gedächtniskraft wird aber jedenfalls ganz besonders betont. Und ob ein etwa Fünfundzwanzigjähriger, wenn er auf fünf oder sechs Jahre rückwärts blickt, von sich den Ausdruck „damals noch sehr jung" passend gebraucht, dürfte doch zu bezweifeln sein. Aus des Plinius stark übertreibenden Worten: *Equidem adulescentulus, cum iam tu fama gloriaque floreres* (ep. 7, 20) läfst sich kein bestimmter Schlufs ziehen. Nicht ein „Jahrzehnte langer" Zeitraum also, das versteht sich von selbst, wird verstrichen sein zwischen dem Gespräch und der Niederschrift; namentlich kann diese nicht mit der Abfassung der ersten historischen Werke des Tacitus zusammenfallen, wohl aber mag ein Jahrzehnt dazwischen liegen. Dafs Tacitus bis zum Jahre 85 etwa buchstäblich nichts Litterarisches hervorgebracht habe, ist trotz Agr. 2 nicht einmal wahrscheinlich. Nach J. steht übrigens auch der Annahme nichts im Wege, dafs die Schrift noch unter Titus publiziert worden ist.

Soviel wenigstens ergiebt die Prüfung der zeitlichen Fragen, dafs Tacitus Verfasser des Dial. sein kann. „Erwägt man aber aufserdem die Bedingungen der geistigen und der sachlichen Befähigung, die Beziehungen des Verfassers zur Praxis des Gerichtswesens und zugleich zur Schule Quintilians, sein Verhältnis zum Freundeskreis des Fabius Justus, zu dem auch der jüngere Plinius, der Freund des Tacitus, gehörte, die Spuren der Schrift in den Briefen des Plinius, endlich den sachlichen Einklang mit

den späteren Werken des Tacitus, so ist man zur Anerkennung gedängt, dafs er es sein mufs.“ — Zu demselben Ergebnis führt eine genauere sprachliche Vergleichung des Dial. und der unbestritten echten Werke des Tacitus. Der auffallende Unterschied zwischen dem Stil des Dial. und dem der historischen Werke ist nicht nur in der Nachahmung Ciceros und in der Stilgattung begründet, sondern auch in der Entwickelung des Schriftstellers, wobei übrigens zu beachten ist (woran Referent vor zwanzig Jahren gegenüber einzelnen Übertreibungen Wölfflins erinnert hat), dafs die zweite Hälfte der Annalen in manchen Punkten eine Art Rückkehr zum Stile des Dial. erkennen läfst (S. 35, Anm. 2). — Beobachtet man stilistische Variationen im Dial., wie z. B. 30, 4 *satis operae insumitur*, 31, 24 *dedisse operam*, 37, 13 *multum operae posuisse*, so wird man auch darin „*ex ungue leonem*“ erkennen. — Mit Recht wendet sich J. gegen die zu weit gehenden Behauptungen Leos und Nordens, wonach der Satz „*le style c'est l'homme*“ für die rhetorisch durchgebildeten Alten keine Geltung haben soll.

Die „sprachliche Übereinstimmung“ des Dial. mit den Geschichtswerken des Tacitus wird S. 11—34 für Phraseologie, Wortgebrauch und Syntax schlagend nachgewiesen, obwohl selbstverständlich nicht alle angeführten Stellen ausnahmslos beweiskräftig sind; so hat z. B. ann. 5, 6, 7 *non crudelitatem cuiusquams experiar* mit Dial. 13, 21 nur das Zeitwort gemein; auch Germ. 24, 12 *servos per commercia tradunt*, und Dial. 20, 15 haben nichts Verwandtes. Als Ersatzwort für *molestia* kann nicht wohl *sollicitudo* gelten; *ingens, infinitus, immensus* haben eine abgeschwächte Bedeutung schon in der klassischen Prosa. — Unter Allitteration konnte 12, 6 *primordia — penetralia*, 36, 2 *materia — molibus* angezogen werden. Dagegen ist *tueri et defendere* schwerlich als „absichtliche Vermeidung“ einer geläufigen allitterierenden Verbindung (*tueri ac defendere* Cic. p. Deiot. 1, 2) anzusehen. Dafs Tacitus alltägliche Wendungen solcher Art möglichst zu vermeiden suchte, bleibt darum nicht weniger anerkannte Thatsache.

Abschnitt II der Einleitung handelt von dem künstlerischen Aufbau, der Charakterzeichnung und dem Zweck der Schrift. J. unterscheidet aufser Vorrede und Einleitung (Kap. 1—5, 8) drei Hauptteile des Gesprächs: 5, 9—13; 14—27; 28—42. Er nimmt aus inneren Gründen aufser der in den Hss. vorhandenen Lücke zwischen Kap. 35 und 36 noch eine zweite (die Henmann zuerst vermutete) vor Kap. 40, 12

an. Der Abschnitt Kap. 36—40 könne weder (zugleicb mit dem Schlufswort) dem Maternus noch etwa dem Messalla zugesprochen werden; der vorsichtige, vermittelnde Ton, der tröstende Hinweis auf die ähnliche Entwickelung der griechischen Beredsamkeit lasse auf Secundus als den Sprecher schliefsen, dem ohnedies nach dem Plan der Schrift ein gröfserer Anteil am Gespräche zukomme als die wenigen Worte der einleitenden Unterhaltung. Ich gestehe, dafs J. alles, was sich zur Begründung dieser Hypothese vorbringen läfst, aufs beste gesagt hat; trotzdem bin ich nicht überzeugt worden, dafs die Gegner der Lückentheorie nunmehr widerlegt seien. Der „unvermittelte Übergang“ *Non de otiosa* sqq. ist gewifs nicht störender als an vielen ähnlichen Stellen, wie 36, 2; 37, 6. 25. 33 u. a. m. Jener Satz zieht gleichsam die Summe aus dem Vorhergehenden. Vgl. Peter; ferner Valmaggi, Komm. zu 37, 19, und meine Ausgabe, Einl. S. 19 ff.

In dem Abschnitt III „Die Vorbilder und Quellen der Schrift“ lehnt sich J. vielfach an Hirzels vortreffliches Buch „Der Dialog“ an. Die erzählte Unterredung ist, wie schon aus der kunstvollen Komposition sich ergiebt, eine freie Schöpfung des Schriftstellers. Die Verweisung auf eine frühere mündliche Äufserung mit *ut supra dixi* (8, 12) ist ein auch sonst bei Dialogenschreibern nicht seltenes Versehen. — Als Vorbilder haben vorzugsweise gedient Cicero de or., de re publ. und der Hortensius; einige Anklänge an diese Werke werden hier, andere im Kommentar angeführt. Dem Paare Crassus und Antonius entsprechen in unserem Dialoge Messalla und Aper.

Der Kommentar geht auf alle der Erläuterung bedürfenden Einzelnheiten ein, ohne irgend welchen Schwierigkeiten der Interpretation (und deren sind so viele!) auszuweichen. Ein nicht geringer Vorzug des erklärenden Materials besteht in der grofsen Zahl von meist neuen Parallelstellen, die, abgesehen von ihrem sprachlichen und litterarischen Werte, dem tieferen Verständnis des taciteischen Textes trefflich zustatten kommen und für manche Nüance des Ausdrucks den rechten Schlüssel bilden können, oft besser als lange Auseinandersetzungen. — In welchem Mafse ich J.s Leistungen auch nach dieser Seite hin zu schätzen weifs, glaube ich am besten dadurch zu bekunden, dafs ich noch einige kleine Beiträge hinzuliefere, für die ich übrigens nicht durchweg die Priorität beanspruchen möchte. — Zu 2, 2 *potentes* vgl. auch Cic. de rep. 3, 23 *quasi pactio fit inter populum et potentis;* zu 2, 9 *semotae dictionis:* Cic. Tusc 2, 9 *cum ante meridiem dictioni* (die gewohnheitsmäfsige Übungsrede) *operam*

dedissemus, post meridiem in academiam descendimus. 5, 15 *complecti provincias*, wie von Protektion eines Einzelnen bei Cic. fam. II, 6, 4 *si complecti hominem volueris* (seine Bewerbnng unterstützen, dicb seiner annebmen). -- Lebrreicb ist ein Vergleicb des von Aper 5, 21 ausgesprocbenen Grundsatzes: *Si ad utilitatem omnia consilia factaque nostra derigenda sunt* einerseits mit Cic. de legg. I, 15, 42 *si, ut iidem dicunt, utilitate omnia metienda sunt,* und zahlreicben sonstigen Stellen bei Cicero, anderseits mit demselben de or. III, 83 *honestate derigenda utilitas est,* und mit Seneca ep. 76, 18 *omnes actiones vitae honesti ac turpis, respectu temperantur.* Vgl. aucb Cic. de or. I, 41, 185. — Zu 6, 6 *non orbitati* vgl. aufser der bekannten Stelle der Germania besonders Sen. cons. ad Marc. 19, 2 *in civitate nostra plus gratiae orbitas confert quam eripit.* — 6, 23 *lenocinatur voluptati,* wie Sen. contr. I, 1, 18 *lenocinatur gloriae meae;* Plin. ep. 1, 18 *illi necessitas lenocinatur,* 2, 19 *ut libro isti novitas lenocinetur;* dagegen Cic. fragm. acad. inc. 4 *nullo prorsus incommodo extrinsecus posito et quasi lenocinante mercede.* Diese Beispiele kennzeichnen die übertragene Gebrauchsweise des Zeitworts *lenocinari* ziemlicb genau. Eine ganz bübscbe Verdentlicbung der Worte *deducit — salutat — prosequitur* bietet Sen. ep. 22, 9 *nudum erit latus, incomitata lectica (pros.), atrium vacuum (sal.).* — 10, 13 hätte J. statt der nnschönen Wendnng „seineu Namen dem Volksmund einverleiben", die nicht einmal zur Verdeutlichung der Vorstellung beiträgt, lieber seine frühere Übersetznng von *nomen inserere famae,* „s. N. in der Leute Mund bringen", wiederholen sollen. — In Bezug auf 10, 20 *errare mavis* liefse sich zu des Maternus Entschuldigung anführen, *societate plurium cum defendi,* in Anbetracht von Cic. acad. pr. II, 9 *nescio quo modo plerique errare malunt sqq.* — Die Betrachtung der Worte 10, 20 *summa adepturus in levioribus subsistis,* denen John Quintil. I prooem. 20 *ad summa nitentur, circa ima substiterint* gegenüberstellt (vgl. dagegen Cic. or. 1, 4 *Prima enim sequentem honestum est in secundis tertiisque consistere*), könnte zn dem Versuche reizen, zu korrigieren *in inferioribus,* zumal die Lebbaftigkeit der räumlicbeu Vorstellung durcb das vorangehende *in arcem* entschieden erböbt wird. Freilich läfst sich wiederum ann. 14, 54 a. E. dagegen anfübren: *eos ad summa vexisse, qui et modica tolerarent.* — Die elementar aufbrausende altruistische doch nicht ungefährliche Begeisterung des Materns ist mit den Worten *effervescit enim vis pulcherrimae naturae tuae* schön gekeunzeichnet; dazu

vgl. Sen. dial. IV, 2, 5 *effervescimus ad aliena certamina.* — 10, 25 liest J. wie fast alle besonnenen Kritiker *in forum et ad causas et ad vera proelia.* Die Stelle hat bekanntlich verschiedene *„sed easdem improbabiles coniecturas“* über sich ergehen lassen müssen. Gudeman getraute sich „mit nahezu mathematischer Genauigkeit“ zu beweisen, daſs nicht nur *„ad causas“* interpoliert sei, sondern daſs Tacitus lediglich geschrieben haben könne *„in forum et vera proelia“*. Die häufige Verbindung von *forum* und *causae* (vgl. noch Plin. ep. 2, 3 *qui in foro verisque litibus terimur*) überhaupt, sowie die exegetische Bedeutung des dritten, erweiterten Satzglieds, vor dem die Präposition *ad* im Hinblick auf *in forum et ad causas* wiederholt werden muſste, spricht hinlänglich für die Richtigkeit des überlieferten Textes. Aber auch Nováks von Helmreich als „beachtenswert“ bezeichneter Vorschlag, *et* nach *forum* zu streichen, ist hinfällig; er zeigt, daſs N. von der stilistischen und lexikographischen Statistik nicht immer die richtige Anwendung auf den einzelnen Fall zu machen weiſs.

Groſse Meinungsverschiedenheit herrscht auch hinsichtlich der 11, 9 überlieferten La. John nimmt an, die Worte in Nerone seien aus einer Glosse *imperante Nerone* hervorgegangen und schlieſst sie daher aus dem Texte aus, vielleicht mit Recht. Über den Sinn der ganzen Stelle bemerkt er: „Wie es scheint, wurde Vatinius in dem Drama des Mat. als Dichterling verhöhnt und für die ‚Freundschaft‘ des selbst dichtenden Kaisers unmöglich gemacht, wozu eine Anspielung genügte.“ — Ist das wohl psychologisch begründet? Ich sollte denken, ein kaiserlicher Dilettant wird darin, daſs sein Günstling sich in der gleichen Kunst versucht und Fiasko macht, kaum einen Grund sehen, ihn von sich zu stoſsen. Im Gegenteil hätten bedeutende poetische Erfolge dem Vatinius allerhöchste Eifersucht und schlieſslich Ungnade zuziehen können. Mag nun an unserer Stelle überhaupt von Versemachen die Rede sein oder nicht (wie Heller im Philol. 51, S. 346 behauptet), jedenfalls ist eine überzeugende Heilung der korrupten Überlieferung noch nicht gefunden worden. — Zu 11, 16 *securitatem melius innocentia tueor quam eloquentia* vgl. Sen. contr. VII, 1, 10 *magnum praesidium in periculis innocentia;* Liv. VII, 41, 2 *nolle alibi quam in innocentia spem habere.* — 12, 7 *commoda*, entgegenkommend, anmutend, gefällig, ein poetisch gefärbter Ausdruck, auch Cic. Lael. 54 *qui antea commodis fuerint moribus, imperio, potestate, prosperis rebus immutari.* Der Gegensatz *incommodus*, widerwärtig, findet sich

oft bei Livius. — Zu *lucrosae* 12, 9 bringt Novák aus Quintilian u. a. I, 12, 16 *nec quia sit honesta ac rerum pulcherrima eloquentia petitur ipsa, sed ad vilem usum et sordidum lucrum accingimur;* zu 19, 8 *cum condicione temporum et diversitate aurium sqq.* Quint. XII, 10, 45 *dandum non nihil etiam temporibus atque auribus.* S. auch ann. XIII, 3, 8 *ingenium (Senecae) temporis eius auribus accommodatum.* — Mit 13, 8 *praesentem spectantemque* stellt Gudeman zusammen Plin. paneg. 56 *praesentem audientemque consalutabant imperatorem.* — Die hdschr. La. 13, 20 *in illa sacra sqq.* hat J. ohne Veränderung beibehalten, doch ist es ihm m. E. nicht gelungen, sie glaubhaft zu machen. Auch 14, 21 *et sermo ipse* läfst sich nicht halten. Ganz abgesehen davon, dafs gleich *id ipsum* folgt, mufs auch die Erklärung der überlieferten Worte eine höchst gezwungene genannt werden: „allerdings hätte es mich gefreut, früher zu kommen und auch dem Verlauf des Gesprächs zu folgen, nicht blofs davon berichtet zu hören." — John macht ja selbst auf die starke Gegenüberstellung *sermo* — *oratio* aufmerksam, und dem ganzen Ton der Unterhaltung und der Situation entspricht es offenbar am meisten, dafs Messalla die „subtile Unterscheidung" des Secundus zwischen s. und o. (vgl. Quint. II, 21, 1) nicht einfach ignoriert. Darum bedauere ich, dafs J. von der methodisch sich so trefflich empfehlenden und geradezu notwendigen Emendation Andresens, *et sermo iste et oratio* zurückgekommen ist. — Zu der *„nominis controversia"* 16, 15 ff. vgl. Sen. ep. 74, 10 *exiguum, si comparas mundi totius aevo;* zu *antiquus* und *vetus* ann. 11, 24 a. E., Agr. 10, Vell. Pat. I, 17, 2.

Gegen die Art, wie J. die verzweifelte Stelle 21, 3 ff. lesbar zu machen sucht, läfst sich nicht viel einwenden; nur dürfte die La. *probant* keinesfalls durch Berufung auf 23, 15 *valetudinem medici probant* empfohlen werden, weil an unserer Stelle die „in demselben Spital Befindlichen" nicht mit Ärzten, sondern mit Patienten verglichen werden, die, auf Haut und Knochen reduziert, einen traurigen Anblick bieten. Demnach wird eher mit Lipsius *produnt* oder *praeferunt* (= *prae se ferunt*) zu verbessern sein. Der Hinweis auf 3, 5 *amare offensas* scheint mir gleichfalls verfehlt. — 22, 22 *olentia* glaubt J. festhalten zu sollen, im Sinne von *male olentia,* wofür Germ. 45, 28 *flamma pinguis et olens* angeführt wird. Aber *olens* ohne eine nähere Bestimmung würde in dem gegebenen Zusammenhang wenig passend sein und überdies aus der metaphorischen Sphäre, der *oblitteratus* angehört, ganz herausfallen. Der Hin-

eine Zusammenstellung aller Veröffentlichungen über den interessanten Fund auf dem Forum, die sich in wissenschaftlichen Zeitschriften wie in italienischen Tageszeitungen finden, und teilt den Inhalt derselben auszugsweise mit. Den Reigen eröffnet ein Referat über das Maiheft der Notizie degli scavi; zunächst berichtet Boni über die Auffindung des Steines mit der archaischen Inschrift, sodann Gamurrini über letztere selbst unter Beigabe von fünf photographischen Faksimiles; den Schlufs bildet ein 27 Seiten langer Kommentar von Professor Ceci-Rom, der den Versuch einer Ergänzung der erhaltenen Fragmente und einer Deutung macht, die beide an Willkürlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. C. meint, mit der Entdeckung dieser Inschrift beginne eine neue Epoche der italischen Altertumskunde, d. h. die deutsche Forschung stehe vor ihrem Bankerott und die kämen endlich zu ihrem Recht, die sich strikte an die historische Tradition des Livius halten. Zu letzteren gehört Ceci und Professor Gatti, der im zweiten Heft des Bulletino della Commissione Archeologica comunale di Roma (Jahrg. XXVII) seinem Kollegen zustimmt, nur lieber an ein Gesetz aus der Zeit des Servius Tullius als an eine lex sacra des Numa denken möchte (!). Ein zweiter Aufsatz von Ceci in der Rivista d'Italia (II, Heft 7) ist gepfeffert mit Invektiven gegen die deutschen Gelehrten, „diese verdammten Skeptiker, ohne Nerven und Hirn" etc. Auf diese antwortete beiläufig Huelsen in der Berl. phil. Wochenschrift 1899, Heft 31/32, wo er über die neuen Funde auf dem Forum berichtet und ebenso wie an anderer Stelle der Italiener F. Ramorino die 'hariolationes' von Ceci zurückweist; auf des letzteren heftige Erwiderungen in italienischen Tageblättern verlohnt sich nicht einzugehen. Ich will nur noch kurz die Veröffentlichungen aufzählen, über die Tropea berichtet: F. Skutsch im Liter. Zentralblatt 1899, 1103 ff.; D. Comparelli, Atene e Roma II 10; E. Pais, Nuova Antologia vom 1. November 1899; W. Otto im Archiv für lat. Lex. XI 431, von abermaligen Entgegnungen Cecis und seiner Genossen ganz abgesehen.

Zum Schlufs hebt Tr. noch einmal die drei Punkte, über die die Ansichten der Gelehrten auseinandergehen, hervor: Deutung der Inschrift, Charakter und Alter des Monumentes, und spricht die Hoffnung aus, dafs die weitere Controverse mit mehr Ruhe und Würde geführt werde als bisher.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

205) **Hinter der Mauer, Beiträge zur Schulreform** mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Marburg, N. G. Elwert, 1899. 92 S. 8. ℳ 1.50.

Wer sich in unseren Tagen veranlafst fühlt, die bestehenden Schulverhältnisse einer Beurteilung zu unterwerfen, mufs sich die neuen preufsischen Lehrpläne von 1892 zum Ausgangspunkte wählen. Der ungenannte Verf. vorliegender Broschüre, der um die Mitte der 70er Jahre das Gymnasium verlassen zu haben scheint, hat mit diesem Faktor wenig oder gar nicht gerechnet. Er hätte sonst nicht verkennen können, dafs der Lernstoff in fast allen Lehrgegenständen bereits auf das Notwendigste beschränkt ist; auch hätte er zugeben müssen, dafs der Forderung, durch Illustrationen, Wandbilder naturgeschichtlichen Inhalts und ähnliche Hilfsmittel den Unterricht möglichst anschaulich zu gestalten, bereits in weitgehender Weise entsprochen ist. Wenn er des weiteren Umfang und Methode des Geschichtsunterrichts nach dem hemifst, was ein „Taschenbuch für Gymnasiasten“, eine mehr oder weniger buchhändlerische Spekulation, bietet, so kann Ref. dieses Verfahren keineswegs gutheifsen. Hätte Verf. sich der kleinen Mühe unterzogen, von den heute gangbaren Lehrbüchern der Geschichte und Geographie, etwa von den trefflichen Arbeiten K. Schenks oder v. Seydlitz-Öhlmanns, auch nur obenhin Kenntnis zu nehmen, so würde er schwerlich behauptet haben, dafs diese Gegenstände leerem Gedächtniskrame huldigen. Allgemein bekannt dürfte es ferner sein, dafs die der Präparation zur Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller dienenden gedruckten Kommentare den Schülern bis an die Grenze des Erlaubten entgegenkommen; sie bieten nicht nur Vokabeln sondern ganze Redewendungen in guter, freier Übersetzung! Auch im deutschen Unterrichte wird der lieben Jugend im Durchschnitt wohl nicht zu viel zugemutet, denn „die stufenmäfsig geordneten schriftlichen Übungen sollen, wie es in den methodischen Bemerkungen der Lehrpläne heifst, aus dem Unterrichte selbst erwachsen. Aufgaben, welche an das Gelesene sich anschliefsen, sind besonders auf den oberen Stufen zu empfehlen“.

Einige von den Forderungen des Verf. scheinen mir in einem gewissen Widerspruch zu einander zu stehen: Die häuslichen Arbeiten sollen nach Möglichkeit überflüssig gemacht werden (S. 37); aber es wäre schön, wenn die Schüler auch dann arbeiteten, wenn die Schule es nicht von ihnen verlangte (S. 38). Alles, was an den Verstand höhere Anforderungen stellt, in allererster Linie die Grammatik, soll nach Möglichkeit „hinaus-

geschoben“ werden (S. 59); aber durch vergleichenden Sprachunterricht soll der Schüler einen Einblick in den Geist und das Wesen der fremden Sprachen, wobei natürlich Lateinisch und Griechisch vom Übel sind, erlangen (S. 68). Werden die Schüler wirklich diese Aufgabe spielend bewältigen, ohne sich dessen bewufst zu sein?

Auf die unbedingte Zustimmung aller aber darf Verf. rechnen, wenn er lückenlosen Fortschritt verlangt und sich gegen das Aufrücken unreifer Schüler in höhere Klassen wendet (S. 83 ff.). Der Bemerkung, dafs die Mehrzahl der Gymnasiasten zu jung ist, um ein Universitätsstudium mit Erfolg betreiben zu können, wird man ebenfalls unbedenklich beipflichten. Mit welchem Erfolge es aber die zukünftigen Abiturienten betreiben werden, wenn erst Lateinisch und Griechisch über Bord geworfen sind — und das ist ja nur eine Frage der Zeit —, das mufs die Zukunft lehren [1]).

Schliefslich sei noch bemerkt, dafs sich Verf. in der Rolle eines pädagogischen Beraters nichts vergeben hätte, wenn er sich in seinen Ermahnungen und Ratschlägen einer mafsvolleren Ausdrucksweise bedient hätte.

Wernigerode a. H. **Max Hodermann.**

---

206) **Chr. Ostermanns Lateinisches Übungsbuch.** V. Teil. Obersekunda und Prima, verfafst von **H. J. Müller.** Leipzig, Teubner, 1899. XI u. 372 S. 8.

Dieser V. Teil der Ostermannschen Lesebücher bildet den Abschlufs der äufserst verdienstvollen Arbeiten, welche der neue Herausgeber dieser Lesebücher, H. J. Müller, dem lateinischen Unterrichte gewidmet hat. Wir stehen nicht an zu erklären, dafs wie seine lateinische Grammatik, die in kurzer Zeit schon drei Auflagen erlebt hat, das Mittel bietet, bei dem jetzt erheblich beschränkten Betriebe des Lateinischen noch Befriedigendes zu erreichen, so auch diese neue, durchaus selbständige Arbeit einen ähnlichen Erfolg haben kann. Es ist ebenfalls ein praktisches Lern- und Übungsbuch und zwar für die obersten drei Klassen, wie mir ein zweites in gleicher Vollkommenheit nicht bekannt ist. Es beginnt mit einer Phraseologie, die auf 76 Seiten 1085 der bekanntesten Wendungen

1) Dafs die Berliner Schulkonferenz vom 6. bis 8. Juni d. J. einmütig den Ausführungen der Herren Professoren Harnack und v. Wilamowitz-Möllendorff zustimmte, die mit überzeugender Kraft die Notwendigkeit und den Wert der Kenntnis der beiden alten Sprachen darthaten, dürfte dem Herrn Verfasser wohl inzwischen durch die Berichte der Zeitungen bekannt geworden sein.

in alphabetischer Anordnung giebt, dabei aber in Fufsnoten ein sehr reiches Material stilistischer Bemerkungen, namentlich synonymischer Unterschiede, bietet. Es folgen dann zur Einübung der Stilistik Lesestücke in zwei Abteilungen, von denen die erste von S. 78—204, die zweite von S. 206—354 reicht; doch bildet auch in diesem Teile St. 73 S. 289 eine Art Einschnitt, so dafs die von hier folgenden Stücke sowohl ihrem Inhalte wie ihrer Form nach offenbar einer guten Oberprima zugedacht sind.

In der ersten Abteilung bringen verschiedene Stücke auch Einzelsätze, da diese zur Einübung bestimmter Regeln, auf die am Kopfe durch Angabe der betreffenden Paragraphen aus der Grammatik hingewiesen wird, dem Verf. notwendig erschienen sind; die meisten Stücke aber enthalten schon in diesem Teile zusammenhängende Geschichtserzählung in freier Form, d. h. ohne Anlehnung an die Lektüre, da dahingehende Wünsche von dem Verf. in besonderen Heften befriedigt sind. Die zweite Abteilung behandelt zwar auch noch geschichtliche Stoffe (Nr. 1—4), dann aber litterarhistorische und philosophische, so dafs auch denen Rechnung getragen wird, welche glauben, dafs die Übungsstücke auch in ihrem Inhalte angemessene geistige Nahrung den Schülern bieten müssen. Wir teilen diesen Standpunkt durchaus, wie auch die Einrichtung, dafs anfangs mehr, später weniger in den Stücken durch Zahlen oder Sternchen auf den reichen Inhalt der vorgestellten Phraseologie hingewiesen wird.

Wie weit etwa im einzelnen zu bessern sein wird, kann erst der praktische Gebrauch zeigen. Wir können diese hervorragend tüchtige Arbeit nur auf das dringendste allen Kollegen zur Prüfung und Benutzung empfehlen.

Friedenau b. Berlin. **C. Rothe.**

---

207) **Wilhelm Wartenberg, Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lektüre.** Lernstoff der Quinta. Zweite, verbesserte Auflage. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1899. VIII u. 143 S. 8.

Die neue Auflage, welche in trefflicher Weise ebenso wie die früheren Arbeiten des Verf. überall vereinfachte, wissenschaftlich kurz, aber genau begründete Regeln sowohl in der Formen- als in der Satzlehre, soweit letztere im lateinischen Unterricht der Quinta vorkommt, bietet, verdient entschieden die beste Empfehlung. Der Acc. c. Inf. folgt in der neuen Bearbeitung sofort auf die Deponentia in § 29, dann erst die mit *esse* zusammengesetzten Zeitwörter, die eigentlichen anomalen und die unvoll-

ständigen Verben, in § 40 endlich das participinm conjunctum und der ablativus absolntus. Das Bnch enthält mit Ausnahme der dicta und sententiae nur zusammenhängende, durchweg selbständig gebildete lateinische und dentsche Übnngsstücke, die vorwiegend der alten Sage nnd Geschichte entlehnt sind, aber auch zuweilen Übungsaufgaben abstrakteren Inhalts aus dem Gebiete der Moral und des praktiscben Lebens in durchweg mustergiltigem Latein. So dient die Arbeit ancb dem Gescbichts- nnd allgemein erziehlichen Unterricht nnd erleicbtert bei der vortrefflichen Auswahl des in ihr angewandten Wortscbatzes die Schriftsteller-Lektüre wesentlich. Anhangsweise sind die nnmeralia distribntiva nnd adverbia nnmeralia nebst zwei genauen Wörterverzeicbnissen beigegeben, was nur dankenswert erscheint.

Wollstein. **K. Löschhorn.**

---

208) **Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte.** Festgabe für **Richard Heinzel.** Weimar, F. Felber, 1898. 567 S. gr. 8. ℳ 14. —.

Aus der stattlicben Fülle scböner nnd wertvoller Arbeiten, die der vorliegende, dem gefeierten Wiener Germanisten jüngst von seinen Scbülern gewidmete Band enthält, können bei einer Anzeige in dieser Zeitschrift nur diejenigen näher berücksichtigt werden, die in das Gebiet der englischen Litteratnrgeschicbte fallen. Dahin gehört zunächst die Abhandlnng, in der Erich Schmidt in seiner lebensprühenden, durchdringenden Darstellungsart, gestützt auf reichste Kenntnisse, die schottische Ballade von „Edward", ausgehend von der ersten deutscben Übertragung durch Herder, erst allseitig philologisch-ästhetiscb betrachtet nnd dann „im grofsen Znsammenhange der Volkspoesie" bespricht, wobei besonders die Ähnlichkeit der Knllerwoepisode im finnischen Kalewala betont wird (S. 31—50). — Sodann gieht A. Brandl in seinem Beitrage „Zur Kritik der engliscben Volksballaden" (S. 53—75) ein schönes Beispiel und zugleich ein nachabmenswertes Mnster dafür, wie anch Erzeugnisse der Volkspoesie, die in der Regel in einer ganzen Reihe von mehr oder minder abweichenden und verderbten Fassungen überliefert sind — für England nnd Schottland enthält Childs gewaltiges Werk „English and Scottish popular ballads" die reichbaltigsten, ja erschöpfende Sammlnngen — in ähnlicher Weise wie Kunstdichtnngen durch philologisch-kritische Bearbeitung, vor allem mit Rücksicht anf Znsammenhang und

Metrum, auf einen befriedigenden und höchst wahrscheinlich auch richtigen Grundtext zurückgebracht werden können. Nach wenigen allgemeinen einleitenden Bemerkungen führt Brandl selbst eine solche Untersuchung vor, und zwar wählt er als Gegenstand die Wildererballade „Johnie Cock“ deren Wiederherstellung ihm denn auch bei seinem schon so oft bewährten kritischen Geschick und Scharfsinn trefflich gelingt. — Die dritte Arbeit „Zur Geschichte des englischen Dramas im XVI. Jahrhundert“ stammt von K. Luick (S. 133—187). Es kommt dem Verfasser darauf an, die Entwickelung der Form im ernsten Drama während des genannten Zeitraums zu verfolgen, oder genauer, die Durchführung der Einheitlichkeit in der Person des Helden und der Handlung, die bei Shakespeare, wie das Drama überhaupt, ihren Höhepunkt erreicht. Aus der Untersuchung ergiebt sich folgendes: 1) Das Verständnis für diese Einheit des Dramas entwickelt sich erst sehr spät; bei den früh-elisabethanischen Dichtern waren nur ganz schwache Vorstellungen davon vorhanden. 2) Jene Dichter sind in noch viel höherem Mafse als man bisher beachtet hat, auch in technisch-formaler Beziehung von dem Rohstoffe, den ihnen ihre Quelle bietet, abhängig. 3) Die thatsächlich vorhandene Einheitlichkeit des späteren elisabethanischen Dramas ist nicht aus unmittelbaren klassizistischen Vorbildern, etwa Seneca, zu erklären, sondern gewissermafsen als unwillkürliches, unbeabsichtigtes Ergebnis der Stoffwahl; die Behandlung episch-biographischer oder novellistischer Stoffe führte allmählich von selbst dazu.

Die übrigen Beiträge seien wenigstens dem Titel nach angeführt: David, An Richard Heinzel (Gedicht). — R. M. Werner, Die Gruppen im Drama. — Hauffen, Zur Kunde vom Wassermann. — Petak, Zum Volkslied von den drei Winterrosen. — Wackernell, Ein Tiroler Passionsspiel in Steiermark. — Spengler, Kilian Reuther von Melrichstadt. — Wahle, Bürger und Sprickmann (Neue Briefe). — Hoenig, Glaube und Genie in Goethes Jugend. — Castle, Die drei Paria. — Zeidler, Eine Wiener Wertherparodie. — F. A. Mayer, Goethe auf dem Puppentheater. — Horner, A. v. Klein in Wien. — Walzel, Frau v. Staëls Buch „De l'Allemagne“ und W. Schlegel. — Sauer, Neue Beiträge zum Verständnis und zur Würdigung einiger Gedichte Grillparzers. — Minor, Die Ahnfrau und die Schicksalstragödie. — v. Weilen, Fr. Hebbels historische Schriften. — R. F. Arnold, Holtei und der deutsche Polenkultus. — Murko, Miklosichs Jugend- und Lehrjahre.

Breslau. **H. Jantzen**

---

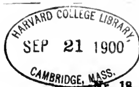
209) LA VIE PARISIENNE AU XIXE SIÈCLE. **PARIS** de 1800 à 1900. D'APRÈS LES ESTAMPES ET LES MÉMOIRES DU TEMPS pnblié sous la direction de CHARLES SIMOND. 1re Serie: Le Consulat 1800—1804. Paris, Librairie Plon: E. Plon, Nourrit & Cie., 1900. IV u. 92 S. gr. 8. Fr. 1. 75.

Das vorstehende Werk, von dem uns die erste Lieferung vorliegt, will eine Geschichte des Pariser Lebens im abgelaufenen Jahrhundert geben, die sich vollständig auf historischen Zeugnissen in Text und Bild aufbaut, indem sie von Jahr zu Jahr und im besonderen von Monat zu Monat die wichtigsten Vorgänge und Veränderungen in der Hauptstadt verzeichnet, ihre berühmten und berüchtigten Ortlichkeiten schildert, alles thunlichst mit Originaldarstellungen, u. a. durch Wiedergabe der alten Kunst- und Theaterchroniken, der politischen und litterarischen Kalendarien erklärt, mit Zeichnungen und Abbildnngen nach Gemälden, Stichen und Holzschnitten aus damaliger Zeit, je nachdem auch mit Karikaturen begleitet, verschollene und wieder ausgegrabene Gesänge an passender Stelle einschiebt und überhaupt die Sitten, Gebräuche, Moden und Hantierungen des Volkes, der Bürger, Handwerker und Geschäftstreibenden wieder vor uns erscheinen läſst. Zu dem Zweck haben Herausgeber und Verleger sich überall der besten Kräfte versichert und die namhaftesten Schriftsteller, Geschichts- und Lokalforscher, Raritätensammler, Archivare, Museums- und Bibliotheksbeamten, Kunst- und Kulturhistoriker herangezogen. Nach der Leistung dieser ersten Lieferung zu schlieſsen, die das Konsulat umfaſst und von dem gelehrten und umsichtigen Herausgeber Simond mit den vier Kapiteln Paris administratif, Paris Mondain, Paris intellectuel, La rue à Paris trefflich eingeleitet ist, wird das Werk, das nicht weniger als 4000 Illustrationen aufweisen soll und in drei Bänden das Leben der Stadt von 1800—1830—1870—1900 schildern wird, alle Erwartungen befriedigen, die man an ein mit den besten Kräften vorbereitetes und durchgeführtes Unternehmen stellen kann. Für den Unterricht des Französischen an unseren höheren Schulen bietet das Buch dem Lehrer ein auſserordentlich reichhaltiges Material an Realien, die ihm für litterarische und historische Fragen die besten Dienste leisten werden.

Über die Fortschritte des in Lieferungen erscheinenden Werkes werden wir nach Eingang der folgenden Faszikel weiter berichten.

Br. **A. L.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 8. September. Nr. 18, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

210) **The republic of Plato** edited with critical notes and an introduction on the text by **James Adam.** Cambridge, University press (Leipzig, Brockhaus). XXI u. 329 S. 8.

geb. ℳ 45.0.

Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Ausgabe beruht erstens in den Grundsätzen ihrer Textkritik und zweitens in dem, was sie Neues bringt.

Der Verf. verlangt zum Zweck einer abschliefsenden Textherstellung von Platos Republik 1. genaue Kollationen aller Handschriften, 2. genaue und nach festen Gesichtspunkten geordnete vollständige Aufzählung aller Abweichungen derselben von *A* und *Π*, 3. Aufzeigung des notwendigen, nicht blofs wahrscheinlichen Grundes dieser Abweichungen. Ref. ist dem Verf. sehr dankbar für diese energischen Forderungen, nicht als wenn damit neue, bisher nie geahnte Ge-

sichtspunkte aufgestellt würden — im Gegenteil: es sind nur notwendige Forderungen des gesunden Menschenverstandes, welche damit aufgestellt werden —, sondern weil bei allgemeiner Berücksichtigung dieser Forderungen endlich einmal die Morgenröte einer vernünftigen Textkritik den handschriftenstammbaumbesäten Himmel der Philologie angenehm zu röten verspricht. Es ist dem Ref., welcher sich auch einige Zeit seines Lebens mit Kollationen von Handschriften und was dazu gehört beschäftigt hat, von jeher völlig unerfindlich gewesen, welche Pythia unseren Textkritikern jedesmal so genau verriet, in welchem Abhängigkeitsverhältnis Handschrift x zu Handschrift y stehe. Wo die Herren Kritiker stets vermöge ihrer höheren Erleuchtung nur einen Weg sahen, sah ich armer ἀμύητος in meiner Blindheit immer gleich mehrere Dutzend Wege, die alle zu demselben Ziele führten. Machte ich dann die Herren bescheiden darauf aufmerksam, so wurden sie meistens böse, und zwar mit vollem Recht, denn ich besafs, wie mir einer einmal schriftlich bescheinigt hat, „eine bedenkliche Neigung zur Hyperkritik“. Nun ist aber 2 × 2 einstweilen noch 4 und wird es auch wohl eine Weile lang noch bleiben, alldieweil unser Hirn nun einmal so organisiert ist, gerade dieses und nichts anderes denken zu können. Folglich müssen sich auch alle jene Forschungen über Handschriftenverhältnisse den Gesetzen der kritischen Vernunft einfach fügen, und der Herr Forscher mag einen noch so hohen Namen haben, er mag noch so laut sein Anathema als zweiter Salmoneus in die Welt hinausschreien: wir glauben ihm einfach nur das, was er uns beweist.

Damit gleiten wir dann allerdings von der bisher vermeintlich erreichten Stufe apodiktischer Gewifsheit wieder zu der bescheideneren, aber sichereren der blofsen Möglichkeit herab, denn es ist jedem, der wirklich selbst Handschriften vor Augen gehabt, klar, dafs wir uns in den meisten Fällen mit blofsen Möglichkeiten bescheiden müssen. Diese Selbstbeschränkung mit Bewufstsein geübt zu haben, ist m. E. das gröfste Verdienst gegenwärtiger Ausgabe.

Die für die Gestaltung des Apparates mafsgebenden Grundsätze hat Verf. auf S. XIII in folgende Gesetze für sich selbst zusammengefafst: 1. Folge *A* wo immer möglich. 2. Wo *A* verlassen werden mufs, gieb die Lesart von *A* und die Quelle der angenommenen Lesart an. Findet sich die richtige Lesart in *Π* (allein oder mit andern), so führe nur *Π* an; findet sie sich in *Ξq* (allein oder mit andern), so citiere nur *Ξq*

u. s. w. Aus diesen Bemerkungen geht schon ohne weiteres hervor, dafs der kritische Apparat unter dem Text sehr einfach aussieht. Auf 56 von den 329 dreiunddreifsigzeiligen Seiten finden sich überhaupt keine Bemerknngen über die Handschriften, und überall sind diese Bemerkungen sehr kurz. Überall ist aber trotzdem auch hinsichtlich der modernen Urheber von Verhesserungen, hinsichtlich der Orthographie u. s. w. nach wohlüberlegten, in der Vorrede hegründeten, festen Normen verfahren. Dafs eine solche Vereinfachung des Apparates stets ihr Suhjektives haben wird und nicht alle befriedigen kann, versteht sich von selhst. So würde Ref. z. B. auf S. 269 von dem angenfälligen Schreihfehler (vgl. auch des Verf.s eigene Bemerknng S. XIX Anm. 2) des Parisinus *A*: *καθήρῃ* statt *καθήρῃ* niemals irgendwelche Notiz genommen hahen; das thun nur Leute, welche keine Handschriften gesehen haben oder noch keine klare Einsicht in die Natürlichkeit solcher Fehler und ihre gänzliche Wertlosigkeit für die Kritik bekommen haben. Trotzdem und unheschadet der andern Fälle, wo Ref. etwa andere Noten unter den Text gesetzt hahen würde, ist des Verf.s Verfahren das einzig richtige. Was helfen einem Berge von Bemerknngen über Lesarten und Besserungsvorschläge, wie sie bisher in den sogenannten kritischen Ansgahen als ekelhafter Ballast von der einen in die andere mit hinübergenommen wurden, und die nirgendwo anch nur einmal vollständig waren?! Das war doch eigentlich nur die höhere Spielerei.

Das Neue, welches uns die Ausgahe hietet, besteht darin, dafs Verf. seine eigene 1891 angefertigte Kollation des Parisinus *A* verwertet. Diejenigen Pnnkte, worin seine Kollation von der inzwischen in der Ausgahe von Jowett und Campbell (II 132—145) veröffentlichten ahwich, hat A. von neuem am Ms. untersucht. Dazu hat ihm Campbell die von Castellani angefertigte Kollation der Veneti *Π* und *Ξ* üherlassen. Endlich hringt Verf., aufser seinen hereits in der Classical Review veröffentlichten, eine ziemliche Zahl eigner Besserungsvorschläge. Wir führen davon die als sicher vorgetragenen wichtigeren an. 349 B *οὐδὲ τῆς πράξεως τῆς δικαίας, ἔφη.* 352 E *οὐκοῦν δικαίως ταῦτα.* 358 E *οἷόν τέ τι.* 360 E *κρίσιν αὖ τὴν.* 375 E *φιλόσοφον τὴν φύσιν.* 396 E *ἁπλῆς διηγήσεως.* 398 A *οὔτ' ἔστιν.* 401 C *πρὸς ἀκοήν τις.* 404 B *καὶ ἡ ἐκεικὴς.* 411 E *ὥσπερ θηρίον πρὸς θηριόν πάντα.* 426 A *μείζω ποιοῦντες τὰ νοσήματα.* 429 C *ἔλεγον αὐτῆς σωτηρίαν.* D *οὐκ ὀλίγῃ παρασκευῇ, ὅπως δέξεται ὅ τι μάλιστα τὸ ἄνθος καὶ θεραπεύσαντες οὕτω δὴ βάπτουσιν.* 434 C

τοὐναντίον ὂν ἐκείνου. 439 A *τῶν τινός, καὶ τινὸς εἶναι.* 440 CD *χαλεπαίνει καὶ διὰ τὸ πεινῆν ... πάσχειν, καὶ ξυμμαχεῖ ... δικαίῳ.* 452 E *καὶ κακοῦ αὖ σπουδάζει.* 464 E *ἐν ἀνάγκῃ.* 471 C *ᾗ γένοιτο καὶ ἐγὼ λέγω καὶ ἃ σὺ παραλείπεις, ὅ τι.* 493 D *ὅ τι μὲν γὰρ ἄν τις.* 501 D *φήσει* 507 B *μίαν ἕκαστον.* 511 C *αὐτοῖς δι᾽ αὐτῶν, καὶ τελευτᾷ.* 517 A *καὶ ἀποκτιννύναι, ἀποκτείνειαν ἄν.* 521 C *εἰς ἀληθινὴν τοῦ ὄντος ἄγουσα ἐπάνοδον.* 533 C *τὰς ὑποθέσεις ἀναφέρουσα.* 549 D *τὸν νοῦν προσέχοντα ἀεί, ἑαυτὴν δὲ ... ἀχθομένης τε αἰσθάνηται.* 559 A *καὶ οὐδὲν πρὸς οὐδέν.* 562 B *δι᾽ ὅ.* 563 D *τισί.* 564 E *βλίττειν.* 580 D *δευτέραν δὲ ἰδὲ τήνδε.* 581 E *τῆς ἀληθινῆς ἡδονῆς.* 585 C *ἡ οὖν ἀεὶ ἀνομοίου οὐσία οὐσίας τι μᾶλλον ἢ ἡ ἐπιστήμης μετέχει;* 598 C *ἐπαΐων τῶν τεχνιτῶν.* 600 B *ὑπ᾽ αὐτοῦ ἐκείνου.* 602 E *φαίνεται.* (om. *ἅμα περὶ ταὐτά.*) 607 C *κράτων.* Es erhellt aus dieser einfachen Aufzählung, dafs Verf. mit guter Kenntnis des platonischen Sprachgebrauches und scharfen Augen ausgerüstet ans Werk ging und dafs er überall nur Wohlerwogenes oft mit grofsem Glück vorbringt. Die ausführliche Begründung von einigen dieser Besserungen wird andern Gelegenheiten vorbehalten; auch verspricht Verf. eine gröfsere Ausgabe der Republik. Nach den Leistungen dieser kleinen Ausgabe wird man jener gern entgegensehen.

Von Druckfehlern ist aufser einigen abgesprungenen Accenten (z. B. S. 1 und S. 78) dem Ref. nichts aufgefallen. Die Ausstattung ist gediegen.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

211) **Richard Frese, Beiträge zur Beurteilung der Sprache Cäsars** mit besonderer Berücksichtigung des bellum civile. Inaugural-Dissertation. München, Lindauer, 1900. 72 S. 8.

Die Arbeit zerfällt in sieben Teile. 1. Zur höheren Cäsarkritik. 2. Die Zeit der Abfassung der Kommentarien. 3. Die „commentarii". 4. Cäsars grammatische Grundsätze. 5. Das erste Buch de bello Gallico. 6. Syntaktisches. 7. Lexikalisch-Stilistisches. Frese tritt im ersten Abschnitte den Versuchen, die Echtheit einzelner Teile von 1—7 und I—III zu verdächtigen, entgegen, besonders der manchmal angewandten Methode, auf die Beobachtung allein der *ἅπαξ λεγόμενα* solche Ausscheidungen zu begründen. Indessen wird der Verf. doch zugeben müssen, dafs, wenn andere Verdachtsgründe schon vorhanden sind, die auffallende Häufigkeit der *ἁ. λ.* geeignet ist, diesen Verdacht zu verstärken. Auch kann es doch nicht als belanglos erscheinen, wenn im verdächtigten II auf eine Teubner-

seite 5, 1 *ἀ. λ.* fallen, gegen 3, 2 im Durchschnitt in 1—7 und I—III. Jedenfalls halte ich es noch immer für sehr wahrscheinlich, dafs Cäsar die ihm von den Legaten vorgelegten Berichte zu einem zusammenhängenden Ganzen verarbeitet hat. Etwas Ähnliches nimmt ja F. mit Landgraf für die Entstehung von h. Al. 1—21 an, „wo Hirtius, oder wer es sonst war, in Cäsars Nachlafs noch ziemlich zahlreiche Notizen über diesen Teil des Krieges gefunden haben wird, die er verbunden nnd vervollständigt hat". Wie „sich hier die vielen Anklänge an Cäsars Diktion erklären lassen", so anch die oft sehr gehäuften sprachlichen Anstöfse an Stellen, wo über die Leistungen der Legaten berichtet wird. Im zweiten Abschnitte weist F. für den grofsen Unterschied in der Bearbeitnng von b. c. nnd b. G. auf die Abfassnngszeit hin. 1—7 sind „in einer Zeit relativer Mnfse" geschrieben, das Jahr 45/44 dagegen war „ein Jahr rastloser Thätigkeit. Manche Teile sind nur flüchtig entworfen nnd entbehren der letzten Feile; manches wäre auch bei einer endgiltigen Redaktion stehen geblieben, da die Litteraturgattung der commentarii die Anwendung der lässigen Umgangssprache nicht ausschlofs". Abschnitt 3 gilt dem Charakter dieser commentarii, der Cäsar das Recht gab, „nach Belieben einzelne Teile sorgfältiger auszuarheiten, andere blofs zu skizzieren". Im vierten Abschnitt bespricht F. Cäsars grammatische Grundsätze nnd kommt zu dem Schlufs, dafs dieser in der Formenlehre Gleichmäfsigkeit erstreht und erreicht hat; auch sein Stil ist von der Theorie der Analogisten heeinflufst, aher nicht beherrscht. Erfreulich ist es, wie F. gegen die Gleichmacherei mancher Herausgeber vorgeht. In Abschnitt 5 stellt F. einige auffallende Erscheinnngen ans Bnch 1 zusammen, „die vom sogenannten klassischen Sprachgebrauche abweichen". S. 23 schreibt er: „Überhanpt scheint Cäsar im ersten Bnch des b. G. sich hier und da etwas weitschweifig ansgedrückt zn haben." Hier lassen sich seine Bemerknngen in mancher Hinsicht ergänzen. Man beobachte den Gebrauch von *animus*, von *habere* c. Part. Perf. Pass., rhetorische Mittel wie Adnomination, Chiasmus, Anaphora, Allitteration, Euphemismus! Nur Buch 7 kommt in b. G. dem 1. Buch in Anwendnng rhetorischer Mittel gleich, oder übertrifft es auch manchmal. Sonst macht F. in diesem Abschnitte besonders aufmerksam anf das häufige Vorkommen von Wendnngen aus der Umgangssprache, sei es des *sermo cotidianus* oder des *sermo castrensis*. Meist kann er seine Behanptungen durch geeignete Beispiele aus anderen Schriftstellern belegen. Nach dieser vortrefflichen Grundlegung, die eine reiche Be-

lesenheit des Verf. offenbart, bespricht er in den beiden letzten Abschnitten „eine Reihe sprachlicher Eigentümlichkeiten mit besonderer Berücksichtigung des b. c.", wobei der reichlich zur Verfügung stehende Stoff in Syntaktisches und Stilistisch-Lexikalisches gegliedert ist. S. 38 bezeichnet er bei Besprechung von III, 80, 1 *Gomphos pervenit, quod est oppidum primum Thessaliae venientibus ab Epiro* den Dativ als vielleicht vom Griechischen beeinflufst. Sollte dies nicht ganz sicher sein? S. Dräger, Hist. Syntax, § 191. Verf. selbst zeigt ja S. 56 bei Besprechung von 2, 25, 1 *subeuntes intermittere* „dafs sich Cäsar, wie sehr er Purist war, in seinem „commentarii" auch einmal eine gräzisierende Wendung gestattete". Hinzufügen möchte ich noch 6, 11, 4 wo Doberenz-Dinter mit Recht bemerken, „*quisque non patitur* statt *nemo patitur* nach Analogie des griechischen *οὐκ ἐᾶν*". Hinzukommen auch verschiedene andere Stellen in den folgenden Kapiteln 6, 11—28, dann die S. 68 aufgezählten Fälle, wo eine Konjunktion zum Partizip tritt. Vgl. Dräger, Hist. Syntax, § 592. Bei F.s Untersuchung über den Comitativus möchte ich hinzufügen, dafs unter den 8 (9) angegebenen Stellen, wo sich *cum omnibus copiis* findet, an fünf Stellen hierdurch der Hiatus vermieden ist, darunter 1, 26, 6 und II, 39, 1 das Zusammenstofsen zweier o; dafs an drei von den fünf Stellen, wo *omnibus copiis* steht, ein Teil des Heeres mit besonderem Auftrage vorher entsendet worden ist, der Führer selbst dann mit den Gros = *omnibus copiis* folgt. Sehr feinsinnig sind F.s Bemerkungen zu III, 104, 3 und 98, 2. Im Abschnitte über die Partikeln sagt Verf.: „Es ist meist ganz vergeblich, einen bestimmten sprachlichen Grund nachweisen zu wollen, weshalb Cäsar dieses oder jenes Wörtchen vermeidet." Hiervon dürften z. B. *ut temporale* und *antequam* ausgenommen sein. Während der Verf. des *b. Al. ut temp.* an fünf Stellen verwendet, steht es mit Indikativ bei Cäsar selbst erst in III. In b. G. kommt es einmal vor 1, 31, 12, aber hier in der or. obl. mit folgendem Konjunktiv. Es scheint also Cäsar absichtlich anfangs die Indikativ-Konstruktion vermieden zu haben. Ähnliches über *antequam* berichtet Wölfflin in den Sitzungsb. d. b. Akad. 1896, H. 2. Wie Cäsar *priusquam* gebilligt, *antequam* verworfen hatte (denn gegen die 31 priusquam des b. G. und die 17 des b. c. können die zwei Ausnahmen des nicht revidierten b. c. I 2, 2 und III, 11, 1 [das aufserdem vielfach nicht angenommen ist]) nicht in Betracht kommen. . . . . Der Entscheid Cäsars wird darauf beruhen, dafs ihm das folgende *quam* besser an den Komparativ *prius* anzuschliefsen schien; auch *postquam* ist

im b. G. relativ selten. Da Vollständigkeit in den „Beiträgen“ nicht erstreht ist, kann man dem Verf. keinen Vorwurf daraus machen, daſs mancher wichtige Punkt übergangen ist. Das Hauptverdienst der gehaltvollen Arbeit, die der Wölfflinschen Schule alle Ehre macht, ist der Nachweis, daſs viele sprachliche Anstöſse sich daraus erklären lassen, daſs Cäsar dem *sermo cotidianus* und *sermo castrensis* vielfach Konzessionen gemacht hat, wie er es in commentarii sehr wohl durfte. Gröſser ist natürlich die Menge solcher sprachlichen Erscheinungen im rasch abgefaſsten b. c. Daſs der Unterschied der Sprache im b. G. von der im b. c. aber ein so geringer ist, wie der Verf. zu meinen scheint, davon hat er mich nicht überzeugen können, selbst wenn wir für das b. c. eine schlechtere Überlieferuug annehmen als für das b. G.

Halle a S. **Paul Menge.**

---

212) **J. May, Der rednerische Rhythmus** mit besonderer Beziehung auf Ciceros „orator“ und mit Berücksichtigung der Reden des Demosthenes. Pr. Leipzig, G. Fock, 1899. 22 S. 4.

Das Prodnkt der Redekunst, das Kunstwerk der Rede, ist naturgemäſs mehr als jede andere prosaische Darstellungsart auf mündlichen Vortrag berechnet und erreicht seinen Zweck, bei den Zuhörern für ein bestimmtes Thema Zustimmung des Verstandes (durch das *docere)* und des Willens (durch das *movere*) hervorzubringen, um so sicherer und vollständiger, je mehr auch der sprachliche Ausdruck durch seine ästhetisch-musikalischen Eigenschaften das Ohr, den Schönheitssinn der Hörer befriedigt, ergötzt *(delectat)*. Zu diesen Eigenschaften gehört vor allem der Wohllant der Sprache. Zu den Faktoren aber, welche den Wohllaut der oratorischen Sprache bewirken, hat die Rhetorik von jeher insbesondere den *numerus oratorius*, den rednerischen Rhythmus gerechnet. Nur hat kein Rhetor uns klar und bestimmt gesagt, was denn dieser Rhythmus sei, worin sein Wesen bestehe, ja manche haben davon gesprochen, ohne auch nur, wie May bemerkt, eine Ahnung von dem wahren Wesen desselhen zu haben. Auch in neuerer Zeit hat man verschiedene Versuche gemacht, mit dem rätselhaften Ding ins reine zu kommen, aber ohne rechten Erfolg, bis Benseler über ein Element des Rhythmus, die Meidnng des Hiats bei den griechischen Prosaikern, und Blaſs über ein anderes, die Meidung gehäufter Kürzen bei Dem., uns wertvolle Belehrung brachten. Wieder einen anderen Bestandteil des Rhythmus, die metrische

Form der *clausulae* der Perioden und Kola bei diesem und jenem Redner, haben andere Forscher eingehend untersucht, meist in der Meinung, der *numerus oratorius* sei ganz oder doch der Hauptsache nach auf jene Ausgänge beschränkt. Alte Rhetoren liefsen ihn in solchen Sätzen oder Satzteilen bestehen, welche ihrer metrischen Form nach als Verse angesehen werden können.

Kein Rhetor des Altertums hat den *numerus* so eingehend behandelt, wie Cicero in seinem Orator. Bei ihm sucht denn auch May eine Bestätigung für die Auffassung des Rhythmus, zu der Blafs durch eifrig fortgesetztes Studium des Gegenstandes gelangt ist und die auch May mit anderen ganz entschieden vertritt, während neuerdings E. Norden in seinem grofs angelegten Werke über die antike Kunstprosa abweichende Ansichten über die rhythmische Kunst des Dem. darlegt.

Was lehrt nun Cicero? Allerlei schönes über die *conformatio sententiae,* Wortstellung, Wohllaut, Periodenbildung, gorgianische Figuren, *concinnitas,* harmonischen Tonfall der Periode und was dergleichen mehr ist (May S. 3—11), dann mehr systematisch über Ursprung, Grund, Gebrauch und Wesen des *numerus* (S. 11—19). Und was erfahren wir über dieses letztere? Die Antwort giebt uns E. Müller, der eine eigene Abhandlung [1]) *de numero Ciceroniano* verfafst hat: *Nihil* (Cic.) *de intestina natura numeri dicit, nullam nobis tradit definitionem, sed ubicunque in naturam numeri sermo incidit, meris utitur ambagibus.* May findet das Urteil zu schroff. Schroff ist es allerdings, aber der Hauptsache nach doch zutreffend, wie Mays Analyse der ciceronianischen Erörterungen selbst bestätigt. Betreffs der Hauptfrage, was denn eigentlich den *numerus* bewirke, bemerkt er schonend, dafs sich Ciceros Auseinandersetzung 'nicht gerade durch Klarheit auszeichnet'. Immer und immer wieder drängt sich bei ihm, wie bei so vielen nach ihm, die Anschauung vor, der *numerus* bestehe lediglich in dem metrischen Mafs, wie es vorzugsweise in den Klauseln zum Vorschein kommt. So sieht er sich ab und zu genötigt, von dem so eingeschränkten *numerus* das *numerosum* der Rede zu unterscheiden.

Mit mehr Recht läfst May (wie freilich Cic. selbst an anderer Stelle) das Wesentliche des Rhythmus gerade in diesem *numerosum* bestehen, zu welchem verschiedene Momente gehören, besonders aber 1. Wohlklang

1) Kieler Diss. 1886.

der einzelnen Laute und Wörter, der Laut- und Wortverbindungen (wozu Meidung des Hiatus und der Kürzenhäufung kommen kann); 2. Konzinnität in der Anwendung gorgianischer Figuren (Parallelismus, wo *paria paribus redduntur*, Antithesen, wo *contraria contrariis opponuntur*, gleiche Schlufsfälle mit Reim oder Assonanz), oft mit gleicher oder nahezu gleicher Silbenzahl in den sich entsprechenden Sätzen oder Satzgliedern; 3. Gelegentliche, nicht regelmäfsige Verbindung gewisser Versfüfse, vornehmlich in den Ausgängen, aber auch in den Anfängen der Perioden und innerhalb einzelner, namentlich konzinn gebauter Kola, ohne dafs dabei förmliche Verse, wie sie auf dem Gebiete der Poesie gebräuchlich sind, vom Redner beabsichtigt werden dürften.

Abgesehen von den antiken nach Längen und Kürzen bemessenen Versfüfsen, wofür die accentuierenden Sprachen analoge Gruppen betonter und tonloser Silben haben, finden sich die eben erwähnten Elemente des Rhythmus, wenn auch nicht alle und nicht gleich merklich, in den vollendetsten Werken der Redekunst auch der neueren Zeiten. So wird denn wohl auch gegenüber dem Rhythmus in dem angegebenen Sinn kein Gebildeter sich einfachhin ablehnend verhalten. Schwierigkeiten und Bedenken tauchen erst dann auf, wenn es sich bei einem bestimmten Redner und in einer bestimmten Rede darum handelt, im einzelnen nachzuweisen, welche Rhythmen oder welche Elemente des Rhythmus vorhanden sind, wie weit sie auf einem Gesetz oder Prinzip beruhen, wo Absicht von seiten des Redners vorausgesetzt werden mufs oder kann, wo nicht; dies namentlich bei Dem., dessen Reden jetzt so reichlich und überreichlich mit metrischen Schematismen bedacht werden, als hätten wir es nun doch mit wirklichen Chorliedern zu thun. Überall noch so viel Unsicheres und Fragliches, dafs wir noch immer warnen müssen vor der äufserst bedenklichen These: '*Leges numerorum ad verba Demosthenica emendanda adhibendae sunt.*'

Um das Gesagte zu veranschaulichen, erlaubt sich Ref. den Herrn Verf. zum guten Schlufs ein klein wenig zu chikanieren, indem er gleich die erste Periode seiner interessanten und stilistisch gefeilten Abhandlung auch metrisch analysiert. Dieselbe hebt mit zwei *Jonici a minori* an und, wenn man eine kleine Textverbesserung anbringt, so entspricht dem ersten Paar ein zweites von gleichem Mafs. Vier Anapäste schliefsen sich an. Dann folgt ein Glied mit hexametrischen Anklängen als Übergang zu einem ganz hexametrischen Schlufs:

Die Erkenntnis | dafs der Rhythmus
ein (ge)wichti | ger Bestandteil
in der Form | der anti | ken Bered | samkeit sei,
scheint | langsam | auch in den | Kreisen
durchzudringen, — die sich bis | her ab | lehnend ver | hielten.

Feldkirch. **W. Fox.**

213) **Der alte Orient.** Heft 3: **Alfred Jeremias,** Hölle und Paradies bei den Babyloniern. 32 S. Heft 4: **A. Billerbeck,** Der Festungsbau im alten Orient. Mit 7 Abbildungen. 30 S. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1900. 8. à ℳ 0.60.

Diese beiden neuen Hefte der von der Vorderasiatischen Gesellschaft herausgegebenen gemeinverständlichen Darstellungen sind von allgemeinem Interesse. Jeremias giebt im ganzen einen Auszug seines mehr für den Fachmann bestimmten Buches: Babylonisch-assyrische Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Das Material ist natürlich lückenhaft, das meiste verdanken wir der Bibliothek des Königs Asurbanipal (668—626). Jer. schildert Tod und Begräbnis (Todesangst, Trauergebräuche, Beerdigung, Begräbnisstätten), die Totenwelt, Totenbeschwörung, Befreiung aus dem „Lande ohne Heimkehr“, die Reise des Gilgamesch nach der Insel der Seligen, das Paradies der ersten Menschen, Lebensbrot und Lebenswasser im Paradies. Die babylonischen Anschauungen stimmen vielfach mit den israelitischen überein; Babylonien war ja nach der jüdischen Überlieferung Urheimat der Israeliten.

Billerbecks Schilderung der alten Festungsbauten nach den Denkmälern zeigt, dafs die Befestigungskunst im alten Orient schon auf recht hoher Stufe stand; die Stufentürme Babylons zeigen viel Ähnlichkeit mit den mittelalterlichen Burgen und Trümmerresten.

Oldesloe. **R. Hansen.**

214) **Otto Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung.** II. Augusteisches Zeitalter. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1900. 373 S. 8. ℳ 8.75.

Die neue Auflage des zweiten Bandes von Ribbecks Geschichte der römischen Dichtung ist nach des Verf.s Tode von anderer Hand besorgt worden. Das Material, das dem Herausgeber im Handexemplar des Verstorbenen geboten wurde, beschränkte sich auf die Angabe von Litteratur

aus der jüngsten Zeit. Diese gewissenhaft zu prüfen, hielt er daher für seine erste Aufgabe, dagegen hat er davon abgesehen, einen kritischen Anhang hinzuzufügen, wie es Ribbeck bei der zweiten Auflage des ersten Bandes gethan, um neuere Ansichten, die er nicht billigte, zu widerlegen. Der Text ist in der Hauptsache unverändert geblieben; nur ab und zu finden wir eine sachliche Verbesserung oder einen Zusatz wie S. 8 über die Suasorien und Kontroversen. Daher kommt es, dafs sich auch die Seitenzahl nicht geändert hat.

Anerkennung verdient es, dafs durch reichlichere Anwendung des Sperrdrucks öfter wichtige Worte hervorgehoben worden sind, z. B. S. 147, 152 f., ebenso dafs der Ausdruck nicht selten Glättung und Abrundung erfahren hat. Zu den Verbesserungen gehört auch die Beseitigung verschiedener Fremdwörter, z. B. Seite 149, wo für *deus ex machina* der Ausdruck „ein glücklicher Zufall“ eingesetzt worden ist. Doch wird gerade in dieser Hinsicht noch manches gethan werden müssen; denn Ribbeck liebt Bezeichnungen wie *rispetti* u. s. w. sehr. Selbst stilistische Mängel sind noch ab und zu stehen geblieben (vgl. S. 102: Der Rutuler Numa, nachdem er getötet ist, wird nochmals von Äneas verfolgt). Störend wirkt ferner, dafs die zur Anwendung gekommene neue Rechtschreibung nur halb durchgeführt worden ist. Denn Wörter wie Teil erscheinen stets ohne h, aber Ausdrücke wie anderes, im ganzen, werden regelmäfsig mit grofsem Anfangsbuchstaben geschrieben.

Weitere Wünsche, die man für eine dritte Auflage haben könnte, sind von gröfserem Belang. Sie betreffen zunächst die deutsche Wiedergabe lateinischer Verse, bei der die geringe Formvollendung nicht selten unschön von dem gewandten Ausdruck der sonstigen Darstellung absticht. Hier und da könnten auch neue Übersetzungen hinzugefügt werden, z. B. ist es mir unverständlich, warum die Grabschrift Virgils (vgl. S. 100) trotz ihrer Kürze deutsch nicht wiedergegeben werden könne (Mantua gab mir das Leben, Calabrien nahm es, Neapel birgt jetzt den, der besang Weiden und Äcker und Krieg). Ferner ist die Erörterung bei aller Ausführlichkeit doch in mancher Beziehung unvollständig. So behandelt R., um nur ein Beispiel herauszugreifen, auf 50 Seiten (S. 53—103) Virgils Äneide, aber er giebt uns keine ästhetische Würdigung des Epos vom Standpunkte des modernen Geschmacks, wie sie z. B. Schanz in seiner Geschichte der römischen Litteratur S. 59 der zweiten Auflage bietet; ferner werden uns zwar eine Anzahl von Punkten genannt, in denen der

Dichter den Homer nachgeahmt hat, aber im einzelnen wird die Art der Nachahmung nicht verfolgt; so konnte dies in trefflicher Weise bei dem Vergleiche zwischen Nausikaa und Artemis (Odyss. VI, 102 ff.) geschehen, den Virgil I, 498 ff. auf Dido überträgt. Sodann wird bei der Anlage des Werkes zwar erwähnt, dafs die ersten sechs Bücher dem Inhalte der Odyssee, die letzten sechs dem der Ilias entsprechen, aber die Abweichung von der chronologischen Darstellung bei Buch 9—12 der Odyssee und die Wiederholung dieser Erscheinung bei Buch 2—3 der Äneide bleibt unerwähnt.

Auch sonst vermisse ich einzelne Angaben, so bei den Naturschilderungen S. 97 f. den Hinweis auf die eigentümliche Vorliebe Virgils für abgelegene, dem grofsen Verkehr entrückte Plätze, z. B. *secreta parentis Anchisae domus arboribusque obtecta* II, 399 (vgl. I, 159), ferner bei den Widersprüchen, die S. 101 aufgedeckt werden, die Erwähnung der Anachronismen (Theaterbau bei der Gründung Karthagos u. s. w.) und der Differenzen zwischen B. V und VI über den Tod des Palinurus: Nach VI, 338 ist er auf der Fahrt nach Afrika (*Libyco cursu*) verunglückt, nach V, 835 auf der Fahrt von Sicilien nach dem Festlande Italiens; an dieser Stelle ist davon die Rede, dafs er als Opfer der Hinterlist des Somnus stirbt, dort versichert er ausdrücklich (348) *nec me deus aequore mersit.* Nach VI, 355 hat der Steuermann drei Tage und drei Nächte auf dem Meer geschwommen, rechnen wir aber genauer nach, so finden wir, dafs zwischen dem Sturze des Palinurus ins Meer und dem Gange des Äneas zur Unterwelt höchstens 28 Stunden verflossen sind.

Doch soll mit diesen Ausstellungen keineswegs die Brauchbarkeit des trefflichen Buches angezweifelt werden. Denn sicherlich ist es noch immer das beste, für einen gröfseren Leserkreis geschriebene Werk, das wir über die römische Dichtung besitzen.

Eisenberg S. A. **O. Weise.**

---

215) **Carl Robert, Der müde Silen.** Marmorbild aus Herculaneum nebst einem Exkurs über den Ostfries des Theseion. Mit einer Tafel und siebzehn Textabbildungen. — Dreiundzwanzigstes Hallisches Winckelmannsprogramm. Halle a. d. Saale, Max Niemeyer, 1899. 34 S. 4. ℳ 3. —.

Besondere Schwierigkeiten bietet die Erklärung des fünften und letzten der von Robert publizierten herkulaneischen Marmorbilder der Zustand

weit vorgeschrittener Zerstörung, der über verschiedene Punkte keine völlige Sicherheit mehr gewinnen läfst. Zuerst mufste daher der Thatbestand dessen, was auf dem Bilde wirklich noch zu sehen ist, gegenüber den diesen arg entstellenden früheren Publikationen festgestellt werden: zu sehen ist noch ein auf einer niedrigen Erhöhung unter einem Baum sitzender alter Mann mit Pantherfell, der einen halbgeleerten Schlauch in der Linken, ein Trinkhorn mit der Rechten an den Mund hält, umgeben von zwei sorgfältig gekleideten Frauengestalten, deren eine sich teilnehmend zu ihm herunterbeugt, während die andere, an einen Esel gelehnt, staunend auf ihn herabsieht. Zwischen dieser und dem sichtlich ermüdeten Alten lassen sich noch ein auf einer runden Säule stehendes Pallasidol und die Reste eines Baumstammes erkennen. Aus diesem Thatbestand gewinnt Robert durch Beiziehung der Stelle Paus. 1, 23, 5 die einfache und ungezwungene Deutung: Silen ist, als Dionysos ins attische Land kam, von diesem abgekommen und hat sich auf einem Stein auf der Akropolis zum Ausruhen hingesetzt, der noch zu Pausanias Zeiten dort gezeigt wurde. Als Akropolis ist das Lokal auf unserem Bilde gekennzeichnet durch das Pallasbild und den einen Baumstamm, in dem wohl nur der heilige Ölbaum der Burg erkannt werden kann. Der Alte ist als Silen genugsam bezeichnet durch sein Tier, den Esel, durch sein Pantherfell, den Schlauch und das Trinkhorn. In den beiden Frauen sieht Robert wohl mit Recht die Königstöchter Philomele und Prokne. Eine längere Erörterung wird der Frage gewidmet, bei welcher Ankunft des Dionysos in Attika das Ausruhen des Silen auf der Burg und seine Pflege durch die Königstöchter statt haben konnte. Die Deutung ist überraschend ungezwungen und überzeugend, so dafs es dem Verf. ein Leichtes ist, die früheren schlecht begründeten Erklärungen des Bildes abzuthun. Endlich handelt es sich noch um die Bestimmung der Zeit des Originals unseres Bildes. Dafs es einer ganz anderen und zwar erheblich späteren Periode angehört, als der vier anderen, ist unwidersprechlich. Robert geht die einzelnen Gestalten des Bildes auf ihre Ähnlichkeit und Übereinstimmung mit anderen zeitlich näher bestimmbaren Monumenten durch, prüft dann den Grad der Ausbildung der perspektivischen Malerei und kommt schliefslich zu dem Ergebnis, dafs der Maler die Originale zu den von Plinius (N. h. 35, 126) erwähnten Nachahmern des sikyonischen Meisters Pausias gehöre und ins vierte, vielleicht auch erst ins dritte Jahrhundert zu setzen sei. Wie man sich auch zu diesem Ergebnis stellen mag, das Ref. für so gesichert hält,

als es überhaupt möglich ist, so viel steht jedenfalls fest, dafs damit dem Bild eine richtigere Stelle in der Kunstgeschichte angewiesen ist, als in allen früheren Versuchen. Fügen wir noch hinzu, dafs auch die Abbildung des Gemäldes in Hinsicht der Treue und der technischen Ausführung den höchsten Ansprüchen genügt, so dürfen wir sagen, dafs hiermit die verdienstvolle Publikation der in vieler Hinsicht merkwürdigen und lehrreichen fünf herkulaneischen Marmorbilder einen würdigen Abschlufs gefunden hat, hoffen aber zugleich, dafs der Verf. im nächsten Jahre doch auch noch das sechste, allerdings nicht in Herculaneum, sondern in Pompeji gefundene Marmorbild, Niobe, folgen lassen werde.

Ein längerer Exkurs beschäftigt sich, anknüpfend an Sauers Werk über das sogen. Theseion, mit der Erklärung des Ostfrieses. Auf diesen kann hier ohne ungebührliche Raumbeanspruchung nicht näher eingegangen werden. Bedenken gegen die Auffassung des Hauptkämpfers in der Mitte als Apollo möchte ich nur von dem Gesichtspunkt aus erheben, dafs die jetzt beliebte, aber noch keineswegs gesicherte Identifizierung des Theseion mit dem Tempel des Apollo Patroos die Deutungsversuche der Tempelskulpturen keinesfalls beeinflussen darf, sondern dafs höchstens, wenn die Deutung der Skulpturen gesichert wäre, von hier aus allenfalls auf die Benennung des Tempels geschlossen werden könnte. Im übrigen zeichnet sich auch dieser Exkurs, obwohl er zu keinem festen Resultat gelangt, durch die Schärfe der Beobachtung einzelner entscheidenden Punkte aus, auf welche hingewiesen zu haben seinerseits zu einer künftigen sicheren Erklärung führen kann.

Calw. **P. Weizsäcker.**

---

216) **Moritz Voigt, Römische Rechtsgeschichte.** II. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1899. VIII. u. 1030 S. gr. 8. ℳ 32. —.

Sieben Jahre hat es gedauert, bis dem ersten Bande der „Römischen Rechtsgeschichte“ von Moritz Voigt, den ich in dieser „Rundschau“ 1892 Nr. 24, S. 380ff. angezeigt habe, der zweite Band gefolgt ist. Wer den Inhalt desselben durchgeht und sieht, wie der Verf. auch hier bestrebt war, fast sämtliche zahllosen Einzelheiten selbständig durchzuarbeiten und durchzudenken, der wird begreifen, dafs auch bei angestrengter Arbeit und grofser Arbeitskraft der vorliegende zweite Band nicht leicht in kürzerer Zeit hergestellt werden konnte. Auch dieser Band legt glänzendes Zeugnis

ah von der Gelehrsamkeit, Belesenheit und Litteraturkenntnis des Verf. und nicht zuletzt von seinem edlen Streben, sein „alleiniges und letztes Ziel“, „die Ermierung der Wahrheit“, zu erreichen.

Die Anordnung des Stoffes ist derjenigen des ersten Bandes analog. Während in diesem die I. Periode, von den XII Tafeln bis zur lex Aebutia und die II. Periode, von der lex Aebutia bis zum Ausgange der Republik, behandelt war, ist der über 1000 Seiten umfassende zweite Band der Darstellung der III. Periode, „von August (726 d. St.) bis zur Reichsteilung (305 n. Chr.)“ gewidmet. Auch im einzelnen ist die Verteilung des Stoffes ganz die gleiche, wie im zweiten Bande, indem auch hier in einem ersten Kapitel die sozialen Zustände und allgemeinen theoretischen Verhältnisse, im zweiten Kapitel die dinglichen Rechte und im dritten Kapitel die Obligationen behandelt werden. Da sich die geschichtliche Entwickelung der Rechtsinstitute nach der Auffassung des Verf. nur durch Eingehen auf die Einzelheiten des materiellen Rechts darstellen läfst, so ist aus dem zweiten und dritten Kapitel vielfach geradezu eine systematische Darstellung des materiellen Rechts der römischen Kaiserzeit, nicht blofs der Rechtsgeschichte, geworden. Der Stoff ist bis in alle Einzelheiten scharf disponiert, die Darstellung im allgemeinen übersichtlich; jedoch hätte sich die Übersichtlichkeit noch leicht erhöhen lassen, wenn am Kopf jeder Seite aufser der Paragraphenzahl auch der Titel des Paragraphen mit einem Stichworte aufgeführt worden wäre. An sprachlichen Eigentümlichkeiten des Verf., besonders an der häufigen Anwendung veralteter Wörter, wie „dafern“, „dahingegen“, „überdem“ u. a., wird der Leser öfter Anstofs nehmen. Im übrigen darf die Anschaffung auch dieses Bandes, der zwar durch seinen Umfang das vom Verf. angestrebte Ebenmafs der Behandlung überschreitet, den Besitzern des ersten Bandes warm empfohlen werden.

Frauenfeld. **Otto Schulthefs.**

217) **Konrad Miller, Die Ebstorfkarte,** eine Weltkarte aus dem 13. Jahrhundert. Dritte, neubearbeitete Auflage. Stuttgart und Wien, Jos. Roth, 1900. 128 S. 8.

Die Ebstorfkarte ist bereits zweimal von dem Verf. behandelt: sie erschien 1896 zuerst in Schwarzdruck in Köln, dann im Heft V der Mappae mundi Dezember 1896 mehr für Fachmänner. Diese neue Bearbeitung ist sowohl für ein gröfseres Publikum als für Fachmänner be-

stimmt. Von der Karte selbst sind drei Ausgaben zu haben: in Schwarzdruck ℳ 0. 80, in Farbendruck ℳ 2. 50, in Farbendruck auf Leinwand mit Goldstäben ℳ 5; für einen sehr billigen Preis kann man sich also das merkwürdigste Kartenkunstwerk des Mittelalters aus der einsamen Lünehurger Heide erwerben.

Der Begleittext giebt auf den ersten zwanzig Seiten eine kurze Geschichte der Kartographie, eine Charakterisierung der römisch-mittelalterlichen Weltkarten, die allgemeine Beschreibung und Geschichte der Ebstorfkarte, und schildert dann, welche Mühe es dem Verfasser kostete, eine genügende farbige Reprodnktion der Karte herzustellen. — Der Hauptteil umfafst eine genaue Beschreibung der Karte nach den einzelnen Ländern; sämtliche Legenden der Karte sind, meistens in den Anmerkungen, aufgenommen, der Inhalt ist auch deutsch wiedergegeben. Am Schlusse ist ein alphabetischer Index beigegeben, in den anch die Anfänge der Legenden aufgenommen sind. Dadnrch ist ein Studium der Karte und die Verwertung zu Untersuchungen hei der oft recht schwer zn lesenden kleinen Schrift ungemein erleichtert.

Dafs die Arbeit in jeder Weise sorgfältig und gediegen ist, brancht nach dem, was in früheren Jahrgängen dieser Rundschau über die Mappae mundi gesagt ist, nicht wieder hervorgehoben zu werden.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

218) **M. Kleinschmit, Übungsstücke im Anschlufs an Livius' einundzwanzigstes Buch.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. 46 S. 8. ℳ —. 80.

Die 63 Kapitel des 21. Buches des Livius sind in 46 an Umfang ziemlich gleich grofsen Stücken in geschickter Weise verarbeitet; freilich scheint es mir, als oh bisweilen die Anforderungen — es kann sich doch bei diesen Anfgaben im wesentlichen nur nm Seknndaner handeln — nicht ganz niedrig gestellt sind und als ob sie bei dem heutigen Betriebe des lateinischen Unterrichts — quid sit futurum cras, fuge quaerere, denn wer weifs, was uns in den nächsten paar Jahren vielleicht noch bevorsteht — wohl nicht so ohne weiteres zu erfüllen sein werden. Allerdings dürfte der Stoff für mündliche vorbereitete Übersetzung oder häusliche Arbeiten nicht zu schwierig sein, ob er aber für ex tempore geschriebene Klassenarbeiten ohne Schwierigkeiten zu verwenden sein würde, ist für mich nicht ganz sicher. Der Herr Verfasser scheint mit Vorliebe gewisse lateinische

Wendungen angebracht zu haben, die jedenfalls in der Klasse vielfach hervorgehoben und betont sein müssen, wenn sie der Schüler beim Extemporale gleich bei der Hand haben soll; ich greife heraus: vielleicht *(haud scio an)*, die rhetorische Frage, namentlich die mit *an*, wie grofs mag ... gewesen sein *(quantum putas ... fuisse)*. Dergleichen liegt wohl dem Sekundaner, besonders dem angehenden, nicht gleich in der Feder. — Die Übersetzungshilfen sind sparsam gegeben, in den späteren Stücken wenig oder gar nicht mehr.

Bückeburg. **E. Köhler.**

---

219) **J.-J. Weifs, Molière.** Préface par le Prince Georges Stirhey. Deuxième Édition. Paris, Calmann Lévy, 1900. XX u. 283 S. 8. Frcs. 3.50.

Der geschätzte Schriftsteller, der die Früchte seines gründlichen und selbständigen Studiums der französischen Theaterverhältnisse in mehreren, höchst anregenden Werken niedergelegt hat, ist seiner Zeit auch ein gesuchter Conférencier gewesen. In dem vorliegenden Buche veröffentlicht einer seiner Verehrer, Georges Stirhey, vier Vorträge, die der Verf. bereits 1866 vor einem gemischten Publikum gehalten hat, aber für die Drucklegung nicht bestimmt zu haben scheint.

In erster Linie verdanken sie ihr Entstehen einer Polemik, die zwischen Sarcey einerseits und Deschanel und Arago andererseits entstanden ist. Sarcey hatte es gewagt, an dem seit der Restauration grassierenden Molièrekultus zu rütteln, und Weifs kam ihm in diesem Kampfe zu Hilfe, um aber selber schliefslich — in einen durchaus panegyrischen Ton zu verfallen. So erklärt sich die ungleiche Behandlung verschiedener Partieen nicht minder wie die in fr. Schriftwerken seltene Nachlässigkeit in der Form. Sie handeln von Molières Lebensumständen, seiner Bühnentechnik, dann recht eingehend von seiner Kunst der Charakterisierung und seinem Einflufs auf Mit- und Nachwelt. Die philologische Seite ist fast garnicht berührt, und so geistreich die ästhetisch-moralischen Ausführungen sind, so müssen sie dennoch auf vielfachen Widerspruch stofsen. Da schliefst er sich dem Witzworte an, dafs Molière durch seine Spöttereien über Cassie und Senesblätter mehr Leben gerettet habe als Jenner durch seine Erfindung; an einer Stelle versichert er, Molière habe das ewig Weibliche im Goetheschen Sinne erfafst, mit der Einschränkung jedoch, dafs *„il n'en a saisi que les parties qui ne sont ni les plus belles ni les meilleures"*; (S. 66) anderswo versteigt er sich zu der Behauptung: Molière, *„était*

visionnaire à un tel point qu'il n'y a que deux écrivains à qui je puis trouver la même qualité, Balzac et Saint-Simon, et deux écrivains étrangers, Shakespeare, à un degré assez haut, Goethe, à un degré moindre, mais le don de vision chez l'auteur d'Hamlet et chez l'auteur de Wilhelm Meister, est un peu couvert des nuages de l'Écosse et de la Baltique; au contraire, le don de vision chez Molière est toujours limpide" (S. 34).

Als Ergänzung dieser Vorlesungen hat der Herausgeber noch einen öffentlichen Vortrag hinzugefügt, den Weifs sogar schon 1857 gehalten hat. Er bildet die Einleitung zu einem Kursus der fr. Litteratur, die in teilweise recht geistvoller Weise die Entwickelung des Lustspiels von Molière bis Beaumarchais darstellt. Der Vortragende war damals erst 28 Jahre alt; daher ist es nicht wunderlich, dafs er sich viel in Gemeinplätzen bewegt und dem fr. Esprit manch Körnchen Weihrauch spendet. Selbstverständlich kann bei diesem Vortrage vom wissenschaftlichen Werte keine Rede sein.

Zwei kurze Dialoge, die nach Fénelons und Montesquieus Muster welthistorische Persönlichkeiten charakterisieren sollen, sind — nach eigener Angabe des Herausgebers — nur der Kuriosität halber beigelegt. Nicht anders verhält es sich wahrscheinlich mit dem letzten Abschnitt. Dieser enthält Gedankensplitter, deren Hauptthema die fr. Durchschnittsdame ist. Einige sind recht gelungen. Ref. mufs wenigstens zwei anführen: *„Rien n'est propre à nous guérir des femmes comme de voir qui réussit auprès d'elles"* (S. 272) und *„On se venge des femmes en les oubliant"* (S. 278). Aber auch die übrigen wird man nicht ohne Interesse lesen.

Das Facit dürfte nun folgendermafsen ausfallen. Wenn der Herausgeber die Absicht gehabt hat, die Kenntnis über J.-J. Weifs als Beobachter und Schriftsteller zu vervollständigen, so ist ihm dies gelungen; wenn aber jemand, durch den Titel verführt, hoffen wollte, dafs der heutige Stand der Molièreforschung aus dem Buche etwas gewinnen könnte, so würde er bald gewahr werden, dafs er sich geirrt habe.

Deutsch Krone. **A. Rohr.**

---

220) **Dannheisser, Le Drame français moderne, Scènes des oeuvres d'Augier, Dumas-fils, Pailleron, Sardou.** München, Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1900. VI u. 96 S. 8 (einschl. Wörterbuch). Ladenpreis ℳ 1.—.

Das Bändchen enthält nach ganz kurzen litterargeschichtlichen Notizen über Augier, Dumas-fils, Pailleron und Sardou als Hauptvertreter der

dramatischen Litteratur der Jetztzeit je drei Stücke der heiden ersten und je zwei der letzten dieser französischen Dichter. Es sind einige ihrer interessantesten und wirksamsten Scenen, welche der Herausgeher mit Überschriften versehen hat, die den Inhalt gleich erkennen lassen, wie: Der Schuldschein, Im Redaktionszimmer, Der Schwiegersohn des Herrn Poirier, Versöhnnng zweier Gegner u. s. w. Die dramatischen Stücke, mit denen sie eine Bekanntschaft vermitteln sollen, sind: Les Lionnes Pauvres, Les Effrontés, Le Gendre de M. Poirier, L'Étrangère, Le Demi-monde, Le Fils naturel, Le monde où l'on s'ennuie, L'Étincelle, Rabagas, Nos Intimes.

Für die Schullektüre zieht man ja jetzt allgemein und wohl auch mit Recht ganze Dramen solchen aus dem Zusammenhang gerissenen Stücken vor. Wer aber ein Freund der letzteren ist, der wird das vorliegende, gut ausgestattete Büchlein gern und gewifs auch mit Nutzen seinen Sekundanern in die Hände gehen. Hat der Herausgeber etwa auch an noch jüngere Schüler gedacht? Das beigegehene Wörterhnch enthält allerdings eine Menge Ausdrücke, die mindestens jedem Tertianer geläufig sein müssen. Für dieselben Schüler sind dann wohl auch mehrere Anmerkungen, z. B. Nr. 1 und 3 auf S. 17, die sonst nicht notwendig wären. Vergleiche dagegen das nicht erklärte *Ne faisons pas le gentilhomme Louis XV* auf S. 31, ehenso S. 62 *elle (la mouche) a peut-être le charbon*, worüber auch das Wörterhuch keine Aufklärung gieht.

Bei einer zweiten Auflage werden Druck- und andere Fehler leicht verschwinden können, wie S. V *où l'en s'ennuie*, S. 29 *puis qu'il*, S. 33 *vous voulez-dire* und *continnez*, S. 35 *le coeur est la même*, S. 47 *la seule qui n'ait*, S. 56 *missess*, S. 58 *la pire engeance*, S. 70 *assissur*, S. 85 *la languevous*, S. 91 *pousuivre*, S. 94 *souche* f. der Strumpf. An ein paar Stellen könnte die Interpunktion genauer sein. Würde sich der Herausgeber entschliefsen, das Wörterhuch dadurch wertvoller zu machen, dafs er es nm die unnötigen Ansdrücke kürzt und dafür lieher die Provinzialismen und familiärer Ausdrucksweise entnommene Wörter durch ein leicht verständliches Zeichen als solche kenntlich macht?

Borna. **E. Teichmann.**

---

221) **Anton Rauschmaier, Französisches Vokabularium auf etymologischer Grundlage** mit einem Anhang für Mittelschulen und zum Privatgebrauch. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt von **Georg Buchner.** München, Oldenbourg, 1900. VI u. 110 S. 8. ℳ 1.60.

Im Vorwort zur ersten Auflage vorliegenden Werkchens klagt der Verf., dafs unter den Hilfsmitteln für den neusprachlichen Unterricht die Vokabelbücher auffallender Weise eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen, und glaubt den Grund dieser Erscheinung in der Anlage der bisher veröffentlichten Vokabulare zu finden. Die einen geben zu viel, die anderen zu wenig, wieder andere Wichtiges und Unwichtiges bunt unter einander. Wenn man bedenkt, dafs seit zwei Jahrzehnten die Reform am Werke ist, die das Auswendiglernen der Vokabeln grundsätzlich verwirft, so könnte man sich wundern, dafs überhaupt ein solches Buch sich noch ans Licht wagt, und noch mehr, dafs es eine zweite Auflage erlebt. Es scheint demnach, dafs man doch noch nicht überall geneigt ist, auf das Auswendiglernen zu verzichten. Aber in der Schule ist der Gebrauch der Vokabulare thatsächlich recht beschränkt. Nur dürfte der Grund dafür nicht einzig in der zum Teil unzweckmäfsigen Anlage der Bücher zu suchen sein, sondern vorwiegend im Mangel an Zeit. Darin haben die Reformer recht: ödes Auswendiglernen der Wörter hat nicht den geringsten Nutzen. Wenn die gelernten Wörter nicht sofort in Rede und Schrift zur Verwendung kommen, war alle Mühe umsonst. Wie vielen Lehrern aber bleibt nach Erledigung der dringlicheren Aufgaben wie Lektüre, Grammatik, Übersetzung — und so lange diese Dinge beim Absolutorium gefordert werden, müssen sie im Unterricht getrieben, gelernt und geübt werden, mögen die radikalen Reformer sagen, was sie wollen — noch Zeit genug für einen eigenen Konversationkursus? Daher m. E. die Vernachlässigung der Vokabulare.

Wer jedoch Zeit und Lust hat, ein Vokabular zu benutzen, dem kann das Rauschmaiersche bestens empfohlen werden. Die Anlage des Büchleins ist ganz eigenartig und beruht auf einer gelungenen Trennung des Wichtigen vom minder Wichtigen. Man kann nicht leicht auf so eng begrenztem Raume mehr und Zweckmäfsigeres bieten. Auf der linken Seite stehen die wichtigsten Wörter aus den bekannten Gebieten: Mensch, Welt, Natur u. s. f., daneben durch einen senkrechten Strich getrennt, die Etymologie; rechts, auf der korrespondierenden Gegenseite, in der

gleichen Zeile fortfahrend finden sich die nächst wichtigen Wörter mit Redensarten, Musterbeispielen und synonymischen Bemerkungen; am Schlufs jeder Gruppe in etwas kleinerem Drucke erscheinen die sonst noch wissenswerten Wörter aus dem einschlägigen Gebiete. Der „Anhang" enthält in möglichster Kürze das Wissenswerteste aus der Geschichte, Etymologie, Synonymik und Litteraturgeschichte der französischen Sprache.

Der Herausgeber der zweiten Auflage liefs es sich angelegen sein, unter Benutzung eines Handexemplars des leider zu früh verstorbenen begabten und fleifsigen Verf.s einige Ergänzungen und Verbesserungen anzubringen. Wenn der Aussprache noch etwas mehr Beachtung geschenkt würde, und Laute, die von der Regel abweichen oder solche, die häufig nicht richtig gesprochen werden wie z. B. *août, Paul* (sollte wohl neben *Pierre* unter den Eigennamen zu finden sein), *sculpteur, échecs, exil, ressembler* und dergleichen durch den Druck hervorgehoben würden, könnte das Werkchen nur gewinnen.

Würzburg. **Johannes Jent.**

222) **M. Dametz, John Vanbrughs Leben und Werke.** (= Wiener Beiträge zur englischen Philologie, unter Mitwirkung von **K. Luick** und **A. Pogatscher,** herausgegeben von **J. Schipper,** VII. Bd.) Wien u. Leipzig, 1898. VII u. 199 S. 8. ℳ 5.—.

Das vorliegende Buch ist der erste Versuch einer eingehenden deutschen Biographie des Dichters, und als solchem ist ihm alle Anerkennung zu zollen; gleichwohl darf auch an dieser Stelle des Verf.s eigene Bemerkung nicht unerwähnt bleiben, dafs er seine Arbeit nicht in England abgefafst hat, d. h. mit anderen Worten, dafs er sich mit einem immerhin recht beschränkten Quellenmaterial begnügen mufste. So konnte vor allem keine der älteren Originalausgaben benutzt werden, sondern nur der bekannte grofse Sammelband Leigh Hunts [1]). — Im ersten Hauptteile „V.s Leben" giebt der Verf. nach einer kurzen Bibliographie über den

[1]) In der Breslauer Universitätsbibliothek steht folgende von Dametz nicht erwähnte Ausgabe: Plays, Written by Sir *John Vanbrugh.* Volume the Second, Containing The Confederacy. The False Friend. The Mistake. A Journey to London. The Provok'd Husband. London: Printed for J. Tonson and J. Watts. MDCCXXXIV. 398 S. 8. — Leider ist nur dieser zweite Band vorhanden. Den genannten Texten gehen metrische Pro- und Epiloge voran. Die Verteilung der Rollen ist angegeben; vor jedem Stück ein Stich und eigenes Titelblatt; litterarische Beigaben fehlen.

Dichter eine knappe Schilderung seiner Jugendzeit bis 1695. Am eingehendsten ist die zusammenfassende Betrachtung „V. als Dichter“, die wir für den wesentlichsten Teil des Buches halten; ihr folgt ein Abschnitt „V. als Architekt“, der eine Aufzählung der unter V.s Leitung entstandenen Bauten giebt und ziemlich ausführlich bei deren Geschichte, namentlich bei der des vielbesprochenen Marlboroughschen Schlosses Blenheim in Oxfordshire, verweilt. Das letzte dieser Kapitel „V. als Mensch“ wiederholt noch einmal das Wichtigste des vorher Ausgeführten und ergänzt es in einigen Punkten. — Der zweite Hauptteil handelt über Vanbrugbs Dramen und zwar: 1. über die Originallustspiele; 2. über die Übersetzungen und Bearbeitungen nach Boursault, Dancourt und Molière. Voran geht stets eine Inhaltsangabe, dann folgt eine technische und ästhetische Betrachtung, endlich eine Beschreibung der einzelnen Charaktere; bei den Nachdichtungen kommt natürlich noch ein Vergleich mit dem Urtexte hinzu. — Ein kurzer Schlufsabsatz beschäftigt sich mit der Sprache des Dichters, die sich wie sein ganzes Wesen durch eine ungewöhnliche Lebendigkeit und ungezwungene Natürlichkeit auszeichnet.

Das Buch gewährt im ganzen eine anziehende und belehrende Lektüre; nur stören manche Wiederholungen und stilistische und sachliche Weitschweifigkeiten, durch deren Vermeidung es entschieden gewonnen hätte.

Breslau. **H. Jantzen.**

223) **Th. Stromer, Neues Spanisch-Deutsches und Deutsch-Spanisches Wörterbuch.** Auf Grund des Wörterbuches der Königlichen Spanischen Akademie. Berlin, F. A. Herbig, 1897 und 1900. I. Teil 1897. XI u. 828 S. 8. II. Teil 1900. XI u. 812 S. 8.

Stromers Wörterbuch ist ein brauchbares Handbuch, aber auch nichts mehr, da es aus denselben Quellen schöpft, wie die vorhandenen Wörterbücher. Befremdlich berühren die Anpreisungen, die die Verlagsbuchhandlung als Urteile der Presse zusammenzustellen sich die Mühe genommen hat und die ein helles Schlaglicht auf die gewissenhafte Kritik einzelner Rezensenten werfen. Am weitesten geht darin ein Dr. Eduard Engel im Hamburger Fremdenblatt, der, nachdem er die Wörterbücher von Tolhausen, Booch-Arkossy gehörig in den Staub gezogen hat, das neue von Stromer ob seiner Vollständigkeit, Genauigkeit und Selbständigkeit als ein Meisterwerk preist, das verdient, dem französischen Sachs-Villatte an die

Seite gestellt zu werden! Solche Kritik verdient doch in ihre Schranken zurückgewiesen zu werden. Denn von Vollständigkeit kann nicht im entferntesten die Rede sein, da Stromer noch nicht die Hälfte der im Tolhausen enthaltenen Wörter bringt, und was die Selbständigkeit anlangt, so genügt ein flüchtiger Blick, um zu erkennen, dafs manche Artikel wörtlich aus Tolhausen oder älteren Vorlagen herübergenommen sind; andere verraten starke Anlehnung. Auch der Verf. wirft an einer Stelle (unter „partir" I, 572) den übrigen Wörterbüchern vor, dafs sie dieses Wort fälschlich mit den Bedeutungen von „salir" zusammenwerfen. Dagegen läfst sich doch wohl sagen, dafs ungeachtet der bestehenden Unterschiede sich die beiden Wörter in ihren Bedeutungen thatsächlich sehr angenähert haben und auch der Verf. kann nicht umhin die Bedeutungen: „ausgehen . . . ., aufbrechen, sich auf den Weg machen" mit anzuführen. Partir mit der Grundbedeutung „teilen" ist über die Bedeutung „sich trennen" auf ebendemselben Wege zu der nicht seltenen Bedeutung „aufbrechen" gekommen, wie das frz. partir; bei einigen Schriftstellern mag auch ein direkter Gallizismus vorliegen.

Der Druck des Buches genügt und das Format ist bequem; freilich ist der Ladenpreis dadurch recht hoch geworden. Im übrigen bedeutet das Werk keinen Fortschritt.

Bremen. **W. Röhrs.**

---

224) **S. Gräfenberg, Spanisches Lesebuch für höhere Handels- und Realschulen.** Frankfurt a. M., C. Jügel, 1899. IX u. 190 S. 8. geh.

In der Sammlung von Ziehens Kaufmännischen Reallesebüchern hat S. Gräfenberg, bekannt durch eine von ihm verfafste brauchbare spanische Grammatik, ein Lesebuch erscheinen lassen, das wie alle Bücher dieser Serie durchaus praktische Zwecke verfolgt. Spanisch wird heutzutage nun einmal nur noch praktischer Interessen halber gelernt und von diesem Gesichtspunkt aus mufs das Buch als eine sehr willkommene Gabe begrüfst werden. Die 59 Lesestücke, alle modernen Schriftstellern entnommen, bringen nur Realien aus allen Gebieten: der Naturgeschichte, der Geographie und Geschichte, dem Verkehrsleben, der Industrie und dem Handel, und der Volkswirtschaft. Die oft recht eigenartigen, vom spanischen Standpunkt aus geschriebenen Aufsätze sind nicht alle streng wissenschaftlich, sondern dienen teilweise belehrender Unterhaltung. Sie bringen

einen Schatz von technischen Ausdrücken, und da wäre es oft doch angebracht gewesen, auf sachliche oder sprachliche Schwierigkeit in erläuternden Anmerkungen einzugehen. Die gebräuchlichen Wörterbücher stehen gerade, was die technische Phraseologie anlangt, durchaus nicht auf der Höhe der Zeit.

Es ist auch vermieden worden, dem Lesebuch ein Wörterbuch hinzuzufügen, und das ist auch wohl nicht zu beklagen; aber recht willkommen wäre eine Zusammenstellung der rein technischen Wörter gewesen. Das Buch kann in Handelsschulen gute Dienste leisten.

Bremen. **W. Röhrs.**

Vakanzen.

Bocholt, Prg. Hilfsl. Lat. u. Deutsch. Antritt 13./9. 00. Curatorium.
Bochum, O.R.S. Obl. Math., Nat. Meld. bis 15./9. Curatorium.
Charlottenburg, G. u. R.S., mehrere Obl. Gesch. u. Geogr.; Rel. u. Hebr.; Math. u. Nat.; N. Spr. Magistrat.
Cöln, Handelsschule. Obl. N. Spr. u. Deutsch. Meld. bis 20./9. Dir. Dr. Vogels.
Danzig, H.T.S. u. Ln.-Sem., ord. L. N. Spr., Deutsch. Magistrat.
Dortmund, O.R.S. Drei Obl.: a) Math., b) Gesch. u. Deutsch, c) N. Spr. Meld. bis 5./9. Städt. Schulcuratorium.
Düsseldorf, O R S. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Viehoff.
Elberfeld, G. Obl. Math., Nat. zu möglichst baldigem Antritt. Curatorium.
Lübeck, Katharineum. Obl. N. Spr. 3500—6700 M. Meld. bis Ende Sept. Dir. Dr. Schubring.
Magdeburg, K.W.G. Obl. Math., Nat. Magistrat.
Oberhausen, Rprg. Obl. Math., Nat. Dir. Dr. Poppelreuter.
Oldenburg i. Gr., O.R.S. zum 1./10. 00. Hülfsl. Nat. 2400 M. Magistrat.
Ratzeburg, G. Obl. Math., Nat. Antritt z. 1. Okt. d. J. Dir. Dr. Wassner.
Rofsleben, G. Obl. Math., Nat. Antritt z. 1. Okt. d. J. Dir. Dr. Sorof.
Sprottau, Hilfsl. Altphil. z. Okt. d. J. Rem. 1700—2100 M. Dir. Dr. Schwenkenbecher.
Stolp i. P., G. u. R.S. Obl. N. Spr. Dir. Dr. Goethe.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 22. September. Nr. 19, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

225/226) **Aeschyli Choephori.** Cum annotatione crit. et comm. ed. **Fredericus H. M. Blaydes.** Halis Saxonum 1899. VI u. 196 S. 8. ℳ 4.

Aeschyli Eumenides. Annot. crit. et comm. exeget. instr. **Fredericus H. M. Blaydes.** Halis Sax. 1900. X u. 152 S. 8. ℳ. 3.60.

Leider unterläſst es der Verf., sich in der Ausgabe des Choephori mit der Ausgabe A. W. Verralls 1893 auseinanderzusetzen; sie wird zwar S. VI im Verzeichnis der Ausgaben erwähnt, aber im Kommentar, soviel wir sehen, nirgends herangezogen, und doch muſste eine Widerlegung der konservativen Arbeit Verralls dem mit Konjekturen so eifrig spielenden radikalen Gelehrten als erste Pflicht erscheinen. Ja, die ebenso sehr maſsvoll gehaltene Ausgabe von Wilamowitz 1896 wird nicht einmal erwähnt. Auf Grund von Verrall und Wilamowitz eine neue Bearbeitung des Textes zu versuchen, wäre eine schöne Aufgabe, und eine Lösung dieser Aufgabe zu prüfen, hätte den gröſsten Reiz; aber da Blaydes sich diese Aufgabe

nicht gestellt hat, mufs seine Ausgabe als sehr unvollständig bezeichnet werden, und wir verzichten auf die ausführliche Besprechung eines Werkes, das eine erste Pflicht aufser acht gelassen hat. Also nur einzelnes:

Es genügt, 230 vor 228 zu setzen, damit ein erträglicher Satzbau zu stande kommt; Blaydes läfst bunt durcheinander 226, 228, 227, 230, 229 folgen. — Ob Blaydes unter dem *ὕφασμα* 231, wie Euripides, das Hemdchen versteht, in welchem Orestes einst zu Strophios kam, oder wie Verrall eine kleine Handarbeit Elektras oder wie Wilamowitz einen Mantel oder Rock, den Elektra wob und dem Bruder nach Phokis schickte, erfahren wir nun leider nicht. — 279 wird durch starke Änderung der vortreffliche Gegensatz *μὲν .. δὲ* („Andern Menschen erzeugt die Erde Besänftigung des Unglücks, uns beiden aber Krankheiten") beseitigt, und der nun entstehende Satzbau (*μηνίματα .. βλαστάνειν νόσους*) ist unerträglich. — 305. Das trotz dem Fehlen des Artikels (s. Krüger poet. Synt. 51, 42) unabweisbare *εἰ δ' ἐμή* steht nur unter, nicht in dem Text; vgl. 890 *εἰδῶμεν εἰ νικῶμεν.* — 397. Grofse Zerstörung und Änderung des Textes; vgl. dagegen Wilamowitz. Statt (*Ζεὺς*) *ἀμφιθαλής* 394, der Beschützer von Bruder und Schwester, wird *ἀμφιλαφῆ* (*χεῖρα*) gelesen. — 482. *M φυγεῖν μέγαν*, unbestreitbar; Blaydes *τυχεῖν μ' ἄχος.* — 699. *M παροῦσαν* (scil. *Ἀράν*), vgl. Adversaria in Aesch. scr. Blaydes S. 257; Blaydes *προδοῦσαν.* — Sehr willkommen wäre eine Behandlung von 917 *αἰσχύνομαι* gewesen, nach Verralls Behandlung S. 195.

Die Eumeniden gelten in der Schule als leicht; aber wenn man genauer zusieht, sind sie doch voll Verderbnis, Rätsel und Unklarheit. Je nach Beschaffenheit von Blut und Gemüt wird sich nun der eine möglichst lange ängstlich an den Text klammern, der andere an kühnen Thaten der Texterfindung seine Freude haben, und es ist vielleicht ein Zeichen von grofser Jugendlichkeit und Frische, wenn ein Achtzigjähriger, als welchen sich Fred. H. A. Blaydes S. VII bekennt, zu der letzteren Partei gehört; und ein Zeichen von geringerer Frische, wenn einer, der hinter diesem ehrwürdigen Alter zwar nur um etliche zwanzig im Rückstande ist, sich der gläubigen Partei anschliefst; aber zu ändern ist da nichts; Neigung steht gegen Neigung, und jeder soll nur trachten, dafs er seinen Weg tapfer geht.

17. *ἔνθεον κτίσας φρένα M*, verworrener Satzbau, aber echt; Bl. *ἐνθέου κτίσας ἕδριν*, tadelloser Satzbau, aber unecht. — 50. fehlt ein *αὐ-*

τάς, wie 48 und 49; aber mit Dindorf eine Lücke anzunehmen, wagen wir nicht; Bl. ist einer Lücke nicht abgeneigt; nur sieht er ein, dafs sie nicht hinter γεγραμμένας, sondern schon vor Φινέως liegen müfste. — 68. *M* πεσοῦσαι, zweifelhaft; Bl. πέλουσι zweifellos undichterisch. — 76. *M* βεβῶντ' ἂν αἰεὶ (γενῶνϑ', ἃ ναίει?); Bl. περῶντ' ἄλαισι. — 76. Anm. Dedi πεδοστιβῆ; im Text steht aber πλανοστιβῆ. — 195. *M* πλησίοισι, möglich, als Gegensatz zu der weit entfernten Höhle des Löwen; Bl. Πυϑίοισι, man möchte eine solche Änderung cynisch nennen. — 207. *M* οὐ γὰρ δόμοισι τοῖσδε πρόςφορον μολεῖν; Bl. οὐ γὰρ δόμους ἐς τούςδ' ἐχρῆν ὑμᾶς μολεῖν. Das nennt man Wiederherstellung des alten echten aeschyleischen Wortlautes. — 213. *M* ἠρκέσω, = du liefsest gelten? Bl. sehr einfach: ἐστί σοι. — 219. *M* ἀλλήλους unrichtig, aber echt; Bl. συλλέκτρους. Das Ideal des Verf. ist, Aesch. so lesbar zu machen wie eine Zeitung. — 223. *M* ἡσυχαιτέραν unanfechtbar, Bl. ἡσυχαίτερα. — 234. *M* σφ' ἑκών; Bl. σφέ τις, jämmerliche Sprache eines Äschylus. — 271. τῆς δίκης ἐπάξια; Bl. erwartet einen Genitiv of his guilt; der Wortlaut ist etwas unsinnig, aber echt. — 294. Hier glauben wir an die Konjektur κατωφερῆ, statt *M* κατηρεφῆ, das von Bl. verteidigt wird. — 330. Bl. φρενοβλαβής; φρενοδακής? — 414 und 424 scheinen uns unnötigerweise mit Kreuz versehen zu sein. — 470. „Wenn ein Sterblicher diese Frage für zu schwierig hält, so ziemt es sich doch auch nicht für mich, sie zu entscheiden", nach *M.* Bl. macht aus εἴ τις οἴεται τόδε: ἔστιν ἤ τιν' εἰδέναι. εἰδέναι unverständlich. — 488 stellt Bl. einmal im Gegensatz zu anderen Erklärern eine Lesart des *M* her, ἥξω. — 516. τὸ δεινὸν *M*, wie 701, unmöglich zu beseitigen; Bl. τὸ δεῖμα νοῦ unverständlich. — 521 ff. unklar; Bl. ändert nach Willkür. — 569. φαινέτω *M*, der Ton soll sichtbar werden; nicht seltene Vertauschung der Sinne, vgl. κτύπον δέδορκα; Bl. φωνείτω, „Tritum est σάλπιγγος φωνή"; darum pafst es eben nicht in die Sprache eines Dichters. — 606 nach Inhalt und Ausdruck verworren, aber doch wohl echt; Or. will vielleicht blofs ablehnen, dafs er ein blutsverwandter Bruder Klytämnestras sei; Bl. verweist auf eine Änderung Herwerdens. — 620. πιφαύσκω δ' ὔμμ' *M*; Bl. δὲ φάσκω δεῖν; wer wird das nun für aeschyleisch halten? Lieber setze man doch zu solchen Stellen ein Fragezeichen. Übrigens halten wir die Lesart des *M* für möglich: πιφαύσκω mufs eben den Sinn von *iubere* haben. — 625. ταυτὸν *M*, Bl. τλητὸν. Allerdings sind bei Aesch. die Gegensätze (von Pfeilen im Krieg fallen und meuch-

lings getötet werden) nicht säuberlich auseinandergehalten, sondern wild durcheinander verworren; aber das ist bei ihm oft der Fall. — 633. *δροίτη M*; Bl. gut *δροίτης*, ohne Lücke. — 638 willkürliche Änderung einer verzweifelt unklaren Stelle. — 665. *οὐδ' M*, Bl. *οὐκ. οὐδ'* setze voraus, dafs die Geburt ans dem Kopf des Zeus erwähnt war, sagen die Erklärer. Aber diese Geburt lag für die Leute des Aeschylus deutlich genug ausgesprochen in dem *παῖς 'Ολ. Διός*. — Für die Beurteilung von 675 ff. ist immerhin wichtig zu erkennen, was zu *τιθεῖσ'* 678 zu ergänzen ist. Bl. ergänzt S. 120 *τὰ πράγματα*; dann mag man alles Mögliche umstellen. Wenu man aher *τὸν ἀγῶνα* ergänzt, so mufs natürlich 678 *τί* anf 677 *μένω* folgen. „Es ist eure (der Richter) Sache, dafs ich nicht getadelt werde um des Gerichts willen, das ich eingesetzt habe". — 685 *M "Αρειον*; das Anakoluth hat *σέβεσθε* oder *ταρβεῖτε* verschlungen. Bl.: *ἑδοῦνται*. — 755. *M καὶ γῆς*, festznhalten, eigentlich sollte Aesch. fortfahren *καὶ κατοικίσασα*. Bl. *γαίας*. — 757. *'Αργεῖος M*; Bl. *"Αψορρος*. — 761. *M με* im Widerspruch mit der Rede des Hellenen, aber echt; Bl. *σφε* richtiger, aher unecht. — 765. *μήτοι τιν'*; Bl. *μή τινά ποτ'*, unnötige Äuderung. — 767—774 werden für unecht gehalten. — 770. Das schöne *ὁδοὺς ἀθύμους* gilt als suspectum. — Zu 784 sagt ein Scholion: „Participium (*μεθεῖσα*) statt Verbum finitum" und bezeichnet vielleicht damit wirklich einen aeschyleischen Gebrauch; Bl. setzt ein Vb. fin. *σταλάξω* herein. — 798. Von der Notwendigkeit einer mathematischen vollständigen Gleichheit längerer Versreihen sind wir nicht überzeugt; es gieht auch eine annähernde Gleichheit und Responsion, s. Eur. Phoen. 460 ff., Polyn. 28, Et. 27, Iokaste 57 Verse. Bl. klammert 798 ein, nur damit die Versreihen ganz gleich seien. — 846. Grofse Verderbnis und grofse Umänderung. — 857, 861, 867, 886 sind schwierig und werden mehr oder weniger stark geändert; gar verwegen 899 *εἴωθα*, statt *ἔξεστι M*. — 946. *γόνος* wird S. 136 vom Silber verstanden; aber *χρόνῳ δὲ τῷ τεταγμένῳ* pafst dazu nicht. — Verwegen die Änderung 969 *σοῦ .. ἐπικραινούσης* statt *M* (*ὑμῶν*) *ἐπικραινομένων*; und 975 *ἥδε πλέα* statt *M ἡμετέρα*: „Unser Kampf für das Gute siegt vollständig". — 981 *ἅπας M* wird S. 137 verteidigt, aber im Text doch durch *ἁμᾶς* ersetzt. — Zu 989 hätten wir eher ein Fragezeichen gesetzt, ebenso zu 1037 und 1044. Vielleicht wird es einmal Mode, auf wilde Verstümmelungen ganz zu verzichten und Verse, die sich nicht kurz und leicht heilen lassen, einfach mit einem Fragezeichen zu versehen.

Fred. H. M. Blaydes hat mit dieser Ausgabe die Herausgabe der ganzen Orestie vollendet, eine Leistung und That, die von kritischem Feind und Freund wird bewundert und anerkannt werden.

Bern. **Karl Frey.**

---

227) **The Correspondence of M. Tullius Cicero** with a revision of the text, a commentary and introductory essays. By **Robert Yelverton Tyrrell** and **Louis Claude Purser**. Dublin, Hodges, Figgis & Co. London, Longmans, Green & Co. 1897. Vol. V: LXXV und 422 S. 8. geb. 14 sh. Vol. VI: 1899. CXVII und 347 S. 8. geb. 14 sh.

Die vorgenannte englische Ausgabe von Ciceros Briefen, die nunmehr bis auf den Registerband zu einem glücklichen Ende geführt ist, besticht zuvörderst durch ihr treffliches Äufsere. Es ist eine Lust, diese stattlichen Bände in Gebrauch zu haben, bei denen Papier, Druck und Einband gleiches Lob verdienen. Die äufsere Einrichtung ist dieselbe wie bei den vorausgehenden Bänden. Auf eine Vorrede, der ein Verzeichnis der in den Text aufgenommenen oder in den Anmerkungen gebilligten Konjekturen beigegeben ist, folgen Abhandlungen, die das Verständnis der Briefe erleichtern und den Standpunkt der Herausgeber in textkritischen und geschichtlichen Fragen darlegen sollen. Hierauf kommen die nach der Abfassungszeit geordneten Briefe selbst mit den gleich unter dem Texte hinzugefügten Erläuterungen. Zum Schlufs wird die „adnotatio critica" geboten, weiter ein Verzeichnis der in diesen kritischen Bemerkungen gebrauchten Abkürzungen und endlich Register, die sich auf die Reihenfolge und Abfassungszeit der Briefe beziehen.

Bequemer würde es sein, wenn die „adnotatio critica" gleich den erklärenden Bemerkungen unmittelbar dem Texte beigegeben wäre, wenn anstatt der römischen Zahlen arabische die Reihenfolge der Briefe bezeichneten — wer vermag die langen römischen Zahlen mit einem Blicke zu überseben? —, vor allem aber, wenn die Zeilen im lateinischen Texte nummeriert wären, so dafs auch in den Anmerkungen auf die betreffenden Zeilen hätte verwiesen werden können.

Der 5. Band enthält folgende Abhandlungen: I. Ciceros Verhältnis zu Cäsar; II. Männer, mit denen Cicero in Briefwechsel stand: 1. P. Vatinius, 2. M. Cicero der Jüngere; III. Kritisches; der 6. Band: I. Cicero an der Spitze des Staates; II. Männer, mit denen Cicero im Briefwechsel

stand: 1. L. Munatius Plancus, 2. Dec. Junius Brutus, 3. C. Asinius Pollio, 4. P. Cornelins Lentulus Spinther, 5. Gaius Furnius, 6. C. Cassius Longinus, 7. M. Junius Brutus; III. Der Briefwechsel mit M. Brutus. Überall zeigt sich die genaueste, auf eingehenden Studien beruhende Sachkenntnis, überall ein gesundes, treffendes Urteil, das von jeder Engherzigkeit und Voreingenommenheit sich fern hält. Dazu werden diese Ausführungen in einer so klaren und geschmackvollen Form geboten, dafs man sie nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit Vergnügen lesen wird. Neue Aufschlüsse über die Geschehnisse und Verhältnisse jener Zeit darf man freilich nicht erwarten, wie im allgemeinen der Hauptwert der ganzen Ausgabe mehr in der geschickten und fleifsigen Zusammenfassung dessen zu erkennen ist, was bisher für die Kritik und Erklärung der Briefe geleistet worden ist, als in neuen Errungenschaften für die Wissenschaft. Wo sich die Herausgeber mit anderen Auffassungen auseinanderzusetzen haben, geschieht es in der vornehmsten, mafsvollsten Form; nur in der Polemik gegen Mommsen zeigt sich eine gewisse Gereiztheit, die sogar zu der Geschmacklosigkeit führt zu schreiben: while the German *savant* (so gedruckt!) bays at the splendid Moon which sheds on us so benignly the rays borrowed from the sun of Greek philosophy (V, S. XLIII). Sonst habe ich zu diesen Abhandlungen nur weniges zu bemerken: In der Verteidigung Ciceros scheinen mir die Herausgeber das rechte Mafs zu überschreiten. Wenn z. B. der bekannte Brief Ciceros an Antonius (Att. XIV, 13, B) in Schutz genommen wird (V, S. XLf.), so kann ich dem nicht beipflichten. Cicero durfte natürlich nicht dem Antonius antworten, wie es seiner wahren Meinung entsprach: „Dein Verlangen ist zwar unverschämt, ich kann aber nichts dagegen thun“, vielmehr gebührte sich auf den höflichen Brief eine höfliche Antwort. Diese Höflichkeit hätte jedoch kühl bleiben müssen, und die Unwahrhaftigkeit liegt darin, dafs Cicero trotz der entgegengesetzten Ansicht durch die Wärme seiner Ausdrücke bei Antonius den Anschein erwecken will, als sei der Brief nicht blofs von höflichem Entgegenkommen, sondern von aufrichtiger Zuneigung eingegeben. — Das Verhältnis des Brutus zu Cäsar und Cicero ist durchaus richtig aufgefafst. Auch ich halte es für möglich, dafs Oktavians Adoption durch Cäsar für Brutus mit ein Beweggrund zu seiner That war. Nur darf man m. E. nicht davon sprechen, Brutus habe sich Hoffnung gemacht, der Nachfolger Cäsars zu werden (V, S. XXXII). Cäsar war ein geborener Herrscher. Diese Herrschernatur trieb ihn immer

weiter, bis er alle Macht an sich gerissen hatte. Vielleicht wollte er auch den letzten Schritt thun und zur Sache den Namen fügen. Dafs er aber eine erbliche Monarchie habe gründen wollen, dafs er seine gebietende Stellung im Staate auf einen Nachfolger habe vererben wollen, ist wenig glaublich, und an diese Möglichkeit dachte man offenbar, wie die Briefe jener Zeit beweisen, keineswegs. Nicht um die Nachfolgerschaft Cäsars in seinen Ehren und Würden handelte es sich, sondern um die Erbschaft seines Vermögens. Und auch schon um die Aussicht auf diese reiche Erbschaft gekommen zu sein, mufste den M. Brutus, der ja bekanntlich Geld und Gut höchlichst zu schätzen wufste, sehr schmerzlich berühren. Thatsächlich hat Cäsar auch den Oktavian nur zum Erben nicht zum Nachfolger eingesetzt; daher ist dieser nie auf den Gedanken gekommen, ein Recht auf die leitende Stellung im Staate etwa aus dem Testamente Cäsars ableiten zu wollen. — Wenn die Meinung ausgesprochen wird (VI, S. CVII), dafs Servilia zwar wahrscheinlich die Verschwörung gegen Cäsar werde mifsbilligt, aber aus Rücksicht auf ihren Sohn M. Brutus Schweigen bewahrt haben, so dürfte doch wohl eher anzunehmen sein, dafs Servilia überhaupt von dem Plane nichts wufste; man wird nicht die Unklugheit begangen haben, Frauen in das Geheimnis einzuweihen; auch Porcia soll ja nach der bekannten Erzählung nicht von vornherein Kunde davon erhalten haben. — Leider halten die Herausgeber noch an der allerdings tiefeingewurzelten Vorstellung fest (VI, S. XCV), Cäsar habe den Prätoren Brutus und Cassius Macedonien und Syrien als Provinzen nach Ablauf ihres Amtsjahres bestimmt. Dafs davon nicht die Rede sein könne, glaube ich mit zwingenden Gründen dargethan zu haben (Progr. der Annensch. zu Dresden, 1891, S. 5ff.). — Betreffs der Briefe ad M. Brutum haben Tyrrell und Purser ihre Meinung im Laufe der Zeit geändert. Ursprünglich sollten diese Briefe als unecht ausgeschlossen werden; nun hat man sich aber von ihrer Echtheit überzeugt und sie unter die anderen Briefe mit aufgenommen. Besonders freut es mich, dafs auch die Briefe ad Brutum I, 16 und 17 nicht angezweifelt werden.

Die Textgestaltung ist zweifellos die schwächste Seite der Ausgabe. Man vermifst Einheitlichkeit und strenge Folgerichtigkeit, bisweilen auch tieferes Eindringen in den Gedankenzusammenhang. Der Sprachgebrauch Ciceros und die Eigentümlichkeiten der Handschriften sind nicht mit der Sorgfalt beobachtet, wie es z. B. in mustergültiger Weise von C. F. W. Müller geschehen ist. Nur teilweise sind die

Herausgeber zu der hauptsächlich im Mediceus bezeugten älteren Schreibweise zurückgekehrt; meist schreiben sie noch z. B.: *mihi*, *cui*, *cum*, *rectissime*, *existimare*, *mehercule*, *deprehenderit*, *sequuntur* für *mi*, *quoi*, *quom*, *rectissume*, *existumare*, *mercule*, *deprenderit*, *secuntur*.

In der Handschriftenfrage nehmen sie keine selbständige Stellung ein; sie schliefsen sich mit Recht der Ansicht Lehmanns an (V, S. LXVff.), wonach es eine grofse Klasse von Handschriften giebt, die unabhängig von M ist. Demgemäfs ziehen sie, wo sie es für angemessen erachten, aufser M auch die anderen Handschriften und die ed. Crat. heran. Im einzelnen dürften sie freilich nicht immer das Richtige getroffen haben. Die Geltung des M ist m. E. an folgenden Stellen zu Unrecht hintangesetzt worden: V, S. 7 (Att. XII, 14, 4): *sed nihil, quod me adiuvaret.* Es ist mit M *adiuvarent* zu schreiben; *litterae* ist Subjekt, *quod* Acc. des Bezugs; V, S. 44 (Fam. V, 13, 1): *quam quidem laudem sapientiae autumo* (M: *statuo*) *esse maximam*; VI, S. 6 (Fam. 10, 1, 2): *magnae cum diligentiae est tuaeque curae tum etiam fortunae*, wo die in M fehlenden Worte *tuaeque curae* hätten wegbleiben sollen; VI, S. 13 (Fam. 12, 2, 3): *qui si quae ad me referent, mea tibi tamen benevolentia fidesque praestabitur*, während in Anlehnung an M mit den meisten Herausgebern zu schreiben sein dürfte: *qui sive ad me referent, sive non referent*; VI, S. 16 (Fam. 12, 23, 1): *fers, a te non ulciscenda sunt*; das von M überlieferte *ferst ea* weist auf *fers, ea non ct.* hin; VI, S. 98 (Fam. X, 12, 5): *brevia, fucata, caduca*; der Zusammenhang zeigt, dafs dem *fucata* vorzuziehen ist *fugacia* (M: *fugatia*); es sind alles Begriffe, die der *immortalitas* entgegengesetzt sind, vgl. die Worte kurz vorher: *nomenque tuum commenda immortalitati*; VI, S. 184 (Fam. XI, 20, 1): *homo sibi simillimus.* Das zu erwartende *sui* wird durch M: *siui* bestätigt. Umgekehrt erscheint mir das Festhalten an M in folgenden Stellen nicht berechtigt: V, S. 326 (Att. XVI, 16a, 4): *egi enim saepe ⟨de ea re tecum⟩ tibique ct.*, wo die eingeklammerten Worte weggelassen werden, da sie in M nicht vorhanden sind; V, S. 333 (Att. XVI, 5, 3): *sed ante erubesco*, während doch die Lesart der ed. Crat. die Stelle heilt: *sed antequam erubesco*; V, S. 335 (Att. XVI, 4, 4) wird das *enim* weggelassen in den Worten: *Paratiorem enim offendi Brutum*, weil es in M nicht steht; V, S. 355 (Att. XVI, 7, 6): *nisi quod praesens me ipse defenderem* anstatt des sonst gebotenen, zweifellos vorzuziehenden *nisi ut praesens*; VI, S. 23 (Att. VI, 8, 1): *vel Capuae ⟨vel non longe a Capua⟩*,

wo die eingeklammerten Worte, noch dazu ohne jede Bemerkung, weggelassen werden, da sie in M fehlen; VI, 74 (Fam. XII, 25, 3) hätte die Lesung des H. und Pal.: *fuit enim illud quoddam caecum tempus servitutis* der des M: *illud [quoddam graecum] tempus serv.* vorgezogen werden sollen. Die Herausgeber betrachten natürlich die Worte *quoddam graecum* als die Bemerkung eines Abschreibers, der irgend ein griechisches Wort an dieser Stelle nicht habe lesen können. Es ist aber nicht wahrscheinlich, dafs Cicero hier ein griechisches Wort gebraucht hat, denn griechischer Ausdrücke bedient er sich nur in ganz familiären Briefen, hauptsächlich also in denen an Atticus; VI, S. 76 (Fam. X, 6, 1): *quae autem ⟨tuae⟩ recitatae litterae sunt*, wo das doch notwendige *tuae* weggelassen ist, da es in M fehlt; VI, 210 (Fam. X, 33, 3): *Et hercules*; vorzuziehen ist offenbar das von H. Pal. überlieferte: *Et ego mehercules.*

Im allgemeinen möglichst an der Überlieferung festhaltend, nehmen die Herausgeber doch bisweilen leichten Sinnes ganz unnötige Veränderungen vor; dabei sind Einschiebungen und Weglassungen teilweise nicht besonders durch den Druck bezeichnet. So ist z. B. Bd. VI, S. 263 (Br. I, 18, 6) einfach gedruckt: *cum divinare de belli diuturnitate non possem.* Das nicht überlieferte *non* hätte durch den Druck als Hinzufügung bezeichnet werden müssen, da von einer Notwendigkeit, das *non* an dieser Stelle einzusetzen, nicht die Rede sein kann. Vielmehr wird man die Lesart der Handschriften verteidigen können oder sonst mit C. F. W. Müller schreiben: *cum nondum divinare de belli diuturnitate possem.* Umgekehrt hätte VI, S. 282 (Fam. 16, 16, 2) das überlieferte *et* in *additis litteris et sermonibus, humanitate* nicht einfach weggelassen, sondern mit eckigen Klammern eingeschlossen werden sollen, da es ja zweifelhaft ist, ob nicht mit Lehmann das *et* beizubehalten und dafür an *humanitate* ein *que* anzufügen sei. Von den nach meinem Dafürhalten unnötigen Abweichungen von der Überlieferung hebe ich zuerst diejenigen hervor, wo es sich um Einschiebungen handelt: V, S. 54 (Att. XII, 36, 1): *quam ut ⟨quam⟩ maxime adsequar* ἀποθέωσιν; S. 61 (Att. XII, 40, 4): *Faberiana modo res certa ⟨si⟩ sit*; S. 96 (Att. XIII, 33, 2): *quid erit quod ⟨ex⟩postulet* (mit Wesenberg); S. 109 (Att. XIII, 13, 2): *Aut cessandum igitur aut ⟨aliud⟩ aliquid excogitandum*; S. 230 (Att. XIV, 5, 2): *⟨En⟩ meam stultam verecundiam*, viel eher ist mit Cratander zu schreiben: *O meam ct.*; S. 265 (Att. XIV, 20, 2): *De regina velim ⟨ita⟩*; S. 309: *⟨Quod⟩ Quinto scripsisti*; VI, S. 10 (Fam. X, 3, 3):

⟨*in*⟩ *maxima orbitate*; S. 21 (Att. 15, 13, 5): *Dolabella vir optimus* ⟨*est*⟩; S. 39 (Att. XVI, 15, 5): *Pudentissime hoc Cicero petierat, uti de suo,* ⟨*et*⟩ *liberalissime, ut tibi quoque placuerat: promiseram.* Durch Hinzufügung des *et* vor *liberalissime* sowie durch die Interpunktion wird ganz unpassenderweise das *liberalissime* zu *Cicero petierat* gezogen, während es doch zu *promiseram* gehört. Es mufs natürlich mit Müller geschrieben werden: *Pudentissime hoc Cicero petierat, ut fide sua* (oder mit Tyrr. *uti de suo*). *Liberalissime, ut tibi quoque placuerat, promiseram*; S. 71 (Fam. X, 31, 6): *Quaeres quanti* ⟨*id*⟩ *aestimem*; S. 104 (Fam. X, 30, 1): *alteram Silani,* ⟨*et*⟩ *evocatorum partem*; S. 111 (Brut. II, 5, 4): *nosti hominem: causae* ⟨*tamen*⟩ *non defuit.* Das *tamen* ist hier ganz unpassend; die Herausgeber haben die Stelle nicht richtig verstanden und darum auch das Vorhergehende falsch wiedergegeben: *Sestius causae non defuit: post mecum, quanto suum filium, quanto meum in periculo futurum duceret, si contra proconsulem arma tulisset*, während es heifsen mufs: *Sestius causae non defuit post me, cum .. diceret* (vgl. meine Ausführungen in Festschrift der 44. Philologenversammlung Dresden 1897, S. 151 u. 152 = Progr. der Annenschule zu Dresden 1897, S. 19 u. 20); S. 114 (Brut. I, 3, 1): *Quales tibi saepe scripsi consules* ⟨*esse*⟩, *tales exstiterunt*; S. 115 (Brut. I, 3, 2): *in Capitolium deductus* ⟨*et postea reductus*⟩, doch ist diese Lesart nicht in den Text aufgenommen, sondern nur empfohlen worden; S. 156 (Brut. I, 16, 3): *et nunc puerum istum* ⟨*ita*⟩ *extulit*; S. 157 (Brut. I, 16, 5): *Quoniam vivere* ⟨*per se*⟩ *et pecunias habere*; ebenda: *quo non modo heredi eius, quem occidi,* ⟨*id*⟩ *non concesserim, quod in illo non tuli*; S. 165 (Brut. I, 17, 5): *Licet ergo patrem appellet Octavius Ciceronem,* ⟨*ad Ciceronem*⟩ *referat omnia,* doch ist diese Konjektur nicht in den Text aufgenommen; ebenda: *quae pro libertate patriae,* ⟨*quae*⟩ *de dignitate, quae de morte, exsilio, paupertate scripsit copiosissime*; S. 167 (Brut. I, 4, 3) wird empfohlen: *neu semper primi cuiusque mali excidendi causa* ⟨*ea*⟩ *sit,* dagegen wird S. CXIV, Anm. die von mir ausgesprochene Vermutung (Progr. 1897, S. 26), dafs für *sit* zu schreiben sei *fiat,* bemerkenswert genannt. Ich bin jetzt anderer Meinung geworden und halte jede Änderung dieser Stelle für überflüssig; S. 216 (Fam. XI, 24, 2): *nihil* ⟨*tibi*⟩ *sit antiquius* und gleich darauf: *Habes amantissimum* ⟨*tui*⟩ *Servium*; S. 225 (Brut. I, 10, 2): *Bellum ad Mutinam* ⟨*ita*⟩ *gerebatur, nihil ut*; S. 230 (Fam. XII, 30, 4): *quod et orbus* ⟨*est*⟩ *senatus*; S. 246 (Brut. I, 12, 1): *litteras*

ad senatum misisset. ⟨Set⟩ repente. Es mufs heifsen: *quod cum . . . misisset, repente . . . recepit.* Umgekehrt werden ohne genügenden Grund Wörter als unecht ausgeschieden: V, S. 45 (Fam. V, 13, 3): *quid est enim [non] ita adfectum.* Übrigens ist diese Änderung in das Verzeichnis der Abweichungen nicht mit aufgenommen. S. 226 (Att. XIV, 2, 2): *Diutius sermone [enim] sum retentus.* Die Einklammerung des *enim* hängt zusammen mit der m. E. falschen Auffassung der ganzen Stelle. Ich kann mich hier nicht mit der Widerlegung aller bisher aufgestellten Erklärungs- und Verbesserungsversuche aufhalten. Besonders hat man sich mit dem kurz vorher überlieferten Worte φαλάκωμα abgemüht: *apud quem nullum φαλάκωμα, ut putas.* Ich meine, es ist verschrieben für φαλάκρωμα und ist Glossem zu Madaro (Altera epistula de Madaro scripta), hinzugefügt von irgend jemand, der bezeichnen wollte, dafs Madarus und der später genannte φαλάκρωμα ein und dieselbe Person sei. Dieses Glossem hat dann das vielleicht undeutlich gewordene Wort verdrängt, das zu *nullum* gehörte, etwa *hospitium.* Ich lese darum: *apud quem nullum hospitium, ut putas. Processit enim* (scil. *iter*), *sed minus; diutius sermone enim sum retentus:* „bei dem ich nicht, wie du glaubst, übernachtet habe; denn es ging vorwärts, freilich weniger weit (als ich mir vorgenommen hatte); denn ich wurde durch die Unterhaltung aufgehalten". S. 302 (Att. XV, 17, 4) werden an der Stelle: *in annuum sumptum ei. Scilicet Eros ct.* die Worte *ei. Scilicet* einfach weggelassen; sie hätten höchstens in eckige Klammern gesetzt werden sollen, um es auf diese Weise dem Leser selbst zu überlassen, ob er sie als Glossem betrachten will oder nicht. Nach meinem Dafürhalten ist kein Grund vorhanden, sie zu beanstanden; S. 332 (Att. XVI, 5, 1): *cui quidem ego [non] novum attuleram*; VI, S. 54 (Fam. XVI, 27, 2): *tuosque oculos . . dissaviabor.* Die Weglassung des *oculos* an dieser Stelle ist mir unverständlich; ich dachte an einen Druckfehler, doch steht in den Anmerkungen: *tuosque*] *sc. oculos*; S. 122 (Brut. I, 3, 4): *Consules duos, bonos quidem, sed dumtaxat bonos [consules]*; S. 180 (Brut. I, 1, 2): *aut [si] coram locutus est*; S. 214 (Fam. XI, 21, 2): *sed hanc ipsam recentem [novam] devoravit*; S. 247 (Brut. I, 12, 3): *tecum enim illum [+ et te] in Italiam celeriter esse venturum confido.* Die Stelle ist durchaus klar: ich habe die Zuversicht, dafs jener mit dir nach Italien kommen wird und dafs du schnell kommen wirst; S. 259 (Brut. I, 15, 9): *[hoc ipsum nimium], quare alia videamus.*

(Fortsetzung folgt.)

Vaters Anchises"; III, 50 schickt Priamus den Polydor zu Polymnestor *alendum* „als trojanischen Gesandten" (S. 226).

In der Charakteristik der vierten Periode (14—117) wird der Nachfolger Sejans Macer genannt statt Macro; auch wird Sejans Sturz ins Jahr 37 (st. 31) gesetzt. Tacitus soll 97 unter Trajan (st. Nerva) Konsul gewesen sein; die Inschrift von Mylasa, nach der er um 112 Prokonsul von Asien war, ist nicht berücksichtigt.

In der fünften Periode werden auch die christlichen Schriftsteller (Minucius Felix, Tertullian, Cyprian, Lactanz, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Sulpicius Severus, Orosius) behandelt. Der falsche Lactanz, der bei J. Burckhardt (Die Zeit Konstantins des Grofsen) so schlecht wegkommt, wird vom echten nicht geschieden. Obwohl Wölfflin 1891 durch sprachliche Analyse dargethan hat, dafs die sechs Scriptores Historiae Augustae unmöglich in eine Persönlichkeit zusammengefafst werden können, wird S. 407 Dessaus Ansicht allein vorgetragen: „In neuester Zeit hat man die Behauptung aufgestellt, dafs die ganze Sammlung zur sogenannten Schwindellitteratur gehöre und von einem Fälscher gegen Ende des vierten Jahrhunderts zusammengeschrieben sei." S. 407 soll es heifsen „Constantins' Tod 361" statt „Constantins Tod 361". — Den Abschnitt über Cicero habe ich in den Jahresberichten des philologischen Vereins (XXVI, 160) besprochen.

Burgdorf. **F. Luterbacher.**

---

230) **Hermann Schiller, Weltgeschichte.** Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Erster Band: Geschichte des Altertums. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1900. XIV, 689 u. 78 S.

Als Frucht einer vierzigjährigen praktischen und wissenschaftlichen Thätigkeit bietet uns der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Römischen Geschichte und Altertümer bekannte Verfasser an der Wende des Jahrhunderts eine Weltgeschichte, deren vorliegender erster Teil die Kultur der alten Welt bis in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts n. Chr. vorführt. Die auf Ergebnissen eigener wie fremder Forschung fufsende Darstellung ist im ganzen objektiv und hält glücklich die Mitte ein zwischen der Ausführlichkeit der gröfseren Werke und der Gedrängtheit der Grundrisse, wenngleich sie bei der Behandlung der Geschichte Ägyptens und des Volkes Israel die dem Werke gesetzten Grenzen erheblich überschreitet.

Durch Hinweis auf die wichtigere Litteratur, durch Zusätze im Kleindruck (vgl. S. 270, 435 f., 455) und die dem Werke als Anhang beigegebene Auswahl aus den bemerkenswertesten inschriftlichen, urkundlichen und poetischen Denkmälern erhält der Fachmann wie der gebildete Laie Anregung zur Vertiefung seiner Kenntnisse. Die für die Entwickelung der Staaten so bedeutsame Thätigkeit der grofsen Männer tritt uns in einer Reihe packender — in ihrer eigenartigen Form mit Recht zum Teil wörtlich aus den Einzeldarstellungen herübergenommener — Charakteristiken (a. a. O. S. 279, 450, 463, 478, 497) vor Augen; durch Parallelen und Analogieen aus anderen Zeitaltern werden Personen und Verhältnisse uns näher gebracht (a. a. O. S. 48, 258, 268, 466; S. 283, 322, 355, 464, 524, 553, 605.)

Die Brauchbarkeit des in einer vornehmen Ausstattung sich darbietenden Werkes wird durch eine Reihe trefflicher Karten und wohlgelungener Abbildungen erhöht.

Offenburg. **Wilhelm Stern.**

231) **K. Rantz, Proben von Übersetzungen ins Lateinische** für die obersten Gymnasialklassen, nebst Erläuterungen. Programm des Gymnasiums zu Düren 1899. Hamelsche Buchdruckerei. 30 S. 4.

Das Heft enthält 12 Stücke, in denen etwa die ersten 12 Kapitel der Germania verarbeitet sind; dem deutschen Texte steht die lateinische Übersetzung gegenüber. Aus dem Vorworte, in welchem der Verf. sagt: „die vorliegende an Tacitus' Germania angeschlossene Arbeit stellt sich als eine aus dem Unterrichte erwachsene Lehrprobe dar“, schliefse ich, dafs die Übersetzungen in gemeinschaftlicher Thätigkeit von Lehrer und Schüler ausgearbeitet sind. Darauf scheinen mir auch die am Schlusse dem Heftchen mitgegebenen Erläuterungen zu deuten, welche sich besonders mit Periodenbildung, Wortkunde, Synonymik u. s. w. befassen und gute Anleitungen und recht beachtenswerte Winke zur Bildung eines wirklich lateinischen Ausdrucks geben. Ist nun bei dem heutigen Standpunkte des lateinischen Unterrichts eine stilistische Durchbildung nach älterer Weise nicht mehr zu erreichen, so dürfte doch durch eine gemeinschaftliche Durcharbeitung des Stoffes besonders nach der stilistischen Seite hin und eine energische Durchdringung durch Hin- und Herübersetzen — und darauf scheint mir der Herr Verf. hauptsächlich

hinzuweisen — auch noch jetzt manch günstiges Resultat zu erzielen zu sein. Somit empfehle ich die fleifsige Arbeit zur Prüfung und Benutzung.

Bückeburg. **E. Köhler.**

232) **H. Tardel, Die Sage von Robert dem Teufel** in neueren deutschen Dichtungen und in Meyerbeers Oper. (= Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von **F. Muncker,** XIV.) Berlin, A. Duncker, 1900. 82 S. 8. ℳ 2.—.

Obwohl sich die Sage von Robert dem Teufel nicht einer so allgemeinen Bekanntheit und frischen Lebenskraft in der Nenzeit erfreut wie viele andere mittelalterlichen Erzählungsstoffe, z. B. Parzival, Tristan, Lohengrin u. a., so hat sie doch in verschiedenen Bearbeitungen ihr Dasein bis in unsere Tage gefristet, und es war keine undankbare Aufgabe, die modernen Behandlungen dieses Stoffes vergleichend zusammenzustellen und kritisch zu würdigen; dem Verfasser der vorliegenden Schrift ist die Lösung recht wohl gelungen. Nach einer knappen Inhaltsangabe, der das französische Volksbuch zu Grunde liegt, giebt er einige Ausführungen über die Entwickelung der Sage (vom märchenhaften und legendarischen zum historischen) und über ihre mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Aufzeichnungen, um sich dann bald seiner Hauptaufgabe zuzuwenden, der Beschreibung und Charakteristik der neuhochdeutschen, zunächst der poetischen Fassungen. Es sind dies folgende: Der Plan Uhlands, von dem nur drei Reimpaare ausgeführt sind; Gustav Schwabs Romanzencyklus; die Dramen Holteis und Raupachs, die ausführlich analysiert werden; die Oper Meyerbeers mit dem Texte von Scribe; Nestroys Parodie darauf „Robert der Teuxel" und noch ein paar neuere dramatische Schwänke über den Stoff. Daran schliefst sich eine eingehende Würdigung von Victor v. Straufs' Epos in Stanzen und endlich ein Verzeichnis der neueren Prosadarstellungen. Dem zusammenfassenden Schlufsworte seien noch folgende Urteile entnommen: Schwab und Holtei behandeln den Stoff ziemlich treu nach der alten Sage ohne wesentliche eigene Zuthaten. Raupach ist der selbständigste der deutschen Bearbeiter, da er den Stoff stark ins Romantische wendet und sich manche eigenmächtige Abweichungen gestattet. Der Sage am fernsten steht die inhaltlich modernste Bearbeitung von Scribe-Meyerbeer, die zugleich die bekannteste und verbreitetste aller Fassungen ist. Ganz für sich allein steht Straufs; obwohl Protestant

macht er doch die katholisch-kirchliche Tendenz der Geschichte zur Hauptsache in seinem Epos, das übrigens als die in psychologischer Hinsicht gelungenste Bearbeitung der Sage gelten darf. — Ein wirkliches Kunstwerk von dauerndem Werte aber ist keine der genannten Dichtungen.

Breslau. **H. Jantzen.**

---

233) **Jerome K. Jerome, Three men in a boat.** Für den Schulgebrauch erklärt von **Heinrich Schmitz** (Aachen). Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1900. VI u. 99 S. 8. Mit einem Sonderwörterbuche (31 S.). ℳ 1.20. Wörterb. —.20.

Ein interessantes Buch, das zu kursorischer oder Privatlektüre in Obersekunda oder auch in Unterprima sehr zu empfehlen ist, sich dort mit Vorteil benutzen lassen wird und wohl verdient, in den Lektürekanon mit aufgenommen zu werden. Obwohl es nur ein Auszug aus einem umfangreicheren Werke dieses modernen Schriftstellers ist, so läſst es doch keine Lücke erkennen, ist sehr humoristisch geschrieben, bringt manches Interessante über Land und Leute in England, besonders über jenen Teil der Themse, der am anziehendsten ist, und bietet dem Lehrer manche Gelegenheit, die geographischen und geschichtlichen Kenntnisse der Schüler zu erweitern.

Die gefällige äuſsere Form, mit der das Buch vom Verleger ausgestattet ist, kann ihm nur zur Empfehlung gereichen. Die Anmerkungen sind mit Fleiſs und Sachkenntnis geschrieben und lassen — was sonst nicht immer der Fall ist — bei keiner Schwierigkeit im Stiche. Das Wörterbuch, das auch eine Seite für die Aussprache einiger Eigennamen enthält, bringt alles Nötige.

Zu berichtigen ist S. 6^{26} *wisky*, 31^{14} *quic*, 39^{32} *Thame*, 59^{19} *promtly*, 86 *thougths*, 96 in etwa zur Vernunft, S. 99 Leixester; im Wörterbuche S. 17 *ŏdour*, 18 *overbard*, 19 Taschenmessen, 27 *troublesome* = lässig, dazu S. 14 *joinin*, 20 ∼ *at a rapid* ∼, 23 p. 181.

Borna. **E. Teichmann.**

---

234 **Frederick Morgan Padelford, Old english musical terms.** (Bonner Beiträge zur Anglistik. Heft IV.) Bonn, Hanstein, 1899. 112 S. 8. ℳ 3.20.

Die erste Hälfte dieser dankenswerten Abhandlung bringt einen Überblick über die altenglische Musik: 1. vor der Einwanderung der Angel-

sachsen; 2. nach der Einwanderung in England (Einflufs des Christentums und der alten Einwohner, irischer Einflufs, die Musik in Wales u. s. w., Behandlung der Stelle des Giraldus (Cambriae descriptio) über die Polyphonie bei den alten Sachsen); 3. weltliche Musik (besonders Alfreds und Edmunds Einflufs, Charakter der sächsischen Poesie, Gattungen der Lieder u. s. w.); 4. geistliche Musik und 5. die musikalischen Instrumente. Der zweite wichtigere Teil enthält das Glossarium mit den Belegstellen. Leider hat der Verf. ganz auf Abbildungen verzichtet.

Laubach. **Karl Schmidt.**

---

235) **Wilhelm Münch und Friedrich Glauning, Didaktik und Methodik des französischen und englischen Unterrichts.** München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 107 u. 88 S. 8. ℳ 4.—.

Die weit auseinandergehenden Ansichten über den Betrieb des Unterrichts in den neueren Sprachen rechtfertigen vollauf die Benutzung eines Wegweisers, wie er vorliegt in dem oben genannten Buche, das als Band III dem bekannten Baumeisterschen Werke angehört. Der Teil, der das Französische behandelt, ist von Münch bearbeitet. Hier spricht ein Mann von reichster Erfahrung, der mit allen Richtungen und Ansichten vertraut ist, ein Mann auch, der nicht das Programm einer Partei als das alleinseligmachende preist, sondern weifs, dafs man auf verschiedenen Wegen zum Ziele gelangen kann. Endlich ist auch noch hervorzuheben, dafs M. den Stoff vorzüglich gesichtet und der Darlegung eine musterhafte Form gegeben hat. Nach einem einleitenden Kapitel, das einen Blick auf das ganze Gebiet gewährt, die neueren Forderungen hell beleuchtet und dem Französischen seine Stellung im Unterricht bestimmt, geht M. im zweiten Kapitel auf die einzelnen Gebiete des Unterrichts über. Zunächst wird die Aussprache behandelt. Es wird darauf gedrungen, nur das Erreichbare anzustreben, das aber mit allem Nachdruck festzuhalten, eine Aufgabe, die immer noch schwierig genug ist. Auch im Sprechen fordert M. eine Beschränkung des Zieles, da der Unterricht eine Beherrschung der fremden Sprachen doch nicht zu geben vermag. Wie ernst er es aber mit der Vornahme von Sprechübungen meint, zeigt seine Anweisung, wie man sie vom Anfange bis in die höchsten Klassen vornehmen soll. Der folgende Abschnitt bespricht die Behandlung der Grammatik. Die Frage der Einschränkung, die schon so oft erörtert worden

ist, wird nach ihren verschiedenen Seiten hin beleuchtet, und es wird gezeigt, dafs hier viele Schwierigkeiten vorliegen, dafs man mit dem blofsem induktiven Betriebe nicht auskommen könne und eine Sichtung des grammatischen Stoffes dringend notwendig sei. Nach kurzen, durchsichtigen Mustersätzen hätten die Schüler andere zu bilden. Auf eine Übersetzung ins Französische mag der Verf. nicht verzichten, doch soll der Stoff immer einfach und ein zusammenhängendes Ganze sein. Den schriftlichen Arbeiten ist der folgende Abschnitt gewidmet. Es werden die verschiedenen Arten genau besprochen. Dem Nachbilden eines zusammenhängenden Stoffes soll allmählich immer mehr Pflege zu teil werden, dem Briefe, ist besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ausführlich ist der Aufsatz behandelt, dessen Ziel ein schlichtes sein soll, das aber darum noch nicht leicht zu erreichen ist. Hierüber sind seit Erscheinen des Buches Reums wertvolle Arbeiten erschienen. Mit grofser Sorgfalt unterrichtet uns dann M. im folgenden Abschnitte über die Lektüre, über die Grundsätze, die bei der Auswahl derselben gelten sollen und über die Behandlung der Lektüre im Unterricht. Man kann meines Erachtens hierin keinen besseren Berater finden als M. In den nächsten Abschnitten wird die Erwerbung eines Wortschatzes, die Behandlung der Synonymik, der Stilistik, der Verslehre, der Litteraturgeschichte und der Sprachgeschichte durchgesprochen. Auch hier wird überall mit sicherem Takte das Wesentliche hervorgehoben und vor unberechtigten Bevorzugungen einzelner Gebiete gewarnt.

Das dritte Kapitel enthält die Organisation des Unterrichts. Nach Darstellung der allgemeinen Grundsätze, die hierbei in Betracht kommen, geht M. auf die Einrichtung des Anfangsunterrichts ein. Der besonnene Kenner unseres Unterrichtszweiges zeigt sich auch hier wieder in der Zweckmäfsigkeit seiner Forderungen und der Zurückweisung extremer Reformen. Dann werden die Besonderheiten der verschiedenen Schularten und die amtlichen Organisationen der bedeutenderen deutschen Staaten und auch die Österreichs besprochen. Das vierte Kapitel giebt einen Überblick über die wichtigeren Werke der Fachlitteratur, ihm geht eine Betrachtung voraus, die durchaus treffende Bemerkungen über den Charakter der Veröffentlichungen enthält. Das Schlufskapitel handelt von den Anforderungen, die an den Sprachlehrer gestellt werden und dem Möglichen und Nötigen in dieser Hinsicht.

Der zweite Teil des Buches, der das Englische behandelt, ist von Glauning bearbeitet. Die einzelnen Kapitel lauten hier: Einleitung, Aussprache, Grammatik, Lektüre, Wortschatz, Übersetzen, Schreiben, Sprechen, Schlufswort, Hilfsmittel für den englischen Unterricht. In der Einleitung ist mir aufgefallen, dafs in einem längeren Paragraphen von der Apperzeption gesprochen wird. Meiner Ansicht nach gehört diese Erörterung nicht in einen speziellen Teil des Werkes. Weiterhin mufs ich aber auch den Abschnitt über die Anschauung anfechten. Ich gestehe offen, dafs er mir zum Teil überhaupt unverständlich ist. Hier heifst es z. B.: „es ist doch sehr fraglich, . . . ob die noch so lebhafte Vorstellung eines Baumes, das Behalten des Wortes *tree* leichter ermöglicht, ob eine Beschreibung der Schlacht bei Trafalgar zum grammatischen Verständnis von Nelsons berühmten Wort *England expects every man to do his duty* irgend etwas beiträgt(!).“

Mit den Ansichten Glaunings über die Aussprache wird man sich im grofsen und ganzen einverstanden erklären können, nur will mir scheinen, als ob gerade die Behandlung, die der Verf. diesem Kapitel in seinem Lehrbuch zu teil werden läfst, etwas zu stark betont würde. Im Kapitel von der Grammatik vertritt G. ebenfalls den Standpunkt, den er in seinem Lehrbuch einnimmt: er will, dafs die Grammatik nach den Redeteilen eingerichtet sei. Die Lektüre soll die grammatischen Unterweisungen nur ergänzen. Bei der Lektüre sollen Vergleiche mit dem Deutschen und Französischen angestellt und sprachgeschichtliche Belehrungen gegeben werden. Unnötigerweise bekämpft G. den Gedanken, den Schüler die Grammatik selbst herstellen zu lassen. Seine Ansicht, dafs beim Abfragen der Grammatik immer nur nach dem Beispiel gefragt werden müsse, ist doch wohl nicht ganz richtig. Ich glaube, dafs es doch auch gut ist, den Schüler einen Überblick über die einzelnen Gebiete gewinnen zu lassen. Dazu aber bedarf es der festen Regeln. Richtig aber ist es, dafs die Grammatik nicht Selbstzweck sein kann. Die Lektüre soll im zweiten Semester beginnen, vom dritten Jahre an aber ganz im Vordergrund stehen, an Stelle der bis dahin betriebenen Grammatik hätten dann Übungen in der praktischen Handhabung der Sprache zu treten. Diese, und namentlich das Sprechen, haben aber meiner Ansicht nach, sofort zu beginnen und nicht erst nach längerer Beschäftigung mit der Sprache. Den Ausführungen G.s über die Auswahl der Lektüre kann man wohl im ganzen beistimmen, auch seiner Forderung, dafs ein Lesebuch

mit vorwiegend realem Inhalt die übrige Lektüre ergänzen könne. Ich bestreite aber, dafs ein ausführliches Wörterverzeichnis zum Lesebuch ein Vokabular entbehrlich mache. Meint G. das Wörterbuch oder ein systematisches Vokabular wie das französische von Plötz? Ersteres möchte ich nicht missen.

G. will die häusliche Präparation gänzlich beseitigt sehen und die ganze Arbeit der Lektüre in den Unterricht verlegen. Gehört dazu nicht schrecklich viel Zeit? Und warum das? Weil der präparierte Schüler das Interesse verloren habe. Diese Wahrnehmung habe ich noch nie gemacht. Das Lesen behandelt G. an zwei Stellen. Vor dem Übersetzen soll gelesen werden und ebenso nachher. Zuerst handelt es sich mehr um ein mechanisches, dann aber um ein sinngemäfses fliefsendes Lesen. Warum nicht beides am Schlusse? Der Lehrer kann ja zum Erfassen des Gedanken vor dem Übersetzen selbst vorlesen. Sonderbar finde ich die Forderung, dafs vor dem Übersetzen erst alles erklärt werde. Wie soll man etwas erklären, was noch gar nicht im ganzen aufgefafst ist! Einer Lektüre ohne Übersetzung mag wie G. auch ich nicht das Wort reden. Ab und zu läfst sich jedoch eine leichte Stelle doch auch einmal mit englischer Erklärung durchnehmen. Die Aneignung des Inhalts, die G. vorzugsweise schriftlich erfolgen lassen will, ist doch wohl besser vorwiegend der mündlichen Thätigkeit der Schüler zuzuweisen.

Im Kapitel „Wortschatz“ fordert der Verf. eine genaue Begriffsbestimmung der Worte und Aneignung der idiomatischen Ausdrücke. Als Quelle des Wortschatzes werden die Vokabularien, Phraseologien und synonymischen Bücher entbehrlich gefunden. Zur Erfassung der Bedeutung bezeichnet G. als wirksames Mittel die Etymologie. Hier hat er aber das Unglück *guerre* = deutsch Wehr zu setzen und *sheriff* falsch abzuleiten (S. Skeat und Kluge). Man wird oft die Etymologie besser unberücksichtigt lassen müssen, da dem Schüler der Wandel der Laute nicht klar gemacht werden kann. Die Grundbedeutung der Wörter zu geben, wie G. will, ist beim besten Willen nicht immer so leicht möglich wie bei dem allerdings gut gewählten Beispiele: *board.*

Im Kapitel Übersetzen bekämpft G., und wohl mit Recht, den vielfach lautgewordenen Ausdruck „Hin- und Herspringen“. Bildertafeln zum Ersatz für das Übersetzen hält er nicht für ein geeignetes Mittel, da man doch unwillkürlich immer erst an das deutsche Wort denke, ehe man den fremden Ausdruck gebrauche. Dem ist aber entgegenzuhalten,

dafs bei intensiver Übung der stille Gebrauch der Muttersprache schliefslich doch fortfällt. Dafs die Anschauungsbilder nur Konkretes bieten, stelle ich in Abrede. Die Phantasie findet auch geistige Zusammenhänge auf ihnen. Erst dadurch werden die Bilder interessant. In zwei Paragraphen rechtfertigt G. die Übersetzung in die fremde Sprache, die immer zugleich eine Probe der Leistungsfähigkeit und eine heilsame Übung ist. Er ist ein warmer Verteidiger der Einzelsätze, die heute sehr tief im Kurs stehen, doch will er freilich nach und nach auch zusammenhängende Texte und auch original deutsche. Was nun aber G. meint, wenn er sagt, dafs die Übersetzung deutscher Texte eigentlich nur umgekehrte Lektüre sei, ist mir nicht klar geworden. Das Verfahren aber, das beim Übersetzen ins Englische beobachtet werden soll: gemeinsame Feststellung der Übersetzung in der Klasse, Niederschrift, wiederholtes Vornehmen in der Klasse, Eintrag in ein Reinheft, finde ich, man verzeihe mir das harte Wort, schlapp.

Dem Kapitel Übersetzen folgt das Kapitel Schreiben. G. kommt hier, nach einer kurzen Erwähnung der Übersetzungen, auf folgende Übungen: Nacherzählungen von gelernten Abschnitten und den Aufsatz. Dazwischen setzt er das Diktat. Warum erhält es diese Stelle? Das Nacherzählen ist gewifs etwas Freieres als das Diktat. Das Sätzebilden in fremder Sprache ist nicht so grausig, wie es hier dargestellt wird, wenn Stichworte und Gedanken gegeben werden, die schriftliche Beantwortung von Fragen aber kann doch sehr wohl so eingerichtet werden, dafs die von G. gefürchtete Leichtigkeit wegfällt und eine gröfsere Geistesanspannung erforderlich wird. Die Anweisungen für den Aufsatz sollen nicht angefochten werden, nur möchte ich dafür eintreten, dafs auch der Beschreibung eine Stelle gesichert werde. Siehe hierzu die Arbeiten von Reum. Dafs man bei Anfertigung von Briefen nicht ins Englische übersetzen läfst, hätte gar nicht erwähnt zu werden brauchen.

Das letzte Kapitel behandelt das Sprechen. In einem Paragraphen, der den Wert des Sprechens und der Sprechübungen erörtert, heifst es wunderbarerweise, dafs Übung im Sprechen einer fremden Sprache „wohl in der Regel zugleich eine Übung im Hören" sei. Wenn er aber im folgenden Paragraphen von einer „Scheu der Lehrer, in der Klasse sich der fremden Sprache zu bedienen", „gegenüber zahlreich bevölkerten Klassen" von „einer gewissen Bedenklichkeit und Ratlosigkeit, die sich die Aufgabe der Sprechübungen schwieriger vorstellte, als sie in Wirklich-

keit ist", die Rede ist, so sieht hoffentlich G. auch für seine engere Heimat Bayern zu schwarz. Neuere Philologen, und nur um solche kann es sich hier handeln, dürfen jene Scheu, Bedenklichkeit und Ratlosigkeit eben nicht haben oder müssen sie sobald als möglich ablegen. Mit dem Verf. stimme ich überein in der Forderung, vom Schüler vollständige Antworten zu bekommen. Dafs aber erst mit der Lektüre das Sprechen beginnen soll, halte ich für unzweckmäfsig. G. kann sich wohl auch hier nicht von seinem Lehrbuche losmachen. Mit Recht verlangt er aber, dafs vor allen anderen Quellen das Gelesene zum Sprechen den Stoff biete und in einem regen Frage- und Antwortspiel verarbeitet werde. Dafs Reden, Abhandlungen und lyrische Gedichte keinen passenden Stoff zum Sprechen abgeben sollen, will mir nicht einleuchten. Am schwersten sind Dialoge zu verwerten, die in kurzen Sätzen und Worten bestehen. Überrascht hat mich die Mitteilung, dafs G. auf deutsche Fragen englische Antworten erhalten hat. Die freiere Gestaltung der Sprechübungen, die G. verlangt, ist auch nach meiner Überzeugung und Erfahrung ein schweres Ding. Vor mechanischen Antworten, die er so sehr fürchtet, graut mir übrigens nicht so wie ihm. Das Sprechen hat immer auch viel Mechanisches an sich. Ich verweise auf die Methode Häusser, auf Kron und auch an Ollendorf. Über gedruckte Questionnaires ist G. sehr erbost. Die Questions in Ottos Konversationsgrammatik haben ihm seiner Zeit die Unterhaltung verleidet. Aber das ist doch auch keine eigentliche Unterhaltung, sondern nur ein zusammenhangloses Fragen nach dem Inhalt von Einzelsätzen und Antworten darauf. Die Würde des Lehrers leidet unter den Questionnaires nur dann, wenn der Lehrer seine Sache nicht versteht. Dafs Aufsätze, die durch Antworten auf diktierte Fragen entstehen mechanisch und schablonenhaft sein sollen, ist nicht einzusehen. Sprechübungen zwischen Schülern hält G. nur für möglich in oberen Klassen, ich glaube, sie glücken in unteren Klassen besser als in oberen. Es kommt eben auf die Anleitung zur Fragestellung an. Dafs man die Schüler bei Sprechübungen nach der Reihe aufrufen müsse, ist eine eigentümliche Forderung und gehört meines Erachtens auch gar nicht hierher. Unnötigerweise wird schliefslich gesagt, dafs die deutsche Sprache da einzutreten habe, wo das Verständnis nicht anders erschlossen werden könne.

In dem Schlufsworte beruft sich der Verf. auf eine 25jährige Lehrthätigkeit, er will aber nicht behaupten, dafs der von ihm beschriebene Weg der einzige gangbare sei. Darin mufs ich ihm recht geben. Mein

Schlufsurteil ist: Die Abteilung Englisch enthält zwar das Wesentliche dessen, was behandelt werden mufste, ist aber nicht günstig disponiert und leidet unter der Voreingenommenheit des Verf. An vielen Stellen klingen die Auseinandersetzungen auch allzu elementar.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

Vakanzen.

Braunschweig, H.T.S. Zwei Ohl. N. Spr. 3400—6600 M. Meld. bis 10./10. Magistrat.
Cassel, O.R. Obl. N. Spr. Meld. bis 1./10. Magistrat.
Grünberg i. Schl., Rg. Obl. Math u. Physik. Dir. Dr. Raeder.
Kattowitz, H.T.S. u. Ln.-Sem. Obl. Deutsch, Gesch. u. ev. Rel. Magistrat.
— R.S. Zwei Ohl.: 1) N. Spr.; 2) Math. Meld. bis 1./10. Magistrat.
Oldenburg i. Gr., R.S. Ohl. u. Hülfslehrer, Nat. Magistrat.
Sachsenhausen, R.S. Zwei Obl. (Math. oder N. Spr.) 3900—7200 M. Curatorium der höh. Sch. zu Frankfurt a. M.
Stolberg (Rheinland), Rektor (Kath.), Klass. od. mod. Phil. Meld. bis 1./10. Curatorium d. höh. Schule.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 6. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

V. Vereinfachung der französischen Grammatik.

Von **Theod. Engwer** (Berlin).

Unter dem Titel „Simplification de l'Enseignement de la Syntaxe Française" hat M. Leygues, der französische Unterrichtsminister, am 31. Juli d. J. eine Verfügung an die Examinatoren und Lehrer der französischen Sprache erlassen, die eine bedeutende Vereinfachung des gedächtnismäfsig zu erwerbenden Bestandteils der Grammatik bezweckt. Da die Examinatoren angewiesen werden, in den in dem Erlafs (gedruckt Paris, Imprimerie et Librairie Classiques, Delalain Frères, 115 Boul. St.-Michel) angegebenen Fällen früher für fehlerhaft Gehaltenes nicht mehr anzustreichen, die Lehrer, ebendaselbst Duldung zu üben und der Verfügung Entgegenstehendes nicht mehr zu lehren, so wird die Erleichterung, die den französischen Schülern verschafft werden soll, auch den unseren zu gute kommen müssen und werden auch unsere Lehrbücher bald den Veränderungen Rechnung zu tragen haben.

Die Verfügung beschäftigt sich einesteils mit solchen Fällen, in denen der lebende Sprachgebrauch sich lange nicht mehr um die Vorschriften der Grammatik kümmerte: Nach den Verben des Fürchtens, ferner nach *empêcher* u. ä., *ne pas douter* u. ä., *il s'en faut que* u. ä. kann das *ne* beim Konjunktiv jetzt in allen Fällen fehlen, wie es bei modernen Autoren (Zola, Daudet) längst der Fall war, ebenso im Vergleichungssatze nach dem Komparativ: *meilleur qu'on l'espérait.* Dem schon bestehenden Sprachgebrauch ist auch Rechnung getragen worden, indem *du bon pain, de la bonne viande, des bons fruits* in allen Fällen statt *de* vor dem Adjektiv erlaubt wird, statt dafs die Grammatik bisher nur bestimmte Fälle wie *des petits-fils* zuliefs.

Das Participe Passé mit dem Verb *avoir* und das der reflexiven Verben kann jetzt in allen den Fällen unverändert bleiben, wo es sich früher nach einem vorangehenden Objekte richten mufste. Hier war der alte Sprachgebrauch, nach dem das Pc. sich stets nach dem näheren Objekt richtete, ja unter dem Einflusse der Grammatiker und der Akademie dahin geändert worden (oder vielmehr es wurde dem eingetretenen Schwanken durch die willkürliche Verordnung ein Ende gemacht), dafs das dem Objekt vorangehende Pc. unverändert blieb, weil das Objekt gewissermafsen noch nicht ins Auge gefafst wurde, das Pc. also gewissermafsen ein Neutrum war: *laudatum habeo,* während man bei folgendem Pc. eine Konkordanz für nötig hielt: *discipuli quos laudatos habeo.* Der nun eintretenden Schwierigkeit bei: *les lettres que j'ai écrites — les lettres que j'ai voulu écrire — les lettres que j'ai eu* oder *eues à écrire,* ferner dem Schwanken bei: *les sommes, que ce travail m'a coûté,* aber: *les peines que ce travail m'a coûtéo* der *coûtées,* hat man ein radikales Ende bereitet.

Dafs man dem schwankenden Geschlechte bei Wörtern wie *aigle, amour, délices, orgue* u. a., der schwankenden Pluralbildung bei den Eigennamen ein Ende gemacht hat, ist recht dankenswert. Das „*toutes les vieilles gens sont soupçonneux*“ ist nicht länger richtiger als das heute zugelassene natürlichere „*soupçonneuses*“. Vereinfacht ist die Schreibung und Pluralbildung der zusammengesetzten Substantive insofern, als man alle jetzt in einem Worte schreiben und ihnen dann allen ein End-s geben kann. Hier könnte man vielleicht ein Bedauern aussprechen, weil die Unterschiede in der Bildung, die sich bisher in der Pluralbildung geltend machten, nun nicht mehr durch die Schrift ausgedrückt werden: Die Typen 1) *des coffreforts* neben *coffresforts, des blancseings* neben

blancsseings, 2) *les cheflieux* neben *chefslieux,* 3) *des timbrepostes* neben *timbres-poste,* 4) *un gagnepetit — des gagnepetits* neben *des gagne-petit* werden gleich behandelt. Da aber die Aussprache die Unterschiede nicht mehr zeigte (*bonshommes, gentilshommes* sind der üblichen Aussprache wegen beibehalten), so mag auch diese Neuerung willkommen sein. Es bleiben unberührt die Zusammenstellungen wie: des chefs d'œuvre, des tête à tête, nur dafs der Bindestrich hier wie meistens wegfällt.

In *grandmère, grandroute* u. ä. ist der bisherige, historisch unberechtigte Apostroph verschwunden. *Une demie* ist neben *demi heure* (ohne Bindestrich) jetzt erlaubt, wie es immer biefs *une heure et demie.* Die Zahlen brauchen jetzt keine Bindestriche mehr, der Plural von *vingt* und *cent* kann stets mit *s, mille* auch in Jahreszahlen wie üblich geschrieben werden. Also: *l'an mille huit cents quatre vingts dix.*

Hier sind nur die wichtigsten der 15 Seiten umfassenden Vorschriften genannt worden; jeder Lehrer möge sich das Heftchen kommen lassen. Betont sei noch einmal, dafs es sich nur um Duldung neben dem alten Gebrauche handelt. Da dieser aber vielfach nur noch durch die Schule gehalten wurde, wird er von selbst verschwinden. Angriffe werden erfolgen. Unberechtigt scheinen mir solche, wie Talmeyr („Revue Hebdomadaire", 8 sept.) sie ausspricht, dafs nun der Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten verschwinde. Dem gegenüber sagt der Erlafs noch allgemein im Schlufswort zur Erklärung seiner Tendenz: „Il conviendra de ne pas compter comme fautes graves celles qui ne prouvent rien contre l'intelligence et le véritable savoir des candidats." Und S. 13 schon: „Il paraît inutile de s'obstiner à maintenir artificiellement une règle qui n'est qu'une cause d'embarras dans l'enseignement, qui ne sert à rien pour le développement de l'intelligence, et *qui rend très difficile l'étude du français aux étrangers."* Die Schüler werden die Zeit und Kraft, die sie beim Auswendiglernen sparen, zur Erfassung des wirklichen Geistes der Sprache verwenden können.

---

236) **E. Fritze, Die euripideische Tragödie Helene.** Sonderdruck aus der Festschrift der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Bremen, G. Winter, 1899. 50 S. 8. ℳ 0.60.

Auf die Verschiedenheit, die zwischen Äschylos und Sophokles einerseits und Euripides anderseits besteht, ist schon von den verschiedensten

Seiten hingewiesen worden; ebenso ist allgemein bekannt, dafs die Dichtungen des Euripides uns Modernen näher stehen. Worin liegt nun die auch noch für uns gültige typische Bedeutung der euripideischen Dichtungsweise? Dies ist die Frage, die der Verf. in der vorliegenden sorgfältigen und willkommenen Abhandlung untersucht. Er wählt dazu gerade die Helena aus, weil er dieses Stück als Grundlage zur Erörterung dieser Frage für besonders geeignet hält, da es sozusagen im Mittelpunkt der dichterischen Eigenart des Euripides steht. Auf Grund einer ausführlichen Analyse und einer bis in das Einzelnste gehenden Untersuchung des Stückes, bei der auch Teukros, Menelaos und Theoklymenos, die so viel Geschmäheten, zu ihrem Rechte kommen und S. 12 auch einige Verbesserungen zum Text angeführt werden, kommt der Verf. zu dem Resultate, dafs in ihm die romantischen und naturalistischen oder verstandesmäfsigen Bestandteile so dicht neben einander stehen, ja so eng mit einander verwebt sind, dafs das ganze Werk mit seinen romantischen Voraussetzungen und deren verstandesmäfsiger und in der Katastrophe realistischer Ausnutzung den geschlossensten, einheitlichsten Eindruck macht. Die Helena bringt also die Eigenschaft, durch die Euripides und seine Schöpfungen zu Typen geworden sind, die für alle Zeiten vorbildlich sind, am besten zur Darstellung, nämlich die nach jeder klassischen Periode eintretende Zersetzung, die in den Werken des Euripides zum ersten Mal in der Geschichte der menschlichen Entwickelung auf dem Gebiet der Poesie in voller Deutlichkeit zur Erscheinung kommt.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

237) Platonis opera omnia recensuit et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Vol. VIII. Sect II. Editio altera emendatior. **Platonis Sophista.** Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit **Otto Apelt.** Leipzig, B. G. Teubner, 1897. VIII u. 217 S. 8. ℳ 5.60.

Es gab einmal eine Zeit, wo die Besprechung eines Buches in solcher Ausführlichkeit vorgenommen zu werden pflegte, dafs sie füglich als Neubearbeitung des Gegenstandes erscheinen konnte. Eigentlich sollte das heute auch noch sein; wir könnten dann manche Sonderausgabe und -abhandlung mit ihren notwendigen Wiederholungen sparen. Allein dann würden der Besprechungen naturgemäfs nur wenige erscheinen können, weil nur wenige Gelehrte die dazu nötige Bekanntschaft mit dem Gegen-

stande jedesmal besitzen. Nun will es aber unsere Zeit, dafs jede bedeutende Erscheinung so ziemlich in jeder Zeitschrift beurteilt werde, und da mufs mancher Beurteiler — wozu sich Rf. im vorliegenden Falle auch zählt — die Sache kürzer abmachen. Zwar habe ich, von meinem grofsen Interesse an Apelts Arbeit getrieben, die Besprechung in Hoffnung auf arbeitslosere Zeiten so lange als möglich hingezögert, aber meine Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, und so mufs ich mich, so leid es mir thut, mit dem *δεύτερος πλοῦς* einer üblichen Anzeige begnügen.

Kurz gesagt enthält die vorliegende Ausgabe alles, was wir von einer wissenschaftlichen Bearbeitung heutzutage verlangen. Der Text ist gründlich durchgearbeitet und auf *B*, *T* und den *Vindobonensis suppl. graec.* 7 (W. Schanz) gegründet. Letzteren hat W. Weinberger für den Hsgbr. neu verglichen. Das Verfahren Apelts ist löblicher Weise ein im ganzen konservatives. Die Erklärung bringt alles Nötige ohne den Schwulst und unnötigen Ballast des guten Stallbaum. Die Prolegomena unterrichten — äufserlich noch im hergebrachten Schema dieser Stallbaum-Ausgaben — über alles zur Einleitung Wissenswerte. Für beide, Erklärungen wie Einleitung, ist die gesamte Litteratur gewissenhaft verwertet. Wir besitzen somit erfreulicherweise wieder eine echt akademische Ausgabe des Sophistes.

Äufserlich unterscheidet sich A.'s Ausgabe von den Stallbaumern dadurch, dafs auch die erklärenden Anmerkungen anstatt in zwei Spalten unter dem apparatus criticus nunmehr in ungebrochener Zeile durchgesetzt sind. Innerlich sind von dem alten Stallbaum nur Teile der Inhaltsangabe in den Prolegomenis und einige 84 Anmerkungen übrig geblieben. Bei dieser Lage der Sache fragt man sich billig, weshalb denn Stallbaums Name überhaupt noch auf dem Titel erscheint. Die Rücksicht auf die übrigen Bände der Sammlung zwang nicht unbedingt dazu und Pietät kann — eine so schöne Sache sie auch ist — auch übertrieben werden.

Darstellung, Druck und Ausstattung sind gut. Von Kleinigkeiten sind mir aufgestofsen die Konstruktion: *Socrates minor et caeteri adulescentes . . . . advenire fingi . . . . elucet* S. 51 Anm. 1, das überflüssige *ἄγομεν* hinter *κοσμίως* ib. Anm. 2 und im Index latinus *Accusativus absolute positus propter anacoluthon* 266 B', welcher acc. abs. an der betr. Stelle schwer zu finden sein dürfte.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

238) **The Correspondence of M. Tullius Cicero** with a revision of the text, a commentary and introductory essays. By **Robert Yelverton Tyrell** and **Louis Claude Purser.** Dublin, Hodges, Figgis & Co. London, Longmans, Green & Co. 1897. Vol. V: LXXV und 422 S. 8. geb. 14 sh. Vol. VI: 1899. CXVII und 347 S 8. geb. 14 sh.

(Fortsetzung.)

Aufserdem sind folgende Abweichungen von der Überlieferung zu beanstanden: V, S. 38 (Att. XII, 32, 1): *ne illi* (statt *illuc*) *ad me veniant.* Es geht voraus: *illam cum matre venturam*, Cicero hat also an dieser Stelle nur an die beiden Frauen gedacht. Übrigens ist diese Änderung nicht in der Tabelle verzeichnet; S. 47 (Fam. VI, 21, 3) würde ich das handschriftliche *De tuis rebus nihil est, quod timeas, praeter universae rei publicae interitum; tibi confirmo* halten und nicht *est* in *esse* verwandeln und es von *confirmo* abhängen lassen; S. 54 (Att. XII, 35, 2) wird vorgeschlagen anstatt *quod non magno opere moveret, nisi .. nollem* zu schreiben: *quod ... movet, nisi ... nolo*; S. 71 (Att. XIII, 26, 2) hätte nicht mit Wesenberg: *qui* (statt *quin*) *etiam noctibus* geschrieben werden sollen; S. 122 (Att. XIII, 20, 4) ist die Veränderung des *ei* in *mi (curare + in toto nisi ut mi ne desim)* um so weniger statthaft, als nicht die ganze Stelle zu heilen versucht ist; ich lese: *Quidquamne me putas curare in toto ⟨negotio⟩, nisi ut ei ne desim?*; S. 154 (Att. XIII, 38, 2) sehe ich keinen Grund ein, *Asturae* in *Asturam* zu ändern; S. 180 (Fam. XIII, 7, 5): *quod* (für *quoniam*) *a te data sit opera*; S. 219 (Fam. XI, 1, 2): *Hanc* (für *haec*) *se impetraturum*; S. 265 (Att. XIV, 20, 2): *inde ante discessit, quam illum venisse audivi* (für *audivissem*); S. 270 (Att. XIV, 22, 2) entsteht durch die Änderung des *etsi illi iuvenes* in *nisi illi iuvenes* ein falscher Sinn; S. 278 (Att. XV, 3, 3) ist die von Gronovius herrührende Lesart: *De Q. filio, ut scribis, ἄλις* (für *A. M. C.*) durchaus nicht so sicher, dafs sie es verdiente, in den Text aufgenommen zu werden; S. 279 (Att. XV, 4, 1): *nisi forte quae* (für *quem*) *non ames omnia videntur insulse fieri. Scripsi ita, ut ct.* Ich meine, die überlieferten Worte können beibehalten werden, ohne dafs es notwendig ist, mit Müller vor *omnia* ein *ab eo* einzuschalten. Oder sollte zu lesen sein: *nisi forte, quem non ames, omnia videtur insulse facere. Rescripsi ct.?* S. 309 (Att. XV, 21, 1) kann ich den Vorschlag nicht billigen: *Ecquem tu illo cerritiorem* (für *certiorem*) *nebulonem?*

S. 337 (Att. XVI, 16, 2. 3) betrachte ich es als einen unglücklichen Gedanken, in den Worten *Delectari mihi Tereo videbatur et habere maiorem Accio quam Antonio gratiam* das *habere* in *haberi* ändern zu wollen; S. 343 (Att. XVI, 16, 2); *Sed tamen prospice* (für *perspice*); VI, S. 6 (Fam. X, 1, 3): *etiam* (für *tamen*) *tuae dignitati ita favemus*; S. 34 (Att. XVI, 14, 2): *Tamen vide, si forte in Tusculano recte esse possim* (für *possum*), *idne* (für *ne id*) *melius sit*; S. 38 (Att. XVI, 15, 2): *Possum* (für *possumus*) *enim, ut sponsores appellentur, procuratores* (für *procuratorem*) *introducere*; ebd. § 5: *Terentiae* (für *Terentiam*) *dico*; S. 76 (Fam. X, 6, 3): *Complures in perturbatione rei publicae consulares* (mit Kleyn für *consules*) *dicti*; S. 132 (Brut. I, 5, 2): *Sed hoc* (für *haec*) *cogitabis diligentius*; ebd. § 3: *est etiam in lege Julia ... aperte indicatum* statt *est etiam in lege Julia ...; aperte indicat*, welche Lesart viel besser dem Briefstil entspricht; S. 133 (Fam. X, 14, 1): *Atqui* (für *atque*) *etiam hostibus fusis*; S. 164 (Brut. I, 17, 4): *qui exercitum victorem habet* (für *habeat*); S. 180 (Brut. I, 1, 1): *multa eius iudicia* (für *indicia*); S. 182 (Fam. XI, 19, 2): *officium in rem publicam* (für *in re publica*) *summum*; S. 184 (Fam. XI, 20, 1): *se non esse commissurum, ut tolli posset* (für *possit*); S. 185 (Fam. XI, 20, 3): *video facultatem fore ex agris Sullanis* (für *Silani*); S. 219 (Fam. X, 23, 4): *Laterensis nostri et fidem et animum singularem in rem publicam* (für *in re publica*), doch wird in der Anmerkung hinzugefügt: The Mss. give in re p., perhaps rightly; S. 252 (Brut. I, 14, 2): *quibus servitutem a tuis civibus depulisti* (für *reppulisti*); S. 258 (Brut. I, 15, 8): *atqui* (für *atque*) *illo die cognovi.*

Andererseits wird an nicht wenigen Stellen m. E. irrtümlich an der Überlieferung festgehalten: V, S. 18 (Fam. IV, 5, 3): *in amicorum negotiis libertate sua uti* (zu ändern in *usi*); S. 237 (Att. XIV, 10, 1): *senatum in Capitolium a praetoribus vocari*, wo das von den übrigen Herausgebern hinzugefügte *oportere* (Müller: *debere*) als unnötig eingeklammert ist; S. 242 (Att. XIV, 12, 2): *Negat haec ferri posse.* Man mufs *negant* lesen. Nicht Octavian kann Subjekt sein, der ja damals mit seiner wahren Meinung noch vorsichtig zurückhielt, sondern es sind jene *multi, qui quidem nostris mortem minitantur*; S. 243 und 244 (Att. XIV, 13 A, 3): *non contempseris hanc familiam*, wo sicher *non quo* oder *non quod contempseris* zu schreiben und mit dem Vorhergehenden zu verbinden ist; S. 324 (Att. XV, 27, 1): *Non enim ego tam illum exspectare,*

cum (zu ändern in *dum*) *de Cosano rediret*; VI, S. 10 (Fam. X, 3, 3): *devexata* (zu schr.: *divexata*); S. 27 (Att. XVI, 11, 4): *Haec ad posteriorem*. Es sind hier, wie schon Wesenberg hervorgehoben hat, sicher einige Wörter ausgefallen; S. 92 (Brut. II, 1, 3): *meum quidem animum in aciem esse*, es mufs mindestens ein *intentum* hinzugefügt werden, vgl. Progr. 1897, S. 7; S. 93 (Brut. II, 3, 1): *neque minus turpe aut flagitiosum erit post recuperari*, eine Stelle, die nach meiner Überzeugung lückenhaft überliefert ist (vgl. ebd. S. 11); S. 98 (Fam. X, 12, 5): *atque haec omnia, quae habent speciem gloriae, collecta* (zu ändern in *collectam*) *inanissimis splendoris insignibus*; S. 99 (Brut. II, 2, 2): *Nos exspectatio sollicitat, quae est omnis iam in extremum adductum discrimen*, wo wieder mit Sicherheit der Ausfall mehrerer Wörter anzunehmen ist (vgl. ebd. S. 9); S. 102 (Brut. II, 4, 3): *Id si ita est, istic tibi censeo commorandum: sin eam semel cepit, mihi crede, non erit*; m. E. ist zu schreiben: *sin eam semel coepit* ⟨*vexare, brevi inde discessurus*⟩, *mihi crede, non erit* (vgl. ebd. S. 17); S. 105 (Fam. X, 30, 3): *cum equites nostrum cornum circumire vellent*. Da zweimal in demselben Briefe die Form *cornu* vorkommt, ist es nicht wahrscheinlich, dafs an einer Stelle die Nebenform *cornum* gebraucht worden sei. Das Verschreiben war um so leichter möglich, als *nostrum* unmittelbar vorausgeht. S. 104 (Fam. X, 30, 1) ist das *potuissemus* von H. Pal. beibehalten worden (M.: *possuissemus*), es ist aber der Conj. Imperf. durchaus notwendig, zweifelhaft bleibt es nur, ob *possemus* oder *potis essemus* zu schreiben ist; S. 122 (Fam. X, 9, 3) ist noch geschrieben: *Vienna equites mille ... praemisi*, wenn auch Wesenbergs Vorschlag *equitum III milia* zu schreiben, gebilligt wird. Da die Hdschr. *Viennam* bieten, so habe ich schon früher (Progr. 1891, S. 38) die Vermutung ausgesprochen, dafs zu lesen sei: *Vienna III equitum milia ... praemisi*; S. 122 (Brut. I, 3, 4) *Hirtius quidem in ipsa victoria occidit, cum paucis diebus ante magno proelio vicisset*. Ich halte die Hinzufügung eines *iam* nach *cum* für notwendig; S. 132 (Brut. I, 5, 3): *tibi autem statuendum est de ct.*; es mufs vor dem *statuendum* mindestens ein *idem* hinzugefügt werden; S. 144 (Fam. XI, 13, 3): *Succlamatum est, et frequenter a militibus Ventidianis*, wo *succlamatum est ei frequenter* zu schreiben ist; S. 155 (Brut. I, 16, 1): *quae morte qua non perniciosior*; die Stelle kann nicht in Ordnung sein, wir werden auch hier wieder den Ausfall einiger Worte anzunehmen haben (vgl. Progr. 1897, S. 52); S. 158 (Brut. I, 16, 6): *neque incolumis*

Caesare vivo fui, der Zusammenhang zwingt, nach *neque* zu ergänzen *Romae* (vgl. ebd. S. 53); S. 168 (Brut. I, 4, 4): *unum hoc a grato animo liberalique profectum cautiorem ac moderatiorem liberalitatem desiderant*, es mufs heifsen *desiderat* (vgl. ebd. S. 27); S. 174 (Fam. X, 18, 2): *Sciebam enim, — et cautius illud erat consilium. Et* ist mit Lambinus in *etsi* zu ändern; S. 215 (Fam. XI, 25, 5): *ab utrisque vestrum*, notwendig ist: *ab utroque*; S. 281 (Fam. XVI, 16, 1): *cum eum indignum illa fortuna ac nobis amicum quam servum esse maluisti.* Sollte Q. Cicero wirklich so nachlässig geschrieben haben? Wie zu ändern ist, läfst sich freilich nicht mit Bestimmtheit sagen. Bestechend ist der Vorschlag Lehmanns, nach *ac* ein *nomine* einzuschieben; es kann dieses *nomine* auch in dem überlieferten *nobis* enthalten sein, das insofern Bedenken erregt, als Tiro doch nie der Sklave auch des Q. Cicero gewesen war; eine dritte Möglichkeit wäre, nach *fortuna* ein *censuisti* hinzuzufügen.

Konjekturen, die m. E. nicht zu billigen sind, haben die Herausgeber an folgenden Stellen aufgenommen: V, S. 9 (Att. XII, 16): *Mihi adhuc nihil optatius fuit hac solitudine* (Kahnt), das Richtige dürfte *aptius* sein, das von M[2] überliefert ist; S. 128 (Att. XIII, 23, 3): *quam non habere qui utar* (Schmidt). Vorzuziehen ist die Lesart der früheren Herausgeber: *quam habere qui utar laetor* oder die Müllers: *quam gaudeo habere qui utar.* Das vorhergehende *maiori offensioni esse quam delectationi* zeigt deutlich, dafs ein Ausdruck folgen mufs, der den Begriff „sich freuen" enthält; S. 304 (Att. XV, 18, 2): *cuius etiam ludorum sumptuosorum curam* (Lehmann). Sollte das handschriftliche *suorum* nicht, ähnlich wie das vorhergehende *itineris* in § 1, durch Dittographie entstanden sein? Die Hinzufügung eines Attributes zu *ludorum* erscheint hier geradezu störend; S. 230 (Att. XIV, 5, 2): *non modo saepti, verum etiam vagi esse debebant* (Manutius). Das *vagi* dürfte kaum richtig sein; es ist nur fraglich, ob mit Müller *tecti* zu schreiben oder die gewöhnliche Lesart *magni*, die der Überlieferung (M[1] *magni sedebant*, M[2] *magnis esse*) am nächsten kommt, beizubehalten ist. VI, S. 38 (Att. XVI, 15, 3): *quamquam enim potest* (Gronovius für das überlieferte *postea*) *et in praesentia belle iste puer retundit Antonium.* Gewifs kann das blofse *posse* die Bedeutung haben: mächtig sein, to occupy a strong position. Diese Bedeutung pafst aber nicht in den Zusammenhang. Die Stelle gehört zu denen, die nicht mit Sicherheit geheilt werden können. Ich selbst habe (Progr. 1897, S. 26, Anm. 1) *prodest* vorgeschlagen, verkenne aber nicht,

dafs man ebenso gut mit Müller das *postea* einklammern oder dafür *pro sua parte* schreiben könnte. S. 129 (Brut. I, 11, 2): *hunc exercitum esse debere rei publicae.* Diese von O. E. Schmidt empfohlene Lesart des Dresdensis kann ich wegen des Sinnes nicht billigen. Gurlitt hat auf die Autorität von A²c hin *hunc exercitum esse utilem rei p.* vorgeschlagen, was in den Zusammenhang vortrefflich pafst und darum von Müller in den Text aufgenommen worden ist. Noch besser dem Zusammenhange entsprechend und auch dem von M¹ überlieferten *debet* paläographisch näherkommend erscheint mir *defendendum; hunc exercitum esse defendendum rei publicae* bedeutet dann: der Staat müsse sich dieses Heeres annehmen. Dafs die S. 134 (Fam. XI, 10, 1) angenommene Konjektur des Victorius: *si tamen hoc temporis videatur dici causa* nicht das Richtige trifft, steht für mich fest. Ich schwanke, ob zu lesen sei: *exploratum habes vita. Ne hoc temporis videatur dici causa: malle me tuum iudicium quam ex altera parte omnium istorum* oder: *exploratum habes et scis, verum sit an hoc temporis videatur dici causa*; S. 159 (Brut. I, 16, 7): *si Octavius illis* (Konjekt. Lehmanns statt *ullis*) *dignus sit honoribus*; S. 181 (Brut. I, 2, 1) *cum tu eo* ⟨*loco*⟩ *quinque legiones . . . haberes* (Wesenberg). Aus sachlichen Gründen ist diese Lesart unmöglich, vgl. Progr. 1897, S. 22; S. 181 (ebd. § 3): *Quod scribis de seditione, quae facta est in legione + quarta fraude* (C. F. Hermann) *C. Antonii.* Ebenso wie das *fraude* C. F. Hermanns ist das von den Herausgebern vorgeschlagene *capta* für *quarta* abzulehnen; die glänzende Gurlittsche Verbesserung: *in legione quarta decima Antonii causa* scheint ihnen entgangen zu sein.

Wie die Herausgeber in der Auswahl fremder Konjekturen bisweilen nicht glücklich gewesen sind, so müssen auch nicht wenige von den eigenen beanstandet werden. Ich nenne folgende: V, S. 17 (Fam. IV, 5, 3): *An illius vicem, cedo* (für *credo*), *doles.* Nicht das überlieferte *credo* ist in *cedo* zu ändern, sondern *an* in *at*, wie es schon Manutius gethan hat; S. 84 (Att. XIII, 30, 1): *Me quoque accusat. Eam tibi epistolam misi semissem* (cod.: *misissem*). *Etenim illam alteram de rebus gestis eodem exemplo puto.* Die Herausgeber hätten folgerichtig fortfahren müssen: *Etenim illa altera de rebus gestis eodem exemplo puta*, wie Boot thatsächlich nach einer Konjektur von Gronovius geschrieben hat. Denn *illam alteram* (sc. *epistolam*) kann doch nicht bedeuten, wie es Tyrrell und Purser annehmen, „Die andere Hälfte". Offensichtlich

handelt es sich um je zwei Briefe, die der junge Q. Cicero an seine beiden Oheime geschrieben hatte. In je einem waren Vorwürfe enthalten *(O te ferreum, qui illius periculis non moveris! Me quoque accusat.)*, in den anderen beiden schilderte Quintus seine angeblichen Heldenthaten. Nur den Brief, in dem Q. seine Mifsstimmung aussprach, hatte Att. dem Cicero geschickt, der diesen Brief nun zurücksendet und seinerseits den entsprechenden, an ihn gerichteten Brief des Q. hinzufügt, während er dies mit dem Briefe über die grofsen Kriegsthaten nicht thut, da er annimmt, dafs dieser in gleichlautenden Exemplaren an ihn und Atticus von Q. geschrieben worden sei. Ich schlage darum vor: *Eam tibi epistolam misi et ipse. Etenim illam alteram de rebus gestis eodem exemplo puto*; S. 201 (Fam. XVI, 18, 2) wird *itaque ab utro coronas* vorgeschlagen für das überlieferte *itaque abutor coronis*, das mit + in den Text aufgenommen worden ist. Ich kann nicht begreifen, warum diese Stelle verderbt sein soll. S. 257 (Fam. XII, 1, 1): *sed ita ⟨seditio⟩ compressa est.* Von einer *seditio* konnte noch nicht wohl die Rede sein; die Herausgeber nehmen an dem *compressum* der früheren Ausgaben Anstofs, weil sie nicht erkannt haben, dafs zu *compressum* das vorausgehende *malum* als Subjekt zu denken ist; sie halten es für an awkward use of the impersonal construction; S. 273 (Att. XV, 1, 4): *et filia tua τόδ' ἐκ τούτου; [quid est hoc?]* Bei dieser Lesart nehme ich hauptsächlich an der Beibehaltung des *tua* Anstofs; es ist doch viel wahrscheinlicher, dafs, wie drei Söhne der betreffenden Frau anwesend waren, so auch eine Tochter derselben zugegen gewesen ist, als dafs gerade die Tochter des Atticus Zeuge jener Lobsprüche gewesen sei. Ich schreibe die ganze Stelle: *Nam quod eam collaudavi apud amicos audientibus tribus filiis eius et filia, τοῦτο ἐκ τούτου, quid est hoc?*: „Denn dafs ich vor Freunden in Beisein ihrer drei Söhne und ihrer Tochter, sie weidlich gelobt habe, — das eine ergab sich aus dem anderen (d. h. meine Lobsprüche ergaben sich aus der Gegenwart ihrer Freunde und ihrer Kinder) — was hat das weiter zu bedeuten?"; S. 286 (Att. XV, 6, 1): *qui adhuc bonus fuisset — ⟨fuisse⟩ sciebam neque eum confidebam fore.* Der Zusammenhang würde *non fuisse* erfordern, aber auch damit wäre der Stelle noch nicht aufgeholfen. Nach *fuisset* wird eine gröfsere Lücke anzunehmen sein, die etwa folgendermafsen auszufüllen ist: *Cum ad me Brutus noster scripsisset et Cassius, ut Hirtium, qui adhuc bonus fuisset, ⟨confirmarem, quamquam non fuisse⟩ sciebam neque eum confidebam fore mea auctori-*

tate meliorem ..., tamen ct.; S. 316 (Att. XV, 25): *et tu etiam scite* (cod.: *scire*), *quo die olim piaculum [mysteria scilicet]. Utut erit res* (cod.: *ut tu scires*), *casus consilium nostri itineris iudicabit.* Die Gestaltung der Stelle ist durchaus nicht sicher; vorsichtiger wäre es wohl gewesen, den Wortlaut der Handschriften abzudrucken und durch ein + die Verderbnis der Stelle zu bezeichnen. Meine Ansicht über den Brief ist folgende: Cicero hatte Atticus keineswegs nach dem Datum der römischen Mysterien, des Festes der Bona Dea, fragen wollen, sondern nach dem der eleusinischen, Atticus aber hatte sich so gestellt, als ob nach seiner Auffassung Cicero nur habe die römischen meinen können, und hatte darum scherzend geantwortet: *quo die olim piaculum mysteria scilicet.* Er wollte auf diese Weise dem Cicero zu verstehen geben, es gezieme sich für ihn nicht, so lange in Griechenland zu bleiben (cf. Att. XVI, 6, 2; ebd. 7, 2), dafs er noch an den kleinen Mysterien, die im Frühling gefeiert wurden, teilnehmen könnte. Diesen Wink hatte auch Cicero verstanden, daher sagt er vorher: *sic tamen, ut si nihil offensionis sit.* Die feine Zurechtweisung des Atticus beschäftigt ihn aber noch weiter — ein klein wenig fühlte er sich doch wohl verletzt —, er glaubt sich ihm gegenüber entschuldigen zu müssen, wie er zu der Frage gekommen sei: *Est enim hiberna navigatio odiosa eoque ex te quaesieram mysteriorum diem:* Ich scheue mich vor der Fahrt im Winter — daher dachte ich daran, bis zum Frühjahr in Griechenland zu bleiben. Ich möchte darum schreiben: *et tu etiam scite: quo die olim piaculum mysteria scilicet. Ut tu scribis, casus consilium nostri itineris iudicabit.* VI, S. 25. 26 (Att. XVI, 11, 1) schlagen die Herausgeber für *Asta ea aegre me tenui* vor: *A Septimia aegre ct.* und gleich darauf für *sine vallo Luciliano: sine φραγμῷ.* Die Stelle ist durch Gurlitt aufgeklärt worden, dessen Ausführungen (Philol. 1898 p. 403 ff.) die Herausgeber nicht gekannt zu haben scheinen; S. 94 (Brut. II, 3, 5) schreiben die Herausgeber: *⟨ab ipso senatu⟩ altera;* man wird mit Lehmann und Müller zu lesen haben: *altera quo magis est necessaria .... hoc magis doleo*; S. 129 (Brut. I, 11, 2): *⟨sed⟩ statuit sibi eundum ⟨domum⟩, quoniam exercitum dimisisset.* Offenbar ist diese Stelle lückenhaft überliefert. In welcher Weise zu ergänzen ist, läfst sich mit Sicherheit nicht sagen. Die Ergänzungen von Tyrrell und Purser erscheinen mir nicht glücklich, da an d r e i Stellen Hand angelegt worden ist: an zwei verschiedenen Stellen sind Worte eingeschoben, an einer Stelle ein Wort

weggelassen worden. Besonders bedenklich erscheint mir diese Weglassung des überlieferten *id.* Ich bleibe bei meinem Vorschlage (Progr. 1897, S. 40): *Statuit id sibi, quoniam exercitum dimisisset ⟨non faciendum, sed Romam eundum⟩.*

Den Herausgebern ist es offenbar darauf angekommen, einen möglichst lesbaren Text zu bieten; sie haben daher nicht selten solche Lesarten aufgenommen, die wohl möglich, aber durchaus nicht sicher sind. Darunter rechne ich: V, S. 291 (Schlufs von Att. XV, 8): *Id quidem mihi vix videbatur ct.*; S. 295 (Att. XV, 11, 2): *de illo inani sermone, ⟨quo Romae⟩ velle esse dixerat*; S. 302 (Att. XV, 15, 4): *⟨scio⟩ tibi pro tua natura ct.*; VI, S. 19 (Att. XV, 13, 3): *ad scribendum, ⟨licet enim⟩ tibi vere dicere, fecisti me acriorem*; S. 40 (XVI, 15, 6): *Consenti hac cura* (anstatt *in hac cura*), *ubi sum, ut me expediam*; S. 62 (Fam, IX, 24, 1): *ut ille me virum* (für *meum*) *gratissimum possit cognoscere.*

Die Interpunktion würde ich hauptsächlich an folgenden Stellen anders gewünscht haben: V, S. 260 (Att. XIV, 17): *Earum exempla tibi misi, non ut deliberarem reddendaene essent — plane enim iudico esse reddendas — quod non dubito, quin,* wo offenbar das *quod non dubito* nicht von den vorhergehenden Worten getrennt werden darf; S. 359 (Fam. XI, 27, 6. 7): *Quapropter redeo nunc ad querellam. Ego te suffragium tulisse . . . non credidi*; das *quapropter* gehört notwendigerweise zu *ego te s. t. non credidi,* nicht zu *redeo*; es ist demnach abzuteilen: *Quapropter — redeo nunc ad querellam — ego te suffr. sq.*; VI, S. 9 (Fam. X, 3, 1): *exposuit et praeterea mihi non ignotam in consuetudine et familiaritate suavitatem adiunxit, praeterea summam erga se liberalitatem.* Das Komma ist besser hinter *tuam* zu setzen, so dafs *adiunxit* zu dem Folgenden gehört. (Schlufs folgt.)

---

239) **Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien.** Band II. Mit 8 Tafeln und 179 Textfiguren. Wien, Alfred Hölder, 1899. 275 S. u. 112 Sp. 4. ℳ 20.—.

Den zweiten Band dieser gediegenen Zeitschrift eröffnet O. Benndorf durch eine tiefeindringende, auf reichem Material verschiedener Zeiten und Völker beruhende Untersuchung über den Ursprung der Giebelakroterien (S. 1—51). Eine gelegentliche Bemerkung Durms weiter verfolgend weist er überzeugend nach, dafs diese der griechischen Bau-

kunst eigentümliche Zierform aus der alten Holzarchitektur stammt. Dort ein Strukturglied, die scheibenartige Verkleidung des Stirnendes des Firstbalkens, mit dem die Mitte des Satteldaches ursprünglich bedeckt wurde, ist das Akroterion zur Zierform geworden. Mit diesem Nachweise, der hauptsächlich von den Holzbauten nachbildenden lykischen Felsgräbern ausgeht und durch ein ungemein reiches Vergleichungsmaterial erhärtet ist, ist ein wichtiger Beitrag zur Lösung der Frage nach dem Zusammenhange des hochentwickelten Terracottadaches mit dem Holzdache und damit der Frage nach der Entstehung der dorischen Architektur aus dem Holzstile geliefert. Überflüssig ist es zu sagen, dafs die Abhandlung eine grofse Menge feinster Bemerkungen und Einzelausführungen enthält. Diese meisterhafte Untersuchung Benndorfs ist um so dankbarer zu begrüfsen, als die Archäologie in den letzten Jahrzehnten von vielen dankbaren, aber allerdings auch schwierigen Aufgaben auf dem Gebiete der antiken Architektur nur wenige zu lösen versucht hat. Benndorfs Resultate werden schlagend bestätigt durch die Ergänzung des Materials durch G. Treu (S. 199—201).

Die übrigen archäologischen Arbeiten dieses Bandes darf ich mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nur kurz erwähnen. Zu A. Mahler, „Der angebliche Herakles des Onatas" (S. 77 bis 80) bemerke ich, dafs, wenn der Gegenstand in der Linken des Herakles nicht die Hälfte eines Bogens ist, sondern das Horn des Acheloos sein soll, ich nicht begreife, wie der Kopf ergänzt werden soll, da doch die Spitze des Hornes nach unten gerichtet ist. — W. Reichel, „Das Joch des homerischen Wagens" (S. 137—150), eine glatte Erklärung der crux interpretum Ω 268—274. — P. Herrmann, „Neues zum Torso Medici" (S. 155—173) behandelt zwei im Hofe der Casa de Pilatos in Sevilla befindliche Wiederholungen des Torso Medici zu Paris, wie dieser in kolossalen Dimensionen, eine mit zugehörigem, altem Kopf. — A. v. Domaszewski, Die politische Bedeutung des Traiansbogens in Benevent" (S. 173—192), eine scharfsinnige und vorsichtige Untersuchung, gegen die jedoch Widerspruch in Einzelheiten auf Grund von Autopsie kaum ausbleiben wird, wie denn bei dem fast durchgängig allegorischen Charakter der einzelnen Szenen völlige Einigkeit in der Deutung nicht sobald zu erwarten ist. — Von F. Studniczka, „Eine neue Athletenstatue Polyklets?" (S. 192—198) wird der „Athlet Bardini" erklärt als „ein amüsanter Pasticcio, den ein Kobold aus dem Torso eines Diadumenos und dem Haupte eines Doryphoros zusammengeklebt

hat". — Roh. v. Schneider, „Griechische Wurfscheibe aus Sizilien" (S. 201—205), eine mit bewährter Meisterschaft ausgeführte Beschreibung eines unscheinbaren Turngerätes. — G. F. Hill handelt in englischer Sprache über „Priester-Diademe" mit menschlichen Büsten (S. 245—249). — O. Benndorf bespricht S. 250—254 einen „Porträtkopf des Platon" aus Athen in der Wiener Sammlung, der zwar schlecht erhalten, aher im Gesamteindruck besser ist und dem Originale näher steht, als die übrigen Platonköpfe. In meisterlicher Darlegung erweist er sodann S. 255—269 eine Dreifufshasis von der Tripodenstrafse in Athen, das Weihgeschenk eines im lyrischen Wettstreit siegreichen Choregen, als praxitelisch. Vielleicht ist auf dasselbe Bezug genommen in der sehr vorsichtig herangezogenen Inschrift C. I. A. II, 1298. — Alle diese Arbeiten sind von zahlreichen, technisch meist vorzüglich gelungenen Abbildungen begleitet, die das Studium derselben zu einem wirklichen Genufs gestalten.

Von epigraphischen Arheiten seien hervorgehoben die zusammenfassende, englisch geschriebene Studie über das lykische Alphabet von Walther Arkwright (S. 52—76), der sich nicht mit einer hlofsen Zusammenfassung der bisherigen Kenntnisse auf diesem schwierigen Gebiete begnügt, sondern sich erfolgreich bemüht, in der Entzifferung lykischer Inschriften über seine Vorgänger hinauszukommen. Eine endgiltige Lösung der zahlreichen Schwierigkeiten z. B. auf dem Gebiete der Gutturale und der Sibilanten und in der Frage des Zusammenhanges des lykischen mit dem griechischen und pamphylischen Alphabete, wird vorläufig, wie jeder weifs, der sich schon mit den einschlägigen Alphabetstudien befafst hat, noch ein frommer Wunsch hleiben. Die Forschung aber darf sich nicht abschrecken lassen, hei dem stetig wachsenden Materiale diese Fragen immer und immer wieder in Angriff zu nehmen. — Reife Früchte seiner epigraphischen Studien hietet uns Ad. Wilhelm in der Behandlung „Simonideischer Gedichte" (S. 221—244). Dieser Aufsatz sollte auch von den Philologen gelesen werden, die sonst glauben, die Arbeiten der epigraphischen Spezialisten unberücksichtigt lassen zu dürfen; denn sie bieten genug „litterarisches Interesse" und zudem hat der Verf. alles Material, das zur Vergleichnng dient, in einer gerade für solche Leser hequemen Ausführlichkeit vorgelegt. Aufserdem hat Wilhelm einen anf Stein erhaltenen „Brief der Kaiserin Plotina" vom Jahre 121 n. Chr. über die durch Hadrian erlauhte Regelung der Nach-

folge in der Vorstandschaft der epikureischen Schule in Athen herausgegeben (S. 270—275), auf erschöpfende Besprechung der Urkunde verzichtend. — Nur ungern verzichte ich auf eine Wiedergabe des Inhaltes des scharfsinnigen Artikels von E. Bormann, Denkmäler etruskischer Schriftsteller" (S. 129—136), der, ausgehend von unansehnlichen Inschriftfragmenten aus Corneto, uns interessante Blicke eröffnet in den Betrieb der Haruspicin in der Kaiserzeit. — Auch das „Beiblatt" enthält viel wichtiges Inschriftmaterial, besonders aus dem eigentlichen, natürlichen Arbeitsgebiet des österreichischen Institutes, den Donauländern und Kleinasien. Hervorgehoben sei der „Vorbericht über Ausgrabungen in Pettau" von W. Gurlitt (Sp. 87—102). Ihm ist, wie wir schon durch seinen in der Januar-Sitzung 1899 der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag wufsten, in Unter-Haidin am rechten Ufer der Drau, dem alten Poetovio, gegenüber der heutigen Stadt Pettau, die Auffindung eines der ältesten Mithrasheiligtümer geglückt, das bis jetzt ganz vereinzelt dastehende Weihungen an die *natura* (d. i. Geburt) *dei* und an den *transitus*, Mithras als den Vorüberwandelnden „aus der Unterwelt durch die sublunare Region in die Oberwelt" enthält. — Im Vordergrunde des Interesses stehen natürlich die Ausgrabungen in Ephesos, diesmal vertreten durch die vorzügliche Behandlung einer „topographischen Urkunde aus Ephesos" von O. Benndorf (Beiblatt Sp. 15—36, Abdruck aus der „Kiepert-Festschrift") und den „vorläufigen Bericht über die Ausgrabungen in Ephesos" im Jahre 1898, die besonders das Theater betrafen, durch R. Heberdey (Beiblatt Sp. 37—50, aus dem Anzeiger der Wiener Akademie).

Auch in anderen Aufsätzen dieses Bandes kommt die Topographie zu ihrem Rechte. Von den feinen topographischen Untersuchungen von Otto Cuntz (S. 80—103) ist von allgemeinerem Interesse, dafs es endlich ihm gelungen ist, das rätselhafte c̄o, das sich an sieben Stellen der Peutingerschen Tafel als Distanzangabe zwischen zwei Stationen findet, als das vom Abschreiber nicht verstandene Zeichen ∞ für mille zu deuten. Die Detailbesprechung der betreffenden Stellen ergiebt unter anderem das wichtige Resultat, dafs die so lange gesuchte alte Etruskerstadt Sabate überhaupt nicht existiert hat, sondern dafs Sabate einen nunmehr ziemlich genau fixierbaren Punkt am See Sabate bezeichnet. Besonders gelungen ist sodann die Lokalisierung von *treblis* zwischen Praeneste und Carsioli als Trebula Suffenas in Ciciliano, ein hübscher Kommentar zu Martial

V, 71. Die Benennung, „das Sabinum“ des Horaz (S. 91) kann man als bequem hingehen lassen, doch würde sie in streng wissenschaftlichen Abhandlungen besser vermieden. Scharfsinnig ist *Sublacium* der tabula vom heutigen Subiaco (Sublaqueum) getrennt und dadurch die Lokalisierung einer schwierigen Route der tabula ermöglicht (S. 92—95). — Zahlreiche topographische Probleme, die nur durch Ausgrabungen sicher gelöst werden können, ergiebt die Feststellung der in byzantinischer Zeit von Narses angelegten, von den Langobarden beibehaltenen Grenzfestungen zum Schutze der Alpenübergänge im Tridentinischen durch L. M. Hartmann (Beiblatt Sp. 1—14).

Topographisch und kriegsgeschichtlich gleich wertvoll ist die lichtvolle Studie von Adolf Bauer über „die Schlacht bei Issos“ (S. 105—128), die ganz klar zeigt, dafs Alexander nicht der kühne Draufgänger ist, als den ihn noch unlängst York von Wartenburg hingestellt hat, sondern den Angriff wagen durfte gestützt auf die kühle Erwägung, dafs der numerisch überlegene Feind seinen Truppen an Kriegstüchtigkeit nachstehe und dafs die dem Zusammenprall der Hoplitenmassen vorausgehende Attaque mit schwerer Reiterei, die sich bei Chaironeia und am Granikos bewährt hatte, auch hier nicht versagen werde.

Schliefslich seien die interessanten numismatischen Arbeiten von Edmund Groag, der Sulpicia Dryantilla als Mutter, nicht Gattin, des Regalianus zu erweisen sucht (S. 206—210)[1]) und von W. Kubitschek, „Die Münzen Regalians und Dryantillas“ (S. 210—221) mit Nachtrag im Beiblatt Sp. 112 nicht blofs Numismatikern, sondern auch Historikern zum Studium empfohlen.

Wenn der Redaktion je eine Änderung des Äufseren der Zeitschrift belieben sollte, so empfehle ich, den schon bei der Besprechung der „Arch.-epigr. Mitteil.“ von mir geäufserten Wunsch zu erfüllen, es möchte das Nachschlagen erleichtert und die Übersichtlichkeit erhöht werden, indem Verf. und Titel der Abhandlungen am Kopfe jeder Seite genannt werden. Und schliefslich sei der Wunsch gestattet, im „Beiblatt“ möchten Anmerkungen so viel als möglich vermieden werden; denn obgleich die Schrift derselben scharf und nicht komprefs gesetzt ist, so ist der Druck dieser Anmerkungen doch von augenmörderischer Kleinheit.

Frauenfeld (Schweiz). **Otto Schulthefs.**

---

[1]) Abweichend H. Dessau, Zeitschr. f. Numismatik XX (1899), S. 199ff.

240) **Giuseppe Civitelli, Il suffisso del superlativo Latino.** Contributo alla morfologia Latina. Napoli 1898. 51 S. 8.

Während F. Sommer in der vor kurzem erschienenen zweiten Abteilung seiner Abhandlung „Die Komparationssuffixe im Lateinischen" (Indogermanische Forschungen 11, 205—266) einen wirklich höchst schätzenswerten Beitrag zu besserer und richtigerer Einsicht in dieses an schwierigen Fragen reiche Gebiet der lateinischen Formenlehre darbietet, entbehrt die in der Überschrift namhaft gemachte Abhandlung sowohl wegen ihrer vielen schiefen und unrichtigen Auffassungen und Annahmen im einzelnen als auch wegen der ganz verfehlten Tendenz im allgemeinen eines wirklich wissenschaftlichen Wertes.

---

241) **A. Möhler, Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik.** Leipzig, Göschen, 1900. 195 S. 8. geb. ℳ —.80.

Auf 177 Klein-Oktavseiten ist hier ein Gebiet zusammengedrängt, dessen Darstellung sonst meist dickleibige Bücher erfordert. Es ist dem Verfasser recht glücklich gelungen, das Wichtigste auszuwählen und nach dem Stand der heutigen Forschung darzustellen, doch dürfte in Einzelheiten bei einer neuen Auflage noch manches nachzuholen sein. Zahlreiche Abbildungen und Musikbeilagen dienen dem Texte zur Illustration. Das Werkchen ist zu empfehlen.

Laubach. **K. Schmidt.**

---

242) **Langue française. Méthode Gourdiat.** Premier livre. (Le français pratique par le Professeur Gustave Baptiste-Gourdiat.) Innsbruck 1900. Librairie de l'université, Wagner. 56 S. 8. Kr. 2.50.

Zur allgemeinen Kennzeichnung des Buches mögen die Worte des Verf. in der Préface: „je n'ai pas la prétention d'avoir découvert quoi que ce soit. Je n'ai fait que mettre en pratique ... les conseils que nous a donnés ... Mr. l'Inspecteur général Carré" ... und in den Conseils à M M. les Professeurs: „Cette méthode est une suite de leçons de choses" angeführt werden.

Letzteres trifft nicht auf jede der 32 Lektionen zu, daher ist auch die Forderung der Préface: disposer les phrases de façon à ce qu'elles expriment des faits qui s'enchaînent d'eux-mêmes, nicht immer erfüllt. Im allgemeinen sind die leçons de choses ansprechend gehalten, einige

aber sind unzweifelhaft entweder dem Inhalte nach, oder weil zu sehr ins Einzelne gegangen wird, zu schwer; so z. B. die Entstehung der Winde S. 28 und der Quellen S. 30 mit Ausdrücken wie il se produit un vide, une couche imperméable etc. Die Erwähnung von Victor Hugo S. 16 und der Zeitungen Figaro, Temps, Journal S. 41 ist für Sextaner überflüssig. Exercice 30 verlangt zu dem Satze parce qu'elle est filtrée par la terre eine Fragebildung, zu der das Vorangegangene keine Anleitung giebt, Exercice 49 erscheint mir zu abstrakt. Dagegen hätte Leçon 28 La famille als leichtestes Stück schon früher kommen können.

„La grammaire ne sera abordée que dans le deuxième livre de cette méthode, alors que les règles pourront être expliquées en français et comprises, dans cette langue, par l'élève." So sagt der Verf. in der Préface; S. 37 ff. aber wird in französischer Sprache über Stamm und Endung, Bildung des passé indéf. mit avoir und être, sogar über die Bedeutung der Tempora gesprochen. Von der Konjugation ist auf der einen Seite zu viel, auf der anderen zu wenig gebracht. So erscheinen in den ersten zehn Lektionen neben dem Präsens der vier regelmäfsigen Konjugationen schon die Abweichungen der Verben auf eler etc., cer etc., oyer etc.; ferner das Praesens von faire, prendre, ouvrir, mettre, aller, sortir, venir, pouvoir, écrire, lire, s'asseoir, vouloir, savoir, dire. Aufserdem wird das Passé indéfini auch von reflexiven Verben (das praesens passivi wird als passé indéf. aufgefafst) und das Futur regelmäfsiger und unregelmäfsiger Verba geübt; alle anderen Zeiten fehlen vollständig. Die zweite Person Sg. ist nie gebraucht, wogegen schliefslich nichts einzuwenden wäre, wohl aber ist nicht zu billigen, dafs die zweite Person Pl. stets nur als Anrede für eine Person gebraucht ist, dafs sogar im Paradigma zwischen den Pluralformen der ersten und dritten Person plötzlich vous êtes obligé S. 19, vous êtes sorti, vous êtes monté, vous vous êtes refroidi S. 40 als Singular auftritt (Seite 51 steht freilich einmal vous êtes allés). Von Einzelheiten wären noch folgende zu erwähnen: Die Accents auf grofsen Anfangsbuchstaben hätten aus pädagogischen Gründen nicht fortgelassen werden sollen. Für clé S. 2 und cuillère S. 23 konnten die üblicheren Schreibungen clef, cuiller angeführt werden. Die Bindestriche in vingt-et-un etc. S. 12, 32, 50 sind überflüssig. In der Reihe der Zahlen ohne weiteres quatre- vingts, deux cents etc. zu schreiben, ist unrichtig. Die Monatsnamen sind grofs geschrieben (S. 27); dagegen S. 46 Janvier neben avril. S. 37 ist als Endung des Infinitivs der 3. Konjugation evoir an-

gegeben, vier Zeilen weiter aber als Stamm recev, als Endung „oir (ou evoir)". Die Ersetzung unter einander stehender gleicher Verbalformen S. 43 durch Strichel ist nicht zu billigen. Statt elles ont sali S. 40 hätte wohl ein anderes Verb gefunden werden können.

Auch abgesehen von diesen Unzulänglichkeiten im grammatischen Pensum ist das Buch für die Schule unbrauchbar wegen der wenig sorgfältigen Drucklegung. Der Druck ist unscharf, von lädierten Buchstaben wimmelt es, Verwerfungen und Typen aus anderen Schriftarten (S. 5, Z. 37; S. 16, 19; S. 24, 15; S. 47, 5; S. 15, 30) sind auch nicht selten, die Type œ fehlt ganz. Die Interpunktion läfst viel zu wünschen übrig. Punkte fehlen S. 6, 7; 22, 3; 28, 12; Kommas an ungefähr zehn, Fragezeichen fehlen oder sind zu viel gesetzt an ca. 20 Stellen. Auch sonstige Druckfehler sind häufig. So fehlen Bindestriche in Frageformen (S. 15, 18; 16, 34; 18, 27); in zusammengesetzten Wörtern S. 34, 30 hauts fourneaux, S. 39, 2 toute puissante; dagegen ist er zu viel gesetzt in vous-êtes-vous couché 42,16? Ein Apostroph fehlt S. 20, 30 in l encre; ein accent grave S. 37, 20 und 50, 28 in der Endung -ère der Ordinalzahl; dagegen steht S. 36, 23 porcelaine mit accent aigu auf dem i. Von sonstigen Fehlern seien noch angemerkt nseigné, éduqées in der Préface; américains statt Américains S. 2, 16; ses livre 5, 20; leur livres 5, 21; nons st. nous 6, 12; nors st. nous 7, 10; diz st. dix 7, 13; proncez st. prononcez 16, 6; le vue 24, 5; qe 33, 20; q'on 36, 27; on vent 37, 13; 2° st. 3° 37, 22; rendre st. vendre 38, 2; q'est 42, 8; monton st. mouton 46, 25; das st. dans 49, 13; ne zuviel 50, 21; il il a st. il a 52, 8; écrrirez 52, 19.

Breslau. **C. Reichel.**

243) **Karl Ploetz, Voyage à Paris.** Sprachführer für Deutsche in Frankreich. 15. Auflage. Berlin, Herbig, 1900. VI u. 126 S. Kl. 8. ℳ 1.—.

Ein alter Freund tritt uns zum fünfzehnten Male entgegen, um uns aufs neue daran zu erinnern, dafs der alte Vater Ploetz sein Französisch verstanden hat. So viel auch mit mehr oder weniger Berechtigung gegen die grammatisch-methodischen Bücher des Mannes geredet worden ist, der einst den französischen Unterricht in einem grofsen Teile Deutschlands beherrschte, so haben doch seine Vokabularien im allgemeinen auch bis in die neuere Zeit Beifall und Anerkennung gefunden. Freilich wer-

den Vorgeschrittenere, wenn sie für die verschiedenen Situationen sich vorbereiten wollen, welche das moderne Leben bieten kann, lieber zu einem der verschiedenen Echos, zu Kron und anderen neueren Arbeiten dieser Art greifen. Wem aber darum zu thun ist, neben jedem französischen Ausdruck die genaue deutsche Übersetzung zu haben, der wird in „Voyage à Paris" seine Rechnung finden; ganz besonders aber dürfte das Buch für den Besuch der Pariser Ausstellung, wenn es auch keineswegs die speziellen Führer zu derselben ersetzen kann und will, eine geeignete erste Vorbereitung sein.

Gute Anmerkungen ergänzen vielfach den Text und erleichtern das Verständnis; idiomatische Wendungen sind durch Kursivdruck als solche gekennzeichnet. Die Aussprache ist selten angegeben, nur von dem Bindungszeichen ist häufig Gebrauch gemacht worden, und zwar in manchen Fällen auch wohl ohne dafs die Umgangssprache unserer Tage es verlangte, so namentlich, wo es sich um die Bindung mit s handelt; ein Vergleich mit der phonetischen Umschrift von Passys „Le Français parlé" dürfte das bestätigen.

Köthen. **Hugo Bahrs.**

---

244) **Jerome K. Jerome, Three Men on the Bummel.** Leipzig, B. Tauchnitz, 1900 (= Tauchn. ed vol. 3428). 278 S. 8. ℳ 1.60.

Unter den zeitgenössischen englischen Schriftstellern giebt es wohl wenige, die im Auslande, in Rufsland an erster Stelle, so beliebt sind, wie Jerome Klapka Jerome. In weiteren Kreisen wurde der in der Blüte seiner Jahre stehende Verfasser (geb. 1861) durch seine 1889 erschienenen und seitdem vielfach neu aufgelegten humoristischen Schriften Idle Thoughts of an Idle Man und Three Men in a Boat[1]) bekannt. Trotzdem Jerome den Leser nur unterhalten, nicht ihn belehren will, so finden sich doch in seinen humorvollen Schriften eine ganze Reihe eingestreuter Bemerkungen, die für den Leser von recht praktischem Nutzen sind und von des Verfassers Gabe zu sehen und zu beobachten das beste Zeugnis ablegen. In seiner neuesten Schrift Three Men on the Bummel (ursprünglich sollte der Titel Three Men in a Forest d. h. in the Black Forest lauten) führt Jerome den Leser nach Deutschland, ähnlich wie in

1) Eine Ausgabe dieses Buches für die Schule ist soeben als Nr. 21 in Perthes' Sammlung englischer und französischer Schriftsteller erschienen.

der 1891 erschienenen humoristischen Schilderung einer Reise nach Oberammergau (Diary of a Pilgrimage). Mit den aus Three Men in a Boat bekannten Freunden Harris und George unternimmt er („Ich") eine Radfahrt durch das „Fatherland". Die Reise beginnt in Hamburg und endet in der „aristokratischen" Universitätsstadt Bonn. Die Freunde fahren über Hannover nach Berlin, welches auf die Reisenden nicht gerade den besten Eindruck macht. Sie finden sich gar sehr in ihren Erwartungen enttäuscht. Von da geht die Fahrt nach Dresden, der „anziehendsten Stadt in Deutschland", dem „Mekka des Musikers". Dann wird Prag besucht, „eine der interessantesten Städte in Europa". Über Karlsbad, wo sie wegen der vielen Sprachen, die sie dort hören, auf dem Turm von Babel zu sein glauben, und Nürnberg kommen die Fahrer zum Schwarzwalde, nachdem Harris unterwegs in Stuttgart mit der Polizei in unliebsame Berührung gekommen war. Er hatte einen Schutzmann „dummer Esel" genannt und mufste dafür 40 Mark bezahlen. Nach einem zehntägigen Aufenthalte im Schwarzwalde endet die Fahrt in Bonn. Das Ganze ist humorvoll und anregend geschrieben. Wenn man auch nicht alle Bemerkungen Jeromes über deutsches Leben und deutsche Sitte unterschreiben kann, so zeugen sie doch von einer scharfsinnigen Beobachtung und werden besonders dadurch interessant, dafs er deutsche Verhältnisse mit den englischen vergleicht.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

245) **F. H. Stoddard, The Evolution of the English Novel.** New York, The Macmillan Company. London, Macmillan & Co., 1900. 235 S. 8. 6 s.

Das Buch ist keine litteraturgeschichtliche Leistung im engsten Sinne wie etwa Bobertags „Geschichte des deutschen Romans" oder Rohdes „Griechischer Roman", sondern es ist mehr philosophischen Charakters; die Kenntnis der einzelnen Thatsachen und Werke setzt es voraus und bemüht sich, die innere Entwickelung der Gattung, als deren Geburtstag das Erscheinen von Richardsons „Pamela" (1740) bezeichnet wird, an einigen typischen Beispielen zu erläutern. Der Verfasser bildet dabei folgende fünf Gruppen: The novel of personality, of history, of romance, of purpose, of problem, eine Scheidung, die an sich zwar wohl berechtigt, aber im wesentlichen doch nur in der Theorie aufrecht zu erhalten ist, da in der Praxis, wie übrigens Stoddard an verschiedenen Stellen selbst

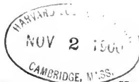
zugieht, ein strenges Auseinanderhalten nicht vorhanden ist, vielmehr ein und derselbe Roman zn gleicher Zeit etwa historisch und individualistisch sein kann.

Stoddard scheint sich sehr viel darauf zugute zn thnn, den grofsen Zug einer Entwickelnng vom Änfserlichen znm Innerlichen, von den Berichten von Abenteuern und merkwürdigeu Ereignissen zur Schilderung des Persönlichen, des Seelenlebens, für den Roman und nicht blofs für den englischen aufgedeckt zu haben. Oh dieser Satz für die englische Litteraturgeschichte, besonders für die des Romans, bereits vorher genügend betont worden ist, mufs ich dahin gestellt sein lassen; für die deutsche ist es jedenfalls längst geschehen, und das hätte hei einem Stoffgebiet, das in gewissem Sinne, namentlich in den Vorstnfen seiner Entwickelung, international genannt werden darf, wohl berücksichtigt werden müssen. Nicht blofs, dafs sich Bobertag nnd E. Rohde, dieser in den feinsinnigen Bemerkungen auf S. 167/8 seines Bnches, über diese Thatsache geäufsert haben, schon Dorothea Schlegel, die Gemahlin Friedrichs (vgl. Raich, D. v. Schl. [Mainz 1881] S. 88 ff.) und Schopenhauer (Parerga, 2. Ausg. II, 473) haben sie in allem Wesentlichen erkannt und sie des Näheren ausgeführt. Dafs Stoddard das Zutreffen dieser vermeintlich neuen Regel richtig und mit Geschick nachweist, ist ihm durchaus zuzngeben, und auch in der Wahl der Beispiele dürfte er richtig verfahren sein. Im einzelnen aber läfst sich gegen zahlreiche Stellen seines Buches Einspruch erheben, wie dies hier nnr an einigen Fällen dargelegt werden kann. Wenn er S. 5 von „a vague, formless, chaotic Iliad, an Odyssey, or an Æneid" im Gegensatz zn „a complete nineteenth centnry epic" spricht, so sind die gewählten Adjektiva ganz gewifs nicht am Platze, da die Komposition der grofsen klassischen Epen zu jeder Zeit berühmt gewesen und hewundert worden ist. — Die auf der nächsten Seite stehende Aufforderung zu einem Blick auf die Entwickelung des Dramas in der Weltlitteratur ist unberechtigt, weil sie die Herstellung eines Zusammenhanges verlangt, der gar nicht vorhanden ist. — Dafs der Begriff der Rene oder Bufse in innerlicher Anffassung (als „contrition instead of external observance" [S. 20]) n n r modern sei, ist auch nicht richtig: bezeichnet doch schon das nentestamentliche Wort *μετάνοια* nichts anderes als „Sinnesänderung", also einen durchaus innerlichen Vorgang, und nach katholischer Lehre ist bekanntlich die „contritio cordis" seit alters her ein wesentlicher Bestandteil der Bufse. — Dafs die altgriechischen Romane, deren Behand-

lung etwas dürftig und ungleichmäfsig ist, da nicht einmal Verfassernamen wie Achilles Tatius und Longus genannt sind, wirklich „charming tales“ (S. 35) seien, werden nur wenige zugeben. — Auf S. 50 finden wir den merkwürdigen Satz: „Works in literature are, to a great extent, independent of time-conditions, as they are independent of race-conditions.“ Gerade das Gegenteil ist doch die Regel, da die Litteratur nur ein Zweig allgemeiner Kulturentwickelung ist. — Die Etymologie und Erklärung des Namens „Roman“ ist falsch, da *„lingua Romana“* in dem betreffenden Zusammenhange nicht die lateinische, sondern die Volkssprache, französisch bezw. provenzalisch, bezeichnet. Ein Roman ist also ursprünglich eine Erzählung oder überhaupt Dichtung in der Volkssprache, keineswegs eine Übersetzung aus dem Lateinischen (S. 122). — Doch genug der Einzelheiten; sie mögen zeigen, dafs das im ganzen anregende und in mancher Hinsicht lehrreiche Buch doch nicht ganz einwandfrei ist und eine gewisse Kritik bei der Benutzung erfordert. Auch der Stil giebt mir zu Bedenken Anlafs; er scheint mir zu gesucht, zu reich an effekthaschenden Wendungen, an Paradoxen, an auffälligen Vergleichen u. a. für ein wissenschaftliches Werk, für das doch Einfachheit und Klarheit eine Hauptbedingung ist.

Breslau. **H. Jantzen.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.



Gotha, 20. Oktober. Nr. 21, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

246) **Anthologia Graeca epigrammatum Palatina cum Planudea.** Edidit **H. Stadtmüller.** Vol. II pars prior Palatinae librum VII Planudeae l. III continens. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. XCII u. 524 S. 8. ℳ 8.—.

Der erste Band der von H. Stadtmüller neu herausgegebenen Anthologia Palatina erschien im Jahre 1894 und wurde in dieser Zeitschrift 1894, Nr. 26, S. 401 ff. angezeigt und nach Gebühr gewürdigt. Ihm tritt der jetzt veröffentlichte erste Teil des zweiten Bandes, der die Epitymbien enthält, ebenbürtig zur Seite; es zeigt sich in ihm derselbe staunenswerte Fleiſs, dieselbe gediegene Gelehrsamkeit und dieselbe Vorsicht in der Texteskonstitution, die man im ersten Band zu bewundern Gelegenheit hatte.

In den Notae praemissae handelt der Herausg. zunächst über die Schreiber des 7. Buches der Anthologie, sowie die Rolle, die ein jeder bei dessen Herstellung spielte; hierbei kommen auch die Angaben über Namen, Beinamen und Heimat der Dichter in Betracht; ebenso wird über die Abschriften des cod. Palat., besonders das *apographon Buherianum* gesprochen. Sodann geht der Herausg. zu den anderen Sammlungen

über, in denen Epigramme des 7. Buches der Anthologie enthalten sind. Die sylloge Euphemiana, die sechs Epigramme des 7. Buches enthält, und eine jüngere Pariser Sammlung, in der achtzehn von den Epigrammen stehen, werden mit wenig Worten abgethan; eine ausführlichere Erörterung erfordert das Werk des Planudes, der cod. Marcianus 481, über den uns S. XXXI ff. aufklären. Besonders interessant sind die Tabellen, die eine vergleichende Übersicht über die Epitymbien im Palatinus und bei Planudes geben; sie zeigen einerseits die vollständige Abhängigkeit des letzteren von dem ersteren, anderseits aber auch die Grundsätze, nach denen Planudes bei seiner Sammlung verfuhr. Für die Epigramme, die sich auch in den Vitae des Diogenes Laertius finden, standen dem Herausg. neue Kollationen H. Diels' zur Verfügung, so dafs auch hier die hdschr. Grundlage sicher ist.

H. Stadtmüller beschäftigt sich seit Jahren mit der palatinischen Hdschr. der Anthologie aufs eingehendste; er hat sich in dieselbe vollständig eingelesen. Daher ist er, wie kein anderer, imstande, die zuverlässigsten Angaben daraus zu machen. Aufserdem hat er sich das hdschr. Material so vollständig als möglich und in möglichst guten Vergleichungen verschafft. Mit der genauen Bekanntschaft mit der hdschr. Überlieferung verbindet er eine gründliche Kenntnis der an die griechische Anthologie sich anschliefsenden Litteratur bis in die neuesten Zeiten herab, und infolge seiner ununterbrochenen, tief eindringenden Studien hat er sich mit der Eigenart der einzelnen Anthologie-Dichter innig vertraut gemacht. Alles dies kommt seiner Ausgabe zugute; sie bietet den Text der Epigramme in einer auf Grund der neuen Hdschr.-Vergleichungen, sowie der eigenen und fremden Forschungen berichtigten und verbesserten Gestalt, wobei am Rande noch, soweit dies möglich ist, angegeben wird, welchen älteren Sammlungen die betreffenden Epigramme entnommen sind, unter dem Texte aber einen vollständigen kritischen Apparat, der nicht nur die hdschr. Lesarten und die Verbesserungsvorschläge älterer und neuerer Zeit enthält, sondern auch über etwaige anderweitige Fundorte eines Epigramms, über Verfasser, Erklärungsversuche u. s. w. Auskunft erteilt.

So bedeutet die neue Ausgabe der Anthologie einen bedeutenden Fortschritt gegen früher; sie bildet von jetzt an die feste Grundlage, auf der alle Forschungen auf diesem Gebiete beruhen müssen. Daher kann man nur wünschen, es möge dem verdienten Herausg. möglich werden, die Ausgabe bald fertig zu stellen.

Tauberbischofsheim. **J. Sitzler.**

247) H. Clementz, Des Flavius Josephus Jüdische Altertümer. Übersetzt und mit Einleitnng und Anmerknngen versehen von **H. Cl.** Halle a. d. S., Otto Hendel, ohne Jahr. I. Band. Bucb I bis X. 646 S. 8 mit 8 Darstellungen anf 2 Tafeln. ℳ 2.75, geb. ℳ 3.—.
II. Band. Bucb XI bis XX nebst Namenregister, 1 Abbildnng u. 2 Stammbaumtafeln. 724 S. ℳ 3.25, geb. ℳ 3.50.

In alter Zeit war des Josephus Beschreibung von der Zerstörung Jerusalems sogar den für das Volk bestimmten Bibeln beigebunden; heute ist Josephus vielen Studenten und Pfarrern nur dem Namen nach bekannt. Für sein gröfstes Werk, die Altertümer, giebt es eine deutsche Übersetzung von K. Martin (Köln 1852 f.), die für die zweite Auflage (1882 f.) von Kaulen bearbeitet wurde, und jetzt in dritter Auflage vorliegt. Neben ihr war gewifs für eine neue Übersetznng Raum, zumal da die textkritische Arbeit an Josephns seit Haverkampf 1726 so gut wie ganz geruht hatte, und erst durch die Ausgabe von Niese, die 1885 zu erscheinen begann, und die ihr folgende von Naber ein ganz neuer Boden geschaffen wurde. Der Verfertiger der vorliegenden Übersetznng scheint die Ausgaben von Niese und Naber gar nicbt zu kennen; er übersetzt nach Dindorf (Paris 1845/7), der auf Grund des Haverkampfscben Materials dessen Text an einzelnen Stellen verbessert hatte. Es ist also schon die Grundlage der Arbeit veraltet. Aber auch gegen die Art der Übersetzung wird man Einwände nicht zurückhalten dürfen. Sie liest sich zwar sehr angenehm, ist aber nicht treu genug, und, da Josephns nicbt gerade ein leichter Schriftsteller ist, auch nicht frei von Mifsverständnissen. Referent hat zur Probe eine Reihe von Kapiteln aus den verschiedensten Büchern durchgenommen, mufs sich aber zur Begründung seines Urteils auf wenige Beispiele beschränken. Zunächt zwei Stellen, wo die Übersetznng durch verschiedene Textlesart beeinträchtigt wird:

Buch 16, 1, 2 ist der Empfang beschrieben, den die jüdischen Prinzen bei ihrer Rückkehr ans Rom in Jerusalem fanden: *καὶ περίοπτοι πᾶσιν ἐγεγόνεισαν τῷ τε μεγέθει τῆς περὶ αὐτοὺς τύχης κοσμούμενοι καὶ βασιλικοῦ κατὰ τὰς μορφὰς ἀξιώματος οὐκ ἀποδέοντες.* Nur zwei Handschriften WE lesen *ψυχῆς* statt *τύχης* und so wird übersetzt: (es empfing das Volk die beiden Jünglinge mit grofser Begeisterung) da sie ebenso sehr durch ihre G e i s t e s g a b e n wie durch ihre hoheitsvolle äufsere Erscheinung imponierten, die eine w a h r h a f t königliche war.

Im nächsten Kapitel heifst es von Agrippa im Deutschen: „Agrippa opferte Gott dem Herrn hundert Ochsen, gab dem Volke ein Festmahl und liefs es an dem denkbar gröfsten Aufwand nicht fehlen.“ Der griechische Text lautet jetzt: *Ἀγρίππας δὲ τῷ θεῷ μὲν ἑκατόμβην κατέθυσεν, ἑστιᾷ δὲ τὸν δῆμον οὐδενὸς τῶν μεγίστων πλήθει λειπόμενον.* Statt des letzten Buchstabens hatte der Übersetzer mit den Hdsch. WEA^mg ein ς. Der nene Text ist fraglos vorznziehen.

Aher auch wo keine Textverschiedenheit vorliegt, zeigen sich Fehler der Auffassung. Verdächtigungen gegen die Prinzen kommen nach 1, 2 dem Herodes zn Ohren: *ἐξ οὗ πρὸς τὸν Ἡρώδην ἀναφερομένων ὑποκατεσκευάζετο μῖσος οὐδ᾽ αὐτῇ τῇ φύσει χρόνῳ νικώμενον. ἐν μέντοι τῷ τότε πάσης ὑποψίας καὶ διαβολίας μείζονι χρώμενος ὁ βασιλεὺς τῇ τοῦ γεγεννηκέναι φιλοστοργίᾳ* u. s. w. Das wird übersetzt: „bildete sich bei ihm allmählich der Hafs aus, den er später seinem Charakter gemäfs nicht überwinden konnte. Vorläufig jedoch war bei Herodes die Liebe des Vaters zu seinen Kindern noch mächtiger als alle Verdächtigung und Verleumdung.“ *αὐτὴ ἡ φύσις* ist doch nicht „sein Charakter“, sondern „sogar das natürliche Gefühl“.

Kap. 2 (§ 44) hei Niese sagt der Redner Nicolaus in Ephesus vor Agrippa zur Verteidigung der jüdischen Sitten, dafs sie nicht hlofs vortrefflich, sondern bei ihnen althergebracht seien, *ὥστ᾽ αὐτῶν καὶ τὸ τοῦ χρόνου τιμητὸν δυσαποδίδακτον* (W *δυσαπόδεκτον*) *εἶναι τοῖς ὁσίως παρειληφόσιν καὶ διαφυλάττουσιν.* Zu dentsch: „auf den Vorteil des hohen Alters wird aher gerade der hesonderen Wert legen, der u. s. w.“

Nach 8, 13, 2 flüchtet sich Elias vor Ahab *εἰς τὰ πρὸς νότον μέρη* „nach dem Norden des Landes“. — Buch 18 beginnt in der deutschen Übersetznng: „Quirinius also, einer der römischen Senatoren, der ührigens alle öffentlichen Ämter hereits bekleidet hatte nnd wegen seiner ehrenvollen Stellung grofsen Einflufs besafs, kam anf Geheifs des Cäsars“ u. s. w. Hier ist die wichtige Angabe, dafs er Konsnl gewesen, *διὰ πασῶν (ἀρχῶν) ὁδεύσας ὕπατος γενέσθαι* ganz übergangen. In Kap. 3 ist das Zengnis über Jesus ohne irgendwelohe Anmerkung gesperrt gedruckt, im kurzen Vorwort allerdings erwähnt, dafs es nicht sicher sei. An der gleichen Stelle ist das vierte Makkahäerhuch ohne weiteres dem Josephus zugeschriehen. Als Beleg für die Meisterschaft des Josephus in der Kleinmalerei ist ebenda die äufserst sorgfältige Beschreibung der Hyposcyamus- oder Bilsenkrantpflanze hervorgehoben (7, 7, 6) die noch heute in jedem

Lehrbuch der Botanik Platz finden könnte, ebenso die Schilderung des goldenen von Philadelphus den Juden für den Tempel geschenkten Tisches (12, 2, 8). Aus einem Lehrbuch der Botanik wird sie Josephus genommen haben, so gut wie er jene Schilderung fast wörtlich aus Aristeas herübernahm. Der Anmerkungen sind es so wenige, dafs ihre Hervorhebung auf dem Titel unbegründet ist. Eine besondere Schwierigkeit bilden bei Josephus die biblischen Namen; vielleicht hat Niese nicht immer die richtige Entscheidung getroffen, aber noch weniger sicher sind sie in dieser Übersetzung.

Um den Josephus dem allgemeinen Publikum zugänglich zu machen, ist die vorliegende Übersetzung natürlich vollkommen zureichend; und was sonst an ihr verdienstlich ist, soll gern anerkannt werden; aber das Bedauern bleibt, dafs wenn einmal eine neue Übersetzung gedruckt werden sollte, sie nicht so eingerichtet wurde, dafs sie neben dem genannten Zweck auch wissenschaftlichen Bedürfnissen dienen konnte. In der Sammlung, zu der sie gehört („Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes"), steht der erste Band als Nr. 1329—39 zwischen dem „Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in der vom 1. Januar 1900 ab geltenden Fassung" und Tolstois Auferstehung; der zweite als Nr. 1368—80 zwischen Henryk Sienkiewicz's Roman Quo vadis und Ausgewählten Schriften von Richard Rothe.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

248) **The Correspondence of M. Tullius Cicero** with a revision of the text, a commentary and introductory essays. By **Robert Yelverton Tyrell** and **Louis Claude Purser.** Dublin, Hodges, Figgis & Co. London, Longmans, Green & Co. 1897. Vol. V: LXXV und 422 S. 8. geh. 14 sh. Vol. VI: 1899. CXVII und 347 S 8. geh. 14 sh.

(Schlufs.)

In Bezug auf die Frage, wie die Briefe und Briefteile zu sondern sind, möchte ich erwähnen, dafs (VI, S. 112) Brut. I, 2 zwar in zwei Teile zerlegt wird, der zweite Teil aber nach Gurlitt und Schmidt bereits mit den Worten § 3: *Te benevolentiam* beginnt, während ich (Progr. 1897, S. 21) gezeigt habe, dafs erst bei den Worten: *Quod scribis* der Rest eines Briefes beginnt, dessen Anfang verloren gegangen ist. — Warum die Nachschrift Fam. XII, 15, 7 (VI, S. 212) als ein besonderer

Brief gedruckt ist, getrennt von dem vorhergehenden Briefe, ist mir nicht erfindlich.

Wenn nun aber auch mancherlei an der Textgestaltung auszusetzen ist, so darf doch nicht verkannt werden, daſs eine ganze Reihe von neuen Lesarten als wirkliche Verbesserungen erscheinen. Von den in den Text aufgenommenen nenne ich folgende: V, S. 24 (Att. XII, 21, 1): *M'. Glabrionis, etiam Silani* (Boot); S. 25 (Att. XII, 21, 1): *etiamsi a librario admonitus esset* (Koch); S. 56 (Att. XII, 37, 3): *Apud Terentiam ⟨tam⟩ gratia opus est nobis tua quam auctoritate* (Tyrrell und Purser); S. 139 (Att. XIII, 44, 1): *O suaves tuas litteras!* (Lehmann); S. 191 (Att. XIII, 42, 3): *Opinor augures velle habere ad templum effandum* (Tyrrell und Purser); S. 223 (Fam. XV, 20, 2): *quoniam ad amorem meum aliquantum olei discedens addidisti* (Koch und Krause); S. 229 (Att. XIV, 5, 1): *C. Asinium volui* (Boot); S. 263 (Att. XIV, 18, 1): *et opem ab Ope petierit* (Cobet); S. 322 (Att. XV, 26, 4): *servitutis putasse aliquid habituros* (Madvig); VI, S. 59 (Fam. XII, 4, 2): *fama nuntiabat te esse in Syria* (Ed. Neap.); S. 92 (Brut. II, 1, 3): *Maioris autem partis animi* (Madvig); S. 101 (Brut. II, 4, 1): *Datis mane a. d. III. Id. April. Scaptio litteris* (Wesenberg); S. 113 (Brut. I, 2, 6): *XV. Kal. Maias* (O. E. Schmidt und Gurlitt); S. 123 (Brut. I, 3, 4): *V. Kal. Maias* (O. E. Schmidt und Gurlitt); S. 128 (Brut. I, 11, 1): *congressus cum P. Dolabella* (Wesenberg); S. 129 (Brut. I, 11, 1): *dedit HS.* |XX| *ex sua pecunia* (Meyer); S. 173 (Fam. X, 34, 1): *ut sint amplius equitum milia quinque* (Madvig). Von den nur gebilligten, aber nicht in den Text aufgenommenen Verbesserungsvorschlägen dürften m. E. besonders folgende das Richtige treffen: V, S. 71 (Att. XII, 46, 1): *tantum modo occultius* (Lehmann); VI, S. 68 (Fam. XII, 7, 2): *te ipsum vincas* (Mendelssohn); S. 79 (Fam. XII, 28, 2): *Itaque nec de HS.* |XX| (Mendelssohn); S. 134 (Fam. X, 14, 2): *tecum e re publica esse* (Bücheler); S. 146 (Fam. X, 15, 2): *sescenti, qui optimi fuerant, ad me transierant* (Schelle); S. 197 (Fam. XII, 14, 3): *Rhodii nos et rem publicam quam valde despexerint* (C. F. W. Müller); S. 255 (Brut. I, 15, 3): *neque soloecum puto Solonis dictum usurpare* (Schelle).

Was die Datierung der Briefe anbetrifft, so haben die Herausgeber sich redlich bemüht, unter fleiſsiger Benutzung der mannigfachen Forschungen auf diesem Gebiete, der Wahrheit möglichst nahe zu kommen. Bisweilen haben sie sich mit ungefähren Angaben begnügt, wo doch eine

genauere Bestimmung möglich gewesen wäre. Da gerade chronologische Fragen sich nicht leicht in Kürze besprechen lassen, so versage ich es mir, auf Einzelheiten einzugehen, worin ich mit den Herausgebern nicht übereinstimme, und beschränke mich darauf, allein das Zeitverhältnis der beiden Briefe Fam. VI, 16 und 17 (V, S. 220 und 234) zu berühren, da man bisher wohl allgemein dem Irrtum sich hingegeben hat, dafs Fam. VI, 17 als Antwort auf VI, 16 aufgefafst werden müsse und daher etwa 14 Tage später als dieser Brief geschrieben sei. VI, 17 kann aber unmöglich die Antwort auf VI, 16 sein; denn in diesem Briefe steht nicht *Bithynicum cum Cicerone victurum, si quando res publica constituta sit*; umgekehrt enthält VI, 17 gar keine Antwort auf die Bitte *ut absentem me, quibuscunque in rebus opus fuerit, tueare*; zuletzt zeigen die Worte: *nam sic habeto, beneficiorum magnitudine eos, qui temporibus valuerunt, ut valent, coniunctiores tecum esse quam me, necessitudine neminem,* dafs dieser Brief zu einer Zeit geschrieben ist, wo Cicero keine Gelegenheit hatte, irgend etwas für Bithynicus zu thun, sondern wo dieser von anderer Seite, d. h. von Cäsar, reichliches Wohlwollen erfuhr. Es dürfte also dieser Brief noch bei Lebzeiten Cäsars geschrieben sein; welcher Zeit der andere zuzurechnen sei, wird sich kaum feststellen lassen.

Sehr grofse Sorgfalt haben die Herausgeber auf die erklärenden Anmerkungen verwendet; in ihnen liegt nach meinem Empfinden der Hauptwert der Ausgabe. Mit emsigem Fleifse ist so ziemlich alles zusammengetragen, was zur Erklärung der Briefe bisher geleistet worden ist, und auch bei dunkleren Stellen lassen uns die Herausgeber nicht im Stich. Dafs auch einige Irrtümer mit untergelaufen sind, kann bei einem so umfangreichen, so viel Kraft und Zeit beanspruchenden Werke nicht Wunder nehmen.

Ich hebe folgendes hervor: V, S. 47 (zu Fam. VI, 21, 2): *Cum timidi putabamur* bezieht sich nicht auf die Zeit unmittelbar vor und unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges zwischen Pompeius und Cäsar, sondern auf die Zeit, da Cicero mit Toranius im Lager des Pompeius weilte (vgl. § 1: *te unum in tanto exercitu mihi fuisse adsensorem*); sie weissagten beide eine trübe Zukunft und wurden daher von den starren Aristokraten, den Domitii und Lentuli als furchtsam verschrieen; S. 60 und S. 74 wird angenommen, dafs der Anticato des Hirtius dem Cäsar gewidmet gewesen sei; thatsächlich war er dem Cicero zugeeignet, vgl.

Att. XII, 40, 1: *quem Hirtius ad me misit*; Att. XII, 44, 1: *illius librum, quem ad me misit.* — Die Worte Att. XIV, 12, 2 (S. 242): *quem nego posse bonum civem* werden in der Weise erklärt, dafs *salutare Caesarem* zu ergänzen sei. Aber sowohl die vorausgehenden, wie die folgenden Worte zeigen, dafs diese Erklärung unmöglich ist. In den Worten: *Philippus non* (scil. *Caesarem eum salutabat*), *itaque ne nos quidem* liegt, dafs Cicero ohne grofses Bedenken Octav. auch mit dem Namen Cäsar angeredet haben würde, wenn Philippus es gethan hätte; die Worte aber: *ita multi circumstant, qui quidem nostris mortem minitantur* zeigen, warum Cicero glaubt, dafs Octav. kein guter Bürger sein könne. Für mich also unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, dafs in dem *quem nego posse bonum civem* nur der Sinn liegen kann: ich behaupte, dafs dieser (Octav.) kein guter Bürger sein kann; einzig zweifelhaft bleibt, ob *esse* einzuschieben sei. Ich halte es nicht für nötig, da das Weglassen von *esse* nach Formen von *posse* dem Briefstil durchaus angemessen ist. (Vgl. Cic. ep. ad Att. ed. Müller, adnot. crit. zu p. 457, 33). — S. 261 bin ich mit der Erklärung des Att. XIV, 19, 1 überlieferten *aritia* nicht einverstanden: Atticus habe aus Versehen *aritia* statt *avaritia* geschrieben und Cicero mache nun absichtlich dasselbe Versehen. M. E. pafst der Begriff, der in *avaritia* liegt, nicht in den Zusammenhang. Auch wäre es geschmacklos von Cicero gewesen, hätte er einen blofsen Schreibfehler des Atticus in dieser Weise betonen wollen. Es handelte sich offenbar um einen ungewöhnlichen, scherzhaften Ausdruck. Wir werden *aridia* zu lesen haben; die Neubildung ist abgeleitet von *aridus* dürr, trocken, in übertragener Bedeutung: zäh, knauserig. *Aridia* ist also die Eigenschaft dessen, aus dem gleichsam nichts herauszupressen ist. — Bei den Worten (Att. XV, 2, 2): *Consilium meum a te probari, quod ea non scribam, quae tu a me postularis, facile patior* denken die Herausgeber (S. 275) an ein Geschichtswerk, das Cicero habe schreiben sollen. Die folgenden Worte: *multoque magis id probabis, si orationem eam, de qua hodie ad te scripsi, legeris* zeigen aber deutlich, dafs die Stelle sich auf die Rede bezieht, die er für den Brutus hatte schreiben sollen (Att. XIV, 20, 3: *Quod me hortaris, ut scriptam contionem mittam*), ein Ansinnen, das er nach einer längeren Auseinandersetzung zuletzt mit den Worten ablehnt: *Quare sine, quaeso, sibi quemque scribere.* — In der Stelle Att. XV, 4, 1 (S. 279): *Sed non cupio, quoniam cavetur Buthrotiis. Rides? At ego* (diese Worte sind nicht sicher, M.: *Aps condoleo*) *doleo*

non mea potius adsiduitate, diligentia, gratia perfici haben die Herausgeber nicht erkannt, dafs eine Anspielung darin zu sehen ist, auf welche Weise Atticus seine buthrotische Angelegenheit erledigt hatte. Offenbar durch Anwendung des Mittels, wodurch man bei Antonius und seiner Gattin Fulvia in jener Zeit alles erreichen konnte, — daher *rides?* war Antonius bestimmt worden, die Sache in einem für Atticus günstigen Sinne zu ordnen, Cicero aber beklagt es, dafs er selbst zu diesem Ergebnisse nichts habe beitragen können. — Die Worte Att. XV, 11: *Hoc vero neminem unquam audivi .... Ego repressi* werden (S. 295) so erklärt, dafs Cicero die Servilia unterbrochen habe, die daher das *dicentem* nicht mehr habe hinzufügen können. So unhöflich war Cicero nicht. Aus Höflichkeit gegen die Dame unterdrückte er vielmehr das, was er ihr entgegenhalten wollte. — Die Worte Att. XV, 19, 1: *Fugiamus igitur, et, ut ais* beziehen sich nicht darauf, dafs Cicero seine Flucht nach dem Willen des Atticus einrichten will, sondern Atticus hatte jedenfalls den Rat gegeben, Cicero solle für seine persönliche Sicherheit sorgen und sich nicht weiter um die Staatsangelegenheiten kümmern. Den betreffenden, wahrscheinlich etwas starken Ausdruck (etwa: *habeat sibi misera et afflicta res publica*) zu wiederholen, scheut Cicero sich aber, und so sagt er einfach *et, ut ais.* — Zu der Stelle Att. XVI, 2, 2 sprechen die Herausgeber (S. 337) die Ansicht aus, der Zusammenhang zeige, dafs unter *nihil* „kein Geld" zu verstehen sei. Das hat Cicero schwerlich sagen wollen, sondern er meinte: Ordne alles so, dafs du dabei keinerlei Anweisung von mir erwartest, d. h. thue alles von selbst nach deinem Gutdünken, ohne von mir irgendwelche Verhaltungsmafsregeln zu erwarten. — S. 339 wird ganz ernsthaft unter Hinweis auf eine Nepösstelle (Attic. 13) berichtet, Atticus habe monatlich nur 3000 asses oder ungefähr 6 Guin. nach englischem Gelde gebraucht. Es ist klar, dafs auch ein so sparsamer Mann wie Atticus mit einer so winzigen Summe nicht auskommen konnte; der Sohn Ciceros brauchte z. B. nach Att. XVI, 1 jährlich 72000 Sest. Nicht asses sind bei Nepos gemeint, sondern Sesterzen. — Unter dem Ἡρακλείδειον, das Att. XV, 13, 3 erwähnt wird, verstehen die Herausgeber (VI, S. 19) ein Werk des Atticus; schon Boot hat richtig erklärt: *dicit id, quod Attici rogatu ipse erat scripturus.* — Die Eingangsformel Fam. XII, 11 (und entsprech. Fam. X, 31): *S. v. b. e. e. q. v.* lese ich nicht: *Si vales bene est, ego quoque valeo* (S 66 bez. S. 202), sondern: *Si vales benest; ego exercitusque valemus.* — Durch das *similes sui* in Fam. XII, 26, 1

(Q. Turius, qui in Africa negotiatus est, vir bonus et honestus, heredes fecit similes sui, Cn. Saturninum et.) sollen die Erben des Q. Turius doch wohl nicht als *negotiatores* bezeichnet werden (S. 80), sondern als *viri boni et honesti*; — S. 111 (Brut. II, 5) ist nicht erkannt, dafs Sestius selbstverständlich ironisch gesprochen hat, und daher ist auch das *nosti hominem* nicht richtig aufgefafst (vgl. Progr. 1897, S. 19). — Brut. I, 1, 5: *Quod scribis me maximo otio egisse, ut insectarer Antonios, idque laudas* bedeutet, wie der Zusammenhang lehrt, nicht: Wenn du schreibst, ich hätte mir mit der Verfolgung der Antonier sehr Zeit gelassen (S. 113), sondern: Wenn du schreibst, ich hätte ja auch im gröfsten Frieden (d. h. ohne die Stadt durch Kriegslärm zu beunruhigen, sondern allein durch die Macht der Rede) die drei Brüder Antonius bekämpft (vgl. Progr. 1897, S. 23 und 24). — Die Worte Brut. I, 3, 4 *nam Pansa fugerat vulneribus acceptis, quae ferre non potuit* enthalten keinen Tadel gegenüber Pansa, dafs er seine Wunden nicht tapfer genug ertragen habe (S. 122); *quae ferre non potuit* bedeutet: die er nicht überstehen konnte, an denen er zu Grunde ging. — S. 123 wird aus den Worten Fam. X, 14, 1: *Fugisse enim ex proelio Mutinensi dicuntur notissimi latronum duces* geschlossen, dafs am 5. Mai die Flucht des Antonius erst gerüchtweise bekannt gewesen sei Die Worte *fugisse ex proelio Mutinensi* bedeuten doch aber offenbar: sie sollen entkommen sein (vgl. Progr. 1891, S. 12 und 13). — Die Worte Fam. X, 19, 1: *Dices, quid antea?* sind richtig übersetzt (S. 187): You will say: "What of the past?" aber falsch erklärt: Did you not love me before? Es mufs vielmehr darunter verstanden werden: *Antea non vidisti te a me amari?* Darauf antwortet er: *Semper equidem, sed nunquam illustrius.* Dies bedeutet also nicht: Yes, I did indeed (love you in the past), sondern *semper equidem vidi me a te amari, sed nunquam illustrius.* — Fam. XII, 14, 7 werden in den Worten: *provinciam quoque illorum beneficiis habebam* nicht gerade blofs die drei Antonier bezeichnet (S. 200), sondern die Cäsarianer im allgemeinen. — S. 211 wird in Fam. X, 33, 5 *(nam neque deesse neque superesse rei publicae volo) superesse* erklärt mit „*superstitem esse*"; ich fasse *superesse* hier im Sinne von „überflüssig sein", so dafs die Stelle bedeutet: „Ich will es weder an mir fehlen lassen, noch will ich mich dem Staate aufdrängen." — S. 236 wird der Brief ad Brut. I, 9 noch auf die Porcia bezogen, doch wird in der Einleitung (S. CXIV) anerkannt, dafs ich aus guten Gründen (Progr. 1897,

S. 32) die Veranlassung zu diesem Briefe vielmehr in dem Tode einer jugendlichen Tochter des Brutus erblicke. — S. 251 scheint der Grund, warum Cicero wünschte, dafs sein Sohn bei Brutus bleibe, nicht richtig angegeben zu sein; nicht die Hoffnung, sein Sohn würde eine glänzendere Stellung einnehmen, wenn er mit dem Feldherrn, nicht allein, nach Italien zurückkäme, bestimmte ihn dazu, sondern die Überzeugung, dafs in diesen Zeiten niemand seinen Posten in den Heeren der Republik verlassen dürfe. (Vgl. den Brief an Furnius: Fam. X, 25).

Von den verhältnismäfsig seltenen Druckfehlern erwähne ich folgende, die in den Corrigenda nicht verbessert sind: Bd. V, S. VII in der Tabelle ist zu lesen DLXV anstatt DLXVI, S. VIII: DLXXIX für DLXXVII, ebd. 4. Spalte: *O suaves tuas litteras* für *O sumus tuas litteras*, ebd. 5. Spalte: Stürenburg für Stuerenberg und ebenso S. 151 für Sturenburg; S. X: DCCLXXIII für DCCLXIII, S. XXXVI, vorletzte Zeile: *scribito* für *scribit*; S. 73: *Tusculano* für *Tusculana*; S. 74: Att. XII, 41, 4 statt Att. XII, 41, 3; S. 190: *teque laudo.* für *teque laudo?*; S. 348; *Caesaris* für *Caeseris*; S. 369: *praeceptis* für *praecepti*; S. 386: *in foro* für *in fero*; Bd. VI, S. IX zu Br. 846, 4. Spalte: V für X; ebd. *sescenti* für *escenti*; CXI, Anm. †: 1745 für 1845; CXIII, Anm. §: 26 letters für 16 letters; S. 7: *Furnium nostrum* für *F. nostri*; S. 34: *advised Cicero* für *a. Caesar*; S. 36: explanation of this für explanatio; S. 38: *contestabuntur* für *contestabantur*; S. 48: *undeviginti* für *undeviginta*; S. 52: *memini* für *nemini*; S. 68: Über den Sprachgebrauch für Über die Spr.; S. 71 ist die Weglassung des *et* vor *nobis* doch wohl Druckfehler; S. 90: Adolphus v. Streng für Adolphus V. Streng; S. 94: *quam tuum consilium* für *quam cum c.*; S. 100: Der Archetypus für Die A.; S. 110: *non erat dignitatis tuae* für *n. erit d. t.*; S. 132: *in Dolabella opprimendo* für *opprimenda*; S. 146: *Cum vero mihi nuntiatum esset* für *C. v. m. n. esse*; S. 204: *ad te* für *ad se*; S. 260: Jahrbücher für Jährbücher; S. 293: *obliviscere* für *oblivescere*; S. 294: *tradito* für *radito*; S. 297: *pacem nolo* für *pacem volo*.

Vielleicht darf ich zum Schlufs noch einige wenige Verbesserungsvorschläge hinzufügen: Att. XII, 35, 1: *Hirtii epistolam tibi misi et decentem* (statt *recentem*) *et benevole scriptam*; Att. XIII, 1, 3: *nam et quanti patrem feci, totum in hunc ⟨transtuli amorem et⟩ ipsum per se aeque amo atque illum amavi*; Att. XIII, 21, 3: *de Critonio, si quid est, sed certe me ⟨facies certiorem⟩ de Metello et Balbino* (cod.: *si quid*

esset certe ne de Metello et Balbino); Att. XIV, 12, 2: *„ubi nec Pelopidarum“ inquit* halte ich für ein Glossem. Att. XIV, 11, 3 wird der volle Vers: *ubi nec Pelopidarum facta neque famam audiam* citiert. Sollte Cicero wirklich so kurz nacheinander gegenüber derselben Persönlichkeit sich desselben Citates bedient haben? Weiter läfst das *inquit* in diesem Zusammenhange sich nicht ertragen. Dieses Wort macht es wahrscheinlich, dafs ein Leser auf die spätere Stelle hingewiesen hat. Dafs *inquit* aus *in quietem* verdorben sei, wie Tyrrell und Purser annehmen, so dafs zu verbinden sei *exire aveo in quietem*, ist paläographisch leicht möglich, doch wäre *exire in quietem* ein ganz ungewöhnlicher Ausdruck, wobei auch die Stellung des *in quietem* nach dem *ubi nec Pelopidarum* sehr auffällig sein würde. Für die Bemerkung eines Lesers halte ich auch die Worte (Att. XIV, 20, 3): *Non scite. Hoc enim Atilius, poeta durissimus.* Cicero konnte um so weniger sich veranlafst fühlen, diese Kritik an Atilius und seinen Worten zu üben, als er ja dadurch die Beweiskraft seines Citates abgeschwächt hätte; Att. XV, 12, 2: *Marcellus praeclare, si praecipit* ⟨*be*⟩*ne sentire nostri*⟨*s*⟩. (cod: *si praecipit nostro nostri*.) Bei *praecipit* ist natürlich, wie aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, *Octaviano* hinzuzudenken; Att. XVI, 13a, 1: *ad pontem Liri iniectum* (M: *Tiretium*, E: *tirenum*, R: *tyrenum*, O[1] wahrscheinlich: *tirenum*), *qui est Minturnis*, „an die Minturner Lirisbrücke“; Fam. XII, 20: *Quodsi* ⟨*pigritia*⟩ *utens* (cod.: *ut es*) *cessabis, lacessam, nec tua ignavia etiam mihi inertiam adferet.*

Dresden. **E. Schelle.**

---

249) Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann. Gütersloh, Bertelsmann 1899 u. 1900. 9. und 31. Heft.

Edmund Lange, Xenophon, sein Leben, seine Geistesart und seine Werke. 88 S. ℳ 1.20.

R. Pappritz, Marius und Sulla. 79 S. ℳ 1.—.

Wenn es wahr ist, dafs gut Ding lange Weile braucht, so mufs das Heft über Xenophon etwas besonders Gutes sein. Und in der That, der Verf. hat den richtigen Ton getroffen, in dem eine so sympathische Erscheinung wie Xenophon unserer Jugend vorgeführt werden mufs. Dieser hat sich bei Philologen, Historikern und Philosophen nicht uneingeschränkten Lobes zu erfreuen, aber indem der Verf. Lob und Tadel in gerechter Weise abwägt und es namentlich versteht, den Menschen Xenophon in

seiner edeln und liebenswürdigen Art dem Leser nahe zu bringen, hat er einen in jeder Hinsicht ansprechenden und verdienstlichen Beitrag zur Gymnasialbibliothek geliefert. Ein vielleicht zu grofser Raum ist dabei dem Sokrates zugefallen, zu grofs, wenn diesem, wie sichs gebühren würde, ein eigenes Heft gewidmet werden sollte, zu klein, wenn dies nicht der Fall ist. Die eingehenderen Inhaltsangaben und Dispositionen der in der Schule gelesenen Werke sind zweckmäfsig. Durch das ganze Schriftchen weht der Hauch einer wohlthuenden Wärme, doch ist die Gefahr der Überschätzung des Helden der Darstellung glücklich vermieden.

Eine ganz andere Luft weht uns aus dem zweiten Heft entgegen: Marius und Sulla, Volksmann und Aristokrat, die zuerst in gemeinsamer Arbeit wirken, dann sich in blutigem Bürgerkrieg bekämpfen, beide um das Gemeinwesen hochverdient und beide doch für dasselbe von verhängnisvoller Wirkung, eine lockende Aufgabe, namentlich zum Schlufs, wo es sich um die Abwägung ihrer Vorzüge und Fehler, um die Frage ihrer dauernden geschichtlichen Bedeutung handelt. Der Verf. weifs den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln, ob er nun den Jugurthinischen Krieg oder die Kämpfe mit den Germanen, den brennenden Ehrgeiz des von Sulla in den Schatten gestellten Marius oder die aufserordentlichen Erfolge seines Nebenbuhlers Sulla uns vor Augen führt. Sympathisch wie ein Xenophon ist keine von beiden Persönlichkeiten, aber grofs in ihrem Wollen und Vollbringen waren beide, und wenn wir dem unvermeidlichen Hang zum Vergleichen Folge geben, so werden wir dem Verf. zustimmen müssen, wenn er dem Marius den Vorzug giebt: Seine Einrichtungen haben sich bis in die Zeit des Hadrian erhalten, die Sullas sind bald nach seinem Tode untergegangen; „Marius hat Rom, Italien, die antike Kultur vor dem Untergang errettet, dem hat Sulla nichts Ebenbürtiges gegenüber zu stellen.“ Ich zweifle nicht, dafs die lebensvolle Behandlung dieses Gegenstandes bei der für die Thaten und Schicksale grofser Männer stets empfänglichen Jugend allenthalben Anklang finden wird.

C. **P. W.**

250) **W. Liebenam, Städteverwaltung im römischen Kaiserreiche.** Leipzig, Dunker & Humblot, 1900. XVI u. 577 S. 8. ℳ 14.

Seit Mommsens klassischer Abhandlung über die Stadtrechte von Malaca und Salpensa haben ein halbes Jahrhundert lang die Inschriftenfunde

Jahr für Jahr neues Material für eine Bearbeitung der römischen Städteverwaltung zur Stelle geschafft; gröfsere Funde, wie das Stadtrecht von Urso und neuerdings das Stadtrecht von Tarent, sind bei ihrem Erscheinen gewissenhaft kommentiert und seither mehrfach ausgebeutet worden; einzelne Zweige der Stadtverwaltung sind Gegenstand monographischer Darstellung geworden. Aber es fehlte bis jetzt eine abschliefsende und zusammenfassende Gesamtdarstellung.

Eine solche Gesamtdarstellung liegt jetzt vor. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sind mit staunenswertem Fleifs vollständig registriert und sorgfältig verwertet. Der Verfasser ist bestrebt, bei jeder einzelnen Frage Quellen und Litteratur vollständig anzugeben; wichtiges ist nirgends übersehen; hier und dort in Details fehlende Citate nachzutragen, wäre einem so stattlichen Werke gegenüber kleinliches Unterfangen; ich möchte dem Verfasser auch daraus keinen Vorwurf machen, dafs er die ältere Litteratur auch da mitcitiert, wo der Leser sie aus der citierten neueren jeweilen selbst entnehmen könnte. Das Werk wird, so wie es jetzt ist, ein treffliches Nachschlagewerk sein und ein zuverlässiger Führer für jeden, der sich über den heutigen Stand der Forschung in einer der einschlägigen Fragen orientieren will. Die Untersuchung erstreckt sich auf das ganze Gebiet des Reiches, nur die ägyptischen Städte sind nicht einbezogen, weil die Papyrusforschung täglich neues Material zu tage fördert.

Zur Darstellung gelangt nur die eigentliche Städteverwaltung, I. Buch: Einnahmen (A) und Ausgaben (B), II. Buch: Städtische Vermögensverwaltung. Immerhin ergab sich bei der Darstellung der Verwaltungsorganisation die Notwendigkeit, auch die Städteverfassung zu besprechen (S. 205—296); ebenso mufsten Existenz und Grenzen der Vermögensfähigkeit der Städte (S. 174—205), sowie das Verhältnis von Stadt und Staat (III. Buch S. 431—538) geprüft werden; die Unterscheidung von *municipium* und *colonia* wird nur gestreift (S. 459 ff.). Bezüglich der Vermögensfähigkeit der Städte bemerkt L. mit Recht (S. 189 u. ö.), dafs die Erbfähigkeit ihre Anerkennung weniger einer neuen juristischen Auffassung als politischen Erwägungen verdanke. Die Untersuchungen Mommsens (im „Strafrecht") über die Munizipalgerichtsbarkeit konnte L. noch nicht verwerten. — Die ganze Anlage des Werkes bringt es mit sich, dafs einiges an mehreren Orten behandelt und gelegentlich auch Zusammengehöriges auseinander gerissen werden mufste. So werden z. B.

die städtischen Badeanstalten bei den Einnahmen (S. 18 ff.), bei den Ausgaben (S. 93 ff.) und bei der Verwaltnng (S. 414) besprochen, Ähnliches gilt für Erziehnng, Bauten, Gesandtschaften n. a. Besonders hervorheben möchte ich etwa folgende Materien: Gemeindesklaven (S. 66 ff.), Sepnlkralmnlten (S. 34 ff.), Verpachtung von Gemeindeland (S. 312 ff.), Banten (S. 145 ff. 382 ff.), Alimentarstiftungen (S. 105 ff. 360 ff), Mnnera (S. 417 ff.). Ich vermisse nur einen Abschnitt über die Verwendung staatlicher Einrichtungen für städtische Zwecke (z. B. Abgabe von Soldaten für die Bedürfnisse der Städte) und einen Abschnitt über städtische Gefängnisse. Irreführend sind die Bemerknngen über die Servituten auf S. 416 ff.; nach dieser Darstellnng könnte man glauben, das Eigentnm sei von Gesetzes wegen mit all diesen Lasten beschwert. — Im Anhang sind „Nachweise von wichtigeren Ämtern in griechischen Städten unter der römischen Herrschaft" zusammengestellt. Die einzelnen Belegstellen sind nach Fundorten alphabetisch geordnet; die Nachweise beziehen sich anf folgende Ämter: *ἀγορανόμος, ἀγωνοθέτης, γυμνασίαρχος, γραμματεύς, ἀρχεῖον, δεκάπρωτος, δημιουργός, ἵππαρχος, πρύτανις, στεφανηφόρος, στρατηγός, ταμίας, ἀργυροταμίας, γερουσία.*

Das Gesamtbild der Stadt in der römischen Kaiserzeit bleibt dasselbe wie bisher. Was L. über die Bedeutung der Stadt für den Staat und im Staat, über die Eingriffe der Zentralregiernng in die städtische Selbstverwaltung, über das Verhältnis von statthalterlicher nnd mnnicipaler Jurisdiktion, über das Elend der Cnria ausführt, das alles deckt sich durchaus mit den bisherigen Anschaunngen (Mommsen, Karlowa, Mitteis u. a.) und ergiebt keine nenen Gesichtspnnkte; aber das ganze Werk mit seinen gründlichen nnd besonnenen Erörternngen zeigt, auf wie sicheren Grundlagen die heutige Anschauung ruht; und auch solche Arbeit hat in der Wissenschaft bleibenden Wert.

Zürich. **Hermann Ferdinand Hitzig.**

---

251) Ch. E. Bennett, What was Ictus in latin prosody? S.-A. a. d. Americ. Journal of Philol. XIX 361—383. Baltimore 1899.

Der Inhalt dieses Aufsatzes, der sich, wie der Schlufs zeigt, gegen eine Veröffentlichnng von Hale in den „Proceedings of the Americ Philol. Assoc." XXVI 30 richtet, ist im wesentlichen folgender: Der altitalische

Vers, z. B. d. Saturnier, wurde vom Accent beherrscht; mit Ennius ändert sich das, an die Stelle des accentuierenden tritt der quantitierende Vers. Die Grundmetren (Daktylus, Jambus, Trochäus) bestehen nicht aus betonten und unbetonten, sondern lediglich aus langen und kurzen Silben. Aus diesem Grunde kann es auch in der nachennianischen Dichtung (von einer „Handvoll" Verskünstlern abgesehen) keinen Versictus mehr geben. Nun mufs sich die Dichtersprache den Gesetzen der allgemeinen Volkssprache anschliefsen; war aber ihre Dichtung nur quantitierend, so mufs es die Sprache überhaupt gewesen sein; in diesem Falle gab es also im Lateinischen der klassischen Periode keinen Wortictus. Wenn nun die Sprache nur Längen und Kürzen berücksichtigte, so konnten die Dichter, da sie undenkbar sich im Gegensatz zu der Sprache ihrer Volksgenossen setzen konnten, ebenfalls nur das quantitative Prinzip berücksichtigen, ein zweites Prinzip, das des Versictus, ist daneben unmöglich; also gab es auch keinen Versictus mehr. So ungefähr nimmt sich der Zirkelschlufs aus, den der Verf. uns vorführt. Man fragt sich nur, wo ist denn mit einem Male der Acceut der latein. Sprache geblieben, der doch vor Ennius da war? Und wie erklärt es sich, dafs später (etwa im dritten Jahrh.) die Accentdichtung wieder auftaucht, da doch der lateinischen Sprache die Wortbetonung verloren gegangen war? — Bennett leugnet also, dafs es einen Ictus, Accent, gegeben habe; zwar das Wort kommt bei den Römern vor, aber nicht in diesem technischen Sinne (trotz Horaz, Ars poet. 254!); den haben erst die Modernen dem Worte gegeben.

Weil wir accentuierende Dichtung haben, suchen wir, meint B., auch den lateinischen Vers nach diesem Prinzip zu bemessen; ganz verkehrt: Dort gilt nur das Prinzip der langen und kurzen Silben. Weil wir nun das Lateinisehc, deutlich gesagt, liederlich aussprechen (ich bezweifle, dafs diese Behauptnng allgemein gültig ist; in Amerika vielleicht, mag sein, ich kann das nicht beurteilen), so beachten wir das Quantitätsgesetz nicht gehörig und accentuieren die lateinischen Dichtnngen; auch wieder eine Art Zirkel. Der Accent der Römer sei nur eine Tonerhöhung, die der langen Pänultima und der langen Antepänultima vor kurzer Pänultima zukomme; unter Ictus aber versteht B. ʽthe quantitative prominence iuherent in a long syllableʼ, also auch keine Tonerhöhung (Accent). Beim Daktylus mag die Erklärung hingenommen werden; wie aber, wenn dafür ein Spondeus eintritt? Welche von den beiden Längen hat dann die ʽquantitative prominenceʼ? Die erste, antwortet B., denn an

dieser hängt die prominence, da die zweite nur Ersatz ist für die zwei Kürzen des Daktylus, denen von Haus aus keine 'quantitative prominence' zustand; die erste Länge hat also ein Übergewicht. Da nun, nach B. wenigstens, Länge und Länge gleichwertig sind, mufs dieses Übergewicht anderswo herzuleiten sein, ich denke vom Ton, und damit sind wir glücklich wieder beim Ictus angelangt.

Ich glaube kaum, dafs B. mit seiner Theorie von der 'unstressed Latin language' durchdringen wird. Der quantitative Vers ist immer ein fremdes Reis gewesen, das dem Baume der lateinischen Poesie aufgepfropft worden; wer lateinische Verse aus der in Frage kommenden Zeit gelesen hat, wird selbst gewifs empfunden haben, wie eine Spannung besteht zwischen der Sprache und den ihr aufgezwungenen Fesseln, bis erstere in späterer Zeit den Sieg davontrug und das ihr eigene Betonungsprinzip wieder zur Geltung kam.

Bremerhaven. **P. Wessner.**

---

252) **Gabriel Hanotaux**, de l'Académie Française, **Tableau de la France en 1614. La France et la Royauté avant Richelieu.** Paris, Maison Didot, ohne Jahreszahl. IV u. 406 S. 12°.

Der frühere Minister des Auswärtigen hat die Zeit politischer Mufse dazu benutzt, einen wichtigen Abschnitt seiner grofsen „Histoire du Cardinal de Richelieu", deren erster Band 1893 erschien, gesondert und in einem handlicheren Formate herauszugeben, um ihn so einem gröfseren Kreise von Lesern, besonders den Schulen zugänglicher zu machen. Er hat sich in der That damit den Dank aller derer verdient, denen das gröfsere Werk schon seines Preises wegen unzugänglich geblieben ist, denn der gesondert herausgegebene Abschnitt behandelt einen der interessantesten, der zum Verständnisse der späteren Entwickelung wichtigsten Momente in der Geschichte Frankreichs.

Der Verf. entwirft uns ein Bild des Frankreichs von 1614, nach dem Tode Heinrichs IV., am Vorabend des Tages, wo Richelieu die Geschicke des Landes in die Hand zu nehmen sich anschickt, zu der Zeit, wo sich die Physiognomie des modernen Staates zu zeigen beginnt.

Zunächst wird ein vorzüglicher Überblick (S. 1—36) über die Geographie Frankreichs, das damals etwa vier Fünftel seines jetzigen Umfanges hatte, gegeben. Das historische Gefühl des Volkes soll als natür-

liche Grenzen seines Landes die des alten Galliens, natürlich besonders nach Westen hin, angesehen haben, und Heinrich IV. schon soll bereit gewesen sein, dem Sprichworte „Quand Paris boira le Rhin, Toute la Gaule aura sa fin“ durch die That nachzukommen. Nach einer Charakteristik der einzelnen Provinzen, wie sie kürzer, knapper, präziser und doch malerischer nicht gedacht werden kann, und die selbst durch die berühmte Einleitung Michelets zu seinem grofsen Geschichtswerke nicht übertroffen wird, einer Beschreibung, die durch eingestreute Citate, Sprichwörter, biographische, geschichtliche Reminiscenzen, Urteile von Reisenden auch unseres Volkes aufs reichste illustriert wird, wird uns ein ausführlicheres und ihrer Bedeutung auch durch den Umfang (S. 36—69) entsprechendes Bild der Hauptstadt gegeben, die, so schmutzig sie in ihren engen Strafsen noch aussieht, doch bereits die „grande ville“ ist, die mehr als die berühmtesten Städte Italiens den Blick auf sich zieht. Es ist der Zeitpunkt, wo Paris noch zögert, ob es sich nach Osten oder Westen ausdehnen soll, bevor der Zug nach der letzteren Seite der mächtigere wird. Mit der Stadt zusammen lernen wir die Bevölkerung kennen, an Charakter und Beweglichkeit der heutigen schon ähnlich, in ihren mannigfachen Beschäftigungen, von den untersten Klassen bis zu den Hofleuten.

Nachdem der Verf. den in steter Bewegung begriffenen Hof Ludwigs XIII. geschildert hat, kommt er zu dem Haltepunkte, an dem er den Gründen der Gröfse des Königtums nachzugehen Zeit findet, wobei er nicht unterläfst, die schon sich zeigenden ersten Symptome des Verfalles aufzudecken. Die Zivilisation Frankreichs wird in politischer, religiöser und sozialer Hinsicht geschildert. Ein historischer Rückblick betrachtet, wie sich aus den „puissances liliputiennes“ des Mittelalters der moderne Begriff des Staates herausbildet. Die einzelnen Gewalten, die grofsen weltlichen und geistlichen Herren wie die Stadtaristokratieen, die, mehr ihrer Rechte als ihrer Pflichten sich bewufst, unter einander uneinig und gegen die Fremden machtlos sind, müssen dem einen Willen gebeugt werden, dem das Volk von allen Seiten, wenn auch unbewufst, entgegenhangt und entgegenkommt. Verlangsamt wird dieser Entwickelungsgang durch den Gegensatz zwischen Norden und Süden, den Verf. einfach als Gegensatz zwischen Germanismus und Romanismus hinstellt, dann durch die Zusammenstöfse mit den fremden Mächten, mit denen der von den Engländern befreite und von Ludwig XI. geeinte Kern bei seinem Streben, sich auszudehnen, überall zusammenstofsen mufs. Hein-

rich IV. hat sich noch einmal sein Reich zu erkämpfen; er schafft, wenn auch noch nicht eine französische Nation, so doch das französische Königreich, und er wird dadurch das Idol Frankreichs, das die Bourbonen nahezu zwei Jahrhunderte geblieben sind. Seine Pläne sind die absolute Macht im Innern, nach aufsen hin Erwerbung Lothringens, Flanderns, Savoyens und Genuas. Paris wird unter ihm das wirkliche Zentrum des Landes, das es geblieben ist.

Nachdem dieser Weg in allen seinen Etappen (S. 76—100) geschildert worden ist, werden die Mittel zur Herrschaft betrachtet (S. 100—173), die Entwickelung des Heeres, das sie gründet, die Justiz, die sie befestigt, die Verwaltung, die sie regelt, und endlich die Finanzen, die sie erhalten. Verf. geht überall weit zurück, sucht die Ursprünge zu ergründen und die oft seltsam verschlungenen Wege, die die Entwickelung gegangen ist, klar und übersichtlich abzustecken. Er sucht uns vor allen Dingen nachzuweisen, wie langsam und stetig der Fortschritt vor sich ging, wie die Herrscher nur dadurch zu ihrem Ziele kamen, dafs sie nichts überstürzten, aber geschickt die kleinsten Umstände, wenn die Zeit gelegen war, auszunützen wufsten. Nur wenn man diese Scheu vor allen brutalen Lösungen, die oft vielleicht schneller und logischer gewesen wären, in Betracht zieht, wenn man die stetige Neigung zur Vermittelung zwischen dem Bestehenden und dem zu Erstrebenden in Betracht zieht, begreift man die Verfassung des Frankreichs von 1614, die das Resultat dieser Methode ist.

„Sire, nous sommes vos sujets, mais avec nos privilèges“, drückte sich die Languedoc Heinrich IV. gegenüber aus. Diesen Rechten ist das nächste Kapitel (S. 196—253) gewidmet, das die Libertés générales et particulières behandelt, le privilège, les Etats généraux, survivance des autonomies locales, les états provinciaux, les libertés municipales, le droit civil und les coutumes. Bei der nun folgenden Schilderung der einzelnen Klassen wird die gewöhnlich angenommene Einteilung der alten französischen Gesellschaft in Geistlichkeit, Adel und dritter Stand als nicht ganz genau bezeichnet. Die Geistlichkeit ist im Grunde genommen nicht e i n Stand; sie entlehnt ihre Elemente teils dem Adel, teils dem dritten Stande. Da ferner ihre Organisation, ihre Bestrebungen nicht rein national sind, so wird die Geistlichkeit erst im folgenden Teil behandelt. Dafür wird ein Teil des dritten Standes, die bourgeoisie de robe, von diesem abgesondert, da sie sich gewisse sonst dem Adel vorbehaltene Vorrechte zu erwerben gewufst hat, also zu den classes privilégiées ge-

rechnet werden mufs. Der Rest des dritten Standes teilt sich naturgemäfs in Land- und Stadtbevölkerung und wird in dieser Ordnung als Schlufsbild der Schilderung der französischen Gesellschaft vorgeführt.

Der letzte schon erwähnte Teil behandelt dann die religiösen Fragen und Parteien, die Reformation und die Religionskriege, die katholische Partei und die Liga und endlich die vorher versprochene Organisation des geistlichen Standes.

Nach einem beredten zurückblickenden und zusammenfassenden Schlufswort wird kurz auf die Gründe hingewiesen, die dem Königtum die Zügel entfallen liefsen, welche das Volk dann in die eigenen Hände nahm.

Es ist kein leichtes Buch, das wir kurz zu analysieren versucht haben. Es ist die Frucht eines umfassenden Wissens und einer bewundernswerten Belesenheit. Die Anmerkungen geben uns auf fast allen Gebieten der Landes- und Volkskunde Quellen zur Nachprüfung und weiteren Belehrung. Die kondensierte Fassung, die in jede Zeile das Resultat gründlicher Forschungen prefst, läfst den Leser nur Schritt für Schritt vorwärts kommen und wird eigentlich voll verständlich nur für den, der alle diese Dinge schon recht gründlich kennt. Aber der Arbeit entspricht der Lohn, die reiche Belehrung, die es nicht allein dem Historiker bietet, sondern auch dem Philologen, dem, der an das Studium der bald emporblühenden Litteratur dieses Jahrhunderts herangeht. Er wird mit doppeltem Verständnis die Autoren des 17. Jahrhunderts lesen und Licht für manche ihm sonst dunkle Seiten empfangen. Schliefst sich daran das Studium des Gesamtwerkes von Hanotaux und nach ihm das des grofsen Geschichtswerkes von Taine, so ist man gründlich für ein Verständnis der heutigen französischen Verhältnisse vorgebildet.

Berlin. **Theodor Engwer.**

---

253) **A. Mulert, Pierre Corneille auf der englischen Bühne und in der englischen Übersetzungslitteratur des siebzehnten Jahrhunderts.** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von **H. Breymann** und **J. Schick.** XVIII. Heft. Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme), 1900. XIV u. 61 S. 8. ℳ 1.80.

Die kleine, fleifsige Arbeit belehrt ausreichend über das im Titel genannte Thema. Es handelt sich um folgende Übersetzungen: *Cid* von

Rutter (1637 nach der ersten Fassung), von Popple 1691 (handschriftlich), von Ozell 1714; — *Polyeucte* und *Horace* von Lower 1655. Alle diese sind in Blankversen abgefafst, die drei letzten aufserordentlich schlecht. In heroischen Reimpaaren sind folgende Stücke übertragen: *Le Menteur* (ein Gemisch von Versen und Prosa, anonym, 1685 bezw. 1661); *Pompée* und *Horace* von Mrs. Philips, von den Persons of Honour d. i. Waller, Sedley und Sackville, nnd von Cotton (1663—70); *Héraclius* und *Nicomède* von Carlell nnd Dancer (1664 und 1671). — Die Arbeit zeigt, dafs Corneille in jenem Jahrhnndert in England nie wirklich heimisch geworden ist; die Aufführung seiner Stücke entsprang nur dem Bedürfnis der Mode, künstlerisches Verständnis haben sie nicht gefnnden. Schente man sich doch sogar nicht, hinter den einzelnen Anfzügen seiner Tragödien burleske und opernhafte Tänze oder Maskenspiele einzuschieben, nm den eigentlichen englischen Geschmack zu befriedigen.

Breslau. **H. Jantzen.**

254) **W. Sattler, Proben eines deutsch-englischen Wörterbuches** in der „Festschrift zur 45. Versammlung deutscher Philologen nnd Schulmänner", Bremen 1899, S. 235—290; auch als Sonderabdruck Bremen, Gustav Winter, 1899. 55 S. *ℳ* —.80

In einer von den öffentlichen höheren Lehranstalten Bremens dargebotenen Festschrift würden wir einen Beitrag Sattlers nnr ungern vermissen. Dafs uns die hier gereichten Proben eines dentsch-englischen Wörterbuches die Aussicht auf ein umfangreiches Werk eröffnen, dem jahrzehntelange Sammlnngen zu Grunde liegen, wird jeden Frennd der Anglistik mit lebhaftem Interesse und aufrichtigem Danke erfüllen. Die vielen Abhandlungen Sattlers in wissenschaftlichen Fachzeitschriften wie an anderer Stelle haben znr Feststellnng nnd Präzisierung nenenglischen Sprachgebranchs bekanntermassen anfserordentlich viel beigetragen, wie auch manchen Streitfall wohl endgültig entschieden, nnd das warme Lob, das Storms Englische Philologie (S. 11 nnd S. 1022) dem Verfasser zollt, wird man gern unterschreiben. Ist es doch höchst erfrenlich, wenn ältere Gelehrte nnseres Faches, die zu einer Zeit ihrem Universitätsstudinm oblagen, als von englischer Philologie noch kaum oder gar nicht die Rede war, sich in weiser Selbstbescheidnng anf einem Gebiete bethätigen, wo eine modern-wissenschaftliche historische Vorbildung nicht gerade erfor-

derlich ist. Wissenschaftlich können diese Forschungen ja darum doch sein, wenn sie anch zunächst einem praktischen Zweck ihren Ursprung verdanken, und Sattlers Arbeiten haben eben deu besten Beweis dafür geliefert.

Das geplante neue Wörterbnch wird nun so angelegt werden, daſs es „unter bestimmten Stichwörtern nicht nur die Synonyma, sondern auch die abgeleiteten nnd zusammengesetzten Wörter sowie alle einschlagenden Ausdrücke zusammenfaſst“. So wird beispielsweise unter dem Stichwort „Universität“ alles behandelt, was mit der Universität irgendwie zusammenhängt und — was dem Buche einen besonderen Reiz und Wert verleiht — durch geschickt ausgewählte Citate belegt. Daſs bei diesem Prinzip für das eine oder andere Wort einmal Zweifel aufkommen könnten, wohin es zu stellen sei, liegt auf der Hand, nnd es dürfte sich daher empfehlen, in solchen und ähnlichen Fällen mit Verweisen nicht zu sparen, zumal dadurch die Branchbarkeit des Bnches wesentlich erhöht wird.

Dem Wunsche des Verfassers folgend, möchte ich hieran noch einige weitere Bemerkungen und Vorschläge knüpfen:

Zunächst möchte ich dringend raten, älteren und modernen Sprachgebranch stets genau auseinander zn halten, wie es ja auch vielfach schon in den vorliegenden Proben angedeutet ist; ebenso wird mitunter zwischen der Ausdrucksweise der Umgangssprache und der der Schriftsprache sowie dem gehobenen Stil unterschieden werden müssen, da doch die groſse Mehrzahl der Benntzer des Wörterbnches das Gesagte kritiklos hinzunehmen haben wird. Eine Aussprachebezeichnung scheint nicht vorgesehen zu sein, vielleicht dürfte es sich doch empfehlen, in schwierigen Fällen die Aussprache in phonetischer Umschrift nach einem der neueren Systeme (etwa wie im Grieb-Schroeer) hinzuzufügen. — Besondere Sorgfalt ist auf die Etymologieen zu verwenden, wobei auch nach einem festen Prinzip bei der Anführung von Etymologieen zu verfahren ist. In nicht ganz sicheren Fällen wie *pedigree* S. 239 bleiben sie vielleicht am besten ganz weg, sonst sollten die Angaben neuerer etymologischer Wörterbücher und des New Engl. Dict. nach Möglichkeit nutzbar gemacht werden. Das Wort *hatchment* S. 252 ist von *achievement* abzuleiten durch die Formen *atcheament*, *atchement*, *atchment* hindurch; *shambles* S. 253 ist mit lat. *scamnum* erst in zweiter Linie verwandt, ae. *scamel*, me. *schamel*, lat. *acc. scamellum*, ebenso *veal* S. 255 me. *veel*, afr. *veël*, lat. *acc. vitellum*, nicht *vitulus* etc. Bei *sack* S. 289 sollte nicht auf das verwandte Italienische, sondern auf das Spanische hingewiesen werden, da es sich ja um

einen spanischen Wein handelt; bei *chest* S. 251 ist neben dem Verweis auf *cista* ein solcher auf nhd. *kiste* am Platze und Ähnliches. *Quotha* S. 268 bedarf wohl näherer Erläuterung, dafs *ha* eine dialektische Nebenform für *he* ist (vgl. auch meine Abhandlung über das Pronomen § 10, Anm.). Überhaupt wären an manchen Stellen Verweise auf einschlägige Arbeiten von Nutzen, so z. B. für *this my friend* S. 253 auf Franz, Shakespeare Grammatik, Kellner, Outlines of English syntax etc. S. 267 fehlt bei *saying* das Wort *proverb* oder ein Verweis darauf, unter „Wein" S. 286 ff. das englische Wort für Bowle = *cup, cider sup* (auch zu S. 289), *claret cup, Champagne cup* etc. Neben *mulled wine* dürfte noch *negus* (mit historischer Erklärung) erwähnt werden und dazu das Citat aus Dickens, Christmas Carol bei Gelegenheit des Tanzes in Fezziwigs Haus „*There ... was cake, and there was negus* .." und bei *tripe* S. 255 wäre die Anführung eines Citates aus Dickens' Chimes nicht unangebracht. — Analog zu Tom Browns Schooldays könnten für den Abschnitt „Universität" vielleicht manche Stellen aus „*The adventures of Mr. Verdant Green, a work of fiction by Cuthbert Bede*" zuerst 1857 nutzbringend verwertet werden, obgleich es mit Rücksicht auf die Zeit des Erscheinens mit einiger Vorsicht zu gebrauchen ist.

Das Buch ist „für Schüler oberer Klassen, hauptsächlich jedoch für Seminare, Studenten, Lehrerinnen und Lehrer berechnet". Ein kleines Bedenken kann ich mir dabei nicht verhehlen: das von Sattler gesammelte Material ist ein so gewaltig grofses, dafs ich fast fürchte, das Buch wird zu umfangreich und damit für den Schulgebrauch zu teuer werden. Eine Doppelausgabe, eine grofse und eine kleine, wird sich nur mit erheblicher Beeinträchtigung des Gesamtwertes des Buches machen lassen, es bleibt also wohl nur die Möglichkeit übrig, dafs der Verleger den Preis möglichst niedrig bemifst und dann auf grofsen Umsatz rechnet, wie das englische Verleger (Macmillan, Clarendon Press u. a.) seit Jahren bekanntlich mit aufserordentlichem Erfolg gethan haben.

Doch sei dem wie ihm wolle, in jedem Falle werden wir in dem Wörterbuche Sattlers mit seinen reichen Sammlungen eine Arbeit von dauerndem Werte zu sehen haben und wollen dem Verfasser Kraft und Ausdauer wünschen, sein Werk bald zu vollenden, für das er sich früher so manche Stunde seiner Mufse abgespart hat, und auf das er jetzt die beste Zeit eines wohlverdienten Ruhestandes verwendet.

Berlin. **Heinrich Spies.**

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 3. November. Nr. 22, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

VI. Über das sog. *ν ἐφελκυστικόν*.

Von **J. May**.

Als Appendix der Kollation der Demostheneshandschrift D 112 sup. richte ich meine Aufmerksamkeit u. a. auf den beweglichen Nasal *ν* in den bezüglichen Kasus- und Verbalformen. Das bisherige Ergebnis ist ein von der byzantinischen Regel, wonach *ν* vor Vokalen steht, vor Konsonanten fehlt, abweichendes. Ähnliche Beobachtungen sind auch schon von Andern, die Handschriften untersucht haben, gemacht worden. Natürlich ist dabei von jüngeren Handschriften abzusehen, in denen die gröfste Willkür herrscht. Allerdings sind auch die ältesten und besten Handschriften davon nicht frei, z. B. Σ. Dafs aber der Streit über *ν* ein unnützer sein soll, wie Blafs (Gramm. der gr. Sprache von Kühner-Blafs, I. Teil, 3. Aufl., S. 295) sagt, kann ich nicht finden, zumal da Blafs selbst bezüglich der attischen Schriftsteller keine bestimmte Regel auf-

stellen kann und nur sagt, dafs sie die byzantinische unmöglich gehabt haben könnten und oft genug vor Vokalen das ν ausgelassen hätten. Um so mehr ist man unter diesen Verhältnissen auf die Handschriften angewiesen.

Vömel spricht in den Prolegomena zu seiner Ausgabe der Demosthenischen Reden § 16—21 in einer, wie ich meine, sehr sachgemäfsen Weise über diesen Punkt, dabei auf Handschriften und Inschriften fufsend. Es fällt zunächst auf, um bei D zu bleiben, dafs sogar am Satzende ν fehlt, auch wenn der neue Satz mit Vokal anfängt, z. B. *πρὸς Φορμ.* 25 *εἴκοσι; ἐξὸν δ'.* Ebenso liest an dieser Stelle Σ, wie Vömel § 21 bemerkt. Diese auch sonst beobachtete Übereinstimmung zwischen D und Σ, hier im Kleinen, ist auffallend und nicht zufällig. Vömel führt zwar die Weglassung des ν vor *ἐξὸν* auf Nachlässigkeit des Schreibers zurück (negligenter sagt er), citiert aber selbst noch 2 Stellen aus Σ, wo in Dekreten *εἴκοσι εἰς* und *εἴκοσι Ἐλευσῖνα* steht. Ist die Sprache der Dekrete und der Reden verschieden? In allen andern von Vömel aus Σ beigebrachten Stellen findet sich allerdings vor Vokalen *εἴκοσιν.* Vömel kommt zum Schlufs, in den echten Reden des Demosthenes sei vor Vokal überall *εἴκοσιν* zu lesen. So allgemein ausgedrückt ist dies aber kaum richtig, denn es kommt auch auf die Stellung des Wortes an, und dann ist sehr zweifelhaft, ob nicht gerade dieses Wort eine Ausnahmsstellung einnimmt (sk. vincáti, l. vigintī). Bei Homer wenigstens findet sich *εἴκοσι* nie mit ν. Das Dorische *εἴκατι* verschmäht durchweg ν. Bemerkt mag noch werden, dafs *ὑπὲρ Φορμ.* 5 *εἴκοσι, ἀργύριον,* während Σ an dieser Stelle *εἴκοσιν, ἀργ.* liest. Übrigens läfst Σ auch an solchen Stellen ν weg, Kranzrede, Dekret 73 *εἴκοσι, ἐπὶ* und noch an andern. Es ist schwer zu glauben, dafs solche Eigentümlichkeiten in Σ auf Fehlern beruhen.

Es scheint durchaus kein Erfordernis des Wohllauts zu sein, dafs am Schlufs der Sätze unter allen Umständen ν gesetzt wird, selbst dann nicht, wenn ein Vokal folgt. Im Gegenteil, sobald eine gröfsere Pause eintritt, kann ν auch vor Vokal wegbleiben, weil in diesem Fall kein Hiatus entsteht; z. B. am Schlufs der *ὑπόθεσις* der Zenothemisrede lesen alle Handschriften *δίδωσι* [1]), obwohl die Rede selbst mit *Ἄνδρες* beginnt. Hiatus entsteht nur innerhalb der Sätze da, wo kein Abschnitt ist. Daher schreibt D *πρὸς Φορμ.* 22 wahrscheinlich mit Recht am Schlufs des Satzes *ἀπήλλαξε;*

1) Im Dorischen hat *δίδωτι* nie ν.

ebenso 29 ἔπραττε; πρὸς ᾿Απατ. 10 ἐδάνεισε. Prooem. ΔΕ ποιοῦσι; φασί. ΜΕ ἐμποιοῦσι. μή. ΝΔ φασί. καίτοι. ΝΓ ἐξελέγξωσι, ὑμᾶς. An diesen Stellen weicht D von den andern Handschriften ab.

Andrerseits wird ν gesetzt, wo man es nicht erwarten sollte, z. B. vor Konsonanten innerhalb der Sätze. Jedenfalls ist die byzantinische Regel in ihrer Allgemeinheit nicht richtig, es bleibe innerhalb des Satzes vor Konsonanten ν weg. Auch Maximus Planudes macht sich lustig über „die Grammatiker von gestern und vorgestern", die vor einem Konsonanten dasselbe tilgten, und beruft sich seinerseits auf Handschriften attischer Prosa, in denen ν unter allen Umständen stehe (Kühner-Blafs S. 295, Anm. 2). Der byzantinischen Regel steht auch Σ entgegen, wenn auch spätere Hände manches ν getilgt haben mögen. Dieselben Eigentümlichkeiten zeigt D, folglich sind sie beachtenswert. Vor Konsonanten steht ν in D: πρὸς Ἄφοβ. 29, 55 ἐξελέγξειεν συκοφαντουμένους. πρὸς ᾿Ονήτ. α ὑπόθ. ἔμελλεν, μετὰ δέ. πρὸς Φορμ. 7 ἤμελλεν τοῖς. 12 ἐπεθύμησεν Φορμ. 43 γέγονεν, μή. Prooem. Η κατηγοροῦσιν καί. ΝΒ κατηγορήσειεν. βούλομαι. ΝΓ πράττουσιν, καί. ΝΔ γέγονεν καλά [1]).

Steht in D ν vor Konsonanten, so ist dies namentlich dann beachtenswert, wenn D mit Σ übereinstimmt. Es ist aber in jedem einzelnen Fall der Grund zu prüfen. Dieser ist in den eben angeführten Stellen leicht zu erkennen. Mafsgebend scheinen uns dabei immer zwei Gesichtspunkte, 1) steht ν gern vor b e s t i m m t e n Konsonanten, 2) kann ν gesetzt werden aus Gründen des Wohllauts und des Rhythmus. Nach Vömels Beobachtung steht ν oft vor κ, γ, auch vor τ, π und μ, wofür er § 17 aus Σ eine Reihe von Beispielen anführt, die sämtlich den Philippischen Reden entnommen sind. Was von π gilt, wird auch von β gelten, ebenso von φ. Dafs γέγονε καὶ oder καλὰ nicht richtig ist, erklärt sich schon aus dem Demosthenischen Gesetz der Vermeidung von 3 Kürzen, also γέγονεν καί, wie Σ an jener Stelle Phil. 11, 35 liest. Ebensowenig richtig kann ἔμελλε, μετὰ δὲ sein, also ἤμελλεν, μετὰ δὲ und auch ἤμελλεν τοῖς. Dem. bevorzugt ja überhaupt vollere Formen. Was den Rhythmus betrifft, so gilt bei Dem. der Satz, den Vömel § 16 aus Schneider in Anwendung auf Platon (ad Plat. Civ. vol. I, p. 46) citiert: *„Ut enim poetae metrum, ita scriptores suavitatem soni sequebantur."* Der Rhythmus, so schwer er im Einzelnen zu bestimmen sein mag, ist eine Eigenschaft der Demo-

1) Phil. 11, 35 γέγονεν καὶ (Σ).

sthenischen und auch der Ciceronianischen Beredsamkeit, die jetzt über jeden Zweifel erhaben ist, wenn auch dieses Gesetz nicht in einer bestimmten Formel ausgedrückt werden kann, da es sich aus den manchfachsten Elementen und Ingredienzien zusammensetzt. Aus dem Rhythmus erklärt sich wohl auch die mannigfaltige und in keine Regel zu zwängende Anwendung bezw. Weglassung des ν. So scheint uns Aphob. 29, 55 ἐξελέγξειεν συκοφαντουμένους und Prooem. NB κατηγορήσειεν· βούλομαι in dem Streben begründet zu sein, eine rhythmischere Form zu erlangen. Wenn Blafs Prooem. Λ entgegen allen Handschriften (auch Σ) am Schlufs προσῆκεν ποιεῖν schreibt, so that er dies offenbar, um einen vollklingenden Schlufs zu gewinnen (Epitrit _ _ ⏑ _).

Die Frage also, wann ν gesetzt wird, kann nur auf Grund guter Handschriften gelöst werden, obwohl zugegeben werden mufs, dafs auch diese von Willkür nicht frei sind. Vömel hat in den citierten §§ seiner Prolegomena beachtenswerte Winke gegeben. Die manchfache Übereinstimmung zwischen D und Σ ist kein Zufall. Es ist aber der Sache noch weiter nachzugehen und dabei jedesmal zu prüfen, vor welchen Konsonanten ν erscheint, und ob der Gebrauch desselben durch den Rhythmus bedingt ist. Auf Grund dieser Gesichtspunkte werden vielleicht auch die willkürlich gesetzten ν ausgeschieden werden können. Und gerade durch die Kollation von D und die Vergleichung mit Σ dürfte wohl ein bestimmteres Resultat zu erzielen sein.

---

255) **Platons ausgewählte Dialoge** erklärt von **H. Petersen.** II. Protagoras. Berlin, Weidmann, 1898. V u. 75 S. Anmerkungen in gesondertem, ungebundenem Heftchen. 36 S. ℳ 1.20.

Genau entsprechend dem ersten Bändchen der von Petersen in der Weidmannschen Sammlung „griechischer und lateinischer Schulschriftsteller mit Anmerkungen" herausgegebenen Dialoge Platons (Apologie und Kriton vgl. 1898 Nr. 23 d. Z.) ist das vorliegende eingerichtet. Es beginnt nach einem kurzen Vorwort mit einem Abschnitt: „Zur Einleitung", welcher erstens einige Stellen über die Begriffswandlung des Wortes σοφιστής enthält. Diese mit den Schülern durchzugehen mufs Ref. aus dem einfachen Grunde durchaus widerraten, weil kein vernünftiger Mensch seinem Ziele auf dem denkbar längsten Umwege zustrebt. Den aus diesen, auch inhaltlich nicht einmal schönen Stellen etwa zu erhoffenden geistigen

Gewinn erreicht man durch 4—5 gesprochene Sätze viel sicherer und klarer. Die folgenden „Fragmente des Protagoras“ sind an sich brauchbar, nur hätten sie im „Anhang“ am Schlusse des Buches ebenso gut ihre Stelle finden können. S. 5—65 bilden den Text im ganzen nach Schanz, aber in pädagogisch verständiger Weise in einer für Schüler angemessenen Fassung. Der „Anhang“ S. 66—75 giebt zunächst das Simonideische Gedicht in der Wiederherstellung von Wilamowitz, welche übrigens kaum neues zu bieten vermag; dann folgen Erläuterungsstellen aus Theognis, Hesiod, Äschylus, Euripides, Platos Gorgias u. s. w. zu einzelnen Stellen des Protagoras; diese sind meistens recht brauchbar.

Die Anmerkungen sind verständig und berücksichtigen den Schülerstandpunkt ohne Arbeit vorzumachen.

Alles in allem ist das Buch für den Unterricht recht brauchbar, wenn auch der Druck etwas sorgfältiger hätte sein können.

M.-Gladbach. **P. Meyer.**

---

256) **C. Rüger, Oratio de corona navali** num a Demosthene scripta sit inquiritur. Progr. Dresden 1900. 36 S. 4.

Als der Herr Verfasser 1885 in einer sehr gründlichen Dissertation (Proleg. in Dem. quae fertur or. adv. Olympiodorum) die Unechtheit der R. w. Olymp. nachwies, rechnete er die R. v. trierarch. Kranz noch zu den zweifelhaften. Aber bereits 1893 ('Zu D.' R. v. trier. Kr.' in den Jahrb. f. klass. Philol. 147 S. 593 ff) hielt er für wahrscheinlich, dafs Dem. Verfasser der Rede sei. In der vorliegenden Abhandlung tritt er nun mit Blafs ganz entschieden für die Echtheit derselben ein. Die Frage der Echtheit bildet den Kern der Untersuchung; diese aber wird, mit Verwertung aller gesicherten Resultate der einschlägigen Forschung, auf so breiter Grundlage durchgeführt, dafs die ganze Arbeit über das in der Überschrift angedeutete Thema hinaus sich zu einem allseitigen und vollständigen Kommentar der behandelten Rede gestaltet.

Gleich der erste Abschnitt (*De causa, quae agitur* — p. 2—9) giebt uns — zumeist auf Grund der gehaltvollen Abhandlung von Kirchhoff über unsere Rede — eingehende und genaue Belehrung über die trierarchischen Einrichtungen. In mehreren Punkten aber weicht R. von seinem Vorgänger aus guten Gründen ab. Die Worte des Sprechers in § 4 στέφανον-παρ' ὑμῶν ἔλαβον bezeichnen einen ihm zuerkannten aber noch bestrittenen Kranz; der Anwalt des Sprechers war wohl der Feldherr

Kephisodotos, der vielleicht mit dem berühmten Redner Keph. identisch ist; nichts aber hindert uns, den Prozefs selbst vor dem J. 357, und zwar 360/59 anzusetzen und anzunehmen, dafs es sich dabei um die Trierarchie des Dem. handelte und dafs dieser der Sprecher in eigener Sache war.

Dieser letzteren Annahme steht auch weder der Bau der Rede (Abschn. II, p. 9—12), noch deren Stil und Komposition (III, p. 12—36) im Wege, vielmehr spricht hier so ziemlich alles dafür, dafs wir es mit einem Werk aus der Jugendzeit des grofsen Redners zu thun haben. Es verschlägt nichts, dafs ein Dutzend Redensarten in andern echten Reden des Dem. nicht vorkommt, nämlich § 3 *ἐπιδεικνύναι ἑαυτόν se praebere*, *ἑαυτὸν ἐκωμιάζειν*, *βλασφημεῖν εἴς τινα*, § 5 *ἀναπειρᾶσθαι*, § 6 *ἐξαναπληροῦν*, § 7 *ἀφίστασθαί τινος aliquid fugere*, § 15 *ἀπρόσκεπτος*, § 17 *νικητήρι α*, *χάριν τίθεσθαι*, § 18 *τοσοίτου δέω —*, *ὅσουπερ*, § 20 *ἀγαπητόν τινι πάσχοντι κακῶς*, § 21 *καίτοι πῶς οὐκ ἄτοπον —*. Nicht hierher gehört das auf die Gegner hezogene *τοῖσδε* in § 16. Nehen *οὗτος* (*οὑτοσί*) kommt auch *ὅδε* (*ὁδί*) als Bezeichnung des im Prozefs anwesenden Gegners einigemal in D.'s Gerichtsreden vor. Blafs (Rhein. Mus. 1889 S. 4) führt an 19, 30; 29, 20; 32, 11. An unserer Stelle bezeichnet der Sprecher seine anwesenden Widersacher erst mit *οὗτοι* (*τούτους στεφ ανῶσαι*), gleich nachher mit *οἵδε*, aber nicht gerade als seine Gegner, sondern als Klienten ihrer *συνηγοροῦντες*, im Gegensatz zu *ἐκείνους*, den von denselhen Anwälten in einem früheren Rechtshandel geschmähten Trierarc hen.

Die Bestimmuog *τὸ τρίτον* in § 12 hält R. für ein Glossem zu *ἁλῷ*. Sehr heachtenswert ist sein Vorschlag (S. 18), in § 7 st. *οὐ μέτεστι* (*μόνοις τούτοις — λόγος*) zu lesen *οὐδ' ἔνεστι*, mit der Begründung: '*Nominativus tum tantum cum verbo μετεῖναι iungitur, cum res, cuius quis particeps est, ipsa quoque partem significat, velut μέρος, ἥμισυ, ἴσον.*'. — Ich notiere noch einige kleine Versehen. Zu § 2 fin. (S. 14) wird D. 18, 108 zugleich für *κατ' αὐτὸ τοῦτο* und für *κατὰ τοῦτο* angeführt. Zu § 3 fin. (S. 13) wird als Beispiel für *πράττεσθαι ὑπό τινος* auch (D.) 59, 41 citiert, wo sich derartiges nicht findet. S. 25, 3 steht *adipisi*, Z. 4 v. u. *πάντας ἂν ὑμεῖς*. S. 26 zu § 12 fin. *τὰ* (*st τὸ*) — *ἔχειν*. S. 28, 2 v. u. *βούλεσθαι* st. *τῷ β*. Irrig wird S. 29 zu *μικρός* § 16 auf 18, 14 *κρίσις μικρά* verwiesen: hier gehört *μικρά* in einem andern Sinn *(acerba)* zu *ἐπιτίμια*.

Im übrigen ist Rügers Kommentar nach Form und Inhalt ein Muster von fleifsiger, sorgfältiger, besonnener und gediegener Arbeit, eine alle Ansprüche in hohem Mafse befriedigende Leistung.

Feldkirch. **W. Fox.**

---

257) **Wilhelm Soltau, Appians Bürgerkriege.** Leipzig, Dieterich, 1900. 42 S. 8. (Sonderabdruck aus Philologus, Suppl. VII, 595 f.) ℳ 1.

Die Frage nach den Quellen Appians ist bei der Bedeutung seiner *bella civilia* als des einzigen zusammenhängenden Berichtes über das letzte Jahrhundert der Republik schon häufig erörtert worden. Soltau schlägt, ausgehend von der Thatsache, dafs bei Schriftstellern von Appians Art das Quellenverhältnis gegen Ende der Ausführungen an Einfachheit zunimmt, einen von den bisherigen Untersuchungen abweichenden Weg ein, indem er zunächst den Thatbestand für die drei letzten Bücher festzustellen sucht.

Die Untersuchung geht aus von den vielfachen Übergangsphrasen (z. B. 3. 6. A *καὶ Ἀντώνιος μὲν ἀμφὶ ταῦτα ἦν, ὁ δὲ Βροῦτος . .*), mit denen mehrfach ein Quellenwechsel unverkennbar verbunden ist, und hebt mit gröfserer oder geringerer Bestimmtheit zunächst diejenigen Teile aus der fortlaufenden Darstellung heraus, welche nach ihrem biographischen Inhalt und der Betrachtung vom Standpunkt des Augustus aus auf gemeinsamen Ursprung hindeuten, nämlich auf die Commentarien des Augustus, deren direkte Benutzung er für 3, 9—25; 3, 28—31; 3, 40—48; 3, 64—65; 3, 67—76; 3, 80—84; 3, 86—97; 4, 2—3; 4, 6—7; 4, 8—11; 5, 14—24; 5, 28—51; 5, 53 f.; 5, 118—132; Illyr. 14—28 feststellt, während er für andere — wo Plutarch und Appian die gleichen Citate bringen — indirekte Benützung durch Vermittelung einer griechischen Quelle annimmt.

Die zweite von Appian direkt benützte, stark rhetorisch gefärbte Quelle weist auf einen griechischen Verfasser hin, dessen Standpunkt der eines römischen Republikaners ist, eines Mannes, der Libo, dem Schwiegervater des Sextus Pompejus, sehr nahe gestanden hat. Er giebt auf Grund römischer Berichte vor allem eine zusammenhängende Darstellung der durch die Proscriptionen eröffneten Schreckenszeit (4, 12—51), aber auch noch 4, 83—86; 5, 25—26; 5, 77—92; 5, 100—115; 5, 133—144 gehören der gleichen Quelle an. Alles führt auf Theophanes von

die letzte Zeile in Unordnung geraten; 192, 6 v. u. *πύρὲ/γου*. Wie oft Accente und Spiritus verloren gingen, ist nicht zu sagen; in Z. 1 auf S. 115 nicht weniger als 5. Dem Drucker und Verleger ist dringend zu raten in dieser Hinsicht einmal Wandel zu schaffen. Bei einer neuen Auflage dürfte dann auch in der Vorrede einiger Aufschlufs über die Bedeutung der kritischen Zeichen gegeben werden († †, ⟨ ⟩, [ ]), die nicht jedem Leser bekannt sein können. Zur Übung philologischen Scharfsinns bietet manche Stelle noch Gelegenheit; aber nicht blofs deswegen sei die Ausgabe nochmals bestens empfohlen.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

---

259) **J. Vahlen, Index lectionum** quae in Universitate Friderica Guilelma per sem. aest. a. MDCCCIC habebuntur, item per sem. hib. a. MDCCCIC—MDCCCC. Berlin 1899. 1900. 19 u. 22 S. 4.

In diesen beiden ciceronianischen Programmen betont der verehrte Meister, dafs er für jüngere Philologen schreibt, damit wohl die Vollständigkeit der Beweisführung, auch da, wo Altes verteidigt und interpretiert wird, gleichsam entschuldigend. Es ist doch stets ein wahres Vergnügen, die niemals versiegende Frische des Stiles bei Vahlen wieder zu erkennen. Das erste Heft ist den Reden Ciceros gewidmet, das zweite seinen philosophischen Schriften. Planc. 24, 58 f. wird mit einer kleinen Änderung geschrieben: *nostis cetera. Nonne „id quod multi invideant“ q u i scripsit gravis et ingeniosus poeta, scripsit non ut* u. s. w., wobei die einfache Verbesserung nicht weniger schön ist, als die vielseitige Begründung. Rab. Post. 15, 42 f. will Vahlen höchstens *fortuna* nach *re* streichen und *prudentem r u e r e patitur* lesen. Pis. 7, 15 wird vorgeschlagen *vi terrere patriam, vos a d t u l i s t i s.* Im Anfang der Rede wird gut *mihi ipsi, n o n n o m i n i detulit* konjiziert, wenn doch nicht nach *ipsi* auch *homini* bleiben soll, um sogleich den schlagenden Witz hervorzuheben. Die handschriftliche Lesart wird in folgenden Stellen hinreichend erklärt: Planc. 25, 61 *militum* und 36, 87 *quem profecto non videbam*, Philipp XI 6, 14 *graeco verbo* und § 15 *dignam.*

Nicht weniger wird die *demonstrandi severitas* der *libidinis licentia* gegenüber gestellt in dem zweiten Programm. Acad. I, 4, 15 mufs *id quod constat inter omnes* bleiben, ebenso kurz vorher § 13 *contra Philonis.* Offic. III, 20, 8 wird nur ein *et* zwischen *species* und *forma* hinzugefügt. Von grofsem methodischem Interesse ist die glänzende

Verteidigung III, 4, 16 der bei dem ersten Anblick so verdächtigen Worte *aut Aristides*. De finib. I, 6, 19 glaubt Vahlen das monströse *itaque* mit Balb. 14, 32 schützen zu können. V, 24, 69 werden die Worte umgestellt: *sapientes natura tamquam duce utentes sequuntur*. Tusc. V, 40, 117 haben wir mit dem Zusatz von zwei Worten: *quoniam mors ubi est, ibidem est aeternum nihil sentiendi receptaculum*, wo der Ausdruck *ubi mors est* gewifs nicht beispiellos ist. V, 17, 51 steht die alte Lesart *illam bonorum animi lancem* ganz wie neu auf. Einige Stellen, die im Vorbeigehen behandelt werden, lasse ich hier weg.

Einige Zweifel wird wohl dieses Zwillingspaar der neuesten Ciceroniana bei den Forschern hinterlassen, seinen Hauptzweck hat aber der Verf. vollständig erreicht: die Bekämpfung der Ansicht *spongiam istam deletilem quasi quandam panaceam esse emendationis Tullianae*.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

260) **J. Imelmann, Donec gratus eram tibi.** Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Berlin, Weidmann, 1899. 84 S. 8. ℳ 1.60.

Ein liebenswürdiges Buch, das den Beweis der Wirkung der Poesie des Horaz so anschaulich als möglich führt. Wenn auch das zarte Schmollduett für alle Zeiten dankbare Anerkennung bei jung und alt gefunden hat, findet und finden wird, so vermuten wir verwöhnten modernen Menschen sicherlich doch niemals, dafs ein so kleines harmloses Gedichtchen eine solche Rolle in der Litteraturgeschichte gespielt hat und so häufig von Deutschen, Franzosen, Engländern, Griechen nachgeahmt, nachgedichtet und übersetzt worden ist. Unter den Liedern hat der Verfasser chronologische Ordnung hergestellt. Er beginnt mit dem 17. Jahrhundert. In buntem Wechsel folgen Übertragungen und Nachdichtungen im Metrum des Originals (Blum S. 18, Werthes S. 31, C. Barth S. 49), und in gereimten Versen, gelungene und gutgemeinte, von berühmten Verfassern (so eins von Schiller aus dem Jahre 1785, das aber doch nur wenig Anklänge noch bietet und eins von Molière) und von ganz unbekannten; auch ein plattdeutsch-treuherziges (S. 39) fehlt nicht. Der Herausgeber und Sammler hat es sich nicht nehmen lassen, in Anmerkungen von den Verfassern und ihren Abweichungen zu berichten. Das Buch läfst sich vervollständigen, einen liebenswürdigeren Eindruck aber kann es auch dann kaum machen.

Hirschberg. **Emil Rosenberg.**

---

261) **Titi Livi ab urbe condita liber XXXXV.** Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von **Fr. Wilhelm Pflüger.** Mit vier Kartenskizzen. Leipzig, G. Freytag, 1900. IV u. 68 S. 8. geb. ℳ —.90.

Das letzte der erhaltenen Bücher des Livius hat einen interessanten und leichtverständlichen Inhalt: Gefangennahme des am 4. September 168 bei Pydna von Aemilius Paulus besiegten Macedonierkönigs Perseus, Siegesfreude in Rom, Glückwünsche auswärtiger Könige, Rede des Philokrates über das Verhalten der Rhodier während dieses Krieges, Verhandlungen über den Triumph des Aemilius Paulus, sein Triumph, seine Trauer über den Verlust zweier Söhne, seine Rede an das Volk, Schicksale der Könige Perseus und Gentius. Es ist daher zu begrüfsen, dafs dieses Buch hier in einer bequemen Ausgabe mit Fufsnoten und Wörterbüchlein erscheint.

Leider aber ist der Text in einer einzigen Wienerhandschrift sehr fehler- und lückenhaft überliefert. Pflüger hat seiner Ausgabe keinen wissenschaftlichen Wert zu geben vermocht, indem er in Text und Kommentar gegenüber der Ausgabe von Weifsenborn-Müller (1881) keinen Fortschritt aufweist. Es sei mir nun gestattet, die Forschung über einige Stellen zu fördern.

10, 2 *Atticis navibus]* Man schreibe: *Attalicis.* Das Wort *Attalicus* für „pergamenisch" ist aus Cic. Verr. 4, 27 *Attalica peripetasmata* und Hor. Od. 1, 1, 12 *Attalicis condicionibus* bekannt. Die Schiffe und Truppen, die Eumenes dem Aemilius Paulus zu Hilfe sandte, standen unter dem Befehl seines Bruders Attalus. Er war in der Schlacht bei Pydna anwesend. Fünf seiner Schiffe waren bei Delos stationiert gewesen, um den Verkehr auf dem Meer zu schützen. Die Erklärer sind einig darüber, dafs Livius hier von diesen fünf Schiffen redet.

Obwohl 8, 2 *rursum consul* steht, würde ich doch 11, 3 aus *rursusme exercitum* nicht herstellen: *rursum exercitum,* sondern die üblichere Form *rursus* einsetzen. — Bei 12, 1 *maritimis copiis. navigantibus ostio Nili ad Pelusium* ist die Interpunktion zu tilgen. Von Kriegsschiffen kann hier nicht die Rede sein, da die syrische und ägyptische Flotte bei Cypern stehen und erst § 7 von dort weggehen. Vielleicht war gesagt, dafs die römischen Gesandten auf dem Nilarme vom Meere her gegen Pelusium fuhren, wo Antiochus im vorigen Jahr (nach 44, 19, 9) ins Delta eingedrungen war und nach 11, 4 noch jetzt eine Besatzung hatte, er aber ihnen auswich.

13, 3 *gratulati dein de victoria sunt, quam ⟨omni⟩ ope, si quid imperatum foret, adiuturum regem fuisse]* Der Relativsatz ist nicht in Ordnung. Nach *omni* hat in der Lücke noch ein Verbum gestanden *(dicebant, aiebant)*, von dem der Acc. c. Inf. abhängt. — 15, 9 *mensium* ist falsch; aus *mensus* hat man richtig *mensum* hergestellt. Vgl. Wagener, N. phil. Rdsch. 1899 S. 241f.

17, 2 *In Macedoniam cul pmi nominati]* Zur Ordnung der Unterthanenverhältnisse in Macedonien schickt der Senat zehn Gesandte zu Aemiline Paulus; im Kodex fehlen zwei Namen. § 3 *his consularibus addidere* zeigt, dafs Hertz *cul* mit Recht in *consulares* verwandelte. Nach den Auseinandersetzungen bei Weifsenborn-Müller waren es fünf Konsularen. Harant setzt als solchen den Q. Fabius Labeo an, der für Kriegsthaten in Asien einen Triumph gefeiert hatte und bei der Anlegung zweier Kolonieen in Oberitalien als Triumvir thätig gewesen war. Die anderen Gesandten schicken den Labeo mit Truppen nach Lesbos, um die Stadt Antissa zu zerstören und ihre Bewohner in Methymna anzusiedeln (31, 14). Er schien ihnen der geeignete Mann zu sein, diesen Auftrag auszuführen. Pflüger jedoch zieht vor, als letzten der zehn Namen einen von Grynaeus erfundenen *C. Antistius Labeo* (vgl. Klebs bei Pauly-Wissowa I, Sp. 2546) einzufügen. Schon dieser Name ist ein Anachronismus; denn der erste uns bekannte Antistius Labeo ist der Vater des angesehenen Juristen, einer der Mörder Cäsars. Sodann könnte dieser von Livius sonst nie genannte Mann noch kein Amt bekleidet haben, das ihn zur Durchführung der schwierigen Aufgabe in Methymna befähigt erwiese.

27, 5. Den Frühherbst 167 benutzt Aemilins Paulus *ad circumeundam Graeciam visendaque, quae nobilitatā famā maiora auribus accepta sunt, quam oculis noscuntur.* Pflüger meint, *nobilitata fama* heifse „nur gerüchtweise bekannt", und die Worte 28, 6 *ita peragrata Graecia, ut nihil eorum, quae quisque Persei bello privatim aut publice sensisset, inquireret* stimmten nicht mit der hier ausgesprochenen Absicht. In Wirklichkeit sagt Livius, er habe die durch die Überlieferung (Sage und Geschichte) berühmten Orte Griechenlands schauen wollen.

28, 4. *Lacedaemonem adit, non operum magnificentia, sed disciplina institutisque memorabilem [,ac silentiam]; unde per Megalopolim Olympiam escendit.* Man schreibe: *ac Sellasiam.* Dort hatte 222 die gewaltige Schlacht stattgefunden, in der Antigonus Doson den Kleomenes niederwarf. Es ist begreiflich, dafs Aemilius Paulus auf der Reise von Sparta

nach Megalopolis einen kleinen Umweg machte, um dieses Schlachtfeld zu betreten und sich den Verlauf jenes Kampfes zu vergegenwärtigen.

30, 2 *regionatim commercio interruptis ad videri lacerata]* Es ist verkehrt, *ad* in *ita* zu verwandeln und *omnia* einzufügen. Vielmehr ist aus *ad* das Subjekt herzustellen, vielleicht *patria.*

32, 9 *multitudo athletarum et nobilium equorum convenit, et legationes cum victimis, et quidquid aliud deorum hominumque causa fieri magnis ludis in Graecia solet. ita factum est, ut]* Pflüger sagt: Zu *quidquid . . . solet* palst das Prädikat *convenit* nicht, ist vielmehr ein Allgemeinbegriff *(factum est)* zu ergänzen. Also setze man doch nach *solet* ein Komma, so dafs *ita factum est* zu *quidquid . . . solet* Prädikat ist.

Die Notiz zu 36, 4 ist zu streichen; *victoribus* bezieht sich auf die Soldaten. Damit diese Sieger werden, müssen die *duces* Glück haben.

39, 12 *pars non minima triumphi est victimae praecedentes, ut appareat dis grates agentem imperatorem ob rem publicam bene gestam redire. omnes illas victimas . . . alias alio caedente mactati]* Das letzte Wort darf nicht in *mactabitis* oder *mactate* verwandelt werden; sonst müfste es heifsen: *alias alius caedentes.* Die Notiz zu *caedente* „was geschehen würde, wenn die Tiere verkauft würden" ist falsch. Vielmehr ist gemeint, dafs aufser dem Triumphator auch die untergebenen Anführer Opfer darbringen. Ich verwandle *mactati* in *mactari.* Bis Jemand etwas Besseres weifs, mache ich den Acc. c. Inf. von *pars non minima triumphi est* abhängig unter Entfernung der Worte *victimae praecedentes.*

40, 2 und 5. *alterum tantum* heifst „das Doppelte". — 41, 5 *id ego quindecim diebus perfeci]* Pflüger rechnet diese 15 Tage wohl richtig von der Ankunft bei Petra bis zur Schlacht. Dafs Livius vielleicht *quinque mensibus* geschrieben habe, ist zu leugnen, weil Diodor die gleiche Angabe hat.

Burgdorf bei Bern. **F. Luterbacher.**

---

262) A. und M. Croiset, Histoire de la littérature grecque. Tome V. Période Alexandrine par **A. Croiset,** période Romaine par **M. Croiset.** Paris, A. Fontemoing, 1099. 1096 S. 8. 12 frcs.

Der vorliegende 5. Band der von A. und M. Croiset bearbeiteten griechischen Litteraturgeschichte umfafst die alexandrinische und römische Periode, und zwar auf S. 1—314 die alexandrinische, von A. Croiset, auf

S. 317 f. die römische, von M. Croiset verfaſst. Die letztere wird aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Justinian abgeschlossen, sondern erst mit Heraklius. Damit folgen die Verf. einem Vorschlage K. Krumbachers, der in der Einleitung zur Geschichte seiner byzantinischen Litteratur beachtenswerte Gründe für die Ausdehnung der römischen Periode bis auf Heraklius geltend gemacht hat, obgleich er selbst aus äuſseren Gründen seine Darstellung mit Justinian beginnt.

Die Einrichtung des 5. Bandes entspricht der der vorhergehenden Bände; die litterarischen Erzeugnisse der einzelnen Perioden und Unterperioden werden nach den Litteraturgattungen behandelt. Dabei kommt es den Verf. hauptsächlich darauf an, ein klares Bild des gesamten litterarischen Lebens innerhalb der betreffenden Periode ebensowohl, wie der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Litteraturgattungen während derselben zu geben. Daher stellen sie an die Spitze der Abschnitte allgemeine Übersichten und verfahren bei der Darstellung der besonderen Gattungen der Prosa und Poesie so, daſs sie die wichtigsten Erscheinungen, nach allen Seiten hin geschildert und gewürdigt, in den Mittelpunkt rücken und darum dann das andere gruppieren; aus demselben Grunde tritt auch die Beschreibung des Lebens und der Schicksale der Schriftsteller hinter die Charakterisierung ihrer Werke zurück. Was die Verf. bieten, ist zwar nicht neu und nur ausnahmsweise das Ergebnis eigener Studien und Forschungen, aber es beruht auf einer ziemlich ausgedehnten und anerkennenswerten Benützung und Verwertung der vorhandenen Arbeiten auf diesem Gebiete. Daſs sie dabei ihre Landsleute an erster Stelle berücksichtigen, ist natürlich; aber auch die ausländischen Gelehrten sind nicht übersehen, wenn auch die litterarische Forschung des letzten Jahrzehnts nicht völlig zu ihrem Rechte gekommen ist. Über die Beiziehung und Benützung der einschlägigen Litteratur geben die Fuſsnoten Aufschluſs; aber aus ihnen ersieht man auch, wie wichtige Arbeiten den Verf. da und dort entgangen sind. Die Folge davon ist, daſs manche Fragen entweder gar nicht oder doch nicht genügend behandelt sind, wie z. B. die nach der Entstehung der Bukolik, anderes aber auch bestritten oder gar schon veraltet ist. Doch im groſsen und ganzen ist das Buch ein recht brauchbarer und auch zuverlässiger Führer beim Studium der griechischen Litteratur.

Die Verf. haben, wie sie im 1. Bande S. XXXIII ausdrücklich erklären, ihr umfangreiches litteraturgeschichtliches Werk, das mit dem vor-

der allein genügt, die Lektüre dieser „prächtigen“ Arbeit ungeniefsbar zu machen. Schade um die anerkennenswerte Ausstattung!

Bremerhaven. **Lothar Koch.**

265) **M. Moncalm, L'origine de la pensée et de la parole.** Paris, Felix Alcan, 1900. 313 S. 8.

Verf. nennt sein Buch eine Studie und giebt vor Beginn seiner Ausführungen gewissenhaft die Werke an, die zur Abfassung seiner Arbeit gedient haben. Es sind dies neun Werke von Max Müller, zwei von Darwin und zwei von L. Noiré. Er lehnt somit von vornherein jede Originalität ab, soweit der Inhalt seiner Darstellung in Betracht kommt. Darwins beide Werke über die Entstehung der Arten und die Abstammung des Menschen hätten in diesem Verzeichnis füglich ungenannt bleiben können, da sie für die Frage nach dem Ursprung der Sprache — und Sprache ist für den Verfasser nach seinem durch Max Müller völlig bestimmten Standpunkt mit dem Denken identisch — nur fast befremdlich Dürftiges bieten, und da die Gedanken anderer Denker, wie Kants und Spinozas, mindestens ebenso eingehend dargestellt werden als die Darwins. Aber vermutlich hat Moncalm bei diesen beiden Philosophen nicht aus der Quelle geschöpft.

Verf. behandelt seinen Gegenstand in 13 Kapiteln, von denen sich ein grofser Teil mit dem Ursprung und Wesen der Religion beschäftigt. Vielleicht mag man daraus entnehmen, dafs das eigentliche Thema seiner Arbeit eine Darstellung der ganzen Gedankenwelt Max Müllers ist. Die völlige Identität von Denken und Reden wird als Thatsache vorausgesetzt, ein Versuch sie zu beweisen wird nicht gemacht. Gegnerische Ansichten werden nicht erwähnt. Als Vertreter einer abweichenden Ansicht wird nur ganz vorübergehend — Schopenhauer in einer Weise erwähnt, die dem Unkundigen die Meinung erwecken mufs, Schopenhauer sei Sprachphilosoph und habe in eigenartiger Weise die Frage des Zusammenhanges von Sprechen und Denken im Gegensatz zu Laz. Geiger, Noiré und M. Müller zu lösen versucht.

Wer Laz. Geiger ist und was er für die Frage nach dem Ursprung der Vernunft und der Sprache bedeutet, davon hat Verf. keine Ahnung. Er nennt ihn einmal (ohne Vornamen). Er weifs nicht, dafs M. Müller vor dem Auftreten Laz. Geigers eine ganz andere, nicht eben sehr einleuchtende oder überhaupt klare Auffassung vom Ursprung der Sprache

gehabt hat; er ahnt auch nicht, daſs L. Noiré mit seinen Anschauungen über Sprechen und Denken völlig in den Spuren Laz. Geigers wandelt. Er hat nicht die geringste Kenntnis davon, daſs, wer vom Ursprung der Sprache reden will, sich in allererster Reihe mit Laz. Geiger abfinden muſs, und daſs, wer die Identität von Sprechen und Denken behauptet, nur ausspricht, was derselbe Laz. Geiger, auf W. v. Humboldt fuſsend, zuerst bestimmt ausgesprochen und mit dem gröſsten Aufwand von Sprachgelehrsamkeit zu beweisen versucht hat, nicht M. Müller und nicht L. Noiré. Selbstverständlich weiſs er auch nicht, daſs Laz. Geiger es war, der zuerst zeigen wollte, nicht wie die Sprache entstanden sein konnte, sondern wie sie thatsächlich entstanden ist. Die Hypothese Noirés von clamor concomitans bei gemeinsamer Arbeit, der zum clamor significans wird, nimmt der Verf., allerdings auch hierin M. Müller folgend, nicht als Hypothese, sondern als nicht weiter zu bezweifelnde Thatsache. Es genügt ihm hier, wie auch bei der Identität von Sprechen und Denken ein einfaches „il est constaté".

Von einem näheren Eingehen auf den Inhalt der 13 Kapitel können wir unter diesen Umständen wohl absehen. Wer M. Müller einigermaſsen kennt, trifft allenthalben Bekanntes, nicht nur die gleichen Gedankengänge, sondern auch die gleichen etymologischen Beispiele. Die groſse Zahl von Aussprüchen und Gedanken englischer und deutscher Denker, mit denen Verf. seine ganze Darstellung besonders interessant macht, stammt wohl durchweg aus den Quellen, die er selbst für seine Arbeit angiebt. Sein Werk gipfelt im Nachweis der Notwendigkeit eines Gottesglaubens und in der Herausschälung einer einzig wahren Religion aus dem bunten Bild der geschichtlich gewordenen Religionen aller Zeiten und Völker.

Wer sich mit den Fragen des Buches noch nicht beschäftigt hat, wird sich gern an der Hand der etwas breiten und behaglichen Darstellung des Verfassers in die Gedankenwelt der modernen Sprachwissenschaft und Sprachanschauung, wie sie M. Müller vertritt, einführen lassen. Wer neue Gedanken und selbständige Auffassungen sucht, wird sich enttäuscht sehen.

Lörrach. **J. Keller.**

---

266) **G. Roloff, Die Kolonialpolitik Napoleons I.** (10. Band der Historischen Bibliothek.) München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1899. XIV u. 258 S. 8. geh. ℳ 5.—.

„Monographieen über einzelne Kolonieen liegen zwar in groſser Menge vor, aber sie lassen ... weder den persönlichen Anteil Napoleons in der

Kolonialverwaltung hervortreten, noch geben sie ein Bild von der Bedeutung der Kolonialpolitik innerhalb seiner allgemeinen Politik". Diese Worte der Vorrede geben den Zweck des Buches an. Die Lektüre desselben zeigt uns, dafs Napoleons Kolonialpolitik die ihr in französischen Kolonialwerken zuteil werdende Vernachlässigung nicht verdient, und dafs die Kolonieen ein Gegenstand stetiger Sorge für ihn waren. Auch geht aus der Darstellung zur Genüge hervor, dafs der vornehmste Berater Napoleons in kolonialen Dingen, der Marineminister Decrès, keineswegs den fast allgemein gegen ihn gerichteten Vorwurf verdient, er habe seinen Herrn nicht genügend über die schlechte Lage der überseeischen Besitzungen aufgeklärt, seine Abneigung gegen dieselben bestärkt und ihnen weniger Hilfe gebracht, als er vermocht hätte. Andererseits sehen wir, wie Napoleons Mafsnahmen, abgesehen vom Mittelmeere, fast immer den Zug ins Grofse vermissen lassen: sie sind nur zu oft halb und unsicher, ja mehrfach sogar falsch. In kolonialen Dingen fehlt ihm die sichere Hand, der rasche Blick und der schnelle Entschlufs. Freilich steht die europäische Politik fortwährend derart im Vordergrund, dafs die Kolonieen nie das Hauptinteresse beanspruchen können, und wir bekommen den unabweislichen Eindruck, dafs Napoleon die Kolonieen in erster Linie als Faktoren bei seinen kriegerischen Mafsregeln gegen das verhafste England behandelte. Was er in langer Friedenszeit in geduldiger Kleinarbeit für die Entwickelung der Kolonieen geleistet haben würde, verrät uns seine Thätigkeit kaum.

Die Mittelmeerpolitik Napoleons nur kurz berührend und einreihend, behandelt der Verfasser zuerst ausführlich die damals bedeutendste französische Kolonie Haiti und geht dann zu den kleineren französischen Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien über. Schon ihres Inhaltes wegen ist die dankbar zu begrüfsende Arbeit eine willkommene Bereicherung der Bücherei besonders des Historikers und des Neuphilologen, wird aber infolge der fesselnden Darstellung das Interesse auch weiterer Kreise erregen.

Osnabrück. **K. Beckmann.**

---

267) **Rudyard Kipling, From Sea to Sea and other Sketches,** Letters of Travel. London, Macmillan and Co., 1900. 2 vols. XIV u. 497 und IX u. 438 S. 8. geb. 12 s.

„In diesen zwei Bänden habe ich das Wesentliche der Spezialberichte und gelegentliche Aufsätze zusammengestellt, die ich für die 'Civil and Military Gazette' und den 'Pioneer' in den Jahren 1887 bis 1889 ge-

schrieben habe. Ich bin hierzu durch das Vorgehen einiger Verleger gezwungen worden, die, nicht zufrieden mit dem Ausgraben alter Zeitungsartikel aus der verschwiegenen Abgeschlossenheit der Bücherregale, sich verschiedentlich veranlafst gesehen haben, dieselben durch Zusätze und Einschiebungen zu verschönern." — Mit diesen halbwegs entschuldigenden Worten begründet der Verfasser die Wiederveröffentlichung seiner alten Aufsätze, welche den Inhalt der vorliegenden beiden Bände bilden. Die Freunde Kiplingscher Erzeugnisse müssen es den bösen Verlegern Dank wissen, dafs sie den Autor zu diesem Schritt veranlafst haben. Denn nur wenige von ihnen werden in der Lage gewesen sein, sich Einsicht in diese Erstlingswerke zu verschaffen, deren Kenntnis aus verschiedenen Gründen hervorragendes Interesse bietet. — Den gröfsten Raum nehmen die Berichte über die Rückreise aus Indien ein, welche Kipling im März 1889 antrat und die ihn nach Hinterindien, China, Japan und Nordamerika führte. Die Briefe sind in durchaus feuilletonistischem Tone gehalten. Auf Grund persönlicher Erlebnisse, die meistens in äufserst humorvoller Weise zur Darstellung gebracht sind, fällt der Schriftsteller seine oft sehr scharfen und abfälligen Urteile über Land und Leute. Bekannt ist ja der schroffe und an manchen Stellen beleidigende Ton, den er in eben diesen Briefen den Amerikanern gegenüber anschlägt, welche er als eingebildet, roh und unwahr schildert und als Barbaren und Verrückte bezeichnet. Mag nun auch manches Urteil den Stempel der Einseitigkeit und Ungerechtigkeit tragen oder zu Vergleichen (und nicht immer vorteilhaften) mit dem Verhalten anderer Nationen anregen, mögen die deutschen Leser manches sie nicht gerade angenehm berührende Wort finden, mag endlich das „Rule the Waves, Britannia" (and the land, if possible!) stärker, als manchem von ihnen gefällt, hervortreten — so wird das Interesse des Lesers doch schwerlich irgendwo erlahmen, vielmehr durch die Mannigfaltigkeit des Gebotenen, durch die flotte Schreibweise und durch das starke Hervortreten des Persönlichen immer aufs neue angeregt werden. — In geringerem Mafse kann man dies von den „Letters of Marque" sagen, welche den genannten Berichten voraufgehen. Sie schildern eine Reise, die Kipling im Jahre 1887 nach dem mittleren und südlichen Radschputana unternahm. Die zum Teil recht ausführlichen Exkurse über die Geschichte der besuchten Orte und die Beschreibung der Lokalität werden jemanden, der mit den dortigen Verhältnissen nicht vertraut ist, nicht immer zu fesseln vermögen. Dafür aber wird man

Entschädigung finden in allerlei sehr ergötzlichen Reiseerlebnissen sowie in der gelegentlichen Entdeckung von Einzelheiten, welche in späteren Werken des Verfassers in anderem Zusammenhange wieder auftreten, wie z. B. der schwarze Panther im Tierpark zu Udaipur oder der allmächtige Premierminister von Marwar, der in der vornehmen Londoner Welt sich ebenso gewandt zu benehmen weifs wie seinen durchtriebenen indischen Unterthanen gegenüber. — Von hervorragender Kraft und Anschaulichkeit sind die Bilder, die Kipling in den acht Briefen über Calcutta, die „City of Dreadful Night" entrollt, durch deren „dunkelsten" Teil er eine nächtliche Wanderung unternimmt, und von überwältigender Komik einzelne Abschnitte aus der Artikelreihe, welche „the Smith Administration" überschrieben ist. — Die Kapitel über Besuche in den grofsen Eisenbahn-Werkstätten zu Jamalpur, den Kohlenbergwerken zu Giridih und in einer Opiumfaktorei sind wertvolle Ergänzungen zu den mannigfaltigen Schilderungen indischen Lebens, welche wir der Feder unseres Schriftstellers verdanken.

Flensburg. **Adolf Herting.**

Berichtigung. In Nr. 20, Seite 469 dieser Zeitschrift ist unter Nr. 239 der Preis von Band II der „Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien" in *M* 15 zu ändern.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. **E. Ludwig** in **Bremen**.
Druck und Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha**.

Gotha, 17. November. Nr. 23, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

268) **Ehlers, Zur Odyssee als Schullektüre.** Hannover und Berlin, Carl Meyer (G. Prior), 1900. 32 S. 4. ℳ —.50.

Die Schrift, deren Titel einen anderen Inhalt vermuten lassen könnte, soll als nachträgliches Vorwort und Kommentar zu des Verf. 1897 veröffentlichter Übersetzung der Odyssee dienen. (Vgl. die Anzeige dieser Übersetzung von H. Kluge im Jahrg. 1897 S. 81 f., dieser Zeitschrift.) Diese Übersetzung, die der Verf. auf Grund einer von ihm selbst hergestellten, „vereinfachten, von erläuternden und abschweifenden Zusätzen, von Verworrenheit und offenbarem Unsinn (!), von Albernheit, ja Roheit" befreiten Textgestaltung geschaffen hat, ist in erster Linie für die Lektüre in Realanstalten, dann auch für gebildete Laien bestimmt. Ihr Zweck ist, „in sinngetreuer Wiedergabe den Ton der Dichtung zu treffen, die Odyssee im vollen Sinne des Wortes zu verdeutschen". Schade nur,

Diesem Ganzen folgen mehrere '*appendiccs*', über den Text von 25 D sq., über die Schlufstafel der Güter 66 A—C; über das *ἄπειρον* bei den ältern griechischen Denkern, über *τὸ ἄπειρον* und *τὸ πέρας* bei Plato, über *ἡ μετρητική*, den Begriff des Wahren und schliefslich über *τέλεον, ἱκανόν, αἱρετόν*.

Drei Seiten '*additionel notes*', welche zum Teil spätere Erwägungen und Nachträge bieten, schliefsen das Werk, dem weiterhin als äufserer Abschlnfs zwei Indices beigegeben sind, die man als '*index graecus*' und '*index rerum*' äufserlich fein scheiden könnte, die aber inhaltlich gar nicht von einander zu trennen sind. Beide beziehen sich auf das in den Noten Gebotene.

Liefsen schon die letzteren Berichte über das thatsächlich iu der vorliegenden Ansgabe Vorhandene die bei uns so begehrte 'Schneide' vermissen, so tritt einem dieselbe Erscheinung auch sonst manchmal in der Gestaltung der Anmerkungen entgegen. So hätten sich z. B. zweifelsohne die drei Anmerkungen zn p. 94, 8, 95, 4 nnd 95, 21 weit besser zu einer einzigen entschiedenen zusammenfassen lassen.

Doch das ist schliefslich Gelehrtenart nnd jedenfalls nur änfserlich. Sehen wir davon ab, so stellt sich uns die gegenwärtige Ausgabe als ein sehr brauchbares Hilfsmittel zum Studinm des Philebns dar. Überall die selbstverlengnende, streng sachliche Art, die wir an englischen Gelehrten gewöhnt sind, überall der nüchterne, durch nichts sich blenden lassende, klare Verstand.

Lutosławskis grofses Werk kann dem Verf. noch nicht zugänglich gewesen sein, nnd dafs in der Litteratnrangabe p. VI die gar nicht unbedeutende Übersetzung von L. Georgii mit ihren Abhandlnngen und Anmerkungen (Stnttgart, J. B. Metzler 1869) fehlt nnd also nicht benutzt worden ist, kann man dem Engländer sicherlich nicht zum Vorwnrf machen, da anch deutsche Gelehrte keine Notiz davon zn nehmen belieben.

Druck und änfsere Ausstattung sind gut.

M. Gladbach. **P. Meyer.**

---

271) **J. F. G. H. Schüler, De Catulli carmine LXII,** part. I. II. Jahresbericht des kgl. Gymnasinms zu Stade, 1899. **1900.** 20 u. 20 S. 4.

Der Verf. hat das schöne Hochzeitslied Catulls übersetzt, was ihm gut gelungen ist, so weit Ref. die Sache zu beurteilen vermag — nnr

zwei schwere Daktyle: „Wettgesang" und das wenig poetische „wenigstens" wirken störend. Hauptsache war ihm das Gedicht vollständig zu interpretieren, in welcher Hinsicht er wenig Neues bietet, im allgemeinen aber in der Unmasse von verschiedenen Ansichten eine recht verständige Wahl trifft. V. 32 und 6 ausgefallene Verse aufser dem Refrain will er den Jungfrauen erteilen, zwei ausgefallene und V. 33—38 den Jünglingen, somit die ansprechende Gliederung durchbrechend, die sich in folgenden Zahlen ausdrücken läfst: 4 + 1, 4 + 1; 4 + 4 + 1; 5 + 1, 5 + 1, 5 + 1, 5 + 1, 5 + 5 + 1, 5 + 5 + 1; 4 + 4 + 1, wenn nämlich nach V. 32 nur vier Verse nebst Refrain den Mädchen gegeben werden und übrigens, wie es auch der Verf. annimmt, nach V. 41 und 61 je ein Vers hinzuzudenken ist. Diese symmetrische Responsion, die sich von sich selbst giebt, ist doch in einem Gesange dieser Art mehr wert als die Annahme desselben Anfangswortes in allen entsprechenden Strophen. Und es ist zu bemerken, dafs die Jünglinge und Mädchen je ihre Rede fortsetzen: so stimmt V. 32 mit V. 24, V. 33 mit V. 30, V. 49 mit V. 37. Mit V. 58 stimmt auch V. 59, nur ist *at tu nec*, was wir mit dem Verf. recht gut lesen können, nicht eigentlich adversativ, sondern exklamativ zu fassen, sowie *at* in der älteren Sprache nicht selten vorkommt.

In Bezug auf die ausführlichen, bisweilen zu umständlichen Erklärungen des Verf. ist zu bemerken, dafs doch Sappho Frgm. 95 zur Ausfüllung der Lücke nach V. 32 verwertet werden kann, besonders wenn man Sapphos Einflufs auf die Gestaltung des Gedichts so hoch wie der Verf. anschlägt — I S. 18 heifst es: *Sapphus solius [?] vestigiis ingressus est* —. V. 63 will Verf. *tertia pars patris, pars est data tertia matri* lesen ohne die Verschiedenheit des Ausdrucks, die ja auch nicht grofs ist, mit Beispielen zu belegen.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

272) **G. B. Gardiner, Cicero de officiis,** translated by **G. B. G.** London, Methuen & Co., 1899. XVI u. 191 S. 8. 2 s. 6 d.

Dieser Übersetzung liegen, wie ihr Verf. angiebt, die Arbeiten von Dettweiler, Heine, Müller u. a. zu Grunde. Die Einleitung verschafft dem Leser auf wenigen Seiten einen genügend orientierenden Einblick in die Ciceronianische Schrift, indem das Wesentlichste über Veranlassung, Zweck und ähnliche einschlägige Fragen sachgemäfs erledigt wird. Im Anschlufs an eine knappe Analyse des Inhalts beleuchtet Verf. ziemlich

jener Lautwandel, behandelt ist, der durch den zweiten „konstitutiven Faktor" des Sprechens (der erste ist die „Artikulationsbasis"), den Accent, hervorgerufen ist. Hierbei ist hervorzuheben, dafs der Verfasser einer neuen noch nicht veröffentlichten Theorie folgt, welche Franz Saran über den Sprachaccent aufgestellt hat. Nach dieser Theorie ist Sprachaccent „die Gliederung des phonetischen Phänomens (des Wortes oder der Äufserung), soweit sie rein durch das Mittel der Artikulation vollzogen wird". Ohne mich auf eine Aufzählung der Faktoren einzulassen, durch deren Zusammenwirken die oben erwähnte Gliederung hergestellt wird, Faktoren, die übrigens auch schon von der früheren Forschung bei der Beurteilung des Accentes in Betracht gezogen und berücksichtigt worden sind, bemerke ich nur, dafs nach der von W. angenommenen „Gliederung" die Silben zerfallen in Hauptsilben, Nebensilben, schwache Silben und Schwundsilben, deren Geschichte, wie durch eine Reihe belehrender Beispiele aus den romanischen Sprachen gezeigt wird, in sehr verschiedener Weise verläuft. Und hiervon liegt die Ursache eben in der Stellung der einzelnen Silben innerhalb der accentuellen Gliederung. Weiter bemerke ich noch, dafs der Verfasser unter „Sprofssilben" dasselbe versteht, was man sonst „svarabhaktische" oder „anaptyktische" Vokale genannt hat, da es sich hierbei thatsächlich um das Hinzutreten einer weiteren Silbe, nicht eines Lautes handle. Die theoretischen Erörterungen des zweiten Teiles werden aber nicht auf allgemein deduktivem Wege geführt, sondern im Anschlufs an die romanischen Sprachen, beziehungsweise ihr Verhältnis zur lateinischen Sprache. Mit Recht formuliert daher der Verfasser das von ihm zu behandelnde Problem S. 2 in folgenden Satz: „Aus welchen Ursachen und in welcher Weise haben die Bewohner des Imperium Romanum den Lautbestand des ihnen von den römisch-italischen Kolonisten überlieferten Latein in Raum und Zeit derart abweichend reproduziert, dafs sich daraus als schliefsliches Resultat der Lautbestand der heutigen romanischen Sprachen ergab?"

Auf Grund seiner umsichtigen und sorgfältigen Ausführungen gelangt der Verfasser zu dem Schlusse, dafs der Ausdruck „Lautgesetze" berechtigt ist, da die wichtigsten der oben angeführten Kategorieen, nämlich Artikulationsbasis, Gliederung, Angleichung von Nachbarlauten, Angleichung des Hauptsilbenvokals an den Vokal der folgenden Silbe, also der wichtigste Bestand phonetischer Veränderungen, als lautgesetzlich erwiesen sei. Und mit diesem Schlufsergebnis kann man sich vollkommen einverstanden erklären.

Wenn ich so den reichen Inhalt der lehrreichen Schrift in seinen Hauptzügen angeführt zu haben glaube, bin ich mir wohl bewufst, gerade den eigentlichen Kern derselben nur ganz flüchtig angedeutet zu haben. Ich mufs mich damit begnügen hervorzuheben, dafs als die eigentlichen Gründe der Umgestaltung des alten Vulgärlateins und der Ausbildung der romanischen Sprachen gewifs mit Recht jene bezeichnet sind, welche Ascoli in seinem glottologischen Briefen „ethnologische" genannt hat. Auch W. Wundt, der in seinem neuesten Werke „Völkerpsychologie I. Die Sprache" S. 348—490 den „Lautwandel" einer eingehenden theoretischen Erörterung unterzogen hat, schreibt in dem allgemeinen Rückblicke auf die Vorgänge der Lautwandels S. 489: „Weitere Bedingungen, die ebenfalls auf die geistige Kultur und durch diese auf die Sprache zurückwirken, bilden sodann die wahrscheinlich frühe schon an dem regulären Lautänderungen beteiligten Sprachmischungen." Anderseits aber gebt Wechssler wohl zu weit in der Annahme ethnologischer Beeinflussung, wenn er z. B. behauptet, dafs die Sprofssilben „ihren Ursprung ersichtlich ethnologischen Ursachen" verdankten.

Ganz besonders hervorheben will ich noch die scharfsinnigen Ausführungen über das Verhältnis von Kultursprache und Mundart, durch die der vom Bremer, Bezzenberger, Collitz eingenommene Standpunkt in richtige Beleuchtung gerückt wird.

Zum Schlufs dieser meiner kurzen Anzeige, aus der die Leser, wie ich hoffe, einen Einblick in den reichhaltigen und bedeutsamen Inhalt unserer verdienstlichen Schrift erhalten haben werden, sei es mir noch gestattet, auf folgende Punkte hinzuweisen. Die ligurische Sprache, welche der Verfasser nach seinen Ausführungen auf S. 111 im Anschlufs speziell an Bremer für eine nichtindogermanische zu halten scheint, werden wir mit Rücksicht auf die eingehende Behandlung der Frage durch H. d'Arbois de Joubainville in dem hervorragenden Werke „Les premiers habitants de l'Europe II" und auf C. Paulis Darstellung in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 157 vom 12. Juli 1900 zu den indogermanischen zählen müssen. Wenn ferner die Räter S. 115 „zu den wahrscheinlich vorindogermanischen Völkern" gerechnet werden, so möchte ich doch darauf hinweisen, dafs der Name „Raeti" aller Wahrscheinlichkeit nach nur als ein Sammelname zu betrachten ist, wie ich auch nach der Auseinandersetzung von C. Pauli in den Altit. Forsch. II 2, 170 ff. annehmen zu dürfen glaube. Die näheren Ausführungen finder

sich in meiner Schrift „Die Urbevölkerung von Tirol" S. 7 ff. und in dem Aufsatze „Zur Paläoethnologie Südtirols" in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 17. Mai 1897, Nr. 110, S. 3 ff. Endlich erwähne ich noch, dafs es vorläufig trotz Torp (vgl. Anz. f. indog. Sprach- und Altertumskunde X 178) doch noch sehr fraglich ist, ob die venetische Sprachgemeinschaft als eine „vielleicht keltische" (S. 115) bezeichnet werden darf.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

277) **Gustav Lang, Von Rom nach Sardes.** Reisebilder aus klassischen Landen. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1899. 235 S. kl. 8.

Auf einer Reise durch die Länder der alten Klassiker begleitet man in Gedanken gern einen Wanderer, der sich trotz aller Unbehaglichkeiten, die er dort durchzukosten hat, neuen begeisterten Drang zu gründlicherem Studium des Altertums holt. Lang führt uns von Rom und Neapel über Sizilien nach Athen, er macht mit Dörpfeld (im Frühjahr 1894) eine archäologische Reise nach Argolis, Arkadien und Elis, begleitet wieder Dörpfeld auf einer Inselreise nach Eretria, Delos, Kaluria u. s. w., besucht Ithaka und Cephallonia, durchzieht aufs neue den Peloponnes (Olympia, Messenien, Lakonien, Arkadien, Argolis) und wendet sich dann nach einem Abstecher zu den Ausgrabungen bei Delphi der Küste Kleinasiens zu. Troja, der Bosporus, Smyrna, Ephesus, Pergamon, Magnesia am Sipylus und Sardes werden von ihm berührt. Es ist eine lesenswerte Schrift: persönliche Erlebnisse, Betrachtungen über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ausgrabungen, Vergleiche zwischen alter und moderner Zeit sind glücklich gemischt. Sie sei daher den Kollegen bestens empfohlen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

278) **Otto Soltau, Blacatz, ein Dichter und Dichterfreund der Provence.** Biographische Studie. Berliner Beiträge zur germ. und rom. Philologie, veröff. von E. Ebering, XVIII. Berlin, Ebering, 1898. 65 S. 8.

Als Vorbereitung seiner Ausgabe der Werke des Blacatz stellt Soltau alles zusammen, was über das Leben des Dichters überliefert ist. Er prüft dabei die Quellen ernst und genau und kommt auch dadurch in

vielen Punkten zu wesentlich sichereren Ergebnissen als seine Vorgänger, selbst als O. Schultz-Gora. Nach seiner Darstellung hat Blacatz etwa 1165—1237 gelebt, und er ist so ziemlich als der letzte gerade Nachkomme seines Hauses gestorben; denn ein Sohn, der ihm noch im späteren Alter geboren wurde, hat ihn kaum um einige Jahre überlebt. Blacasset, der jüngere Dichter, kann schon infolge dessen nicht sein Sohn oder Enkel sein, wie man bisher teilweise angenommen hatte, sondern er ist sein Grofsneffe, der Sohn eines seiner zwei Brüder. — Auch was Soltau über den Namen des Dichters und seines Stammsitzes sagt, wird im Grunde richtig sein, wenn auch die Art, wie er die Form Blacatz mit südfranz. blatšo "junge Eiche" und die Formen Aups und Alms mit Alpes zusammenbringt, im Einzelnen manche Bedenken erregt. Der klangvolle Zusatz "ein Dichter und Dichterfreund der Provence" auf dem Umschlag des Büchleins pafst übrigens nicht recht für eine peinliche kleine Quellenuntersuchung, wie es Soltaus Arbeit ist.

Heidelberg. **Ludwig Sütterlin.**

279) **August Kübler, Die suffixhaltigen romanischen Flurnamen Graubündens,** soweit sie jetzt noch dem Volke bekannt sind. II. Teil: **Die übrigen Suffixe.** Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von **H. Breymann** und **J. Schick.** XIV. Heft. Erlangen und Leipzig, A. Deichert (Gg. Böhme), 1898. 25 S. 8. ℳ 1.—.

Kübler gieht eine hübsche, sorgfältige Zusammenstellung noch heute üblicher Flurnamen. Er ist augenscheinlich nicht nur in der Gegend, sondern, was etwas sagen will, auch in den verschiedenartig wechselnden Lautverhältnissen der Gegend wohl beschlagen. Er sollte auch die anderen Namen der Gegend bearbeiten, die Fachmann und Nichtfachmann in gleicher Weise anziehen, diesen durch ihre halb geheimnisvolle Rätselhaftigkeit, jenen durch ihre Durchsichtigkeit und ihre sprechende Bedeutung.

Die Abschnitte übrigens, in denen Kübler jeweils einleitungsweise darlegt, wie die einzelnen Suffixe bei der Appellativbildung verwendet wurden, sind zwar recht lehrreich, stören aber etwas den Zusammenhang. Wenn der Verfasser auf sie nicht glaubte verzichten zu können, hätte er sie besser in kleineren Buchstaben sollen setzen lassen.

Heidelberg. **Ludwig Sütterlin.**

vertritt, wird aber infolge des gröfseren mythologischen Apparates, der in unserer Dichtung zur Verwendung kommt, durch die keusche Göttin Diana ersetzt. Das bot dem Dichter u. a. den Vorteil, in Dianas einsamen Walde mit seinen immergrünen Bäumen und seinen lebenspendenden Quellen und Früchten einen wirksamen Gegensatz zu dem geräuschvollen Garten Deduits zu schaffen, unter dessen glänzender Aufsenseite Tod und Zerstörung lauern. Der Schlufs des Werkes ist, wie schon gesagt, nicht planmäfsig ausgeführt; der Gegensatz zu dem sinnlichen Leben läuft in eine Beschreibung des werkthätigen aus, bei der von Poesie nicht mehr die Rede ist. Kulturhistorisch bietet der Schlufs des Werkes manches Interessante.

Die Quellenuntersuchung, die im vierten Abschnitt den Verf. beschäftigt, zeugt von eingehender und umfassender Lektüre. Abgesehen vom Rosenroman kommen für die Schilderung der Dame Nature das Werk des Alanus ab Insulis, De Planctu naturae und vielleicht des Boethius Philosophiae Consolationis Libri Quinque in Betracht, ferner Deguilleville's Pelerinaige de la vie humaine und das Somnium Scipionis. Die Einführung des Urteils des Paris in das Werk war wohl durch des Fulgentius Mythologia II, 1 vorbereitet; doch sind u. a. auch Albricus, De Deorum Imaginibus Libell. VIII, Marcellini lib. XVI, Martianus Capella, De nuptiis Philologiae et Mercurii zu erwähnen. Viele der zur Schilderung der Gefahren, die von der Sinnlichkeit her drohen, dienenden Erzählungen beruhen auf Ovids Werken, mit denen der Dichter sehr vertraut war; doch auch die Bibel und die höfischen Epen haben Stoff geliefert. Auf die Kapitel über das Schachspiel, den Dieu d'Amours u. s. w. einzugehen, verbietet uns der Raum dieser Anzeige.

Nach einigen Bemerkungen über den ästhetischen und litterarischen Wert der Dichtung, die den fünften Abschnitt bilden, wendet sich der Verf. im sechsten zu der Übersetzung Lydgates und bestimmt ihr Verhältnis zum Original sowie zum Rosenroman; letzterer ist in der englischen Version benutzt, obwohl auch das Original Lydgate sicher zugänglich war.

Die ganze Arbeit ist mit Umsicht angelegt und berechtigt zu der Erwartung, dafs die in Aussicht gestellte Ausgabe von „Reason and Sensuality" allen Anforderungen entsprechen wird.

Berlin. **B. Röttgers.**

282) **The Works of Laurence Sterne.** In 2 Volumes. London Macmillan & Co. New York, The Macmillan Company, 1900 (Macmillans Library of English Classics). VIII and 368; 378 pages. Demy 8vo. Preis 7 s net.

Macmillans neue Klassikerbibliothek, zu welcher die vorliegende Sterne-Ausgabe gehört, soll aufser dieser zunächst noch folgende Werke umfassen: Travels of Sir John Maundeville, with Illustrative Narratives from Hakluy't. — Malory's Morte Darthur. — Don Quixote translated by Shelton. — Walton's Lives and Complete Angler. — Bacon's Essays; Colours of Good and Evil; and Advancement of Learning. — Sheridan's Plays. — Fielding's Tom Jones. — White's Natural History of Selborne. — Boswell's Life of Johnson. — De Quincey's Confessions of an English Opium Eater; Murder as a Fine Art; The English Mail Coach, and other Essays. — Lockhart's Life of Scott. — Carlyle's French Revolution. — Die Auswahl und Herausgabe der einzelnen Veröffentlichungen hat der Ehrensekretär der Bibliographischen Gesellschaft Alfred W. Pollard übernommen, dessen Name ohne weiteres für den sorgfältigen und zuverlässigen Charakter der Neudrucke bürgt. Litterarische Einleitungen und neue Anmerkungen sollen die Ausgaben nicht enthalten: die einzige Zugabe wird bei jedem Werke eine bibliographische Notiz aus der Feder Pollards bilden. Die äufsere Ausstattung der Bände ist glänzend, der Druck ist so grofs und klar, dafs ihn auch „die ältesten Leute" ohne Beschwerde lesen können. Dabei mufs der Preis von 3 s. 6 d. für den Band als verhältnismäfsig niedrig bezeichnet werden.

Was die Sterne-Ausgabe im Besonderen anlangt, so enthält diese den „Tristram Shandy", die „Sentimental Journey" und die drei kürzeren Stücke „A Political Romance, or History of a Watch-Coat"; „A Fragment in the Manner of Rabelais"; und „Memoirs of the Life and Family of the Late Rev. Mr. Laurence Sterne written by himself". Weggelassen sind Sternes Briefe und Predigten, weil sie weniger allgemeines Interesse beanspruchen können.

Der bibliographischen Notiz, welche dem ersten Bande vorausgeschickt ist, entnehmen wir folgende Einzelheiten: Die Veröffentlichung des „Tristram Shandy hat sich durch acht Jahre hingezogen. Die Editio princeps der beiden ersten Bände ist äufserst selten. Pollard hat kein Exemplar derselben erlangen können. Sie ist 1759 in York bei John Hinxmann erschienen. Wie uns Sternes Biographen mitteilen, hatte der Verfasser

citiert. 3) Wörtliche lateinische Citate aus Horaz. 4) Übersetzungen. 5) Freiere Nachahmungen und Anspielungen auf Horaz ohne weiteres ergiebt.

Alles in allem eine fleifsige Arbeit, der man ein reicheres Material. und einen dankbareren Gegenstand gewünscht hätte.

Stuttgart. **F. ". v. Westenholz.**

301) **J. G. Lockhart, Memoirs of Sir Walter Scott.** London, Macmillan and Co. Limited, 1900. Vol. I. XIV u. 506 S. Vol. II. IX u. 534 S. 8. Jeder Band 3 s. 6 d.

Scotts Biographie, von seinem Schwiegersohne Lockhart geschrieben, erschien fünf Jahre nach des Dichters Tode, in den Jahren 1837—1838 in sieben Bänden. Im nächsten Jahre wurde eine zweite Bearbeitung in zehn Bänden veröffentlicht; ein Neudruck derselben ist die vorliegende Ausgabe, die von A. W. Pollard in „Macmillan's Library of English Classics" besorgt ist und fünf Bände umfassen soll. Es hiefse Eulen nach Athen tragen, wollte man von den allbekannten Vorzügen dieser grofsen Biographie sprechen, die mit Boswells „Life of Johnson" zu den Meisterwerken englischer Lebensbeschreibung gehört. Dem Verfasser standen nicht nur die innigsten persönlichen Beziehungen zu dem Dichter, sondern auch dessen Briefe, Tagebücher und sonstige Aufzeichnungen in reichster Fülle zu Gebote, und sie geben dem Werke die gröfste Zuverlässigkeit und Genauigkeit in Bezug auf die äufseren Daten und Ereignisse aus dem Leben des Dichters und einen hohen intimen Reiz. — Von den zunächst vorliegenden zwei Bänden beginnt der erste mit der Veröffentlichung der im Jahre 1836 in Abbotsford aufgefundenen Selbstbiographie des Dichters, des sogenannten Ashestiel-Fragments, das bis zum Jahre 1792 reicht, führt in den nächsten Kapiteln diese autobiographische Skizze eingehend aus und erzählt dann das Leben und Schaffen des Dichters weiter bis zum Jahre 1808: seine Heirat, seinen Aufenthalt in Selkirk und Ashestiel; die Anfänge seiner dichterischen Thätigkeit bis zum Erscheinen des „Lay of the Last Minstrel" und des „Marmion". Der zweite Band reicht bis zum Jahre 1815; er umfafst aus dem Leben des Dichters vor allem dessen Übersiedelung von Ashestiel nach Abbotsford (1812) und aus seinem schriftstellerischen Schaffen die Herausgabe der Werke Drydens und Swifts und die Veröffentlichung der „Lady of the Lake", „Rokeby", „Waverley", „The Lord of the Isles" und „Guy Mannering". — Überall ist, wie

gesagt, eine aufserordentlich grofse Fülle von biographischem Material, besonders von Briefen an und von Scott, ausgestrent: denn, so sagt Lockhart selbst: „the interest of Sir Walter's history lies, I think, even peculiarly, in its minute details."

Erfurt. **Fr. Blume.**

---

302) **Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre,** Ausgabe B, völlig neu bearbeitet von **Ernst Regel.** Unterstufe. Halle, Hermann Gesenius, 1900. IV u. 182 S. 8. geb. ℳ 1.80.

Da die bisher erschienenen Neubearbeitungen des Lehrbuches der englischen Sprache von F. W. Gesenius noch nicht allen Anforderungen entsprochen haben, so ist dasselbe einer erneuten Umarbeitung unterzogen worden, von der die erste Hälfte nunmehr vorliegt.

Von den Veränderungen gegenüber den bereits vorhandenen Ausgaben ist hervorzuheben, dafs die Vokabeln und die abgeleiteten Regeln zu besonderen Abschnitten vereinigt sind. Inhaltlich bieten die Texte die gewöhnlichsten Vorkommnisse des täglichen Lebens, eine Besprechung der Hölzelschen Bilder der Jahreszeiten (dieselben sind in verkleinertem Mafsstabe beigefügt), und dazu einer Reihe kleinerer Gedichte, zum Teil mit Melodieen.

Den Texten folgen englische Fragen sowie deutsche Übungsstücke, in denen der durchgenommene Stoff nochmals verarbeitet werden kann. Letztere hält Ref. — jedenfalls auf der Unterstufe — für entbehrlich. Einige Muster der Fragestellung sind am Anfang namentlich wohl angebracht, haben aber in diesem Umfang, wie in der „Englischen Sprachlehre", doch auch ihre Bedenken. Die Sprechübungen werden durch die naheliegende beständige Anlehnung an die im Buch gebotenen Fragen leicht mechanisch, und eine sehr wesentliche Übung, die Stellung selbstgebildeter Fragen durch den Schüler, wird gehemmt.

Die glückliche Auswahl der Texte, die klare, durch reichliche Beispiele illustrierte Fassung der Regeln, die praktische Lautumschrift, die den Vokabeln zu den einzelnen Abschnitten sowie im alphabetischen Verzeichnis beigefügt ist, endlich die Weglassung alles für die Unterstufe unnötigen Beiwerkes werden der „Englischen Sprachlehre" in neuer Bearbeitung gewifs auch neue Freunde zuführen.

Baden-Baden. **E. Werner.**

Sprache schildert er den Gegensatz zwischen der Barbarei und dem Stumpfsinn vieler Jahrhunderte, die an den wunderbaren Ruinen der Burg von Athen gefühllos vorübergegangen und der Sehnsucht nach jener verlorenen Welt der Schönheit, die seit Winckelmanns Tagen uns überkam. „Die Schätzung einer vergangenen Kunst führt zum Sammeln ihrer Überreste. Die Art jener Schätzung bedingt die Art dieser Sammlungen. Eine Geschichte der Antikensammlungen ist, wenigstens in den Hauptzügen, zugleich eine Geschichte der Auffassung und Empfindung, die der alten Kunst entgegengebracht wurden.“ Diese kurzen, inhaltreichen Sätze lassen uns eine Antwort auf die Frage erwarten, wie überhaupt die Museen als absichtliche Sammlungen von als kostbar empfundenen Resten vergangener Zeiten entstanden sind.

Die alte Zeit kennt nur Anhäufungen von Kunstwerken und Merkwürdigkeiten aller Art, wie sie die Frömmigkeit der Stifter an öffentlichen Plätzen und in grofsen Heiligtümern wie Olympia zur Folge hatte. Von diesen von selbst gewordenen Museen verschieden sind die absichtlichen Sammlungen als wertvoll geschätzter Kunstwerke, deren Anfänge in die Zeit der Diadochen reichen. Erst in jener Epoche konnte, wie uns die pergamenischen Funde lehren, eine Sehnsucht nach dem verlorenen gröfseren Können in kunstsinnigen Fürsten wie Attalos I. und II. entstehen, die auf die Erwerbung älterer Gemälde und Skulpturen in Kopieen bedacht waren. Ansätze zu kunstgeschichtlicher Forschung wurden gemacht, kamen aber nicht zur Entfaltung. Auch in Rom nicht, wo nach dem Untergang des politischen Griechenlands das Sammeln und Wiederholen älterer Kunstwerke nur dem Zweck des Schmucks der Villen und Paläste dient. Der grofse Gedanke, den Agrippa, der Freund des Augustus, hatte, alle griechischen Meisterwerke der Malerei und Plastik als Staatsgut zu erklären und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurde nicht ausgeführt.

Seit dem 3. Jahrhundert beginnt die dunkle Nacht, die auf allem Kunstleben liegt, bis im 15. Jahrhundert die Wirklichkeit wieder entdeckt wurde und auch der Sinn für die Antike wuchs. Aber wie im republikanischen und kaiserlichen Rom verwendete man auch damals die reichen Funde zur Dekoration der Wohnungen geistlicher und weltlicher Fürsten, nur Münzen, Gemmen und kleine Bronzen werden in Kabinetten vereinigt und diese Sammlungen, die meist nur des historischen Wertes wegen in Bibliotheken angelegt werden, sind als die ersten anzusehen,

denen man wissenschaftlichen Charakter beimessen darf. Aber trotz des Eifers, mit dem Fürsten wie Franz I., Ludwig XIV., Albrecht V. in München und Karl I. in England sammeln, kommt Agrippas Gedanke, dafs die Meisterwerke vergangener Kunst der Allgemeinheit zugänglich zu machen sind, erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts zum Durchbruch. Die ersten öffentlichen Museen, zugleich Zentren für gelehrte und künstlerische Bestrebungen, sind das kapitolinische und vatikanische in Rom; das wichtigste jedoch, in dem der moderne Geist der allgemeinen Nutzbarkeit sich am klarsten ausspricht, das britische Museum. Die Revolution von 1789 zeitigt einen grofsen Fortschritt, aller königliche Privatbesitz wird Nationaleigentum und Napoleon läfst aus den unterworfenen Ländern alle Kunstschätze nach Paris führen, wo sie in einem Musée Napoléon Eigentum der ganzen Menschheit sein und unter dem Schutze Frankreichs stehen sollen. Wurde auch mit Napoleons Sturz diese Absicht vereitelt, der Gedanke lebte fort und wirkte zur Öffnung der königlichen Sammlungen in Berlin, München, Dresden u. s. f.

An diese Geschichte der Entwickelung der öffentlichen Sammlungen knüpft Furtwängler nun eine Reihe von Forderungen, die das kommende Jahrhundert an die Museen wird stellen müssen. Was er da sagt von der Notwendigkeit, jedes wahrhaft gute Kunstwerk möglichst zu isolieren, eine scharfe Trennung zwischen dem Bedeutenden und Geringen einzuführen, die Leitung der Museen immer mehr in die Hand der Kunstgelehrten zu legen, die allein im stande sein werden, die Sammlungen nutzbar zu machen, verdient im vollsten Mafse Beachtung der Regierungen. Nach trefflichen Bemerkungen, die er den Lokalmuseen, als den an den Ursprungsorten der Denkmäler befindlichen und den allgemeinen Museen, in denen die Hauptepochen der Kunstgeschichte verdeutlicht werden sollen, widmet, spricht er schliefslich den Wunsch aus, es möchten im 20. Jahrhundert die der modernen, lebenden Kunst gewidmeten verschwinden und vielmehr Staat und Gemeinden dafür sorgen, dafs all die Plätze, wo das öffentliche Leben pulsiert, voll von neuen Kunstwerken seien. Wir können diesem Wunsche nur zustimmen und fügen den andern hinzu, es möchte diese gedankenvolle, an praktischen Ratschlägen reiche Rede nicht ungehört verhallen.

Bremerhaven. **Lothar Koch.**

Weniger als der Inhalt des Werkes ist der Stil zu loben. Die Übersetzung ist reich an Anglicismen, von denen nur ein paar der auffälligsten angeführt werden sollen: „er entwischte kaum dem Kurz- und Dicksein", (S. 3) und „ich hätte nicht besser verwickelt werden können" (S. 133). Ref. hat den englischen Text nicht zur Hand und kann daher nur vermuten, dafs die zweite, bis zur Unverständlichkeit undeutsche Stelle aus einem „I could not have been better embroiled" oder „entangled" entstanden ist. Das wäre deutsch etwa wiederzugeben durch: „Ich konnte nicht besser in die Patsche geraten". Die zahlreichen poetischen Anführungen sind zum Teil in Prosa wiedergegeben, ein Verfahren, das ohne Zweifel Billigung verdient, sobald eine gute metrische Übersetzung nicht vorhanden ist. Aber dann durfte auf S. 160 das „fiend" nicht unterschlagen werden und auf S. 81 kann es in der Schlufszeile des lange Byron zugeschriebene Wolfeschen „The burial of John Moore" nicht heifsen: „Wir liefsen ihn nur mit seinem Ruhme allein". Übrigens stand in der etwas freien, aber poesievollen Übertragung von Gustav Legerlotz die würdige deutsche Wiedergabe des unvergleichlichen Gedichtes zur Verfügung (was ein „Dichter" daraus zu machen imstande ist, kann man in Wülkers englischer Litteraturgeschichte S. 541 schaudernd ersehen!). Was anderseits die metrischen Nachbildungen betrifft, so sind sie sehr ungleich ausgefallen, „The Irish Avatara" (von A. Böttger?) kraft- und schwungvoll, andere um so schwächer.

Auch mehrere Druckfehler sind anzumerken, so in deutschen Wörtern: „gehörte" statt „gestörte", in englischen: „mee" statt „me" (S. 159) — oder sollte die Dame wirklich so unorthographisch geschrieben haben? — „stowly" statt „slowly" (S. 81).

Reichenbach i. Schl. **Gustav Weck.**

Vakanzen.

Danzig, O.R. zu St. Petri. Obl. Math., Nat. Meld. bis 22./XII. Magistrat.
Duisburg, R.G. Obl. Math., Nat. Dir. Steinbart.
Elbing, O.R.S. Obl. N. Spr. Magistrat.
Frankfurt a. M., Klingersch. Obl. Math., Nat. (Turnen). 3900—7200 M. Meld. bis 20./XII. Curatorium d. höh. Sch.
Gera, R.G. O.L. Oberbürgermeister.
Görlitz, G. Hilfsl. klass. Phil. Magistrat.
Halberstadt, H.T.S. Obl. Meld. bis z. 15./XII. Magistrat.
Kattowitz, R.S. Obl. Math., Nat. Meld. bis 20./XII. Magistrat.
Liegnitz, H.T.S. Obl. Rel., Deutsch (Gesch.). Magistrat.
Minden, H.T.S. Obl. Deutsch u. Gesch. Magistrat.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Gotha, 29. Dezember. Nr. 26, Jahrgang 1900.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis für den Jahrgang 8 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

319) **Hermann Brunnhofer, Homerische Rätsel.** Die homerischen Epitheta ornantia etymologisch und historisch-geographisch gedeutet. Leipzig, Wilhelm Friedrich (ohne Jahreszahl). XVI u. 136 S. 8. ℳ 5. —.

Eine Schrift, welche sich zur Aufgabe stellt, zur Etymologie und Erklärung der homerischen Wörter, von denen eine ganze Anzahl uns noch rätselhaft ist, etwas beizutragen, werden wir stets mit Freude begrüfsen — vorausgesetzt, dafs sie auf gesunder Grundlage beruht und sich nicht auf falsche Bahnen und zu Ungeheuerlichkeiten fortreifsen läfst, wie wir sie z. B. in Goebels „Lexilogus zu Homer und den Homeriden“ finden. Das vorliegende Buch verspricht uns die Lösung vieler Rätsel. Die Frage ist nur: Sind sie wirklich gelöst? Bei der nahen Verwandtschaft, — so hören wir den Herausgeber in der Vorrede sich äufsern — in welcher die Sprache Homers zu derjenigen der vedischen Hymnendichter stehe, sei es begreiflich, dafs gerade aus den vedaphilologischen Arbeiten für ein etymologisches Wörterbuch der homerischen

ihres Verfassers zu eruieren. Mehrere markante Stellen dienen ihm als Wegweiser. Der aus dem griechischen ἆθλα $\bar{\mu}$ entstandene schöne Eigenname Athlamos ist wahrscheinlich von Hieronymus selbst in das richtige quadraginta missus verbessert worden. Ebenso hat er wahrscheinlich zuerst Epimenides destruxit geschrieben, indem er καθαίρει mit καθαιρεῖ verwechselte, und erst später Epimenides emundavit korrigiert. Diese Vermutungen gewinnen an Boden, wenn wir eine Stelle des Rufinus beachten, aus der hervorgeht, dafs Hieronymus selbst in der That Änderungen und Streichungen vorgenommen hat. Rufinus nämlich wirft dem Hieronymus vor, dafs er den Abschnitt über Melania aus persönlichen Gründen später aus den unter seiner Redaktion entstandenen Exemplaren ausgestrichen habe. Eine Bestätigung dieser Notiz findet Schöne darin, daſs der Petavianus das Lemma ausläfst und erst am Schlufs der Seite mit einem Auslassungsvermerk nachholt. — Auch eine Belobigung, die dem Rufinus im Petavianus zu teil wird, findet sich in den anderen Handschriften nicht mehr dem Rufinus, sondern dem Florentinus [illegible]. Ursprünglich steht Rufinus an der Stelle, wie Schöne nachweist, und [illegible] später, als das Verhältnis zwischen Hieronymus und Rufinus ein [illegible] geworden war, hat Hieronymus statt Rufinus den Florentinus [illegible] und zuletzt vielleicht, wie Schöne aus der besonderen Stellung [illegible] Lemmas im Petavianus am Schlufs der Seite, allerdings ohne Auslassungsvermerk, folgert, das ganze Kolon gestrichen.

Für die Textgeschichte erweist sich nach Schöne [illegible]: Hieronymus hat in Konstantinopel im Jahre 380/81 die Chronik [illegible], dann in Rom umgestaltet und verbessert, und auf diese [illegible] [illegible] gehen unsere meisten Handschriften zurück, während andere, z. B. der [illegible] Bernensis, auf Privatkopieen zurückzuführen sind. Aber auch [illegible] Romana ist nicht von Veränderungen verschont geblieben, und zu [illegible] des Hieronymus ist seine Chronik eigentlich nie völlig [illegible]. So sind auch wahrscheinlich die Lemmata über Petrus [illegible] presbyter, Theodosius ursprünglich vom Hieronymus [illegible] gestrichen worden. Weiterhin bringt Schöne noch [illegible] zur Sprache, bei denen Verbesserungen und Änderungen [illegible] und die den Beweis liefern, dafs nicht wenige [illegible] [illegible] der Textüberlieferung aus handschriftlichen [illegible].

Die Untersuchungen über die Hieronymus-Chronik [illegible] geschlossen. Wenn die Resultate nicht immer [illegible]

halten wir doch ein anschauliches Bild, wie Hieronymus gearbeitet hat. Die äufsere Einrichtung der Eusebius-Chronik erscheint in allgemeinen Umrissen festgelegt, und die Textgeschichte der Hieronymus-Chronik bringt einige bedeutsame für spätere Ausgaben wohl zu berücksichtigende Direktiven.

Die beiden letzten Kapitel behandeln die Beziehungen der Chronik zur Biographie des Hieronymus und eine Untersuchung über die griechischen Canones des Eusebius. Das letzte Kapitel verdiente ausführlichere Behandlung in besonderer Schrift, wenn auch das vorliegende Resultate, dafs wahrscheinlich zwei Ausgaben der Eusebianischen Canones existiert haben, von denen die ältere vom Armenier übersetzt, die jüngere von Hieroynmus bearbeitet ist, als gesichert angesehen werden darf. Die Abweichungen der beiden Ausgaben beschränken sich hauptsächlich auf die Papst- und Königsliste. Die Papstliste des Hieronymus und der Syrer stimmt nicht mit dem Armenier, Hieronymus zeigt vielmehr eine nach der Kirchengeschichte des Eusebius verbesserte Papstliste. Wer diese Verbesserung vorgenommen hat, beantwortet Schöne in Hinweis auf die grofsen Schwierigkeiten der Substituierung der einen Königsliste durch die andere (während die Vertauschung der Papstlisten keine übermäfsig schwere Aufgabe war) und durch Untersuchung einiger zwischen der armenischen Eusebius-Chronik und der Bearbeitung des Hieronymus bestehenden Abweichungen dahin, dafs sie nur durch Eusebius vorgenommen sein kann. Eine interessante Frage, die einer weiteren Untersuchung wert wäre, wird dabei gestreift, nämlich die Abfassungszeit der Eusebianischen Werke. Die der Chronik fällt nach den Vicennalia Constantini, also frühestens ins Jahr 326, die der Kirchengeschichte später, weil die Chronik in ihr erwähnt wird. Anderseits erwähnen aber sowohl die eclogae propheticae, die zur Zeit der Christenverfolgung 304—313 geschrieben sind, als auch die praeparatio evangelica, die bald nach 313 verfafst sein mufs, die Chronik. Eine Untersuchung dieser Widersprüche könnte vielleicht auch zu der vorliegenden Frage der doppelten Ausgabe der Eusebianischen Chronik wertvolle Beiträge liefern.

Im vorletzten Kapitel werden die wichtigsten Notizen über das Leben des Hieronymus, bis zum Jahre 386 gegeben, und das Jahr 380/81 als die wahrscheinliche Abfassungszeit der Chronik erwiesen.

Die Lektüre der Schöneschen Schrift ist leider keine ganz leichte, namentlich lenken Abschweifungen in dem Kapitel über die Zusätze des

Hieronymus und Varianten von dem ursprünglichen Thema ab. Die Überschriften der einzelnen Kapitel, wie sie das Inhaltsverzeichnis giebt, und auch die Einteilung der Kapitel vermissen wir häufig in dem Text selbst. Der Druck hätte etwas übersichtlicher sein können. Abgesehen von diesen Äußerlichkeiten wird das Buch für Historiker, Chronologen und Theologen viel Neues und Wissenswertes bringen.

Flensburg. **A. Sundermeier.**

323) **Rud. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft.** 2. durchgesehene Aufl. Leipzig, G. J. Goeschen, 1899. XII u. 136 S. 8. Geb. ℳ —.80.

Dieses Heft der bekannten Sammlung soll, wie die anderen, die Laien mit den Grundzügen dieser Wissenschaft bekannt machen. Zu diesem Zwecke enthält es außer Vorbemerkungen vier Hauptstücke, 1) die Lehre von der Sprache und ihren Veränderungen, 2) die indogermanischen Sprachen, 3) die indogermanische Grundsprache und 4) Kultur und Urheimat der Indogermanen. Das erste Hauptstück ist das beste und entspricht seinem Zwecke. Nur findet, was der Verfasser über die Tiersprache sagt, nicht meinen Beifall. Die Tiere haben keine Sprache, sondern Interjektionen, Ausdrücke des Gefühls. Auch was S. 48 über die Erklärung der Sprache vorgebracht wird, genügt mir nicht. Die Wörter der *φύσει* entstandenen Sprache haben außer durch Onomatopoeie vor allem durch die Hand und ihre zeigende und räumliche Verhältnisse nachmalende Thätigkeit ihre Gegenständlickeit und Bedeutung erhalten. Vgl. Sobczyk, Philos. Aufsätze I, Breslau 1879. Das zweite und vierte Hauptstück erfüllen ebenfalls ihre Aufgabe. Den schwächsten Teil bildet das dritte, größte Hauptstück des Büchleins. Schon die Aufstellung der indogermanischen Grundsprache mutet seltsam an. Das ist für uns geradezu unmöglich. Dieser Teil ist zudem nichts weiter als ein für den Laien wegen seiner Kürze unverständliches Excerpt aus Brugmanns Grundriß. Es fehlt nicht an Flüchtigkeitsfehlern und bei dem sonst so korrekten Drucke an um so mehr auffallenden Druckfehlern. Hier hätte es genügt, ohne in Einzelsprachliches allzuweit einzugehen, im großen und ganzen eine übersichtliche Entwickelung der indogermanischen Sprache im allgemeinen zu geben.

Saargemünd. **Heinr. Müller.**

324) **O. Ulrich, Charles de Villers.** Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Mit Villers' Lettre à Mademoiselle D. S. Sur l'abus des grammaires dans l'étude du français, et sur la meilleure méthode d'apprendre cette langue. Mit einem Bildnisse Villers'. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1899. VI u. 98 S. 8. ℳ 2.—.

Charles de Villers, der »Janus bifrons«, wie ihn Goethe in einem Briefe an ihn nennt, der erste Franzose, der es — noch vor Frau v. Staël — als seine Lebensaufgabe ansah, seine Landsleute in das Studium deutschen Geisteslebens und deutscher Geisteserzeugnisse einzuführen und sie von dem Werte der letzteren zu überzeugen — Charles de Villers verdient es mehr als mancher andere, uns von Zeit zu Zeit in Erinnerung gebracht zu werden, und gerade jetzt, ein Jahrhundert nach seiner eingehenden und so erfolgreichen Beschäftigung mit unserem gröfsten Philosophen, war eine Arbeit über ihn wohl am Platze. Schon deshalb ist Ulrichs Buch willkommen zu heifsen. Es enthält eine warm geschriebene, überall anziehende Darstellung seines Lebens und Wirkens, die an einzelnen Stellen, so bei der Schilderung seiner Beziehungen zu Frau v. Staël, seines mutigen Eintretens für die Lübecker gegen die Franzosen im Jahre 1806 und seiner schmählichen Absetzung von der Göttinger Professur durch das Hannoversche Ministerium, besonders lebendig und fesselnd wirkt. In die durchweg auf den Quellen beruhende und die vorhandene Litteratur gewissenhaft benutzende Monographie sind zahlreiche Citate aus den Werken Villers' eingeflochten, die entweder für diesen selbst oder für die Zeitverhältnisse kennzeichnend sind. Sicher sind diese Anführungen, da Villers' Schriften oft nur schwer zugänglich sind, eine willkommene Zugabe; aber da sie etwa die Hälfte der ganzen Arbeit einnehmen, so leidet die künstlerische Einheit der Darstellung — auch eine Biographie soll ein Kunstwerk sein — sehr erheblich darunter.

Beigegeben ist der Arbeit der Wiederabdruck eines Briefes von Villers an seine Freundin Dorothea Rodde geb. Schlözer (die Mademoiselle D. S. des Titels), der lange für eine nachgelassene Arbeit von Isaac de Colom Duclos galt, als welche er auch zuerst 1797 veröffentlicht wurde. Nach den Ausführungen Ulrichs darüber wird man ihn mit ziemlicher Sicherheit Villers zuschreiben können. Der geistsprudelnde, fesselnd geschriebene Brief mufs besonders die Lehrer der neueren Sprachen interessieren, da






Widener Library
3 2044 098 630 221